This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

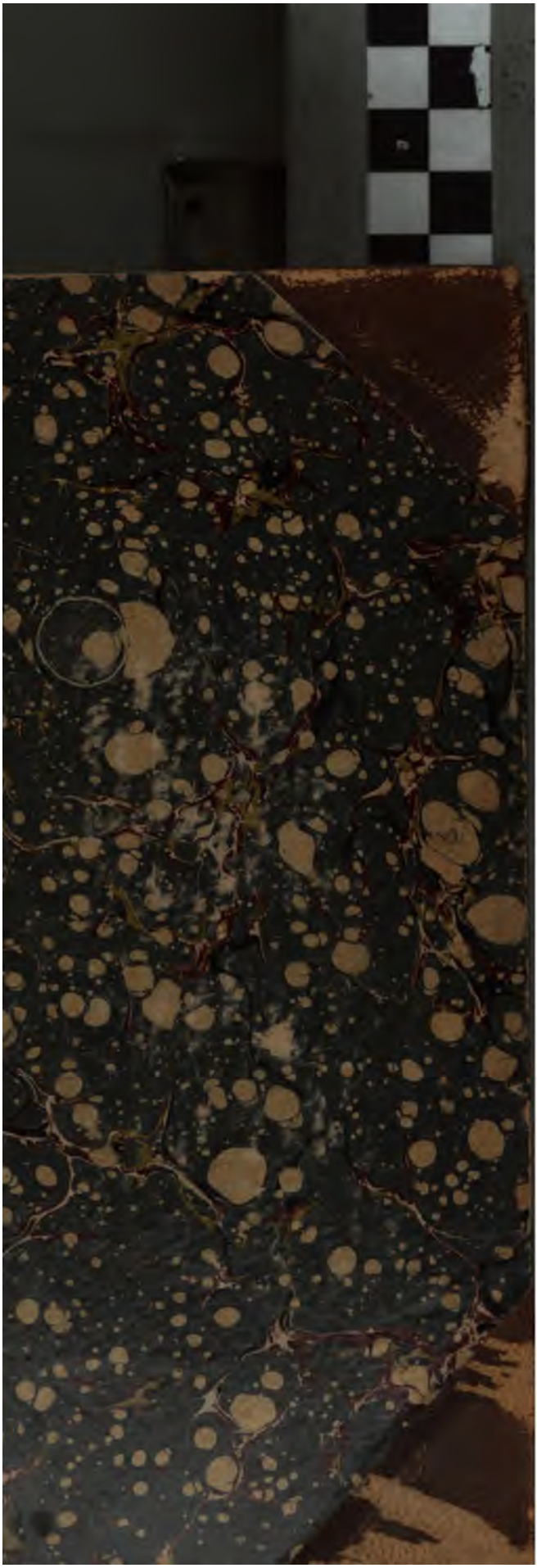
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LORRAINE
EDWARD WALTER
πάντα ῥεῖ

PN
97
.G7
[illegible]

Klaſſiſche
Dichter und Dichtungen.

Von

Gerhard Gietmann, S. J.

III.
Ein Graſsbuch.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlaſſungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Ein Gralbuch.

72132

Von

Gerhard Gietmann, S. J.

Le mellor conte
Qui soit contés en court roial
Çou est li contes del Gréal.

Chrestien de Troies,
Conte du Graal v. 479.

Freiburg im Breisgau.
Herder'ſche Verlagshandlung.
1889.
Zweigniederlaſſungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, in the year 1889, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder,** St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Einleitung.

Im zweiten Bande der „Klassischen Dichter und Dichtungen“ ist anläßlich des deutschen „Parzival“ bereits manches auch im allgemeinen zur Gralsage bemerkt worden. Es war dort jedoch für eine eingehende und allseitige Behandlung derselben kein Raum. Die Vergleichung des Goethe'schen „Faust“ gestattete nur, eine einzelne Seite der schönen Sagendichtung, nämlich die psychologische, recht ins Licht zu stellen, während eine andere, die wir die weltgeschichtliche nennen möchten, fast unbeachtet bleiben mußte. Und doch ist eben diese von weit höherer Bedeutung, ja bringt sogar die eigentliche Grundidee der Sage erst voll und ganz zum Ausdruck. Denn mehr als die Seelengeschichte der einzelnen Menschen, die Mystik des innern christlichen Lebens, bilden die Schicksale der gesammten Gottesgemeinde, der Kirche Christi, den Kern und Mittelpunkt der Sage vom heiligen Grale. Zudem legte die Reichhaltigkeit des Inhaltes dieser Sage, der in einem einzigen Gedichte nicht erschöpft werden konnte, sowie die literarische und culturgeschichtliche Bedeutung derselben es nahe, in den Kreis dieser ästhetischen Commentare noch andere Graldichtungen, neben der Wolfram'schen, aufzunehmen. Um also dem großen Stoffe wenigstens einigermaßen gerecht zu werden, betrachten wir hier die verschiedenen Bearbeitungen desselben als eine vereinte Leistung, die als solche ohne Widerrede „klassisch“ genannt werden mag und

somit auch unter dieser Rücksicht in den Rahmen unserer Studien hinein gehört.

Auf die Ausführung dieser Arbeit wirkte insbesondere bestimmend und fördernd die nähere Betrachtung eines Werkes ein, das, obgleich wenig gekannt und noch weniger beachtet, dennoch durch seinen innern Werth und sein hohes Alter durchaus berufen scheint, als eine der edelsten und bezeichnendsten Formen der ursprünglichen Gralsage zu gelten. Es ist ein gehaltvoller Ritterroman, ein echtes Gedicht in Prosa, welches die Sage mit ihren reinsten und höchsten Ideen in verhältnißmäßig klassischer Form darstellt; ja man dürfte kaum der Ueberschwänglichkeit geziehen werden, wenn man es für die beste und zugleich die älteste der erhaltenen Graldichtungen erklärte. Wir wollen indes nicht hier schon auf die Vorzüge dieses Werkes eingehen, da es nicht in unserer Absicht liegt, dem Urtheil der Kenner vorzugreifen; es genügt uns, vorläufig den Reiz der Neuheit bei der überwiegend großen Zahl der Leser für unsere Veröffentlichung in Anspruch nehmen zu dürfen.

Es war im Jahre 1866, als der belgische Gelehrte Ch. Potvin zum erstenmal wieder den „Großen Parzival-Roman", wie wir die altfranzösische Prosa-Erzählung von Perceval le Gallois nennen möchten, durch diplomatisch genauen Abdruck des alten Textes in die Gralliteratur einführte, ohne jedoch selbst bei Fachgelehrten jene Beachtung zu finden, welche das Buch doch im allerungünstigsten Falle immerhin noch verdient. Sogar der neueste und genaueste Gralsynoptiker in Deutschland, Ad. Birch-Hirschfeld, erwähnt und bespricht zwar den Potvin'schen Text, scheint aber nicht recht in dessen tiefern Sinn eingedrungen zu sein[1]. Potvin

[1] Ad. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral. Leipz. 1877.

selbst erkennt zwar in dem „Perceval“ die allerälteste uns erhaltene Bearbeitung der Gral- und Parzival-Sage, schenkt aber doch dem künstlerischen Werthe desselben wenig Aufmerksamkeit.

Wir fanden es unter solchen Umständen sehr angezeigt, dem neuentdeckten Buche endlich einmal von der ästhetischen und literarhistorischen Seite zugleich nahe zu treten, und zwar, der äußern und innern Bedeutung der Dichtung entsprechend, dadurch, daß wir den nur für wenige zugänglichen altfranzösischen Text in einer deutschen Uebertragung wiedergaben und ihm, nebst einer Würdigung seiner historischen Stellung, einen ästhetisch erläuternden Commentar nach Art der früheren Bände unserer „Klassischen Dichter“ folgen ließen; so glaubten wir hoffen zu dürfen, das Buch in den Gemeinbesitz der Literaturfreunde einzuführen. Eine ruhige und besonnene Beurtheilung der nachfolgenden Blätter wird hoffentlich die Berechtigung unseres anscheinend kühnen Unterfangens unweigerlich anerkennen. Daß man nicht mit den Anschauungen und Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts an einen Roman des elften oder zwölften herantreten und den Dichter nicht mit dem Maßstabe einer George Sand oder eines Ebers messen darf, halten wir für zu selbstverständlich, um es hier ausführlich zu beweisen. Wenn wir also von künstlerischen Vorzügen, ja von einer gewissen Vollendung der vorliegenden Dichtung reden, so soll das eben durchschnittlich, sofern die Form in Betracht kommt, nur vergleichsweise verstanden werden; einzelne Theile freilich, Schilderungen sowohl wie Erzählungen, sind derart, daß sie für alle Zeiten einen hohen und höchsten künstlerischen Werth beanspruchen, und beweisen in Verbindung mit den großartigen Grundideen des Werkes, daß wir es mit der Schöpfung eines hochbegabten Dichters zu thun haben.

Zur vollen Würdigung des „Großen Parzival-Romans“ bedurften wir aber der anfangs angedeuteten zusammenhängenden, übersichtlichen und gewissermaßen vollständigen Vergegenwärtigung der gesammten Graldichtung des Mittelalters, und so nennen wir denn mit Recht diese unsere Arbeit ein Gralbuch, wenn auch der Kern derselben nur eine Einzeldarstellung der herrlichen Sage bildet.

Wir haben diese Schrift nicht in erster Linie für die Fachgelehrten, sondern für einen weitern Kreis gebildeter Leser bestimmt, und zwar, wie es die Beschaffenheit des Gegenstandes, der schönsten Sagenschöpfung der mittleren Zeiten, mit sich bringt, noch mehr als die vorausgehenden Arbeiten ähnlicher Art. Danach beurtheile man Darstellung und Anordnung. Der Text des Romanes ist für jeden verständlich; die Erläuterungen und Ergänzungen hingegen streifen das wissenschaftliche Gebiet. Wir schicken daher die munterfließende, unterhaltende Erzählung voraus, indem wir glauben, daß sie schon bei einfacher Lesung eine hohe Befriedigung gewähre, und verweisen nur nach größeren Abschnitten auf die ästhetische Erklärung, welche nachfolgt. Erst an diese schließen sich, zur Herstellung eines für die Gegenwart genügenden Gralbuches, tiefer gehende Erörterungen. Eine Uebersicht der beachtenswerthesten Züge aus den übrigen Graldichtungen veranschaulicht den reichen Inhalt und die innere Entwicklung der Sage. Damit verbinden wir diejenigen kritischen Betrachtungen, welche der Gegenstand gebieterisch fordert, wenn anders die Behandlung nicht der Oberflächlichkeit geziehen werden soll. Den Schluß bilden einige Ergänzungen aus weiter abliegenden, legendenartigen Berichten.

Es ist leicht ersichtlich, weshalb wir die große Masse des Erläuterungsstoffes nicht zu einer ausführlichen Einleitung verarbeitet haben. Brauchten wir auch nicht zu besorgen,

durch das Vielerlei manche unserer Leser abzuschrecken oder gar zu verwirren, so halten wir doch dafür, daß die einfache Kenntnißnahme von dem großen Parzival-Romane (nach dem gefeierten Epos Wolframs von Eschenbach) der geradeste Weg zum Verständniß der herrlichen Gralsage ist. Alles Uebrige darf als untergeordnet, zum Theil als Beiwerk betrachtet werden, das nur zur Vervollständigung der gewonnenen Kenntniß beiträgt. Indessen entspricht es unserm Zwecke vollkommen, eine kleine Einführung in die Sage vom heiligen Grale für die mit der Legende noch nicht vertrauten Leser vorauszuschicken, das Nöthigste zur allgemeinen Würdigung des übersetzten Werkes anzudeuten und eine vorläufige Rechenschaft abzulegen, aus welchen Gründen wir dem großen Parzival-Romane eine so hervorragende Bedeutung beimessen. Wir haben uns durch Anwendung von Textnummern die Möglichkeit verschafft, auf Späteres zu verweisen, und benutzen dieselben gleich in diesem Vorwort, um durch Hinweisung auf die nachfolgenden Erörterungen die ersten allgemeinen Aufstellungen zu stützen und jedem auch die nähere Einsicht in die Gründe derselben nach Wunsch zu vermitteln; so wird der Einleitung neben der unerläßlichen Kürze eine gewisse Vollständigkeit gesichert.

Was die Wiedergabe des altfranzösischen Textes, der selbst nur eine Uebersetzung oder Ueberarbeitung einer lateinischen Urschrift ist, anlangt, so dürfen wir dieselbe eine wörtliche nennen, jedoch mit einiger Einschränkung. Es stellte sich bald heraus, daß eine ängstliche Genauigkeit der Uebersetzung nicht zweckdienlich war. Die stellenweise unvollkommene Fassung der Gedanken, welche in der Beschaffenheit der altfranzösischen Sprache, in einer gewissen, vielleicht liebenswürdigen, Nachlässigkeit des Romanstiles oder in fehlerhafter Ueberlieferung begründet sein mag, schien uns die Pflicht aufzuerlegen, nicht allzu peinlich Wort um Wort zu über-

tragen, sondern gelegentlich in leichter Abänderung der Satzform, in Tilgung oder Beifügung eines ausmalenden Beiwortes, hie und da sogar eines kleinern Satztheilchens und in ähnlichen für den Gedanken unerheblichen Abweichungen von der Vorlage eine gewisse Freiheit walten zu lassen. Dieselbe schien um so eher statthaft, weil in der einzigen vollständig erhaltenen Handschrift offenbare Fehler und Unverständlichkeiten nicht eben selten vorkommen, und weil uns ohnehin nicht der lateinische Grundtext selber vorliegt. Obwohl also unsere Absicht dahin ging, eine wortgetreue Uebersetzung zu liefern (soweit nicht die auf dem betretenen Gebiete unvollkommenen Vorarbeiten und Hilfsmittel einzelne Versehen herbeiführten), so lag uns doch viel mehr daran, Sinn und Ton der französischen Urschrift, als Wort und Wortfügung wiederzugeben. — Nun zur Sache.

Wesen und Bedeutung des Grales. „Der heilige Gral" heißt eine Reliquie aus den Leidenstagen des Erlösers, nämlich ein Kelch oder eine Schüssel, welche dem Herrn beim letzten Abendmahle zur Einsetzung der Eucharistie diente und in welcher das seinen Wunden auf Golgatha entströmende Blut aufgefangen wurde. In einer einzelnen Fassung der Sage bedeutet „Gral" eine Edelsteinplatte mit einer Oblate darauf, welche himmlischen Ursprungs ist und wunderbare Kräfte besitzt; doch auch hier bleibt die doppelte Beziehung auf Christi Abendmahl und Kreuzestod eingeschlossen. Nun ist aber das hochheilige Opfer der Messe zugleich die unblutige Erneuerung des Kreuzopfers und die Wiederholung dessen, was Christus that, als er beim letzten Abendmahle „Brod nahm und es danksagend brach mit den Worten: Nehmet hin und esset, dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; thut dies zu meinem Andenken — und in ähnlicher Weise nach dem Mahle den Kelch mit den Worten: Dieser Kelch ist der Neue

Bund in meinem Blute; thut dies, so oft ihr ihn trinket, zu meinem Andenken; denn so oft ihr immer dieses Brod esset und den Kelch trinket, sollet ihr den Tod des Herrn verkünden, bis er kommet." Demgemäß berührt sich in der Mehrzahl der Dichtungen der Graldienst sehr nahe mit der Meßfeier. Mit anderen Worten: der Gral gilt als heilig, weil derselbe 1. bei Einsetzung der Eucharistie und 2. beim Tode des Herrn zur Aufnahme seines kostbarsten Blutes diente und 3. als Reliquie, die mindestens in der Dichtung erhalten, ein Symbol des im Opfer und Sacramente des Altares seiner Kirche stets gegenwärtigen Erlösers ist. Der Gral muß demnach als Sinnbild und die Gralsage als Verherrlichung der Kerngeheimnisse des Christenthums angesehen werden, um so mehr, als fast alle Dichter außerdem wieder und wieder an das höchste Geheimniß der christlichen Offenbarung, nämlich das der anbetungswürdigen Dreifaltigkeit, erinnern. Wir verweisen hier nur auf diejenige Darstellung der Sage, welche allgemein als die älteste gilt (Nr. 294 ff.), und auf jene, welche wir als die älteste erweisen werden (Nr. 266 ff.).

Schon aus dem Gesagten erhellt, daß es weniger angemessen ist, an die Schüssel, als an den Kelch des Abendmahls zu denken, zumal der letztere allein dem Meßkelche vollkommen entspricht. Es wäre zudem auffallend, wenn die Gralsage in der That mit der mehrfachen Bezeichnung: Kelch, Gral, Schale (calice, graal, écuelle) ursprünglich einen historisch und wesentlich verschiedenen Sinn verbunden hätte. Wir glauben am sichersten zu gehen, wenn wir, entsprechend der sehr häufig gebrauchten allgemeinen Bezeichnung „Gefäß" (vessel, vaisseau), ursprünglich eine kelchartige tiefe Schale voraussetzen. Man nimmt mit Unrecht an, „Gral" sei eigentlich nur ein Wort für „Schüssel". S. unten die Bemerkung nach Aufzählung der Gralgedichte S. XXX f.

Der heilige Gral fordert Glauben und ein christliches Leben nach dem Glauben; weder der Ungläubige noch der Sünder nimmt an seiner Gnade theil oder vermag auch nur

seine Geheimnisse zu verstehen. Den Berufenen hingegen spendet er alle Güter in paradiesischer Fülle, vor allem des Herzens Wonne und Seligkeit, aber auch Jugendfrische des Körpers, ja Unsterblichkeit und die edelsten Genüsse des Lebens. Er ist des reinsten Glückes Quelle und Unterpfand der göttlichen Huld. Das Gralland liegt wie ein zweites Eden, ein verschlossener Garten höchsten Heiles, den Blicken der meisten Menschen weit entrückt. Man muß es suchen und wie ein verlorenes Vaterland wiedererobern. Der innerste Drang edler Herzen zieht unwiderstehlich dahin; doch nur dem besten aller Ritter ist es vorbehalten, für sich und andere glücklich zum Ziele durchzudringen. Nicht alle Graldichtungen weisen freilich dem Heiligthume sogleich eine feste Ruhestätte, ein Land und eine Burg an, die zu suchen und zu erkämpfen wäre; einige derselben lassen ihn mit einer auserwählten Schaar durch verschiedene Länder wandern und die Einführung des christlichen Glaubens fördern; erst dann kommt es zur Gründung eines besondern Gralreiches. Verbreitung und Sieg des Christenthums machen die erste Aufgabe aus, deren Lösung den Graldienern obliegt; die apostolischen Wanderungen und Glaubenskämpfe aber führen zur festen Begründung der Kirche in der Welt und damit zur Ruhe des Grales selbst. Doch von der Stätte seiner Ruhe aus übt er nun seine Anziehungskraft auf die noch unbekehrte oder durch Sünde wieder entfremdete Menschheit aus, und für sie dauert die Gralsuche stetig fort.

Geschichte des Grales. Der Gral, d. h. jenes geheimnißreiche Gefäß, kam zunächst in den Besitz Josephs von Arimathäa; er füllte es mit dem Blute, das aus den Wunden des Gekreuzigten floß, als er den heiligen Leichnam zur Grablegung bereitete. Die Juden, welche Joseph wegen seiner Liebe zum Heiland haßten, warfen ihn ins Gefängniß; aber

der heilige Gral erhielt auf wunderbare Weise viele Jahre hindurch sein Leben und verwandelte seine Leiden in lautere Wonne. Von Vespasian wurde der Gefangene in Freiheit gesetzt und begann nun, in Kraft des heiligen Gefäßes, eine Christengemeinde zu gründen, die seines Glückes theilhaft wurde. Doch bald fand auch weltlicher Sinn bei derselben wieder Eingang, und es trat die Nothwendigkeit einer Scheidung der Geister ein. Die Getreuen versammelten sich hinfort um eine von Joseph nachgeahmte Abendmahlstafel; auf dieser stand der gnadenspendende heilige Gral. Die kleine Schaar weihte sich nun ganz dem Berufe der Glaubensverbreitung und zwar vorläufig im Morgenlande; dann aber zog sie mit dem heiligen Kleinode und mit ihrem Führer, oder auch ohne diesen, in den fernen Westen. Dort setzte sie ihr Werk, nicht ohne Beihilfe bekehrter Fürsten, rüstig fort. Großbritannien wurde das Hauptfeld ihrer Thätigkeit; hier entstand auch das Gralreich, dessen Beherrscher nach einem bereits zu Josephs Zeiten mit dem Gral verbundenen symbolischen Fische der Fischerkönig genannt wurde.

Von da an tritt der Gral in ein geheimnißvolles Dunkel zurück und entzieht sich der allgemeinen Kenntniß. Die Periode der Verwüstung bricht für Großbritannien herein. Der Fischerkönig selbst verfällt unheilbarem Siechthume. Die Welt erwartet einen Retter, der den Gral entdecken, den König heilen, das Vaterland beglücken und die Verheißungen erfüllen soll. Diese mittlere Geschichte des Grals kommt nirgendwo zur ausführlichen Darstellung, sondern wird nur in mehr oder minder willkürlichen Voraussetzungen angedeutet. Man sieht aber, es war eine große Kluft zu überbrücken, um von der ersten Periode auf die letzte zu kommen und einen Abschluß herbeizuführen. Offenbar folgte auf die Blütezeit des siegreichen Christenthums eine Zeit der Glaubensverdunkelung

und des Sittenverderbnisses, wie solche bereits in den Tagen Josephs angebahnt zu werden schienen. Die andauernde Krankheit des Gralkönigs läßt sich demgemäß am einfachsten als poetisches Sinnbild des allgemeinen Verfalles begreifen.

Jene schon oben erwähnte abweichende Fassung der Sage, in der die Edelsteinplatte mit der Oblate erscheint, kennt überhaupt die Urgeschichte des Grales nicht; wie die Oblate, so kommt auch der Edelstein ursprünglich vom Himmel. Der Verfall des Gralreiches wird jedoch gleich zu Anfang der Erzählung vorausgesetzt und das Siechthum des Fischerkönigs sehr angemessen aus einer Sünde gegen seinen heiligen Beruf erklärt. Zugleich wird der Schauplatz der Gralgeschichte nach Frankreich verlegt. S. unten Nr. 351 f. Den Versuch, eine ältere Geschichte des vom Himmel gekommenen Heiligthumes herzustellen und in die Bahn der übrigen Berichte wieder einzulenken, s. Nr. 361. 367 f. Ein Dichter scheint mit weitem Blicke durchaus alle Orte und Zeiten zu umspannen; s. Nr. 322 f. Die gewöhnliche Beschränkung auf Britannien aber und auf die Gründung und spätere Neubelebung der christlichen Religion in diesem Lande hat ihren Grund in einem frommen Patriotismus der ersten Gralsänger, die an eine örtliche Legende anknüpften (Nr. 289. 373 f.).

Die Wiederfindung des Heiligthums wird als Lohn höchster Rittertugend dargestellt. Das Mittelalter in seinen schönsten Zeiten konnte die Aufgabe des christlichen Lebens nicht besser als unter dem Bilde des Gottesstreites begreifen. Die Ausbildung der Gralsage fällt nun in die Zeit der Vorbereitung und der Ausführung der ersten Kreuzzüge. Kein Wunder denn, daß in ihr das Kreuzritterthum die Ehrenrolle spielt, indem die edelsten Helden mit dem Schwert in der Hand ihr eigenes Glück und das Wohl der ganzen Menschheit auszuwirken berufen sind. Außerdem war im Mittelalter ein Freundschaftsbund der geistlichen und weltlichen Macht keine bloße Idee, sondern vielfach schöne Wirklichkeit. Daher muß ein Ritterkönig sein Schwert in den Dienst des heiligen Grales stellen. Für die keltische Nation, die zuerst von dem wunderbaren Heiligthume sang, war nun aber Artus das

höchste Muster des Ritterkönigthums. Parzival also, oder wie immer der große Gralfinder genannt wird, muß Ritter von Artus' Tafelrunde sein. „Tafelrunde" heißt nämlich die Ritterbruderschaft, die, um Artus' runde Tafel versammelt, die auserlesenste Blüte des christlichen Heldenthums darstellt. Artus oder Arthur gilt den britischen Barden als eigentlicher Nationalheld, als Vorkämpfer des Christenthums gegen die heidnischen Sachsen. Er ist eine geschichtliche Persönlichkeit und wirklich einer der Oberkönige, unter deren Führung die christlichen Briten den (seit 449 ins Land gekommenen) heidnischen Angelsachsen Widerstand zu leisten suchten; sein Tod wird ins Jahr 537 gesetzt. Die sogenannte „runde Tafel" dieses Fürsten soll nun eine Nachahmung derjenigen sein, welche einst Joseph von Arimathäa nach dem Muster des Abendmahlstisches anfertigte. Diese Tafel in ihrer Beziehung auf die Graltafel ist das äußere Bindeglied, welches die Gral- und Artussage verknüpft; der tiefere Grund dieser Verbindung liegt jedoch in dem Berufe des Ritterthums, für die Sache Christi und seiner Kirche einzutreten. Die Errichtung der Ritter-Tafelrunde nun wurde veranlaßt durch Merlin, den „Zauberer", d. h. Wundermann, dessen Geschichte uns von den einfacheren Gralerzählungen zu den ritterlichen „Gralsuchen" hinüberführt. S. Nr. 329 ff. u. bes. 332—334.

Ein Ritter von Artus' Tafelrunde also unternimmt und vollbringt, von Gott angeregt und unterstützt, die Erwerbung des Grales. Oefter ringen noch andere neben ihm um denselben Preis höchsten Ruhmes und geben ihrestheils das Beispiel echter Rittertugend in niederm Grade. Diese eifrige Bemühung des Ritterthums um den Besitz des Grales, welche im Grunde nur ein Sinnbild des Eifers der Menschheit für Glauben und Religion Christi ist, wird nun folgerichtig mit

... jedes einzelnen zum
schatze berufenen und dem Rufe folgende
Fassung der Gralsage, welche wir als v.
abweichend gekennzeichnet haben, läßt s
kirchengeschichtliche Bedeutung derselben geg
in den Schatten treten.

Die äußere Anlage der „Gralsuchen" lei
zahl der Fälle aus einem weltlichen Märchen d
ab, welches die nationale Befreiung von der A
lichen Helden abhängig macht. S. Nr. 343 ff.
haupt mit der Einführung des Ritterthums in d
übrigens die Verweltlichung derselben ang
barte sich nirgends stärker als dort, wo man, v
Boden der Legende ganz und gar verließ.

Die Wunderwelt des heiligen Grales ka
als wirklich gelten; daher muß dieselbe Dic
schuf, Sorge tragen, daß sie in angemesse
aufgehoben werde. Man läßt also das G
den Blicken der Menschen, in deren Mitte
entschwinden. Aber, geht auch die poetische
so bleibt doch der Kern ewig wahr.

Quellen der Graldichtung. Der Ideen
liegt eigentlich im Schatze der christlichen
schlossen, und die Aus...

rühmtheit erlangt, welche durch das ganze Mittelalter fortdauerte. Beruhte doch das Interesse in erster Linie entschieden auf dem Stoffe und nicht etwa auf den künstlerischen Vorzügen, welche ein einzelner Dichter seinem Werke zu verleihen wußte. Man hat nun an Wundergeräthe und Wunschdinge mancher Art erinnert, welche in volksthümlichen Märchen allerorts vorkommen, und darin, daß solche Kleinode durch geheimnißvolle Kräfte Segen und Glück spenden, gleichen sie allerdings dem Grale, der ja auch, wie ein Erbstück aus dem Paradiese, die merkwürdigsten Wunder zur Beglückung seiner Besitzer wirkt. Allein diese Eigenschaften werden doch hier mit aller Bestimmtheit auf die Berührung mit dem Erlösungsblute Christi zurückgeführt. Außerdem finden wir den heiligen Gral fast überall mit einer andern Reliquie aus den letzten Lebenstagen des Herrn, nämlich mit der Lanze des Longinus, in Verbindung gebracht; auch zählt er selbst mit zum Geräthe des Abendmahlstisches und wird auf einem Nachbilde dieses Tisches zur Verehrung aufgestellt. Demgemäß können also vornehmlich nur solche Ueberlieferungen in Betracht kommen, welche sich an Reliquien aus den Leidenstagen des Erlösers oder an Personen knüpfen, welche zu jenen in naher Beziehung standen oder gestanden haben sollen.

Die Reliquien des heiligsten Blutes Christi, besonders solche, welche auf Personen aus dem Bereiche der Gralsage zurückgeführt wurden, ziehen zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es hat deren, wie geschichtliche Zeugnisse ausweisen, in beträchtlicher Zahl gegeben: Nr. 371. 372. 376. Wenn nun auch die Anknüpfung der Sage an eine bestimmte Reliquie dieser Art nicht offen vorliegt, so ist dieselbe doch mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen. Die Verwandtschaft betrifft hier ja den Kern der Sage vom heiligen Grale selbst, zumal für gewöhnlich das Blut des Herrn wirklich als in

dem Kelche und in der Schüssel dauernd enthalten gedacht wird. Auch die rasche Verbreitung der Grallegende erklärt sich am einfachsten aus der höchsten Verehrung, welche selbstverständlich einer solchen Blutreliquie gezollt wurde, aus der großen Zahl von Orten, wo die Sage eine solche Ueberlieferung vorfand, und aus der sichern Gewähr, welche ein weitverbreiteter Cult gerade eines Heiligthumes dieser Art vor allen anderen dem frommen Glauben darzubieten schien. Wer möchte in der That nicht unbedenklich annehmen, daß die Freunde Jesu sein so reichlich vergossenes Blut sorgsam auffammelten, unter sich und an andere vertheilten, und daß so kostbare Andenken an den gekreuzigten Gottessohn Jahrhunderte lang treu bewahrt wurden? Das Auge der Gläubigen, die Vorsicht der Kirche, ja der Schutz des göttlichen Geistes wachten ohne Zweifel hier in ganz besonderer Weise[1]. Gesetzt aber auch, daß ein örtliches Versehen mit dem unter dem Kreuze gesammelten Blute anderes, welches etwa von einem wunderbar blutenden Crucifixe oder überströmenden Opferkelche gewonnen wurde, verwechseln mochte, oder daß selbst ein wesentlicherer Irrthum mitunterlief: alles dies würde der Gralsage nur noch weitere Anknüpfungspunkte geboten haben.

Dazu kommt, daß über das Gralgefäß ähnliche Legenden verbreitet waren; s. Nr. 379. Die Erhaltung auch dieser Reliquie bis tief ins Mittelalter hinein, ist recht wohl denkbar;

[1] Ein solches Blut ist natürlich nicht mehr hypostatisch mit dem lebendigen Blute und der Gottheit Christi verbunden; die eigentliche Substanz desselben kann auch ohne ein ganz außerordentliches Wunder nicht mehr erhalten sein; es genügt, trotz der gebührenden Verehrung solcher Reliquien in der Kirche, anzunehmen, daß solche Reste oder Spuren übrig blieben, wie sie sich von jedem andern Blute erhalten konnten. Vgl. Suarez in III. P. Summ. S. Thom. quaest. LIV disp. 47, sect. 3, n. 9.

es gehört jedenfalls weniger Wahnglaube zur Annahme einer solchen Erhaltung, als Willkür zur Läugnung derselben. Ein Irrthum lag allerdings bei der Leichtigkeit der an sich harmlosen Vervielfältigung nicht fern; ein solcher verschlägt aber für die Gralbichtung wenig, unterbreitet derselben vielmehr nur eine neue Grundlage.

Schon der Evangelist (Joh. 19, 34) macht nachdrücklich auf jenes Blut aufmerksam, welches, mit Wasser vermischt, aus der heiligen Seite des Heilandes floß. Von jeher erkannte auch die Kirche, durch die Schriftworte selbst belehrt, in der Seitenwunde Christi ein gnadenreiches Geheimniß. Dadurch gewann die Lanze des Soldaten, welche bei der Durchbohrung als Werkzeug gedient hatte, eine ganz besondere Heiligkeit. Seit den Tagen der Kaiserin Helena, welche dieselbe wieder auffand, genoß sie daher eine sehr hohe Verehrung, welche auch den Pilgern aus dem Abendlande, wenn sie (in der ältesten Zeit) nach Jerusalem kamen, nicht verborgen bleiben konnte; s. Nr. 377. Ueberhaupt mußte der so häufige Besuch der heiligen Stätten seit dem Beginn der Kreuzzüge und schon lange vor dieser Zeit der religiösen Phantasie der Abendländer reiche Nahrung bieten und den Boden für ein Lied vom Erlösungsblute Christi und von den Schicksalen der durch dasselbe geheiligten Kirche (Eph. 5, 25 f.) vorbereiten: die Kirche galt als das mystische Jerusalem, durch Christi Blut geweiht, die Gralsage war ein erhabenes Kreuzlied, in dem das kostbare Blut verherrlicht und die Parole zur Wiedererwerbung der verlorenen Gottesstadt ausgegeben wurde.

Nicht minder zahlreich und weitverbreitet waren die Legenden der Personen, welche in der Gralsage eine Rolle spielen. Der Ruf eines Joseph von Arimathäa, eines Nicodemus, eines Longinus und einer Veronika drang frühzeitig

in den Westen, ebenso Reliquien, sei es ihrer eigenen heiligen Leiber, sei es aus ihrem einstigen Besitze; vielfach ließ man auch sie selbst in Begleitung der ersten Glaubensboten nach Italien, Gallien oder England kommen. S. Nr. 371 ff. 376—378. Es mögen die zahlreichen Ueberlieferungen im einzelnen nur ungenügend durch zweifellose Zeugnisse beglaubigt sein; in ihrer Gesammtheit setzen sie einen Kern historischer Wahrheit voraus, welcher die Gralsage im Keime zu enthalten scheint. Will man aber einem einzelnen Graldichter einige persönliche Gabe der Erfindung zutrauen, so genügten sogar gewisse uralte Apokryphen aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert, um durch eine glückliche Abänderung zur vollständigen Josephs-Legende der Gralsage umgestaltet zu werden. S. Nr. 304. 309. Allerdings war es nicht eben Sitte jener Zeiten, das innere Wesen einer benützten Erzählung durch freie Erfindung umzugestalten; ferner tritt der Gralmythus gleich anfangs bei anscheinend unabhängigen Dichtern in ganz ähnlicher Form auf, und es scheint nicht wahrscheinlich, daß eine unvorbereitet vor die Oeffentlichkeit gebrachte Idee so rasche und so begeisterte Aufnahme gefunden hätte. Es wird daher gerathen sein, mannigfache Ueberlieferungen der Art, wie die oben angedeuteten, und namentlich eine an Josephs Namen sich knüpfende Legende vom Blute Christi vorauszusetzen. Volle Klarheit wird übrigens in dieser Frage nicht zu erreichen sein. Es sei nur noch erinnert, daß ein Graldichter und mit ihm sogar der gelehrte Cistercienser Helinand (etwa 1150—1223) eine alte Vision als Quelle bezeichnen; darin spricht sich mindestens die Ueberzeugung aus, daß ein legendenhafter Bericht aus früherer Zeit den späteren Dichtern als Fundgrube diente. S. Nr. 280. 307.

Gralgedichte. Mit Uebergehung des „großen Parzival-Romanes" geben wir nun zunächst ein chronologisches Ver-

zeichniß der übrigen uns erhaltenen Bearbeitungen der Sage, insofern dieselben auf einige Selbständigkeit und Bedeutung Anspruch machen können. Verfasser und Entstehungszeit sind nicht immer ganz sicher, wie weiter unten (Nr. 279 ff.) ausgeführt wird. Wir fügen in wenigen Worten eine Andeutung des Inhaltes und der Beschaffenheit eines jeden Werkes bei.

I. Das Boron'sche Gedicht: Romanz de l'estoire dou Graal. Nur in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts: Paris, Bibl. nation. Ms. No. 20047 fonds Saint-Germain No. 1987. Ausg.: Francisque Michel, Le Roman du Saint-Graal. Bordeaux 1841. Auch in Fr. J. Furnevall, Seynt Graal or The Sank Ryal, London 1861 u. 1863. Man nennt das Gedicht wohl den Kleinen heiligen Gral, oder wegen des Inhaltes den Joseph von Arimathäa. Es umfaßt nur 4018 Verse, ist recht einfach in Stil und Anlage, aber gedankenreich.

Inhalt: Joseph von Arimathäa erwarb den Kelch, in welchem Jesus das Sacrament consecrirte, sammelte darin das Blut, welches aus den Wunden des Herrn (auch der Seitenwunde) floß, als er sie vor der Grablegung wusch. Von den Juden ins Gefängniß geworfen, erhielt er aus Christi Hand das heilige Gefäß mit dem kostbaren Blute zurück; der Herr sprach zu ihm „geheime Worte" über die Bedeutung des Grales. Durch Vespasian befreit, schaarte Joseph eine Christengemeinde um sich und verfertigte die „zweite Tafel", d. h. ein Nachbild der Abendmahlstafel, die zur Scheidung von Guten und Bösen diente. „Gral" bedeutet geistige Gnade und Wonne; das Sinnbild des Fisches wurde mit demselben verbunden. Joseph starb im Morgenlande; vor dessen Tode zog sein Schwager in den Westen, um in der Kraft des Grales das Christenthum zu verbreiten. Sein Enkel, der Sohn Alans, ist der Verheißene, auf den die Welt harret. Die letzten 504 Verse leiten eine Episode ein, welche in die britische Sage hinüberführt.

Der Dichter, Herr Robert von Boron, ist nicht näher bekannt; er schrieb zwischen 1170 und 1190. Man hält

ſein Gedicht oder auch eine in mehreren Handſchriften erhaltene proſaiſche Bearbeitung, die ſehr wenig abweicht, für die älteſte Graldichtung. Vgl. Nr. 279. 294—296. 309—312. 320 und 321.

II. Der „Merlin“: Romanz des prophecies Merlin. In mehreren Handſchriften. Ausg. Paris 1498 in drei Foliobänden. Danach die „Geſchichte des Zauberers Merlin“, von Fr. Schlegel, Werke VII. Bd. Schon Gottfried von Monmouth (um 1140) nahm die Prophetiae Merlini in ſeine Chronik auf. (Ausführliche Inhaltsangabe auch bei Paulin Paris, Romans de la Table Ronde I, Paris 1868.) Es iſt ein breiter Proſaroman voll bunter Abenteuer und Wundergeſchichten ohne künſtleriſchen Werth.

Inhalt: Die Hölle will durch den Zauberer Merlin Chriſti Werk in der Welt zerſtören, aber Gott vereitelt durch den Propheten Merlin die Anſtrengungen der Teufel. Derſelbe wird Rathgeber des Königs Uterpendragon und bald Erzieher ſeines Sohnes Artus. Schon unter dem Vater wird auf Merlins Rath eine „dritte Tafel“ errichtet zu Carduel in Wales; als Muſter dient die gnadenreiche Tafel Joſephs, der von Chriſtus ſelbſt einen goldenen Kelch erhielt als Zeichen der Gemeinſchaft von Guten und Böſen bei ungleicher Wirkung für beide.

Der „Merlin“ wiederholt in Proſa den Schluß des Boron'ſchen Gedichtes und bleibt der Auffaſſung desſelben auffallend treu. Er ſcheint die breitere Ueberarbeitung der verlorenen Fortſetzung Borons zu ſein. S. Nr. 279. 329 bis 332. Eine eigentliche Graldichtung iſt er nicht, aber ein unentbehrliches Bindeglied der Grallegende und der Artus- und Parzival-Sage.

III. Der Boron'ſche Parzival, d. h. ein Proſaroman Perceval von beſcheidenem Umfang, welcher zum Boron'ſchen Gedichte eine ganz ähnliche Beziehung zu haben ſcheint, wie der „Merlin“. (In einer Handſchrift vom

Jahre 1301 (Ms. Didot) erhalten und zwar mit dem Merlin und der Prosabearbeitung jenes Gedichtes verbunden. Mit letzterer abgedruckt bei Hucher, Le Saint-Graal, Le Mans 1874.)

Inhalt: Merlin erscheint in dieser Gralsuche vor Artus, König von Logrien (England oder einem Theile desselben[1]), erinnert an die Bedeutung der „dritten Tafel" und weissagt, daß ein Ritter der Tafelrunde den im Lande verborgenen Gral finden, den siech gewordenen Gralkönig heilen und den Zauberbann Britanniens aufheben werde. Es ist Perceval, Alans Sohn. Dieser wird in der Schule der Prüfung und des Kampfes zum besten Ritter der Welt gebildet. Beim ersten Besuch auf der Gralburg weist man ihn als unreif ab. Ein Einsiedler wirkt auf seine sittliche Besserung ein. Schließlich wird er des ersehnten Glückes, das märchenhaft an die Frage nach des Grals Bestimmung geknüpft ist, theilhaftig. Der Gral ist ein Gefäß mit dem Blute Christi; zwei Teller und die Lanze des Longinus begleiten sein Erscheinen.

Die äußere Anlage des Romans, der einfach, doch mit Geschick geschrieben ist, muß als dem Mabinogi von Peredur (Nr. 343 ff. u. 350 ff.) entlehnt angesehen werden. Näheres über diese „Kleine Gralsuche" Nr. 279. 334 ff.

IV. Chrestiens Parzival, d. i. Le Conte du Graal von Chrestien de Troyes. Der Name des Dichters und formelle Vorzüge machten das bei weitem nicht vollendete Gedicht berühmt (Nr. 282). Wir besitzen es in vielen Handschriften; erste Ausgabe von Potvin, Perceval le Gallois, Mons 1866—71. Anlage und Inhalt stimmen, soweit der Conte du Graal reicht (10601 VV.), ziemlich genau mit dem eben besprochenen Kleinen Parzival-Roman; nur ist Gawan

[1] Britannien zerfiel durch die älteste Theilung in Cymru, Lloegr und Alban, was ungefähr Wales, England und Schottland bedeutet. Artus beherrscht noch Logrien mit Cambrien (Wales), er residirt meist zu Caerleon am Usk.

als zweiter Held eingeführt, und sind dessen Abenteuer vor und nach der Verstoßung Parzivals von der Gralburg eingelegt. Die Ritterwelt ist in bunten Farben geschildert; der Kern der religiösen Legende tritt dagegen in dem vorliegenden Fragment sehr in den Schatten. Der Gral ist eine Art Schüssel (das erste Mal heißt es einfach un graal); ein silberner Teller ist damit verbunden, wie auch eine blutende Lanze, die so behandelt wird, daß sie die Leidensreliquie zu sein scheint und auch von den Fortsetzern dafür angesehen wird. Als Nahrung des kranken Königs wird eine Hostie genannt, die vom Grale kommt (V. 7796); sie genügt, ihm Leben und Kraft zu erhalten:

D'une sole oiste li sains hom
Sa vie sostient et conforte ...
A sa vie plus ne covient
Que l'oiste qui del Greal vient.

Den Inhalt der zugleich mit dem Mabinogi von Peredur und dem deutschen Parzival sehr genau übereinkommenden Erzählung s. Nr. 342. 347 ff. Chrestien schrieb etwa 1190 oder später. Man kann füglich annehmen, daß ihm der sogenannte Boron'sche Parzival schon vorgelegen habe. Zweifelhaft ist dies rücksichtlich eines größern Gedichtes, das einen andern Haupthelden einführt; es ist:

V. Die Große Gralsuche: La Queste del St. Graal, in vielen Handschriften erhalten, schon 1488 gedruckt, neu herausgegeben von Furnivall, La Queste del St. Graal, London 1864. Zwischen 1190—1200 geschrieben, vielleicht von Gautier Mapes. Ein ziemlich weit ausschweifender Prosaroman, aber (allgemein gesprochen) von tief religiösem und sittlichem Geiste getragen. Galaad ist in erster Linie zum Gral berufen; er hat aber in Parzival und Boort zwei edle Mitbewerber. Gawan hingegen verschwindet unter den

übrigen (unwürdigen) Gralſuchern; viel ſtärker tritt Lanzelot in (ſittlichen) Gegenſatz zum „Guten Ritter", ſeinem Sohne. Das Gralgefäß ſteht auf einer koſtbaren Tafel, vor der Joſeph, „der erſte Biſchof der Chriſtenheit" (Sohn des ältern Joſeph der Legende), die Meſſe feiert, indem er eine im Grale befindliche Hoſtie benützt; es erſcheint auch eine Lanze, von der Blut in das heilige Gefäß tropft. Die Anlage des Romanes gewährt kein beſonderes Intereſſe; die Ritterabenteuer ſind ſchlecht begründet und verbunden. S. Nr. 281. 353 ff.

VI. Der Große heilige Gral: L'histoire du Saint-Gréal; noch geleſener als die große Gralſuche, wie die ſehr beträchtliche Anzahl der erhaltenen Handſchriften zu beweiſen ſcheint; zuerſt gedruckt 1516. Eine neue Ausgabe von Furnivall: Seynt Graal, or The Sank Ryal, London 1861 u. 1863. Nach Anlage und Geiſt[1] und in vielen Einzelheiten der ebengenannten Gralſuche nahe verwandt und wie eine umfangreiche Einleitung zu derſelben; von unbekanntem Verfaſſer, wie jene, und allem Anſchein nach erſt etwas ſpäter als Ergänzung zu derſelben geſchrieben; mit dem erſten Theile des Boron zugeſchriebenen Werkes die einzige eingehende Darſtellung der alten Legende, während die übrigen Gralgedichte „Gralſuchen" ſind.

Inhalt: Offenbarung der Gralgeſchichte. Legende von Joſeph. Dieſer zieht zum Zwecke der Glaubensverbreitung nach Sarras, von dem die Saracenen ihren Namen haben. Sein Sohn, Joſeph der Jüngere, wird von Chriſtus zum erſten Biſchof der Chriſtenheit

[1] Wir meinen den ſittlich-religiöſen Geiſt im allgemeinen. Denn einzelne Schilderungen zeigen das Laſter ſo unverhüllt, daß ſie in ſchroffem Widerſpruch zu jenem Geiſte zu ſtehen ſcheinen; in der Sauberkeit und Lauterkeit der Darſtellung iſt der von uns überſetzte Roman dem Großen heiligen Gral weit voraus.

geweiht. Zwei Könige bekehren sich und stellen ihre Waffen in den Dienst des Grales. Die ganze geistliche und weltliche Ritterschaar des Grales wird im Schiffe Salomons, dem Sinnbild der Kirche, ins Land der Verheißung, nach Britannien versetzt. Durch mancherlei Kämpfe und Leiden wird hier das Gralkönigthum begründet. Es folgt aber im Laufe der Zeit bis zur neunten Generation eine Periode allgemeiner Verwüstung, welcher nur Galaad, der verheißene „Gute Ritter", ein Ende machen kann; ihn soll man vertrauensvoll erwarten. S. Nr. 280. 307 f. 313. 324—328.

Es kehrt hier die Abendmahlstafel wieder und auf ihr die Schüssel oder Schale (escuele), aus der Christus beim Abendmahle mit den Jüngern aß; bei der Messe Josephs erscheint ein wunderbarer Kelch mit einem Teller, der als Patene auf denselben gelegt wird, und eine Lanze, mit der (in der Vision) die Seite des Gekreuzigten durchbohrt wird, so daß Wasser und Blut in die Schale fließt. — Bis zu Artus' Zeit reicht gemäß dem Gesagten dieser Roman nicht hinab; aber ähnlich wie in dem eben besprochenen spielt das Ritterthum schon eine Rolle, und in beiden wird gleichmäßig der echte Dienst des Grales an die Bedingung geknüpft, daß „die irdische (weltliche) Ritterschaft sich in eine himmlische (geistige) umwandle".

VII. Erster Fortsetzer Chrestiens von Troyes, Gautier de Doulens. Seine Persönlichkeit ist unbekannt, er dichtete von V. 10602—34934 (bei Potvin), ob vor oder nach Abfassung des Großen heiligen Grales, ist schwer zu bestimmen. — Der zweite Haupthelb Chrestiens, nämlich Gawan, gelangt hier auch zum Gralschloß, ohne jedoch die Aufgabe des Ritterthums zu lösen; er kann nämlich ein zerbrochenes Schwert, das schon bei Chrestien zur Probe des Guten Ritters gebraucht wird, nicht zusammenfügen. Dies gelingt schließlich Parzival. S. Nr. 284. 358. Gautier erzählt wieder die (bei seinem Meister nicht, oder noch nicht

berichtete) Legende von Joseph; der Gral ist ein silbernes Gefäß mit goldenem Ausflußrohr (also zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten bestimmt), in dem Joseph das Blut der Seitenwunde sammelte, als die (den Gral begleitende) Lanze den Leib des Erlösers durchstach.

VIII. Der Parzival Wolframs von Eschenbach. Derselbe ist, da er ins erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gehört, mit Wahrscheinlichkeit hier einzureihen; doch hat der deutsche Dichter die Fortsetzung Chrestiens nicht mehr gekannt, und es könnte also diese allenfalls jüngern Ursprungs sein. Gedruckt (ohne Ortsangabe) 1477. Neue Ausgabe von Lachmann, Wolfram von Eschenbach, Berlin 1833; mit Wort- und Sacherklärung von Bartsch, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, Leipzig 1875. — Die Auffassung vom Grale ist sehr abweichend: ein Edelstein mit einer Oblate von wunderbarer Kraft, beide himmlischen Ursprungs; die Legende von Joseph wird nicht erwähnt; die Lanze vertritt der Speer eines Heiden. In Stoff und Anordnung schließt Wolfram sich aufs engste an Chrestien an. Die Fortsetzung desselben im deutschen Gedichte und die einleitenden Bücher beruhen wohl auf einer andern französischen Vorlage.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß der deutsche Dichter einem gewissen Kyot oder Guiot folgte. Wer immer dieser war, ob Guiot de Provins, von welchem wir noch eine Bible besitzen, oder ein Unbekannter, dessen Werk und Name verschollen sind: Wolfram, welcher sich in den mit Chrestien übereinstimmenden Theilen so eng an seinen Vorgänger anschloß, wird auch für den Rest eine Quelle gesucht haben. Er versichert dies selbst aufs bestimmteste, und Ursprung und Localisirung der Sage im „Parzival" weisen ganz deutlich auf einen Dichter hin, welcher zu Spanien und Anjou in Mittelfrankreich besondere Beziehungen hatte, ein Provenzale war (Parz. 827, 9) und nordfranzösisch schrieb (Parz. 416). S. Nr. 283. 339 ff. Es war aber keineswegs, wie behauptet worden ist, eine Unmöglichkeit

für einen französischen Dichter, dem die Bedeutung des Wortes graal geläufig war, denselben einen Edelstein zu nennen; denn es versteht sich eigentlich von selbst, daß dieser, weil zur Aufnahme der Hostie bestimmt, als massive Schale oder Teller, d. h. als Patene zu denken ist. So faßt sie auch der Verfasser des Titurel auf, der sich gleichfalls wiederholt auf Kyot beruft. Es wäre aber eine Aenderung der Sage rücksichtlich des Grales und seiner Herkunft bei Wolfram allzu auffallend, da er in den Abenteuern auch das unbedeutendste unangetastet stehen zu lassen pflegt. Wir nehmen also an, daß Kyot ein Fortsetzer Chrestiens war, von dem ebenso wenig, wie von Gautier de Doulens, bekannt ist. Für einen Fortsetzer lag es nahe, das große Fragment des Gedichtes im ganzen unberührt zu lassen, und so erklärt sich, warum auch der deutsche Dichter so genau mit demselben übereinstimmt. Andererseits mochte Kyot doch in heimatlichen und persönlichen Beziehungen Veranlassung finden, den Schauplatz der Sage ganz nach Frankreich zu verlegen (was bei Chrestien nicht der Fall ist), das Königsgeschlecht von Anjou in ausgezeichneter Weise zu verherrlichen, die erste Kunde vom Gral aus Spanien herzuleiten und die Legende von Joseph mit der märchenhaften Erzählung von der Herkunft des Steines zu vertauschen. S. Nr. 339 ff. 351.

IX. Manessiers Fortsetzung von Chrestiens Conte du Graal, im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts geschrieben, reicht von V. 34935—45379 (bei Potvin). Das heilige Gefäß und die Lanze ganz wie bei Gautier. Vgl. Nr. 359.

X. Gerbert von Montreuils Fortsetzung von Chrestien. Diese ist eine um wenige Jahre jüngere, 15000 VV. umfassende Interpolation zwischen Gautier und Manessier (im Auszug bei Potvin). Das heilige Gefäß und die Lanze werden noch von einem Teller begleitet. Vgl. Nr. 360.

XI. Der jüngere Titurel Albrechts von Scharfenberg (um 1250). Neu ist hier die Geschichte der Gralkönige Titurel und Frimurtel, der Vorgänger des kranken

Königs Anfortas; ferner die Entrückung des Grales in den Orient (diese auch in der großen Gralsuche). Der Gral ist die Abendmahlsschüssel, gefertigt aus jenem Edelsteine, der nach Wolfram von Engeln auf die Erde gebracht wurde. Das Werk wurde bereits 1477 gedruckt. Ausgabe von K. A. Hahn, Der jüngere Titurel, Quedlinburg 1842. — Vgl. Nr. 361 ff.

XII. Es erübrigt nun noch der große Parzival-Roman, den wir in deutscher Uebersetzung wiedergeben. Herausg. von Potvin, Perceval le Gallois, I. B., Mons 1866, nach einer (unbetitelten) Handschrift von Mons; außerdem sind in einem Berner Manuscript noch zwei Bruchstücke entdeckt worden. Wälscher (d. h. keltischer) Text mit englischer Uebersetzung in der Ausgabe des Doppeltextes der großen Gralsuche von Williams (Y Seint Greal. By Rob. Williams, London 1876). — Dieser ganz eigenartige, sehr ausführliche, jedoch kunstvoll gearbeitete Prosaroman kennt die Legende von Joseph und dem Kelche, in welchem das Blut des Gekreuzigten aufgefangen wurde und Christus dauernd gegenwärtig ist; der Graldienst steht in nächster Beziehung zur Meßfeier (wie schon in I). Eine Hauptaufgabe der Gralritter ist die Verbreitung des Glaubens und der guten Sitte in der Welt.

Doch ehe wir nähere Kenntniß von diesem Romane nehmen, ziehen wir einen ersten Gewinn aus der nunmehr vollständigen Umschau, indem wir einige die Gralsage kennzeichnende Züge ausheben.

1. Der heilige Gral ist ein Gefäß, in welchem Christi Blut von Joseph von Arimathäa aufgesammelt wurde. So in allen Gralgedichten ausdrücklich oder einschließlich, ausgen. VIII. Verdunkelt ist diese Beziehung in II und XI, insofern der Kelch oder die Schüssel Josephs

ausdrücklich nur in Beziehung zum letzten Abendmahl gesetzt werden, und in IV, insofern eine unzweideutige Erklärung der Heiligthümer fehlt; übrigens setzen jene die Legende von Joseph voraus, der doch sonst zunächst als Zeuge des Leidens Christi gilt, und Chrestiens Fortsetzer dürfen wohl auch als seine Ausleger betrachtet werden. Wir begegnen meist der Andeutung, daß der Gral dauernd das Blut des Herrn enthält; so in I. III. V. VI (in den beiden letzten tropft wenigstens in der Vision das Blut von der Lanze Longins), VII (die Lanze Longins blutet bis ans Ende der Welt), X (ebenso), XII (Christus steigt aus dem Grale auf); dasselbe ist in IX und vielleicht in IV, wenn nämlich die Lanze auch hier die Leidensreliquie ist, vorauszusetzen.

Das heilige Gefäß heißt „Kelch" in I. II. XII; in VI tritt begleitend ein Kelch auf. Sonst findet sich „Schale" in VI, ausdrücklich „Schüssel" in XI, anderswo einfach „Gefäß" oder „Gral". Was die vereinzelte Bezeichnung „Schüssel" oder „Schale" anlangt, so wird beigefügt, daß das Gefäß Christus beim Abendmahle diente. Dies ist irgendwie auf die Einsetzung der Eucharistie zu beziehen, weshalb in XI zugleich vom „Mandat" die Rede ist, und in VI der Kelch als Meßkelch mit der Schale verbunden wird. In allen übrigen Fällen werden wir am besten unmittelbar an einen kelchartigen Pokal denken, da doch das Blut Christi wohl in demjenigen Gefäße des Abendmahlstisches gesammelt wurde, welches auch sonst zur Aufnahme von Flüssigkeiten gebraucht wurde; weil ferner der Teller neben dem Grale (in IV. VI. VII. VIII. X. XI) nur als Brodschüssel der Abendmahlstafel und als zum Kelche gehörige Patene begriffen werden kann, so ergäben sich sonst zwei Schüsseln ohne Kelch, was gewiß minder angemessen wäre. In der prosaischen Form des Boron'schen Gedichtes heißt es einfach: Lou Graal c'est à dire lou calice. Abbildungen alter Handschriften zeigen den Gral in Kelchform. Auf einem Miniaturbild des 15. Jahrhunderts ist einem unter dem Kreuze stehenden Kelche der Name graal beigeschrieben (Hertz, Die Sage von Parzival und dem Gral, S. 18 f.).

Das Wort „Gral" hindert diese Auffassung nicht; denn diejenigen Dichter, welche ausdrücklich von einem Kelche reden, waren

ſich offenbar keines Widerſpruchs bewußt, und ein ſolcher iſt auch aus dem Sprachgebrauch nicht nachzuweiſen. Diez ſagt im Etymologiſchen Wörterbuch der romaniſchen Sprachen: „Graal, greal, grasal altfr., pr. grazal, altcat. gresal, ein Gefäß, Becken oder Napf, von Holz, Erde oder Metall, wie Carpentier angibt; noch jetzt braucht man in Südfrankreich grazal, grazau, grial, grau für verſchiedene Gefäße; auch fr. grassale, ‚Napf', iſt hierher zu ſtellen." Er gibt ſodann die Etymologie in folgender Weiſe: „Mit beſſerm Rechte dürfte man an crater erinnern, das der Bedeutung ‚Becken' nicht zuwider iſt: mlat. brauchte man cratus dafür, woraus die Ableitung cratalis, pr. grazal, fr. graal bequem erwachſen konnte." Wir glauben, daß man ſich damit zufrieden geben dürfte, zumal cratalis als Gefäß für Flüſſigkeiten (Miſchkrug) durch Form und Beſtimmung zu „Pokal, Becher, Kelch" am leichteſten hinüberführt. Andere Erklärungen erſcheinen uns ungleich weniger annehmbar, auch das mittelalterliche gratia = „Abendmahl" iſt abzuweiſen, weil daraus die franzöſiſche Form nicht entſtehen konnte; eine andere willkürliche Ableitung ſ. Nr. 312, Ende. Für die Bedeutung „Schüſſel" ſpricht am meiſten eine Stelle Helinands, Nr. 280.

2. Der heilige Gral iſt Symbol der Euchariſtie. Der Kelch oder die Schüſſel des Abendmahles konnte eine ſo gefeierte Heiligkeit nur erlangen infolge des „Mandates": „Thut dies zu meinem Andenken"; im andern Falle würde man von dem Gefäße nur die Berührung mit dem Blute des Gekreuzigten gerühmt haben. Jetzt aber wird immer wieder die Tiſchgemeinſchaft mit Chriſtus hervorgehoben. Daher die nachgeahmte Abendmahlstafel in I. II. III. V. VI. XII; in allen übrigen Gedichten kommt wenigſtens auch eine Tafel vor, welche der Gral mit koſtbaren Speiſen füllt. Viel deutlicher weiſt auf die Euchariſtie die oft wiederkehrende Beziehung zur Meßfeier hin: I. V. VI. XII, und die Verbindung der Hoſtie mit dem Grale: IV. VIII. XI. Die Wirkungen des Heiligthumes, nämlich Gnade, Wonne, Eintracht, Jugendfriſche entſprechen auch ganz den Wirkungen, welche die Theologie dem Altarsſacramente als eigenthümlich

zuschreibt; die Jugendfrische ist nur poetisches Symbol für das, was die Theologie vom „Unterpfand der seligen Unsterblichkeit" lehrt. Nicht minder entsprechend sind die Bedingungen der Theilnahme an der Graltafel und am eucharistischen Mahle: Glaube und Reinheit.

Der spätere Gebrauch der Kirche, die Eucharistie nur in einer Gestalt auszutheilen, scheint nun einige Verwirrung in die Sage gebracht zu haben. Hieraus erklärt man sich am einfachsten die Bedeutung der Hostie in den drei Gedichten, in welchen sie auftritt; in den beiden letzteren verdrängt sie sogar die Leidensreliquie. Eben darin ist auch wohl der Grund zu suchen, wenn zweimal, wie gesagt, die „Schüssel" des Abendmahles genannt wird, ohne daß wir darunter den Kelch oder Becher des heiligen Blutes denken könnten. Die Theilnahme am Abendmahle Christi ist eben nach dem Gebrauch der Kirche meistens nur ein Essen des consecrirten Brodes; folglich, so mochte man schließen, kann der Gral nur die Brodschüssel des Abendmahlstisches, oder doch nur jene Schüssel sein, in welche Christus der Herr das Brod tunkte, ehe er es austheilte. Auf die letztere führte noch die Eigenschaft der Eucharistie, wie des Grales, durch gegentheilige Wirkungen die Guten von den Bösen zu scheiden; daran erinnern z. B. I. II. VI mit bestimmten Worten. Allein offenbar muß bei Christi Abendmahl nicht so fast die Schüssel als das dargereichte Brod den Verräther kennzeichnen und endgiltig ausscheiden, wenn anders die Analogie mit der Eucharistie bestehen bleiben soll, deren unwürdiger Empfang dem Bösen ein geistiges Brandmal aufdrückt. Ganz richtig hält daher Boron, der am entschiedensten jene Scheidung betont, dennoch an der Kelchform des Grales fest. S. Nr. 300.

3. Der Gral ist Symbol der Einheit des Reiches Christi. Das ergibt sich schon daraus, daß er beim Liebesmahle des Heilandes mit den Jüngern so bedeutungsvoll hervortritt, daß er gemäß der poetischen Auffassung der Sage das Blut des Erlösers der Nachwelt bewahrt, und daß er endlich Symbol des in der Eucharistie seiner Kirche stets gegenwärtigen Christus ist. Insbesondere wird aber noch das Werk der Glaubensverbreitung und festen Be-

gründung der Kirche der Kraft des Grales zugeeignet: I. VI. XII; in VIII und XI ist das Gralritterthum wenigstens auf die Vertheidigung des Gottesreiches angewiesen. Der Beherrscher des Gralreiches heißt der Fischerkönig, weil Petrus, dem Fischer, und seinem Nachfolger die Pflicht obliegt, das Reich Christi auf Erden, die Kirche, zu regieren und zu verbreiten. Ueber die Bedeutung des Fisches vgl. Nr. 76. 245, außerdem 312. 321. 327.

4. Die Gralsuche setzt den Verlust oder die Ferne des Grales voraus. Die Religion Christi mit ihren Gnadenschätzen bleibt nun freilich der Welt stets gegenwärtig; nur dem einzelnen oder einem Lande oder sonst bloß in gewisser Hinsicht können sie in die Ferne entrückt sein. Diejenigen Gralgedichte nun, welche vorwiegend die Beziehung des einzelnen Menschen zum heiligen Grale darstellen (IV. VII bis XI), lassen einen Helden aus moralischer Unreife sich zu jener Vollkommenheit entwickeln, welche ihn des Grales würdig macht. Andere hingegen, welche den sittlichen und religiösen Verfall eines Landes voraussetzen, machen von der Gralfindung die Wiedergeburt eines Volkes abhängig. Dies tritt am augenfälligsten zu Tage in XII und VI; doch auch in III handelt es sich vor allem um Befreiung des Vaterlandes aus dem Zauberbann, der kein anderer ist als die Macht des wieder eingedrungenen Heidenthumes (so wird aus dem „Mabinogi von Peredur" zu erschließen sein, s. Nr. 350). Dieselbe Anschauung ergibt für V der Vergleich mit VI, da diese beiden Romane überhaupt genau in demselben Ideenkreise sich bewegen. Eine allgemeinere Entfremdung der Menschheit vom Grale scheint I anzudeuten; denn hier wenden Heiden, Juden und Sünder sich vom Grale als dem Sinnbild des christlichen Glaubens und der göttlichen Gnade ab, und die Bekehrung der ganzen Welt zum Christenthum

ist Aufgabe der Graldiener (s. Nr. 312. 320. 322). Uebrigens greifen diese drei Weisen, wie der Gral den Menschen fern sein kann, öfter ineinander über. Der große Parzival-Roman z. B. enthält die umfassendste Darstellung, sowohl wie der einzelne zur Wonne des Grales gelangt, als wie einem Reiche durch die Verbindung mit dem hehren Heiligthum aufgeholfen, und wie die ganze Welt der Herrschaft Christi unterworfen wird.

5. Die Ritterwelt gibt fast überall größtentheils den stofflichen Inhalt der Graldichtungen ab. So durchaus in III. IV. V. VII—XII; doch auch in VI hören wir bereits von vielen Waffenkämpfen im Dienste des Grales, obwohl selbstverständlich von Artusrittern noch nicht die Rede sein konnte; in II wird die Tafelrunde zum Zwecke der Erwerbung des Grales eingerichtet. Die Ritterkämpfe führen aber leicht auf allzu weltliche Bahnen, wenn ihnen kein edles Ziel gesteckt, wenn die sittliche und religiöse Erziehung für den Besitz des Grales versäumt oder gar, nach Sitte der meisten höfischen Ritterepen, der „Minne" ein zu weiter Spielraum gelassen wird. Auf solche Weise verflacht sich die schöne Sage vom heiligen Grale zu einem eitlen Ritterroman. In solche Bahnen lenken IV und VIII nur allzu weit ein; doch auch sonst erweist sich die Verquickung des weltlichen Ritterthums mit der Grallegende nicht immer als glücklich.

So viel mag zur vorläufigen Charakterisirung der Gralsage und der Gralgedichte genügen. Nur über den großen Parzival-Roman bleibt noch ein Wort zu sagen, und zwar vor allem über Alter und Heimat desselben. Potvin hält ihn für die älteste, Birch-Hirschfeld im Gegentheil für die jüngste der erwähnten Graldichtungen (bis auf XI); ersterer verlegt ihn ins elfte Jahrhundert zurück, letzterer setzt seine

Abfaſſung um 1225 an. Zur Entſcheidung der Frage kommen folgende Punkte in Betracht.

a) Das Zeugniß des Romanes ſelbſt. Die Nachſchrift desſelben beſagt zunächſt, daß er die zweite franzöſiſche Bearbeitung eines lateiniſchen Originals ſei. Der Hinweis auf einen ältern franzöſiſchen Text trägt alle Merkmale einer hiſtoriſch treuen Angabe, die nichts anderes ſein will, als eine ſchlichte Entſchuldigung für die neue Ausgabe. (Allem Anſchein nach handelt es ſich diesmal um eine bloße Abſchrift eines unleſerlich gewordenen Textes mit geringer Aenderung.) Es heißt: Por le seingnor de Neele fist li seingnor de Cambrein cest livre escrire, qui onques mès ne fu troitiez que une seule foiz avec cestui en roumanz; et cil qui avant cestui fust fez est si enciens qu'à grant poine an péust l'an choisir la lestre. Et sache bien misires Johan de Neele . . .; über die Urſchrift aber etwas vor dieſen Worten: Li latins de coi cest estoires fust traite en romanz fu pris an l'ille d'Avalon en une seinte messon de religion qui siet au chief des mores aventureusses, là où li roi Artus et la roïne Guenièvre gissent, par les tesmoing de prodomes religieus qui là dedans sont, qui tote l'estoire en ont, vraie dès le conmancemant trèsqu'à la fin. S. die Ueberſetzung Nr. 221. Ohne Grund ſollte auch die beigefügte Verweiſung auf eine noch ältere lateiniſche Vorlage nicht angezweifelt werden. Eine ganze Reihe von Zeugniſſen leitet die Gralgedichte aus lateiniſchen Quellen ab, und auch ohnehin ſpricht dafür die äußere Wahrſcheinlichkeit. Darüber ſogleich.

Die Erwähnung des Johann von Neele ermöglicht uns nun einen Schluß auf die Zeit der Abfaſſung jener lateiniſchen Urſchrift. Zwei Caſtellane von Brügge, welche jenen Namen trugen, kommen in Frage. Der jüngere lebte um

1225, der ältere würde etwa 30 bis 40 Jahre früher das Amt bekleidet haben; für letztern sprechen bemerkenswerthe geschichtliche Verhältnisse. Rechnet man nun von 1225, oder besser 1190, d. h. von der Zeit, in welcher die zweite, uns vorliegende französische Bearbeitung anzusetzen ist, zurück zu der ersten und weiter zum Original, so ergibt sich auf alle Fälle, daß der lateinische Parzival-Roman füglich als die älteste, ihrem wesentlichen Inhalte nach (wenn auch in Ueberarbeitung) erhaltene Graldichtung anzusehen ist. Näheres s. Nr. 286 bis 288. Der Einwurf, als weise derselbe Entlehnungen aus anderen eben besprochenen Gralgedichten auf, ist ganz unbegründet. S. Nr. 289 ff.

b) Beschaffenheit des Romanes. Diese spricht überzeugend für Großbritannien als seine Heimat, ganz gemäß dem von ihm selbst abgelegten Zeugnisse. Gilt uns dies als Thatsache, so ist damit das oben angesetzte Alter auf anderm Wege erwiesen. Hören wir die Gründe. In unserm Romane sind die Wohlfahrt des britischen Gemeinwesens, das Ansehen des alten Nationalheiligthums, nämlich der Kapelle des hl. Augustin, sowie des Artus-Grabes auf Avalon, ferner das Einsiedlerleben, welches in England in ungewöhnlicher Blüte stand, die Geographie des Landes, die in der keltischen Poesie vorherrschende Liebe zum Märchenhaften und sogar das bekannte Gesetz der Dreitheilung so unablösbar mit der Darstellung der Gralsuche verbunden und verflochten, daß diese unabweisbar den Eindruck einer britischen und nicht einer französischen Erzählung macht (s. Nr. 289). Es genügt zur Erklärung die Annahme nicht, es sei nur der Stoff der Artussage aus Großbritannien entlehnt und in Frankreich mit der Grallegende verbunden worden. Denn es findet sich keine Spur französischen Einflusses; wir bewegen uns im Gegentheil in einer durch und durch britischen Atmosphäre.

Der Dichter legt von Anfang bis zu Ende eine warme Begeisterung für Britannien und eine sichere Vertrautheit mit allen Verhältnissen daselbst an den Tag. In neuerer Zeit könnte man vielleicht voraussetzen, er habe sich künstlich auf einen fremden Standpunkt versetzt und von diesem aus mit solchem Geschick Ton und Farbe nachgeahmt. Allein in der französischen Literatur jener Zeit wird niemand ohne die zwingendsten Gründe eine derartige Annahme zulassen, und andererseits ist das britische Gepräge dem großen Parzival-Romane so scharf wie möglich aufgedrückt. Wir wollen außer dem Gesagten nur noch daran erinnern, wie tief die Religion in die Romanerzählung verflochten und verwoben ist. Die geschichtliche Wahrheit beleuchtet hier in merkwürdiger Weise die Schöpfung der Phantasie. Ferd. Walter sagt in dem schönen Buche „Das alte Wales“: „Die Religion griff in das Volksleben tief ein und übte auf die Sitten den heilsamsten Einfluß. Die gottesdienstlichen Versammlungen, wozu in Ermanglung von Glocken mit einem Horn berufen wurde, wurden eifrig besucht, und die Geistlichen, die Kirchen und alles, was zum Cultus gehörte, stand mehr als bei irgend einem andern Volke hoch in Ehren. Wo in einem unfreien tref mit Erlaubniß des Königs eine Kirche consecrirt, ein Priester, der darin die Messe las, angestellt und ein Kirchhof angelegt worden, war der tref fortan frei. Vor dem Zeichen des Kreuzes hatte man seit den ältesten Zeiten eine besondere Verehrung. Das als unverletzlich geachtete Asylrecht der Kirchen, Kirchhöfe und Klöster, erhöht durch die Ehrfurcht vor den Reliquien, welche der Flüchtling innerhalb des befreiten Gebietes immer bei sich tragen mußte, stellte dem jähzornigen Charakter des Volkes und der Sitte der Blutrache heilsame Schranken entgegen und schützte über das Maß der canonischen Bestimmungen hinaus selbst Hoch- und Landes-

verräther gegen den Fürsten, weshalb auch die Gesetze dasselbe etwas zu beschränken suchten. Sogar für das Vieh auf den Weiden errichteten die Bischöfe Zeichen und Gräber, wo dasselbe Frieden hatte. Ebenso wurde das häusliche Leben von der Religion getragen und veredelt. Bei der Mahlzeit wurde der erste Anschnitt von jedem Brode für die Armen zurückgelegt; auch saßen sie gern zum Gedächtniß der Dreifaltigkeit zu drei zu Tische. Bei der Beerdigung hatten sie rührende Gebräuche, die sich zum Theil noch erhalten haben. Nirgends sah man Anachoreten von größerer Sittenreinheit und Strenge, weil der Wale allem, was er erfaßte, sich ganz hingab. So war dieses genügsame Volk in seinen Bergen mit seinem Glauben glücklich; es zeigt, wie das christliche Leben mit den höheren Segnungen, die es dem einzelnen gewährt, auch das Volk, welches dasselbe ganz in seine Sitten aufnimmt, zufrieden, frei, heiter und wohlwollend macht." Diese Worte könnten geradezu als Motto unserm Romane vorangestellt werden, wollte man den religiösen Geist desselben kennzeichnen. Die Ehrfurcht vor Gott dem Dreieinigen, vor dem hochheiligen Zeichen der Erlösung, vor Priestern und Einsiedlern, vor Kirchen, Kirchhöfen und Reliquien bezeugt fast jede Seite desselben. Die Frömmigkeit spricht sich aber zudem mit ganz liebenswürdiger Einfalt und Natürlichkeit aus; sie ist Lebenselement des Dichters und seiner Personen, seines Volkes. Insbesondere gibt sich dies in der Beziehung des staatlichen Gemeinwesens zur Religion kund; wird doch geradezu eine Wiedergeburt des Vaterlandes an die Auffindung des heiligen Grales geknüpft und dem Ritterkönige nicht nur eine Pilgerfahrt zur Augustinus-Kapelle, sondern auch eine Gralfahrt zugetraut. Echt britisch ist namentlich auch die Heimführung des ersten Kelches und der ersten Glocke von der Gralburg (s. Nr. 153). Wir hörten ja so-

eben, wie es ganz charakteristisch für die alten Briten war, daß sie der Glocken zur Berufung der religiösen Versammlungen entbehrten, und der Roman macht (Nr. 136) sehr nachdrücklich eben darauf aufmerksam. Damit hängt zusammen und ist für unsere Untersuchung von entscheidender Bedeutung, daß der neue Kelch mit der neuen Glocke durchaus ein Sinnbild der zweiten Einführung des Christenthums auf den britischen Inseln zu sein scheint (s. Nr. 254). — Aus den bisherigen Erwägungen ergibt sich unverkennbar die hohe Wahrscheinlichkeit, daß der große Parzival-Roman in seiner wesentlichen Anlage und Durchführung dem französischen Dichter, wie er selbst bezeugt, aus Großbritannien zugeführt wurde; nur unwidersprechliche Gegengründe zu Gunsten der gewöhnlichen Meinung vermögen den geführten Beweis umzustoßen. Statt dieser ergeben sich aber noch allerseits neue Bestätigungen.

c) Zeugniß der Gralgedichte über die Heimat der Sage. Alle sechs Nr. 287 aufgeführten und schon oben erwähnten Zeugen für eine lateinische Quelle der Gralsage kennen dieselbe nur in Großbritannien. Denn wenn auch Kyot (nach Wolfram von Eschenbach) formell die Gralkunde theils aus Spanien herleitet, theils in Anjou findet, so sucht er dieselbe doch zuerst in Großbritannien, und was er dann mit poetischer Freiheit von Spanien und Anjou vorträgt, ist zuversichtlich für seine Erfindung zu erklären (s. Nr. 352). Mehr noch: Auch im „Merlin" erzählt der Wundermann dem Blaise die Geschichte vom Gral, und dieser zeichnet sie in Northumberland auf, „und daher wissen wir sie", sagt als weiterer Zeuge III; von Borons Gedicht ist es ebenfalls wahrscheinlich, daß es sich auf die bekannte britische Vision beruft (Nr. 306). Nirgends wird die nordfranzösische Herkunft der Gralsage ausdrücklich bezeugt. Nehmen wir dazu endlich noch die Thatsache, daß die Gralgedichte

ihren Stoff großentheils aus der britischen Artussage erborgt haben.

Warum knüpfte auch die Grallegende, wenn sie französischen Ursprungs war, nicht an die Karlssage an? Lag es nicht nahe, in dem Zuge Karls des Großen nach Spanien, der ohnehin im Lichte eines Kreuzzuges erschien, eine Gralfahrt zu sehen? Roland gab ja sicherlich einen vortrefflichen Gralfinder ab. Dahingegen lag die Artussage räumlich und stofflich ziemlich fern. Wohl galt Artus, so gut wie Karl, als Vorkämpfer des Glaubens; aber welch andere Berührungspunkte bot die Artussage mit der Grallegende? Umsonst weist man auf die Tafelrunde hin, welche das einzige weitere Bindeglied der Sagenkreise bildet; denn passender als in der Bardentafelrunde Arthurs (vgl. Walter, Das alte Wales, S. 272), hätte man in den Paladinen des großen Kaisers, deren Zahl sich genau auf zwölf belief, ein Abbild der zwölf mit Christus an der Abendmahlstafel sitzenden Apostel finden können. Somit spricht die Verbindung der Grallegende mit der britischen Ritterſage bei genauer Erwägung gar sehr gegen die französische Heimat des Grales.

Weiterhin wird die zur Vermittlung der beiden Sagenstoffe herangezogene Merlin-Sage von allen für echt britisch gehalten, und die Abhängigkeit mehrerer Graldichtungen (III. IV. VIII. XII) vom wälschen Mabinogi glauben wir als durchaus wahrscheinlich bezeichnen zu müssen (s. Nr. 343 bis 350). Dadurch gewinnen wir einen neuen festen Anhaltspunkt für die Annahme, daß eine in Großbritannien entstandene Legende von Joseph und seinem Heiligthume mit der Nationalsage eine naheliegende Verbindung einging. Daher wagen denn auch die französischen Graldichter bis auf den einzigen Kyot nicht, der keltischen Ritterſage Fremdartiges beizumischen, oder Artus etwa über den Kanal zu führen,

ſo leicht man auch den Schauplatz der Abenteuer nach Kleinbritannien d. h. nach der Bretagne verlegen konnte. Bei Chreſtien hält Artus noch Hof zu Carduel, erſt bei Kyot-Wolfram zu Nantes in der Normandie. Aber der Umſtand, daß Parzival auch bei letzteren noch immer der „Waleiſe" heißt, zeigt, wo ſeine Heimat zu ſuchen ſei. Endlich führt der Roman „Amadis von Gallien", deſſen Quellen nach Braunfels (Kritiſcher Verſuch über den Roman Amadis von Gallien) ſicher auch auf keltiſchem Boden liegen, die Gral- und Joſephs-Legende auf britiſchen Urſprung zurück.

Sind nun aber die Graldichtungen von Großbritannien ausgegangen, ſo gewinnt der Beweis für das Alter des großen Parzival-Romanes, wie wir ihn oben geführt haben, erheblich an Sicherheit.

d) Joſeph von Arimathäa. Der erſte Gralbeſitzer genoß in Großbritannien eine ganz ausgezeichnete Verehrung. In Glaſtonbury (oder Glaſſenburg) war er zweiter Patron der Kirche; die alte Urkunde De ant. eccles. Glastoniensi macht ihn zum Apoſtel des Landes und Stifter des Kloſters. Wenn nun auch weitere Zeugniſſe für die Anweſenheit Joſephs in England fehlen und jenes darum als ſpätere Interpolation bezeichnet werden kann, ſo bleibt doch die beſondere Verehrung des Heiligen in Glaſtonbury und die ſpäter ſo beſtimmt auftretende Tradition von einer ganz eigenartigen Beziehung desſelben zu der berühmten Abtei, eine Thatſache, welche es ſehr nahe legt, die Grallegende eher dorther, als aus Frankreich abzuleiten. In einem Kloſter Großbritanniens hatte auch nach Helinand und dem Großen Gral (Nr. 280 und 307) die Viſion ſtatt, welche man der Legende zu Grunde legte. Unſer Roman ſagt, es ſei ein Ordenshaus auf der Inſel Avalon geweſen (Nr. 221). Dieſe drei Zeugniſſe ſprechen nun gleichmäßig für Glaſtonbury; denn dieſes

lag auf der Inſel Avalon (im Fluſſe Bret, Somerſet), und der Gewährsmann unſeres Dichters heißt genau ſo, wie der im Großen Gral, nämlich Joſeph, Helinand aber trifft mit dem Großen Gral in der Zeitbeſtimmung zuſammen. Alſo die Verehrung Joſephs mit der auf dieſelbe ſich gründenden Ueberlieferung und drei Nachrichten weiſen uns nach Glaſtonbury als der Heimſtätte der Grallegende. Das Grab Arthurs aber, welches man allgemein auf die Inſel Avalon verlegte, bringt die Gralſage mit der Artusſage in unmittelbare Berührung. Die übrigen Quellen nennen Salisbury (die große Gralſuche), Northumberland (der „Merlin“ und der kleine „Parzival“, Nr. 337) oder im allgemeinen Britannien als Heimat der Gral- und Parzival-Sage. Nach allem muß alſo das Zeugniß des großen Parzival-Romanes für uns die größte Wahrſcheinlichkeit gewinnen.

c) Alter der Gralſage. In der vorhandenen Literatur finden wir dieſelbe mit der Ritterſage verſchmolzen; ſchon Boron (ſo gut wie der Verfaſſer unſeres Romanes) bringt den Gral mit der britiſchen Nationalſage in Verbindung, indem er nach Abſchluß der Joſephs-Legende zur Geſchichte Merlins übergeht (Nr. 279). Nun iſt aber durchaus vorauszuſetzen, daß zwei ſo verſchiedenartige Stoffe zuvor längere Zeit als getrennte Ueberlieferungen fortlebten, ehe man ſich veranlaßt ſah, ſie ineinander zu verweben. Damit ſtimmen die Nachrichten; denn Helinand und der Große Gral (a. a. O.) führen die Joſephs-Legende bis ins achte Jahrhundert zurück, und wir werden ihnen wenigſtens ſo viel glauben, daß dieſelbe ſehr lange vor ihrer Zeit dageweſen ſein muß. Die von ihnen angeſetzte Jahreszahl 717 läßt nicht erwarten, daß ſie eine bloße Vermuthung ausſprechen — ſie würden ja ſonſt wohl eine runde Zahl gebraucht haben — ſondern ſie ſcheinen vielmehr eine ſchon anderswo über-

lieferte Nachricht wiederzugeben. Die urſprüngliche, lateiniſche Abfaſſung der Gral- und Parzival-Sage nöthigt uns ebenſo ſehr, die Quellen derſelben weit früher zu ſuchen, als dies gewöhnlich geſchieht. Es ergibt ſich alſo für unſern Roman, der ſich auf eine lateiniſche Vorlage in eben dem Kloſter, wo die obigen Zeugen die uralte Joſephs-Legende ſuchen, beruft, auch von dieſer Seite her die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit des Alters, welches ihm gemäß der Nachſchrift beizulegen iſt.

f) Graal und Perceval (Persaval). Es wäre kaum begreiflich, wie ſo viele, ja die meiſten, trotz der überzeugendſten Gegengründe, an dem franzöſiſchen (oder gar ſpaniſchen) Urſprung der Gralſage feſthalten könnten, wäre ihnen nicht (abgeſehen von dem bei uns ungebührlich betonten Zeugniß von Kyot-Wolfram) die ſcheinbar romaniſche Benennung des Grales und des Gralhelden ein Räthſel. Erſtere geht ja ſogar ins Keltiſche über, obwohl in dieſer Sprache ganz ohne Bedeutung, während für Parzival freilich Peredur eintritt. Allein die Schwierigkeit löſt ſich einfach durch die Erwägung, daß, wie Graal (S. XXXI u. Nr. 280), ſo auch Perceval aus dem Lateiniſchen herzuleiten ſind. Die Sage war ja, wie ſchwer zu läugnen iſt, urſprünglich in dieſer Sprache niedergelegt.

Es trifft ſich allerdings, daß graal in dem gleichen Sinne auch romaniſch iſt, während das Keltiſche, das bekanntlich nur ſehr wenige Wörter der Sprache der Römer entlehnt hat, das Wort „Gral" nicht kennt. Für Perceval jedoch hat man eine zur Sache paſſende Bedeutung trotz aller Mühe aus dem Romaniſchen nicht zu gewinnen vermocht, und doch muß der Name, weil ſonſt unerhört, nothwendig ein Bedeutungsname ſein. Erſt das Lateiniſche befriedigt hier vollkommen (Nr. 29, Ende). Denn was ſoll der Name

„Thaldurchſtreifer" (percer-val), wenn, wie richtig vorausgeſetzt wird, die Bezeichnung des Gralfinders eine willkürlich erfundene iſt? Gerade der Name „Parzival" macht alſo die Annahme, die Grallegende ſei von franzöſiſch ſchreibenden Dichtern ausgebildet worden, verdächtig. Bezüglich des graal aber iſt bemerkenswerth, daß die erſten franzöſiſchen Gralgedichte, nämlich diejenigen, welche ſich an Borons Namen knüpfen, das Wort ohne Zuſatz als Eigennamen gebrauchen. Das läßt ſich füglich nur daraus erklären, daß ſie das Wort nicht für eines aus der gewöhnlichen Sprache in der einfachen Bedeutung „Schüſſel" oder „Gefäß" entnahmen, ſondern für ein überliefertes, für einen fremden Eigennamen anſahen. Chreſtien hat einmal un graal, aber ſonſt iſt bei ihm graal ebenfalls Eigenname. Dagegen gibt der als jünger bezeichnete große Parzival-Roman und geben ſelbſt der Große Gral und die Große Gralſuche dem Gral faſt immer ein Beiwort, wie „heilig, hochheilig", welches unerläßlich war, ſolange man ſich der Grundbedeutung lebhaft bewußt blieb und der häufige Gebrauch noch nicht die prägnante Bedeutung feſtgeſtellt hatte. Wenn zudem das Wort „Gral" ſo ſpecifiſch romaniſch war, wie wären wohl die Gralſänger auf den Gedanken gekommen, die Sage vom heiligen Gral faſt einhellig aus Britannien herzuleiten? Alles ſtimmt dagegen aufs ſchönſte zuſammen, wenn ſie ſich bewußt waren, aus einer lateiniſchen, von England her vermittelten Quelle zu ſchöpfen. Dann behielt auch Parzival ſeinen fremdartigen Namen mit gutem Recht (wie der Gral ſeinerſeits in Britannien); für die Briten aber lag es nahe, weil der Gralfinder nun doch einmal ein Artusritter ſein mußte, ihm einen der zahlreichen Heldennamen der heimiſchen Sage beizulegen, um ihn deſto populärer zu machen. Peredur wird öfter als alter britiſcher Held („mit der Stahlwehr") gerühmt (ſiehe

San-Marte, Die Arthur-Sage S. 218. 90). Peredur ist auch der Held jenes Märchens, welchem die meisten Gral-dichtungen ihre äußere Anlage entlehnten (Nr. 343—350).

Kommen wir zum Abschluß. Wie sich Kyot (bei Wolfram) durch die auffallendsten Beziehungen auf Frankreich und Spanien als französischen bezw. provenzalischen Dichter verräth, so trägt der große Parzival-Roman umgekehrt alle Merkmale des britischen Ursprungs an der Stirn. Nur der Große heilige Gral und die Große Gralsuche rücken ihm in diesem Punkte einigermaßen nahe. In der That wird man diesen glauben dürfen, daß auch sie im allgemeinen nur den Inhalt einer britischen Quelle wiedergeben. Der religiöse Geist dieser Gedichte ist dem des großen Parzival-Romanes durchaus verwandt und nicht minder die Neigung zum Wunderbaren und Märchenhaften. Schon Chrestiens Werk sticht in allen diesen Punkten sehr merklich ab und kennzeichnet sich entweder als echt französische Behandlung der Gralsage, oder wahrscheinlicher als selbständige Ueberarbeitung eines profanen britischen Märchens mit geschickter Einfügung der wesentlichsten Züge der Josephs-Legende. Näher an letztere schloß sich Boron an und erhielt dadurch seinem Gedichte den alten Geist der Gralsage in größerer Reinheit; Aehnliches gilt vom kleinen Parzival, welcher unter Borons Namen geht. Anlage und Durchführung dieser drei Darstellungen zeugen von einer ziemlich großen Selbständigkeit.

So stehen also die erstgenannten *drei Prosaromane* in einer Gruppe beisammen und kennzeichnen sich als wesentlich *britische* Erzeugnisse. Man kann auch gerade bei diesen nicht zweifeln, daß sie lateinisch schreibende *Geistliche* zu Verfassern haben, so ganz durchweht sie der ascetische Geist. Was nun insbesondere den großen Parzival-Roman anlangt, so ist er am stärksten britisch-national gefärbt und nicht bloß ascetisch, sondern auch theologisch vertieft. In künstlerischer

Beziehung aber ragt er hoch hervor und bekundet in der Anlage des Ganzen und in der Auswahl der Abenteuer die größte Selbständigkeit des Dichters, ohne jedoch von dem Einfluß des Mabinogi unzweifelhaft frei zu sein (Nr. 292. 345). Merkwürdig ist, daß er einerseits wiederum in Uebereinstimmung mit dem Großen Gral und der Großen Gralsuche drei Helden kennt, andererseits aber doch in den Namen abweicht; der Umstand indessen, daß er, wie sonst alle Gralgedichte, Parzival zum Haupthelden macht, sichert ihm auch hier den Vorzug.

Das Boron'sche Werk, welchem man sonst das höchste Alter zuschreibt, deutet im ersten, sicher echten Theile, nur flüchtig und dunkel auf Britannien hin, indem es den Gral ins Land des „Untergangs" ziehen läßt; man kann etwa auch in dem Verbum avaler = „untergehen" eine Anspielung auf Avalon finden, und dieses selbst scheint in den „Thälern von Avaron" ausdrücklich genannt zu werden. Der zweite und der dritte Theil nehmen nun allerdings die ganze Artussage auf, berufen sich aber beide ausdrücklich auf eine britische Quelle und tragen nichtsdestoweniger jene auffallenden Merkmale einer britischen Dichtung nicht an sich. Boron ist eben Franzose, und schon darum sehr unwahrscheinlich der erste uns erhaltene Graldichter zu nennen, sobald wir aus zahlreichen und zwar französischen Texten die britische Heimat der Sage kennen. Er hat, wenn nicht alles täuscht, nicht etwa eine freie Uebersetzung eines fremdländischen Originals geschrieben (oder dies doch höchstens im „Merlin"), sondern hat den überkommenen Stoff einer wirklichen poetischen Ueberarbeitung unterzogen, die sich bei ihm, so gut wie bei Chrestien, schon in der Anwendung des französisch-nationalen Metrums sehr bezeichnend kundgibt. Dagegen sehen der Große Gral und die Große Gralsuche, die Prosaromane, schon viel eher

einer mehr oder minder treuen Wiedergabe der britischen Vorlage ähnlich, und dürften somit möglicherweise eine viel ältere Fassung der Sage darstellen. Für den großen Parzival-Roman insbesondere liegt das bestimmte unverwerfliche, allseitig bestätigte Zeugniß vor, daß sein lateinisches Original mindestens bis in die Zeit der Boron'schen Dichtung hinaufreicht; wir haben also guten Grund, in ihm den eigentlich authentischen Zeugen über die ältere Parzival-Sage zu erkennen, zumal er jener Insel entstammt, wo zugleich die Heimat der Legende und in gewissem Sinne auch der Artussage zu suchen ist.

Noch einen letzten Grund für das hohe Alter des Romanes haben wir uns bis auf diesen Punkt vorbehalten. Das Ritterwesen finden wir hier allerdings schon vollkommen ausgebildet, aber noch in einer gewissen kräftigen Jugendfrische und hart an die grausige Strenge der alten Schwerthelden streifend, welche wir z. B. aus dem Rolandsliede kennen. Dazu kommt, daß der in keinem Gralgedichte so geflissentlich und ausführlich dargestellte Glaubenskampf doch nicht die leiseste Spur von einem Kampfe mit Mohammedanern aufweist, also nie direct an die Zeit der Kreuzzüge erinnert. Die eigentlichen Feinde der Gralritter kommen nicht etwa von außen ins Land, sondern sind im Grunde nichts anderes als Teufelsritter. Wohl treten auch einige andere Feinde auf, die aus entlegener Ferne Britannien mit Krieg überziehen; aber diesen gilt der Kampf der Gralritter erst in zweiter Linie, und sie erinnern in gar nichts an die Zeiten nach dem ersten Kreuzzuge. Wir leiten daraus den Schluß ab, daß die Abfassung unseres Romanes mit einigem Grunde sogar in eine noch frühere Zeit, also in das elfte Jahrhundert verlegt werden könne. Potvin zog denselben Schluß aus dem streng „hierarchischen" Geist des Werkes, der an die Zeiten

Gregors VII. gemahne. Wie dem auch sei, ein sehr hohes Alter kann dem Romane ohne unwissenschaftliche Willkür nicht mehr abgesprochen werden. Reicht er wirklich über die Zeit des ersten Kreuzzuges hinaus, so erscheint er als Vorspiel desselben; ist er jünger, so sieht er einem aufs geistige Gebiet übertragenen Nachspiele gleich. Wir lassen die Wahl; denn allerdings mochte einem später lebenden Dichter jede Erinnerung an die Kämpfe mit den Anhängern Mohammeds in dem fernen Inselreiche Großbritannien ungereimt erscheinen. Andererseits wissen wir freilich, daß Kyot-Wolfram sich durch eine Fahrt Gahmurets ins Morgenland zu helfen weiß; demgemäß hätte also auch Parzival auf seinem Kriegszuge in die weite unbekannte Ferne (Nr. 209 ff.) mit jedem beliebigen Feinde zusammengebracht werden können. Wenigstens lag es nicht so weit ab, wenn ihn seine lange Seefahrt zu den Arabern in Spanien oder Afrika geführt hätte. Auch die Einfälle aus weit entlegenem Lande (Nr. 174) hätten die gesuchte Gelegenheit dargeboten; kommt doch auch bei Kyot-Wolfram Feirefiß aus dem Orient zur Gralburg.

Der schon erwähnte keltische Text, welchen Williams veröffentlicht hat, ist nach keiner Seite hin von durchschlagender Bedeutung. Derselbe scheint nur in zwei Handschriften vorhanden zu sein, deren eine aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammt. Nach Williams kennt ein wälscher Sänger, der 1368 starb (Davydh ab Gwilym), ein Buch vom Gral, und setzt ein Katalog Aneurin Owens zu den Hengwrt MSS. das vorliegende in das sechste Jahr Heinrichs I., also in das Jahr 1106; das würde zu dem Ergebniß unserer Untersuchung recht wohl passen, ja es noch überbieten. Da aber die so bestimmt auftretende Angabe doch nicht weiter begründet wird, so legen wir kein besonderes Gewicht darauf. Der Text gibt sich sofort als eine Uebersetzung aus dem Französischen. Aber auch daraus läßt sich nichts gegen den britischen Ursprung des Romanes schließen. Denn der Urtext muß lateinisch gewesen sein, und das Französische gibt sich ja seinerseits als Uebersetzung einer lateinischen, aus Wales stammenden Vorlage. Das richtige Verhältniß wird folgendes sein.

Der lateinische Grundtext kam kurze oder lange Zeit nach der normannischen Eroberung (1066) in die Hände eines jener französischen Dichter, die so begierig die Quellenschriften der britischen Sage ausbeuteten. Die französische Bearbeitung, zunächst wohl eine freie Prosaübersetzung, wurde nun diesseits und jenseits des Kanales bekannt; beiderseits herrschten ja die Normannen, deren Interesse für die eben erblühende Literatur der romanischen Heimat genugsam bezeugt ist.

Schon Wilhelm I. selbst bürgerte das Französische in England förmlich ein, schrieb es für alle Zweige des öffentlichen Lebens und für die Klosterschulen unter Zurückdrängung des Lateinischen vor. Das anglo-normannische Französisch, welches damals das gebildetste Nordfranzösisch war, wurde also in England sofort Sprache aller Gelehrten, so zwar, daß schon 1093 Bischof Wistan wegen Unkenntniß derselben aus dem Staatsrath entlassen werden mußte. Niemand zweifelt aber an dem frühen Interesse der normannischen Menestriers oder Minstrels für die schon in der Bretagne und dann erst recht in England liebgewonnenen keltischen Mythen, insbesondere die Ritterſagen. Denn gerade bei den Anglo-Normannen bildete sich aus dem romanisch-germanisch-keltischen Heldengeiste, der sich durch christlichen Glaubensmuth verklärte — Robert III. von der Normandie, Wilhelms Sohn, nahm 1096 das Kreuz — jenes Ritterthum heraus, welches im zwölften und dreizehnten Jahrhundert so schöne Blüten trieb. Der Normanne Robert Wace ist es, der 1155 die literarisch so hochwichtige, gereimte Darstellung der britisch-normannischen Sage und Geschichte, den Roman de Brut, schrieb. Dieser freien Uebertragung eines lateinischen Originals gingen gewiß ähnliche prosaische Arbeiten voraus.

Inzwischen wurden die Briten selbst auf die Schätze ihrer Sage aufmerksam; schreibt sich doch auch gerade aus den Freiheitskämpfen gegen die Eroberer ein neuer Aufschwung der Bardenpoesie her. Gruffyth ap Cynan (1079—1137) war ja der ritterliche König, welcher mitten im Lärm der Waffen auf einem Convente zu Caerwys die Musik und das Bardenwesen neu regelte. Mit dem zwölften Jahrhundert beginnt nun eine Reihe hochgefeierter Sänger, welche sich ganz natürlich der Sagen über Arthur in ihrer neuen Gestalt, d. h. in der Verbindung mit der Grallegende, bemächtigten. Auffallend mag es nun freilich sein, wenn schon um 1106 einerseits die lateinische Urschrift des Gralromans einem britischen Dichter nicht

mehr zugänglich war, andererseits das feindliche Verhältniß zu den Normannen eine Rückentlehnung von diesen nicht hinderte. Allein bei der wiedererwachenden patriotischen Begeisterung und Sangesliebe mochte man gern zu einem Ritterroman mit so ausgeprägtem nationalen Charakter greifen, wenn derselbe nur irgendwo einem Barden unter die Augen kam, und die für Sagenfunde so interessirten Minstrels mochten allerdings zuerst sich die lateinischen Klosterchroniken zugeeignet haben; aus ihren Gedichten schöpfen wir ja auch in erster Linie unsere Kenntniß der alten keltischen Sage überhaupt. Für das wieder erweckte Interesse der Briten aber zeugt unter anderm der mit der Gralliteratur so eng verbundene Name des Gautier Mapes († 1210, also ungefähr Zeitgenosse Robert Borons). Dieser war keltischer Herkunft und übertrug die Geschichte Gottfrieds von Monmouth ins Keltische, ähnlich wie Robert Wace ins Normannische. Er soll Verfasser der Geschichte Lanzelots sein, schrieb wahrscheinlich die „Große Gralsuche" und wird obendrein noch in Beziehung zum „Großen Gral" gesetzt.

Das Jahr 1106 mag aber immerhin allzu früh erscheinen; denn wenn eine französische Uebersetzung einer lateinischen Erzählung schon um jene Zeit ins Keltische übertragen wurde, so mußte die Gral-Parzival-Sage geradezu einer der ersten Funde der Minstrels in England gewesen sein, und müßten alle eben berührten Umstände aufs günstigste zusammengewirkt haben. Allein, was wir behaupten möchten, ist auch einfach nur so viel, daß der vorhandene keltische Text mindestens ebenso wohl für, als gegen das von uns erwiesene Alter des großen Parzival-Romanes in seiner lateinischen Urschrift geltend gemacht werden kann.

Die Beschaffenheit des keltischen Textes ist nicht derart, daß er zur Ergänzung oder Erklärung des altfranzösischen erheblich beitrüge. Der Uebersetzer läßt schwierigere Sätze oder Wörter durchgehends einfach aus und scheint vor dem Schluß ganz zu ermüden. Mit Nr. 208 unseres Textes nämlich bricht er plötzlich ab, ehe Parzival seine Rolle ausgespielt und namentlich ehe er den „Schwarzen Eremiten" besiegt hat. Nur kurz meldet er noch von dem letzten Abschied des Helden, von Josephs (Sepps) Verbleiben und von dem Unternehmen zweier wälschen Ritter (s. Nr. 220 u. 221). Vielleicht ging indessen für ihn die französische Vorlage selbst zu Ende, da er sich für den Schluß auf „andere Bücher" beruft: „Der Uebersetzer erklärt hier seinen Lesern, daß er leider nicht in Erfahrung brachte,

wo auf dieser Insel der Hof des Fischerkönigs war. Ich will euch aber zum Beschluß dieser Geschichte bekannt geben, was ich in anderen Büchern gelesen habe." Daß er nicht den erhaltenen französischen Text vor sich hatte, beweisen unter anderm Stellen wie Nr. 144.

Der Uebersetzung schickt er seltsamerweise als ersten Theil seines „heiligen Grales" die der „Großen Gralsuche" voraus. Der Umstand, daß in derselben Galaad der Hauptheld ist, bringt ihn im zweiten Theile in Verlegenheit; er hilft sich, indem er Parzival den zweitbesten Ritter der Welt nennt, bisweilen jedoch „den besten oder zweitbesten"; außerdem findet sich auch einfach „der beste". Aus der Verbindung der beiden Romane könnte man übrigens nicht ohne Grund schließen, daß die wälsche Uebersetzung aus späterer Zeit stamme.

Der Verfasser des Romanes muß nach allem Gesagten ein Mönch der blühenden Abtei Glastonbury auf der Insel Avalon gewesen sein (er beschreibt Artus' Grabkapelle sehr genau; s. Nr. 163) und im zwölften oder schon im elften Jahrhundert gelebt haben. Daß er selbst Mönch war und nicht etwa bloß eine Klosterurkunde zur Grundlage seines Gedichtes nahm, darf wohl aus der ungewöhnlichen Zartheit geschlossen werden, mit welcher er geschlechtliche Verhältnisse behandelt, aus dem Nachdruck, welchen er auf das Gebet, die Messe und das Einsiedlerleben legt, endlich aus den theologisch-apostolischen Grundideen[1]. Ohnehin ist dies für die Heimstätte der Legende sowie für die Zeit, in welcher das Werk entstanden sein wird, das Wahrscheinlichste, wie umgekehrt der mönchische Charakter wieder das hohe Alter des Buches beweist. Alles stützt sich hier wechselseitig: der lateinische Grundtext, der mönchische Verfasser, der anderweitig berechtigte Schluß auf eine frühe Entstehungszeit, der Vergleich

[1] Man wird also die Bezeichnung clerc im engern Sinne nehmen; sonst wird sie bekanntlich auch auf Gelehrte oder Dichter überhaupt angewandt.

mit anderen Gralgedichten. Einem Mönche in Britannien schreibt übrigens auch Helinand die öfter erwähnte Vision zu; der Große heilige Gral nennt ihn mit Namen, nämlich Josephus, und unser Roman macht ebenso einen Josephus auf der Insel Avalon zum Verfasser der vorliegenden Geschichte (Nr. 1. 2. 221), wenn auch die öftere indirecte Erwähnung eine gewisse Ueberarbeitung voraussetzen läßt. In der Aufschrift der Berner Fragmente unseres Romanes heißt es, daß Josephus an Ort und Stelle, d. h. beim Grale war (qui y fust).

Nach der einen Handschrift des Parzival-Romanes war er chevalier clerc, also ein Ritter, der Mönch geworden (Nr. 2, Ende), und in der That kann man bei Lesung des Romanes das lebhafteste Interesse dieses Mönches für den Waffenkampf nicht verkennen. Wenn er z. B. einen zweiten Ilsan in sein Gedicht einführt (s. Nr. 74 f.), so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß dem Verfasser selbst diese Rolle vielleicht nicht übel angestanden haben würde.

Doch gibt er als echter Priester und zugleich begeisterter Sohn seiner britischen Heimat der Gralgeschichte eine solche Wendung, daß sie die Kirchengeschichte Großbritanniens wiederspiegelt, ohne den ritterlichen Charakter der Handlung aufzuheben und die weltumfassende Bedeutung des heiligen Grales zu verdunkeln. Die erste Begründung des christlichen Glaubens in dem großen Inselreiche schreibt er Joseph und Nicodemus zu, deren heilige Leiber in kostbaren Schreinen verwahrt werden. Jene haben die Dreifaltigkeit gepredigt und den Dienst des Grales, d. h. die christliche Opferfeier eingeführt. Ein zweites Mal kommen Apostel aus Rom (die Gregore!), um den in Erschlaffung und Heidenthum versunkenen Briten (wie den Angelsachsen) die Geheimnisse neu zu enthüllen (Kelch und Glocke zu bringen!) und die welt-

liche Gewalt zum Kampf gegen die Heiden, d. h. zur Wiedereroberung des Landes für das Christenthum aufzufordern (Nr. 153. 254). Aber der Dichter ist auch ganz Wale, d. h. echter Brite, und darum theilt er seinem Nationalhelden Artus die Rolle zu, den neuen Sieg des Christenthums zu fördern. Er brauchte ihn zu diesem Zwecke nur um zwei Menschenalter tiefer hinabzurücken. Ein großartiger Entwurf, der, wenn wirklich einem einzigen Dichter angehörig, ihm den Lorbeer sichern muß! Die Ausführung entspricht der Erwartung. Aus der Josephs-Legende von Glastonbury, die mit anderweitigen Ueberlieferungen, wohl auch mit dem allbekannten Nicodemus-Evangelium übereinstimmte, und aus der britischen Nationalsage ist eine so einheitliche Geschichte geworden, wie eine solche in keiner andern Graldichtung vorliegt. Nur wenige Züge der Legende sind gelegentlich erwähnt; aber der Geist derselben durchdringt alle Theile der weit, ja zu weit ausgesponnenen Handlung. Durch das bunteste Gewebe vielgestaltiger Abenteuer schlingt sich wie ein goldener Faden die auf den Gral bezügliche Idee. Kindliche Freude an der Wunderwelt der Märchen, lebhafter Sinn für Ritterkämpfe, die nichts weniger sind, als ein kurzweiliges Waffenspiel und bisweilen nur allzu blutig enden, fleckenlose Keuschheit aller Schilderungen, sittliche und religiöse Vertiefung der äußern Handlung ohne Langweiligkeit und gelehrte Umständlichkeit, das sind einige der großen Vorzüge der Darstellung.

In der bescheidenen Form des Prosaromanes werden fernerhin auch in dieser schönen Dichtung Ziel und Aufgabe des Menschenlebens in weitem Rahmen gezeichnet. Zunächst wird allerdings, wie im „Parzival" Wolframs von Eschenbach, dem mittelalterlichen Ritterthum ein Spiegel echter Heldentugend vorgehalten. Doch mehr als dort haben wir in den ritterlichen Helden zugleich Vertreter der christlichen Mensch-

heit zu erkennen, die in dem Kerngeheimniß der Religion ihren Anziehungs- und Ruhepunkt findet. Das Gedicht — wir stehen nicht an, es trotz der ungebundenen Form so zu nennen — erweitert aber noch durch eine tiefer liegende Symbolik oder Allegorie den Gesichtskreis der Handlung. Die im Vordergrund stehenden Ereignisse nämlich veranschaulichen zunächst nur die Emporhebung des Ritterthums aus dem Zustande des Verfalles zu seiner berufsmäßigen Thätigkeit; allein unter diesem symbolischen Gewande tritt allenthalben zugleich die Beziehung auf den Gottesstreit, den jeder Christ ritterlich durchfechten soll, ganz unverkennbar zu Tage; endlich schimmert gelegentlich noch als Urbild des edelsten Strebens der christlichen Menschheit die große Erlösungsthat Christi durch, welche einst das Angesicht der Erde erneuert und die verirrten Kinder Gottes zum wahren Glücke in Gott zurückgeführt hat. Der Gottessohn erscheint in solchen Stellen als der eigentliche „Gute Ritter", von dessen Tugend und Tüchtigkeit die ganze Welt ihr Heil erwartet, während solches der Gegenwart durch Parzivals und der anderen Helden edle Thaten vermittelt und jedem einfachen Gottesstreiter durch ähnliche Leistungen auf geistigem Gebiete zugewandt wird.

Der Roman hat selbstverständlich auch seine schwachen Seiten; mehrere haben wir schon angedeutet. Fremdartig ist uns anfangs auch die ganze Form der Märchendichtung und theilweise die des Ritterepos. Aber bei einiger Gewöhnung wird sich jeder unwiderstehlich angezogen fühlen, wenigstens dann, wenn er auf die erhabenen Ideen des Gedichtes und die Kunst der Erfindung und Darstellung aufmerksam wird. Es finden sich zudem, wie schon bemerkt, überall einzelne längere Stellen, welche unseres Erachtens zu den allerbesten literarischen Leistungen gezählt werden dürfen, und es wird wohl jeder, der diesen Roman mit dem von Wolfram über-

tragenen ruhig vergleicht, demselben die größere Bedeutung sowohl in literarhistorischer als in ästhetischer Hinsicht zuerkennen.

Um sich die Uebersicht über den großen Parzival-Roman zu erleichtern, merke man folgendes: Die ganze Stoffmasse zerfällt in sieben (vom Verfasser übrigens nicht eigens abgesonderte) Bücher. Das erste ist grundlegend und beschäftigt sich mit der Sinneswandlung des erschlafften Ritterkönigs Artus (Nr. 1—12). Die drei nächsten stellen die Gralsuchen Gawans (Nr. 13—51), Lanzelots (Nr. 52—80) und Parzivals (Nr. 81—134) dar. Gawan versäumt die vor dem erscheinenden Grale zu stellende Frage; Lanzelot ist so unwürdig, daß ihm das Heiligthum nicht einmal sichtbar wird; Parzival, der vor allen bereits zur Gralburg gelangt, aber damals noch unreif befunden worden war, erobert schließlich die mittlerweile vom König des Todesschlosses in Besitz genommene Burg von diesem zurück. Schon mit dem dritten Buche beginnen, wie zu erwarten, die Wege der Helden sich gegenseitig zu durchkreuzen; die Erzählung gewinnt dadurch an Abwechslung, verliert aber für den minder geübten Leser an Ueberschaulichkeit. Im fünften Buche erscheint Artus wieder; er macht seinerseits eine Gralfahrt, um Kelch und Glocke als Symbol der religiösen Erneuerung seines Reiches heimzuholen (Nr. 135—170). Ein sechstes Buch ist wieder Lanzelot gewidmet; das weltliche Element kommt hier, besonders in einer Hofintrigue, zu seinem Rechte (Nr. 171—189). Endlich vollendet Parzival-Gutritter sein Werk, indem er allen falschen Glauben und alle Bosheit in der Welt ausrottet (Nr. 190—221.) Im einzelnen werden wir durch Verweisungen, durch Seitenaufschriften und durch den ästhetischen Commentar (Nr. 222—277) das Verständniß der Einheit des Ganzen zu unterstützen suchen.

heit zu erkennen, die in dem Kerngeheimniß der Religion ihren Anziehungs- und Ruhepunkt findet. Das Gedicht — wir stehen nicht an, es trotz der ungebundenen Form so zu nennen — erweitert aber noch durch eine tiefer liegende Symbolik oder Allegorie den Gesichtskreis der Handlung. Die im Vordergrund stehenden Ereignisse nämlich veranschaulichen zunächst nur die Emporhebung des Ritterthums aus dem Zustande des Verfalles zu seiner berufsmäßigen Thätigkeit; allein unter diesem symbolischen Gewande tritt allenthalben zugleich die Beziehung auf den Gottesstreit, den jeder Christ ritterlich durchfechten soll, ganz unverkennbar zu Tage; endlich schimmert gelegentlich noch als Urbild des edelsten Strebens der christlichen Menschheit die große Erlösungsthat Christi durch, welche einst das Angesicht der Erde erneuert und die verirrten Kinder Gottes zum wahren Glücke in Gott zurückgeführt hat. Der Gottessohn erscheint in solchen Stellen als der eigentliche „Gute Ritter", von dessen Tugend und Tüchtigkeit die ganze Welt ihr Heil erwartet, während solches der Gegenwart durch Parzivals und der anderen Helden edle Thaten vermittelt und jedem einfachen Gottesstreiter durch ähnliche Leistungen auf geistigem Gebiete zugewandt wird.

Der Roman hat selbstverständlich auch seine schwachen Seiten; mehrere haben wir schon angedeutet. Fremdartig ist uns anfangs auch die ganze Form der Märchendichtung und theilweise die des Ritterepos. Aber bei einiger Gewöhnung wird sich jeder unwiderstehlich angezogen fühlen, wenigstens dann, wenn er auf die erhabenen Ideen des Gedichtes und die Kunst der Erfindung und Darstellung aufmerksam wird. Es finden sich zudem, wie schon bemerkt, überall einzelne längere Stellen, welche unseres Erachtens zu den allerbesten literarischen Leistungen gezählt werden dürfen, und es wird wohl jeder, der diesen Roman mit dem von Wolfram über-

tragenen ruhig vergleicht, demselben die größere Bedeutung sowohl in literarhistorischer als in ästhetischer Hinsicht zuerkennen.

Um sich die Uebersicht über den großen Parzival-Roman zu erleichtern, merke man folgendes: Die ganze Stoffmasse zerfällt in sieben (vom Verfasser übrigens nicht eigens abgesonderte) Bücher. Das erste ist grundlegend und beschäftigt sich mit der Sinneswandlung des erschlafften Ritterkönigs Artus (Nr. 1—12). Die drei nächsten stellen die Gralsuchen Gawans (Nr. 13—51), Lanzelots (Nr. 52—80) und Parzivals (Nr. 81—134) dar. Gawan versäumt die vor dem erscheinenden Grale zu stellende Frage; Lanzelot ist so unwürdig, daß ihm das Heiligthum nicht einmal sichtbar wird; Parzival, der vor allen bereits zur Gralburg gelangt, aber damals noch unreif befunden worden war, erobert schließlich die mittlerweile vom König des Todesschlosses in Besitz genommene Burg von diesem zurück. Schon mit dem dritten Buche beginnen, wie zu erwarten, die Wege der Helden sich gegenseitig zu durchkreuzen; die Erzählung gewinnt dadurch an Abwechslung, verliert aber für den minder geübten Leser an Ueberschaulichkeit. Im fünften Buche erscheint Artus wieder; er macht seinerseits eine Gralfahrt, um Kelch und Glocke als Symbol der religiösen Erneuerung seines Reiches heimzuholen (Nr. 135—170). Ein sechstes Buch ist wieder Lanzelot gewidmet; das weltliche Element kommt hier, besonders in einer Hofintrigue, zu seinem Rechte (Nr. 171—189). Endlich vollendet Parzival-Gutritter sein Werk, indem er allen falschen Glauben und alle Bosheit in der Welt ausrottet (Nr. 190—221.) Im einzelnen werden wir durch Verweisungen, durch Seitenaufschriften und durch den ästhetischen Commentar (Nr. 222—277) das Verständniß der Einheit des Ganzen zu unterstützen suchen.

Inhalt.

Seite

1. Artus 1
2. Gawan 24
3. Lanzelot 103
4. Parzival 150
5. Artus' Gralfahrt 240
6. Briant von Eilanden 301
7. Vollendung 333

Auslegung und Würdigung 387

Die Gralſage und ihre innere Entwicklung 493

Die Gralſage im Lichte der Geſchichte und Ueberlieferung . . . 626

Parzival
und der heilige Gral.

1. Artus.

1. Höret die Geschichte des hochheiligen Gefäßes, das da genannt wird der heilige Gral! In selbigem Gefäße wurde das kostbare Blut des Erlösers aufgefangen an jenem Tage, da er zur Errettung seines Volkes vor den Qualen der Hölle am Kreuze erhöhet und angenagelt wurde. Josephus hat darüber, auf Mittheilung einer Engelstimme, Bericht erstattet; es sollen aber alle guten Ritter und die anderen wackeren Gottesstreiter aus seinem Buche lernen, wie daß sie zur Erhöhung und Förderung des Gesetzes, welches Jesus durch seinen Tod und seine Kreuzigung erneuert hat, bereit sein müssen, sich Leiden und Mühen aller Art zu unterziehen.

2. Das hohe Buch vom heiligen Gral hebt an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; diese drei Personen sind nur ein Wesen, ein Gott; von Gott aber kommt die hohe Kunde vom Grale. Alle nun, welche selbe vernehmen, sollen andächtig lauschen und auf alle gemeinen Regungen ihres Herzens vergessen; denn sie wird jenen, welche sie von Herzen hören, großen Nutzen bringen. Weiland Josephus also erzählet uns diese heilige Geschichte zum Lobe wackerer Männer und Helden aus der Familie „Gutritters", welcher bald nach der Kreuzigung unseres Herrn gelebet hat. Gutritter hieß er mit Fug und Recht; denn sein Leib war keusch und jungfräulich, sein Herz kühn und stark und sein Handeln frei von aller Gemeinheit. Doch war seine Rede nicht schön, und las niemand in seinem Antlitze, daß so hoher Muth in seiner Brust wohne. Ob der wenigen von ihm versäumten Worte aber geschah so großes Unheil in Großbritannien, daß alle Inseln und Lande dadurch in große Trauer verfielen;

sie wurden hinwiederum in große Freude versetzt durch das Verdienst seiner ritterlichen Tugenden.

Solche Tugenden mußten wohl von Rechtswegen ihm eigen sein; gehörte er ja zum Stamme Josephs von Arimathäa[1], der Oheim seiner Mutter war und als Soldat des Pilatus keinen andern Sold für seinen Dienst begehrte, als den Leib des Heilandes vom Kreuze abnehmen zu dürfen, eine Gnade, welche ihm ebenso groß, als dem Pilatus gering däuchte. Diesem hatte er nämlich sieben Jahre also treu gedienet, daß ihm selber gern Gold oder Land geschenkt hätte, wenn er ihn darum angegangen wäre. Den Leib des Herrn überließ er ihm aber um so leichter, weil er sich dachte, Joseph wolle denselben nach der Abnahme schmählich durch die Stadt Jerusalem schleifen und dann außerhalb der Mauern an einem gemeinen Orte liegen lassen. Dahin ging aber keineswegs die Neigung selbigen guten Ritters, sondern er ehrete den Frohnleichnam nach bestem Vermögen und setzte ihn in dem heiligen Grabmale bei; auch bewahrte er die Lanze, welche denselben durchbohret hatte, sowie das hochheilige Gefäß, in welchem fromme, gläubige Seelen das bei der Kreuzigung aus den Wunden strömende Blut ehrfurchtsvoll aufgefangen hatten. Aus solchem Stamme also war Gutritter, über den die hohe Sage gedichtet worden. Iglais hieß seine Mutter, die Nichte Josephs, der Fischerkönig war sein Oheim, desgleichen der König von Niederleuten, Pelles genannt, und jener andere König, welcher vom Todesschlosse seinen Namen führte und sich ebenso durch seine Bosheit, wie die beiden tugendhaften Oheime durch ihre große Güte, hervorthat. Gutritter hatte aber eine tugendhafte, treusame Mutter und auch eine Schwester mit Namen Dindrane.

Das Stammhaupt väterlicherseits hieß Nicodemus. Glais der Dicke vom Eremitenkreuz war der Vater Julians des Dicken von den Thälern Kamaloths. Dieser Julian nun hatte elf Brüder, tüchtige Ritter, wie er selbst, welche alle bereits nach zwölf Jahren ritterlichen Lebens im Kampfe fielen, indem sie mit Muth und

[1] Nicht mit obigem Gewährsmann der Sage zu verwechseln.

Kraft für das durch Christus erneuerte Gesetz eingestanden waren. Die Namen der zwölf Brüder sind: Julian der Dicke, der älteste, auf ihn folgte Gorgalian, Brun Brandalis war der dritte, Berthold der vierte, Brandalus von Wales der fünfte, Elinaus von Gavalon der sechste, Galobrutus der siebente, Meralis von der Palastwiese der achte, Frommer von der rothen Heide der neunte, Melarmaus von Albanien der zehnte, Galiaus vom weißen Thurm der elfte, Aliban von der verödeten Stadt der zwölfte. Alle starben, wie gesagt, im Waffendienste des heiligen Propheten und der durch seinen Tod begründeten Lehre, nachdem sie dem Reiche seiner Feinde jeden nur möglichen Schaden angethan hatten. Von sothanen beiden Familien, welche durch vorstehende Namen und Charakterzüge kurz bekannt gegeben sind, stammte gemäß der Erzählung Josephs, des wackern Ritter-Priesters, Gutritter ab, von dem selbst ihr nun Namen und Ort genau kennen lernen sollet.

3. Schriftliche Urkunden verbürgen uns, daß nach der Kreuzigung unseres Herrn kein König auf Erden so viel für die Ausbreitung des Reiches Jesu Christi that, wie König Artus (keltisch Arthur) von Britannien, theils in eigener Person, theils durch die an seinem Hofe weilenden Ritter. Der gute Artus war ein ebenso mächtiger als gottgläubiger Fürst; große Dinge ereigneten sich in seiner Residenz und bei seiner von den besten Rittern besetzten „Tafelrunde". Nach dem Tode seines Vaters führte er die Herrschaft weiter mit so hoher Würde und Pracht, daß ihm kaum je ein König gleichkam, und daß alle Fürsten und Barone sich an ihm ein Muster jeglicher Tüchtigkeit nahmen. Zehn Jahre verharrte Artus in sothaner Vollkommenheit als der bestbeleumundete aller Erdenkönige; dann aber beschlich ihn eine gewisse Schlaffheit und Trägheit des Willens, er begann, keinen Geschmack mehr an seiner gewohnten Milde zu haben und die großen Hofladungen auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten zu verabsäumen. In dem Maße aber, als seine Freisinnigkeit erlahmte, zerstreuten sich auch die Ritter der Tafelrunde und mieden seine Umgebung, bis der Hofstaat von der gewohnten Zahl von 366 Rittern auf höchstens 25 zusammenschmolz. Nichts Merkwürdiges geschah mehr an seinem

Hofe. Auch alle anderen Fürſten wurden in ihren Gaben ſäumiger, ſeit ſie an Artus ſolche Läſſigkeit in der Hofhaltung gewahrten[1]. Die Königin Ginevra aber war über alles dies ſo tief betrübt, daß ſie ſich weder ſelbſt zu helfen, noch Wandel zu ſchaffen wußte, wenn nicht der Herrgott ſelbſt ſich erbarme. Hier hebt die Geſchichte an.

Es iſt auf einen Himmelfahrtstag; König Artus weilt zu Kardeil[1]; eben hat er ſich vom Tiſch erhoben und iſt einigemale auf und ab durch den Saal gegangen, da fällt ſein Blick auf die Königin, die in einer Fenſterniſche ſitzt. Er geht auf ſie zu, nimmt an ihrer Seite Platz und bemerkt, indem er ihr ins Geſicht blickt, wie ihr die Thränen aus den Augen rinnen. „Frau," ſpricht er, „was iſt dir, warum weinſt du?" — „Ach, mein Herr und Gemahl," entgegnet ſie, „ich habe wohl Grund zu weinen, und auch dir ſelbſt ſteht die Freude ſchlecht an." — „Frau, ich bin in der That nicht froh geſtimmt." Sie erwiedert: „Daran thuſt du ganz recht. Ich habe an dieſem und an ähnlichen Feiertagen wohl ſchon unzählige Ritter bei Hofe verſammelt geſehen; jetzt iſt es ſo öde hier, daß ich große Beſchämung empfinde, da ich nichts Bedeutendes mehr geſchehen ſehe. Ja, ich fürchte, daß Gott dich ganz vergeſſen hat." — „Gewiß, Frau," antwortet der König, „mir fehlt auch alle Neigung, Milde zu üben, oder ſonſt etwas zu thun, was mir Ehre brächte; vielmehr iſt all meine Willenskraft in Schwäche verkehret, und ebendarum, das erkenne ich wohl, entbehre ich nun der Gegenwart meiner Ritter und der Liebe meiner Freunde." — „Mein ſüßer Gemahl," ſpricht die Königin, „ich glaube, wenn du in den Weißwald zur Kapelle des hl. Auguſtin wallfahrteteſt, die man nur durch gefährliche Abenteuer erreichen kann, ſo würdeſt du mit neuer Luſt für alles Gute zurückkehren. Denn noch kein Rathsbedürftiger

[1] Königliche Freigebigkeit bei Gelegenheit großer Hoffeſte muß dem Ritterkönige die wahre Ritterehre erwerben. Unſer Romanſchreiber erkennt aber in dieſer äußern Ritterlichkeit, echt poetiſch, ein Sinnbild des innern Geiſtes.

[2] Caerllion am Uſk.

hat dort mit geradem Herzen Hilfe gesucht, den Gott nicht um des Heiligen willen aufs beste berathen hätte." — „Frau," spricht der König, „ich bin nicht abgeneigt, dorthin zu pilgern; denn ich habe an manchen Orten bezeugen hören, was du eben sagtest." Die Königin fährt fort: „Der Ort ist zwar gefährlich, und es wird Muth erfordert, um zur Kapelle vorzudringen. Allein der tugendhafteste Klausner im Königreich Wales hat bei derselben seine Wohnung; er lebet, ohne andere Speise, nur der Betrachtung der Herrlichkeit Gottes." — „Frau, da werde ich ganz bewaffnet und ohne Ritter hinziehen müssen." — „Nicht doch, einen Ritter und einen Knappen wirst du mitnehmen dürfen." — „Frau, ich wage es nicht; denn ich kenne die Gefahr; je mehr Begleiter man mitbringt, desto grausiger ist der Strauß, den man zu bestehen hat." — „Einen Knappen wenigstens rathe ich dir mitzunehmen; es wird dir darum, so Gott will, nichts Böses widerfahren." — „Frau, es geschehe, wie es dir gutdünkt, aber ich besorge, daß es nicht zu meinem Besten ist." — „Glaube mir," spricht Ginevra, „Gott wird Böses verhüten."

4. Indem der König aufsteht und sich entfernt, sieht er einen Knappen vor sich, groß, stark, jung und schön, Chaus mit Namen, der Sohn Iwein Aolters. „Frau, diesen nehme ich mit mir, wenn es dir so recht ist." — „Herr, er gefällt mir gut; ich habe ihm viel Muthes nachrühmen hören." Auf einen Wink tritt der Knappe näher und knieet vor dem Könige nieder. Dieser läßet ihn aufstehen und spricht: „Du schläfst die Nacht hier im Saale, hörst du, und sorgst, daß bei Tagesanbruch mein Roß gesattelt und meine Waffen bereit seien; zur besagten Stunde breche ich auf; du und kein anderer sonst geht mit mir." — „Herr, ganz nach Eurem Wunsche!"

Der Abend kam; König und Königin gingen zur Ruhe, nachdem auch die Ritter nach der Tafel sich in ihre Quartiere zurückgezogen hatten. Der Knappe blieb im Saale zurück und wollte weder Kleider noch Stiefel ablegen; denn die Nacht dünkte ihm zu kurz, und wollte er keinesfalls den Befehl des Königs für den kommenden Morgen versäumen.

5. Der Knappe legte sich also in besagter Weise ebenfalls nieder. Im ersten Schlummer kam es ihm vor, als sei der König ohne ihn abgereist. Darüber erschrak er, eilte zu seinem Pferde, legte ihm den Sattel auf und den Zügel an, band sich die Sporen an die Stiefel, umgürtete sich mit dem Schwerte und eilte — so schien es ihm im Traume — spornstreichs aus dem Schloßhof hinter dem Könige her. Nach einem ziemlich langen Ritte gelangte er in einen großen Wald und erspähte glücklich — so kam es ihm vor — die Hufspuren des königlichen Streitrosses. Er folgte lange Zeit der Fährte, bis er eine Lichtung im Walde erreichte. Hier verschwanden die Hufspuren, so daß er glaubte, der König müsse hier abgestiegen sein. Indem er nach rechts umschaute, gewahrte er mitten auf dem Wiesenplatze eine Kapelle und ringsum einen Friedhof mit vielen Gräbern — so träumte ihm. Dachte er in seinem Sinne, er wolle zur Kapelle reiten; der König müsse sich zum Gebete dahin zurückgezogen haben. Gesagt, gethan; er stieg vor der Kapelle ab, band sein Pferd an und trat hinein. Er blickte nach rechts und nach links und sah nichts außer einem todten Ritter auf einer Bahre mitten in der Kapelle. Die Leiche war mit einem Seidentuche überdeckt; brennende Kerzen auf vier goldenen Leuchtern standen herum. Der Knappe staunte, als er den Todten so verlassen fand und außer demselben nur einige Bilder gewahrte, mehr aber noch darüber, daß er den König vergeblich suchte. Er war rathlos, was zu thun sei. Endlich hob er eine Kerze ab, eignete sich den goldenen Leuchter zu und schob ihn in seine Eisenhose. So verließ er die Kapelle wieder, saß auf und ritt über den Friedhof und die Wiese in den Wald hinein; sein Entschluß stand fest, nicht zu ruhen, er hätte denn den König wiedergefunden.

Eben lenkte er im Gehölz auf einen Weg ein, da sah er vor sich einen schwarzen, abscheulichen Reiter kommen, der um vieles größer zu Fuß, als er selbst zu Pferde war. Er trug — so dünkte jenem — ein zweischneidiges Mordmesser in der Faust. Der Knappe beschleunigte seinen Trab und rief ihm entgegen: „He da, Freund, seid Ihr dem König Artus im Walde begegnet?“ — „Nein,“ sprach der Sendling, „aber Euch wohl, und des bin ich

nicht wenig froh; denn Ihr kommt als Räuber und Verräther aus der Kapelle. Ihr habt einen goldenen Leuchter im Sack, welcher dem todten Ritter dort geweiht war; den ſollet Ihr mir herausgeben, damit ich ihn zurückſtelle; wo nicht, ſo biet' ich Euch Fehde." — „Meiner Treu," erwiederte der Knappe, „den geb' ich nicht wieder heraus, ſondern nehme ihn mit und ſchenke ihn König Artus." — „Auf mein Wort," ſprach der Fremde, „Ihr bezahlt es theuer, wenn Ihr mir den Raub nicht ſchleunigſt erſtattet." Der Knappe gibt dem Pferde die Sporen, um vorbeizujagen, aber jener erreicht ihn noch mit dem Meſſer und ſtößt es ihm bis ans Heft in die linke Seite.

Der Knappe, dem ſolches träumet, liegt inzwiſchen noch im Saal zu Kardeil, wacht auf und ſchreit aus voller Kehle: „Heilige Maria! Den Prieſter! Hilfe, Hilfe, ich bin ermordet!" König und Königin hören den Ruf; die Kammerdiener ſpringen auf und mahnen den König: „Herr, Ihr mögt nun abreiſen; es iſt Tag!" Während dieſer ſich Kleider und Schuhe anlegen läßt, ruft der Knappe abermals aus allen Kräften: „Bringt mir einen Prieſter, ich ſterbe!" Nun eilen König und Königin hinab; die Kammerdiener tragen brennende Fackeln voran. Auf die Frage des Königs an den Knappen, was ihm fehle, erzählt er ſeinen ganzen Traum. „Ha, nichts mehr als ein Traum!" — „Jawohl, Herr, aber doch eine gar böſe Geſchichte, die ſich mir leidigerweiſe bewahrheitet. Schaut her" — damit hebt er den linken Arm auf — „ſeht hier das Meſſer, das mir bis zum Griff in die Seite geſtochen iſt." Er greift dann in die Eiſenhoſe, zieht den Leuchter heraus und zeiget ihn dem Könige vor: „Herr, um dieſes Leuchters willen, den ich Euch ſchenke, bin ich zum Tode verwundet worden." Der König nimmt den Leuchter an und betrachtet ihn ſtaunend, denn er hatte nie einen ſo koſtbaren geſehen: er zeigte ihn auch der Königin. Der Knappe aber bat: „Herr, zieht mir das Meſſer nicht aus dem Leibe, ehedenn ich gebeichtet habe." Der König hieß ſeinen Kapellan kommen; der Knappe beichtete und wurde mit allem verſehen; darauf zog ihm Artus ſelbſt das Meſſer aus der Wunde, und die Seele ſchied aus dem Leibe. Der König ließ ihm einen feierlichen Gottesdienſt

halten und die Leiche einhüllen und zur Erde bestatten. Iwein Aolter aber, der Vater des Knappen, war über den Tod seines Sohnes tief betrübet. Auf seinen Rath schenkte Artus den goldenen Leuchter nach St. Paul in London; diese Kirche war erst jüngst gebauet, und wollte der König darum, daß man dort für die Seele des Knappen, der um des Leuchters willen den Tod erlitten hatte, beten, und daß alle Welt von dem wundersamen Abenteuer Kunde erhalten solle.

6. Artus legte am folgenden Morgen seine Waffen an, um, wie ich zu erzählen begonnen, zur Kapelle des hl. Augustin zu pilgern. Die Königin sprach zu ihm: „Liebster Gemahl, wen nimmst du nun mit dir?" — „Frau," sprach dieser, „ich will nur Gott zum Begleiter; du magst aus dem Abenteuer, welches sich ereignet hat, leicht abnehmen, daß es Gott nicht gefällt, wenn einer mit mir geht." Sie sprach: „Der Himmel behüte dich an Leib und Leben, und lasse dich mit solcher Neigung zu allem Guten heimkehren, daß deine tiefgesunkene Ehre wieder steigen möge." — „Frau," sprach er, „das sei Gott empfohlen." Sein Roß wurde zum Aufsteigeplatz geführt, und er saß in voller Rüstung auf. Er hatte den Degen bereits an der Seite; Iwein Aolter aber reichte ihm Schild und Lanze. Als nun der Fürst, den Schild am Halse, die Lanze in der Faust und das Schwert an der Seite, auf dem hohen gepanzerten Rosse erschien, glich er nach Gestalt und Haltung gar wohl einem Ritter von großer Kraft und Kühnheit. Er ließ sich aber so wuchtig niederfallen, daß die Sattelbogen sich erbreiteten und das Pferd unter ihm den Rücken bog, und war dieses ein schönes, flinkes Thier. Artus gab ihm die Sporen, so daß es in weitem Sprung auf die Straße setzte. Die Königin aber stand am Fenster des großen Saales und gegen 25 Ritter zusammen vor dem Palaste. Als der König davonsprengte, rief die Königin: „Ihr Herren, was dünket euch von dem Könige? Scheint er nicht ein wackerer Held?" — „Ja gewiß, Herrin," antworteten sie; „es ist wahrlich schade für die Welt, wenn er seinem trefflichen Anfange nicht treu bleibet. Traun, kein König oder Fürst ist uns bekannt, der sich auf alle Rittersitte und

freigebige Milde beſſer verſtände, wenn er nur thun wollte wie ehedem."

Die Ritter ſchwiegen; Artus aber jagte einem abenteuerlichen, großen Walde zu, deſſen dichteſte Mitte er nach einem taglangen Ritte erreichte. Hier erblickte er gegen Abend eine kleine Kapelle und ein Häuschen daneben; es ſchien ihm eine Einſiedelei zu ſein. Er näherte ſich, ſtieg vor der Hütte ab und trat ein; ſein Roß, das mit Mühe durch den Eingang konnte, zog er am Zaume nach. Er legte ſeine Lanze auf die Erde, lehnte den Schild an die Hüttenwand und band ſich Degen und Viſier ab. Bemerkte er da eben im Hintergrunde einen Trog mit Gerſte; er nahm alſo auch dem Pferde den Zaum ab und führte es zum Futter. Dann ſchloß er hinter ſich die Thüre und verriegelte die Hütte. In der Kapelle aber glaubte er ein Streiten und Hadern zu vernehmen; die eine Partei redete ſanft und ſüß wie Engel, die andere grell und wüſt wie Dämonen. Als Artus dieſe Stimmen hörte, fragte er ſich verwundert, was ſie bedeuten möchten. Fand er da in der Hütte eine Thüre, welche auf einen ſchmalen Gang führte, durch den man zur Kapelle gelangte. Geht der König in das Bethaus hinein und ſieht ſich um, gewahrt aber nur die Bilder und das Crucifix. Kaum iſt er darin, ſo verſtummen auch die hadernden Stimmen. Nimmt's ihn Wunder, daß Haus und Klauſe ſo verlaſſen ſtehen; was mag aus dem Einſiedler, der hier wohnte, geworden ſein? Er tritt zu dem Altar der Kapelle näher hinzu. Vor demſelben ſieht er einen offenen Sarg ſtehen und einen Eremiten, ganz in ſeine Kutte gehüllt, darin liegen; der lange Bart reicht ihm bis auf den Gürtel herab, ſeine Hände ſind auf der Bruſt gekreuzt und halten ein Crucifix, deſſen Bild ihm den Mund berührt. Er hat noch Leben in ſich, iſt aber dem Tode nahe und liegt ſchon in den Zügen. Der König bleibt lange vor dem Sarge ſtehen und blickt mit Befriedigung den Eremiten an; dünkt ihm, er müſſe ein tugendreiches Leben geführt haben. Inzwiſchen bricht die Nacht herein; doch plötzlich wird die Kapelle ſo hell erleuchtet, als ob man zwanzig Kerzen angezündet hätte. Der König iſt entſchloſſen, bis zum Verſcheiden des wackern Klausners auszuharren, und will

er sich eben zur Seite des Sarges niedersetzen, da ruft ihm eine barsche Stimme zu, er solle sich entfernen, denn man wolle hier Gericht halten; das dürfe aber nicht in seiner Gegenwart geschehen. Verläßt er also die Kapelle, so gerne er geblieben wäre, tritt in den hintern Raum zurück und setzt sich auf den Stuhl, welcher dem Klausner zu dienen pflegte.

Begann aber nun das Streiten und Lärmen in der Kapelle von neuem; die einen hörte er laut schreien, die anderen leise reden, und erkannte er an den Stimmen, daß Engel und Teufel miteinander haderten. Er verstand auch, daß die bösen Geister die Seele des Eremiten hart bedrängten und schon über den nahen Abschluß des Gerichtes frohlockten. Bemerkt Artus weiter mit tiefem Schmerze, daß die Engelstimmen immer schwächer werden; Unlust und Trauer bemächtigen sich seiner, und fällt er vor Leid und Gram zur Erde. Plötzlich tönt die Stimme einer Frau zu ihm herüber, so voll Milde und Hoheit, hätte ein Mensch auch noch so großes Leid und noch so große Trauer, er müßte wieder froh werden, wenn er die süße Stimme reden hörte. Spricht sie zu den Teufeln: „Packt euch von hinnen, böse Geister! Ihr habt kein Recht auf die Seele des braven Büßers, was er auch in vergangenen Tagen verbrochen haben mag. Er ward im Dienste meines Sohnes und in meinem Dienste erfunden, und that er in dieser Klause für seine Sünden genug.“ — „Doch hat er uns“, schreien die Teufel, „länger gedienet, Frau, als deinem Sohne und dir. Er war vierzig Jahre und mehr Raubmörder in diesem Walde; nun hat er fünf Jahre in dieser Klause gelebt, und du willst ihn uns jetzt mit Gewalt nehmen?“ — „Mit nichten nehme ich, was euer ist; wäre er ebenso in eurem Dienst betroffen worden, wie jetzt in unserem, so würde er euch ganz angehören.“ Ziehen nun die Teufel besiegt, beschämt und ärgerlich ab. Die süße Mutter des Herrn aber fängt die Seele des sterbenden Einsiedlers auf und übergibt sie in die Hände der Engel und Erzengel, damit sie selbe ihrem Sohne im Paradiese vorstellen mögen. Nehmen die Engel also die Seele in Empfang und beginnen den Jubelgesang: „Te Deum laudamus“; die hehre Frau aber entfernt sich

in ihrer Begleitung. Die Kunde von dieſem Ereigniſſe hat uns Joſephus vermittelt und beigefügt, der Name des braven Klausners ſei Calixtus geweſen.

7. König Artus, welcher in dem Zimmer neben der Kapelle die Stimmen der ſüßen Gottesmutter und der Engel vernahm, freute ſich herzlich, daß die Seele des wackern Einſiedlers ins Paradies getragen wurde. Er ſelbſt war noch ganz in Waffen und hatte die Nacht nichts geſchlafen, und ſchon ſah er den Tag klar und lieblich heraufſteigen. Ging er nun vorerſt zum Gebete in die Kapelle zurück, wo er den Sarg noch offen zu finden vermeinte; aber dem war nicht alſo, ſondern er war mit einer unbeſchreiblich koſtbaren Platte geſchloſſen; auf ſelbiger lag ein rothes Kreuz und der ganze Raum ſchien mit Weihrauchduft erfüllt. Der König verrichtete ſein Gebet, ging dann hinaus, ſattelte und zäumte ſein Roß, nahm Schild und Lanze und ſaß auf. So ließ er das Häuschen hinter ſich und ſprengte waldeinwärts, bis er genau um die dritte Nachmittagsſtunde zu einem Waldreviere kam, wie er nie ein ſchöneres angetroffen hatte. Es war durch ein Eiſengitter abgeſchloſſen. Ehe er noch hineinritt, ſah er rechts eine Jungfrau[1] unter einem dichtbelaubten Baume ſitzen, den Zügel ihres Maulthieres in der Hand. Sie war überaus ſchön von Anſehen und prächtig gekleidet. Wendet der König ſich zu ihr hin mit dem Gruße: „Edles Fräulein, Gott ſchenke Euch Freude und Glück!“ — „Herr Ritter,“ erwiedert ſie, „und Euch desgleichen!“[2] — „Edles Fräulein, gibt es wohl ein Haus in dieſer Waldung?“ — „Herr, kein anderes als das des Einſiedlers neben der ehrwürdigen Kapelle des hl. Auguſtin.“ — „So iſt denn hier die Auguſtinuskapelle?“ — „Ihr dürft mir's glauben, Herr; aber die Lichtung ſelbſt, wo ſie ſteht, und der Wald ringsum iſt ſo gefährlich, daß kein Ritter hinkommet, ohne verwundet oder gar getödtet zu werden. Doch iſt die Stätte heilig und gnadenreich, dermaßen, daß kein Rathsbedürftiger ohne Hilfe zurückkehret, wenn er überhaupt mit

[1] Parzivals Schweſter Dindrane.

[2] „Herr“ (sire) iſt der eigentliche Titel eines Ritters.

dem Leben davonkommt. Euch möge Gott der Herr schützen und erhalten; denn ich sah schon lange keinen Mann mehr von so ritterlichem Aussehen, und wäre es schade, wenn der Schein mich tröge; ich gehe nicht eher von hier weg, als bis ich Euer Ende sehe." — „Wenn es Gott gefällt," spricht der König, „so seht Ihr mich zurückkehren." Die Maid entgegnet: „Fürwahr, es wäre mir die größte Freude; denn ich würde Euch alsdann um Nachricht fragen über den Ritter, welchen ich suche."

Reitet der König durch das Gatter und erblickt bald zur rechten Seite im Herzen des Waldes die Kapelle des hl. Augustin, daneben aber eine hübsche Klause. Er schlägt die Richtung dorthin ein und bemerkt, nachdem er abgestiegen, daß der Einsiedler sich eben bereitet hat, die Messe zu singen. Bindet er sein Roß an einen Baumast und will in die Kapelle treten. Allein wäre er auch berufen, alle Reiche der Welt zu erobern, er könnte nicht hinein, und doch hindert ihn nichts daran, dieweil die Thüre offen steht und sich niemand zeigt, ihm den Eintritt zu wehren. Tief beschämt schaut der König auf ein Bild des Heilandes in der Kapelle und bittet flehentlich um Erbarmen. Indem er sodann die Augen auf den Altar richtet, sieht er den heiligen Eremiten in vollem Schmucke die Messe beginnen. Während des Confiteor, siehe da knieet zur Rechten des Priesters ein weißgekleideter, wunderlieblicher Knabe mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, welche im Glanze der kostbarsten Edelsteine pranget. Zur Linken knieet eine so schöne Frau, daß alle Schönheiten der Welt zusammen sich mit der ihrigen nicht vergleichen lassen würden. Als der Einsiedler das Staffelgebet gesprochen, stieg er zum Altar hinauf. Die Frau aber nahm, ihren Sohn auf dem Schoße, rechts vom Altare auf einem stattlichen Thronsitze Platz. Küßte und herzte sie nun das Kind und sprach: „Herzliebes Kind, du bist mein Vater, Sohn und König, du bist mein und aller Welt Hort!" König Artus hörte diese Worte und sah die Schönheit von Mutter und Sohn und wunderte sich nicht wenig darüber, daß sie ihn Vater und Kind zugleich nannte. Plötzlich sieht er, zum Beginne der Messe, durch das Fenster ein flammendes Licht auf den Altar herabkommen, heller

als ein Sonnenſtrahl, als Mond- und Sternenſchein, dermaßen, daß dem Glanze, den es verbreitet, kein Licht der Welt gleichkäme [1]. Der Fürſt betrachtet es mit Staunen und bedauert nur ſoviel, daß er nicht näher treten darf. Er höret auch, wie der Geſang des heiligen Eremiten von lieblichen Engelſtimmen beantwortet wird.

Als Artus nach dem Evangelium wieder auf den Altar ſchaute, ſah er die Frau ihr Kind mit eigenen Händen dem Einſiedler darreichen und dieſen nach Entgegennahme der Opfergabe keineswegs die Hände waſchen. Dies nahm ihn höchlich Wunder; aber hätte er den Grund gewußt, er würde es ganz natürlich gefunden haben [2]. Nach Opferung des Knaben legte ihn der Prieſter auf den Altar und begann die Stillgebete. Artus warf ſich draußen vor der Kapelle auf die Kniee, betete zu Gott und ſchlug an ſeine Bruſt. Als er nach der Präfation bald wieder aufblickte, gewahrte er, wie der heilige Eremit einen Mann in verwandelter Geſtalt, mit blutenden Wunden in der Seite und an Händen und Füßen, wie auch mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, in ſeinen Händen trug und emporhob. Der König begriff nicht, was er ſchaute; aber alles Geſehene rührte ihn zu innigem Mitleiden und preßte ihm die Zähren aus dem Herzen in die Augen. Indem er dann abermals ſeinen Blick auf den Altar richtete, ſah er nicht mehr die Geſtalt eines Mannes, ſondern wieder die Geſtalt des Kindes, das er vorher geſehen hatte. Am Schluſſe der Meſſe ſang eine Engelſtimme das „Ite missa est“. Darauf nahm der Sohn die Mutter bei der Hand und verſchwanden beide mit ſo zahlreichem und herrlichem Gefolge, wie nie etwas Aehnliches geſehen wurde.

---

[1] Der Heilige Geiſt iſt das Feuer, welches vom Prieſter herabgerufen wird und in dem ſich Chriſtus, das Opferlamm, Gott darbringt (Pontific. Rom. Consecr. alt.). Alle Liturgien enthalten ausdrückliche Anrufungen des Heiligen Geiſtes zur Vollziehung des Opfers.

[2] Von dieſer reinſten aller Gaben konnten die Hände des Prieſters unmöglich befleckt werden; andererſeits mußte der Prieſter wohl ganz rein von aller Sünde ſein, ſonſt wäre ihm eine ſolche Opfergabe nicht wunderbarerweiſe in die Hände gegeben worden.

dem
erh
ri

[illegible] Artus.

[illegible] eingestrahlte Licht zog sich mit der Gesell-
[illegible]
[illegible] seinen Dienst gethan und die Waffenrüstung [1]
[illegible] abgelegt hatte, ging er zu König Artus, welcher
[illegible] der Kapelle stand, und sprach zu ihm: „Herr, nun
[illegible] immer hereinkommen; glücklich wäret Ihr, wenn Ihr es
[illegible] von Anfang an der Messe beizuwohnen." Trat
[illegible] ohne Hinderniß in die Kapelle. „Herr," sprach der
[illegible] „ich kenne Euch sehr wohl, und König Uterpandragon
(Uthur Pendragon), Euern Vater, nicht minder. Wegen Eurer
eigenen Sünde und Verschuldung durftet Ihr nicht hereinkommen,
solange die Messe gesungen wurde. Geht es Euch sicher auch morgen
nicht besser, wenn Ihr nicht vorher Euer sündhaftes Leben vor Gott
und vor dem Heiligen, den man hier verehret, wieder gut macht.
Ihr seid der begütertste und thatenreichste König der Erde; darum
sollte billig alle Welt an Euch ein Beispiel der Tugend, der Milde
und der Ehre nehmen; statt dessen gebt Ihr jetzund den Reichen
der Erde nur das Beispiel einer niedrigen Sinnesart. Es wird
Euch noch großes Unglück daraus erwachsen; es sei denn, Ihr be-
stellet Eure Sache wieder so, wie ehedem, als Ihr begannet. War
doch Euer Hof einst der erste und thatenreichste von allen; nun ist
er an Kühnheit und Muth der allerletzte. Leid über den, der aus
Ehre in Schande fällt! Hinwiederum aber trifft den kein schmerz-
licher Vorwurf, der von Schmach zu Ruhm emporklimmt. Der
Mann, an dem man wahre Ehre erfand, ist gerettet für Gott;
der verdiente Tadel aber verwirkt das Heil dessen, der Ehre für
Schmach darangab; Schande und Gemeinheit richten den Bösen,
der in selben erfunden wird!"

Sprach der Fürst: „Hochwürdiger Vater, um mich belehren

[1] Der Priester trägt als Gottesstreiter eine heilige Waffenrüstung; hier sind die priesterlichen Gewänder gemeint. Es liegt ganz in der Auffassung dieses Romanes begründet, wenn das Priesterthum als geistliches Ritterthum dargestellt, und wenn Priester und Einsiedler auch preudesommes genannt werden.

zu lassen, kam ich hierher, und um künftig besser berathen zu sein, als ich war, stehe ich vor Euch. Ich erkenne wohl, daß der Ort heilig ist, und flehe ich Euch an, für mich Gott zu bitten, daß er mich wohl berathe; alsdann werde ich mir Mühe geben, mich zu bessern." — „Gott stehe Euch bei, Euer Leben zu ändern," sprach der heilige Eremit, „auf daß Ihr auch Hand anleget, das Gesetz des Bösen auszutilgen und das Gesetz des Guten zu erhöhen, das da durch die Kreuzigung des Heiligen Propheten neu begründet ward. Aber ein großes Leid hat sich jüngst ereignet durch einen jugendlichen Ritter, welcher Herberge fand im Hause des reichen Fischerkönigs: erschien selbem der hochheilige Gral und jene Lanze, deren Eisenspitze von Blut trieft, und fragte er nicht, wem man damit diene und woher es komme; und weil er die Frage versäumet, sind alle Lande in Kriegsaufruhr gerathen, begegnet auch kein Ritter mehr einem andern im Walde, oder er fällt ihn an, um ihn zu morden, und sollet Ihr selbst noch eine Probe davon haben, ehe Ihr von diesem Waldplatze wegkommet." — „Vater," sprach der König Artus, „bewahr mich Gott vor Noth, Tod und Schmach, sintemal doch kein anderer Zweck mich hergeführt, als meine Lebensart zu bessern; das will ich auch thun, wenn Gott der Herr mich gesund heimgeleitet." — „Fürwahr," entgegnete der Einsiedel, „wer in vierzig Jahren nur drei schlecht gewesen, war nicht völlig gut." — „Vater, Ihr sagt die Wahrheit", sprach Artus der König. Ging der Klausner nun von dannen und befahl ihn Gott.

9. Der Fürst kam zu seinem Roß und saß auf, so rasch er konnte, hängte den Schild sich an den Hals, nahm die Lanze in die Rechte und ritt in Eile davon. War er aber kaum einen Bogenschuß weit von der Stelle, so sah er einen schwarzen Ritter gerade auf sich zukommen, der auf schwarzem Rosse saß, und schwarz waren ebenfalls Schild und Speer, die er trug. Der Speerschaft war unterhalb der Eisenspitze ganz dick, und es brannte eine breite Flamme an demselben herab bis auf die Faust des Ritters. Dieser legte schon die Lanze ein und wollte den König durchbohren; der König aber wich aus, und der Stoß ging vorbei. Frug er ihn: „Herr Ritter, warum hasset Ihr mich?" Sprach jener: „Ich darf

Das durch das Fenster eingestrahlte Licht zog sich mit der Gesellschaft gleichfalls zurück.

8. Als der Eremit seinen Dienst gethan und die Waffenrüstung[1] Gottes wieder abgelegt hatte, ging er zu König Artus, welcher noch außerhalb der Kapelle stand, und sprach zu ihm: „Herr, nun mögt Ihr immer hereinkommen; glücklich wäret Ihr, wenn Ihr es verdient hättet, von Anfang an der Messe beizuwohnen.“ Trat nun Artus ohne Hinderniß in die Kapelle. „Herr,“ sprach der Einsiedel, „ich kenne Euch sehr wohl, und König Uterpandragon (Uthur Pendragon), Euern Vater, nicht minder. Wegen Eurer eigenen Sünde und Verschuldung durftet Ihr nicht hereinkommen, solange die Messe gesungen wurde. Geht es Euch sicher auch morgen nicht besser, wenn Ihr nicht vorher Euer sündhaftes Leben vor Gott und vor dem Heiligen, den man hier verehret, wieder gut macht. Ihr seid der begütertste und thatenreichste König der Erde; darum sollte billig alle Welt an Euch ein Beispiel der Tugend, der Milde und der Ehre nehmen; statt dessen gebt Ihr jetzund den Reichen der Erde nur das Beispiel einer niedrigen Sinnesart. Es wird Euch noch großes Unglück daraus erwachsen; es sei denn, Ihr bestellet Eure Sache wieder so, wie ehedem, als Ihr begannet. War doch Euer Hof einst der erste und thatenreichste von allen; nun ist er an Kühnheit und Muth der allerletzte. Leid über den, der aus Ehre in Schande fällt! Hinwiederum aber trifft den kein schmerzlicher Vorwurf, der von Schmach zu Ruhm emporklimmt. Der Mann, an dem man wahre Ehre erfand, ist gerettet für Gott; der verdiente Tadel aber verwirkt das Heil dessen, der Ehre für Schmach darangab; Schande und Gemeinheit richten den Bösen, der in selben erfunden wird!“

Sprach der Fürst: „Hochwürdiger Vater, um mich belehren

---

[1] Der Priester trägt als Gottesstreiter eine heilige Waffenrüstung; hier sind die priesterlichen Gewänder gemeint. Es liegt ganz in der Auffassung dieses Romanes begründet, wenn das Priesterthum als geistliches Ritterthum dargestellt, und wenn Priester und Einsiedler auch preudesommes genannt werden.

zu lassen, kam ich hierher, und um künftig besser berathen zu sein, als ich war, stehe ich vor Euch. Ich erkenne wohl, daß der Ort heilig ist, und flehe ich Euch an, für mich Gott zu bitten, daß er mich wohl berathe; alsdann werde ich mir Mühe geben, mich zu bessern." — „Gott stehe Euch bei, Euer Leben zu ändern," sprach der heilige Eremit, „auf daß Ihr auch Hand anleget, das Gesetz des Bösen auszutilgen und das Gesetz des Guten zu erhöhen, das da durch die Kreuzigung des Heiligen Propheten neu begründet ward. Aber ein großes Leid hat sich jüngst ereignet durch einen jugendlichen Ritter, welcher Herberge fand im Hause des reichen Fischerkönigs: erschien selbem der hochheilige Gral und jene Lanze, deren Eisenspitze von Blut trieft, und fragte er nicht, wem man damit diene und woher es komme; und weil er die Frage versäumet, sind alle Lande in Kriegsaufruhr gerathen, begegnet auch kein Ritter mehr einem andern im Walde, oder er fällt ihn an, um ihn zu morden, und sollet Ihr selbst noch eine Probe davon haben, ehe Ihr von diesem Waldplatze wegkommet." — „Vater," sprach der König Artus, „bewahr mich Gott vor Noth, Tod und Schmach, sintemal doch kein anderer Zweck mich hergeführt, als meine Lebensart zu bessern; das will ich auch thun, wenn Gott der Herr mich gesund heimgeleitet." — „Fürwahr," entgegnete der Einsiedel, „wer in vierzig Jahren nur drei schlecht gewesen, war nicht völlig gut." — „Vater, Ihr sagt die Wahrheit", sprach Artus der König. Ging der Klausner nun von dannen und befahl ihn Gott.

9. Der Fürst kam zu seinem Roß und saß auf, so rasch er konnte, hängte den Schild sich an den Hals, nahm die Lanze in die Rechte und ritt in Eile davon. War er aber kaum einen Bogenschuß weit von der Stelle, so sah er einen schwarzen Ritter gerade auf sich zukommen, der auf schwarzem Rosse saß, und schwarz waren ebenfalls Schild und Speer, die er trug. Der Speerschaft war unterhalb der Eisenspitze ganz dick, und es brannte eine breite Flamme an demselben herab bis auf die Faust des Ritters. Dieser legte schon die Lanze ein und wollte den König durchbohren; der König aber wich aus, und der Stoß ging vorbei. Frug er ihn: „Herr Ritter, warum hasset Ihr mich?" Sprach jener: „Ich darf

Euch nicht lieben." — „Wie so?" — Gab der Ritter zur Antwort: „Dieweil Ihr den Leuchter meines Herrn angenommen, den man ihm schmählich geraubet hat." Sprach der König: „Wisset Ihr denn, wer ich bin?" — „Ja," sprach der Schwarze, „Ihr seid der König Artus, der einst gut war und nun schlecht ist[1]; darum fordere ich Euch als meinen Todfeind zum Kampfe." Damit weicht er zurück, um besser anrennen zu können. Wie der König sieht, daß er nicht ohne Kampf davonkomme, und jener schon mit flammendem Speer andringt, legt auch er die Lanze ein und gibt dem Rosse die Sporen, so kräftig er es vermag. Begegnen sich die beiden und treffen mit solcher Wucht aufeinander, daß ihre Lanzen sich biegen, ohne zu brechen; verlieren auch beide ihre Haltung und die Steigbügel. Es sind aber so gewaltig beider Leiber und Rosse zusammengeprallt, daß den Rittern die Augen im Kopfe Funken sprühen, und dem König Artus das Blut aus Mund und Nase strömt. Sie machen sich wieder voneinander los und holen Athem. Der König betrachtet den Speer des Schwarzen, wie er flammt, und wundert sich höchlich, daß selber bei dem furchtbaren Stoß, den er ausgehalten, nicht in Stücke ging, und vermeinet nicht anders, als daß es der leidige Gottseibeiuns selber sei. Der Schwarze will König Artus nicht länger ruhen lassen, sondern stürmt auf ihn ein in gewaltigem Anlauf. Sieht der König ihn kommen und deckt sich mit dem Schilde, denn ihm ist bange vor der Feuerlohe, wirft ihm aber zugleich die Spitze seiner Lanze entgegen und versetzt ihm einen so heftigen Stoß, daß er rücklings über das Kreuz seines Kohlrappen hinabtaumelt. Aber, stark wie er ist, springt er wieder auf die Beine und schwingt sich aufs Roß und sticht dem König das glühende Speereisen durch den Schild, gerade unter dem Schildbuckel, so daß ihm die Schneide durch den Aermel des Panzers in den Arm fährt. Der Fürst spürt die Wunde und die Hitze des Eisens und ergrimmt darob; der andere zieht die Lanze wieder an sich und freut sich herzlich, da er den König verwundet sieht.

[1] Dem Teufelsritter kommt Artus in seiner gegenwärtigen bessern Stimmung „schlecht" vor.

Artus aber ist mit nichten froh. Er schaut auf den Schaft und erkennt, wie das Feuer verloschen ist und nicht mehr lodert, und staunt nicht wenig. Jetzt spricht auch der Ritter: „Herr, ich flehe um Gnade; nie wäre meines Speeres Glut verloschen, hätte er sich nicht in Eurem Blut gebadet.“ — „Da sei mir Gott nicht gnädig,“ entgegnet Artus, „wenn ich Euch Gnade erweise, dafern ich es nur anders fügen kann.“ Er nimmt einen gewaltigen Anlauf zum Stoße und trifft ihn mit Wucht mitten in die Brust und wirft ihn sammt seinem Pferde miteins zu Boden. Er zieht dann seine Lanze zurück, und wie er ihn todt hingestreckt sieht auf dem Waldplan, läßt er ihn liegen und eilt zum Ausgang des Waldes. Kaum ist der König von der Stelle, so hört er eine lärmende Reiterschaar durch den Wald sausen; ihm däucht, es seien ihrer dreißig oder mehr. Aus dem Walde sieht er sie in die Lichtung kommen, gut beritten und bewaffnet, und bemerkt, wie sie zu dem Ritter eilen, der auf dem Platze liegt.

10. König Artus war im Begriffe, den Wald zu verlassen, als die unter dem Baume zurückgebliebene Maid ihm in den Weg trat. „Bei Gott, Herr,“ sprach sie, „reitet wieder zurück und holet mir das Haupt des Ritters, welcher dort todt liegt.“ Artus schaute sich um und erkannte die große Gefahr und die Menge der wohlgewappneten Ritter. Sprach er: „Ach, edles Fräulein, Ihr wollet meinen Tod!“ — „Nicht doch, Herr, gewiß nicht; aber es thäte mir sehr noth, das Haupt zu haben, und noch nie hat ein Ritter mir eine Bitte abgeschlagen, die ich stellte, oder eine Gabe, die ich begehrte; nun gebe Gott der Herr, daß Ihr nicht der allerunhöflichste seiet.“ — „Ach, edles Fräulein, ich bin schwer verwundet an dem Arm, mit dem ich den Schild halte.“ Sprach die Maid: „Herr, ich weiß das alles; aber ihr könnet nicht geheilt werden, wenn ihr nicht den Kopf des Ritters holet.“ — „Fräulein,“ versetzte der Fürst, „ich will's versuchen, welches Leid mir daraus auch erwachse.“

Artus blickt zur Waldlichtung zurück und sieht, wie die herangekommenen Reiter den Todten ganz zerstückelt haben, und jeder von ihnen einen Fuß oder Schenkel oder Arm oder Faust davonträgt, und alle sich in den Wald zerstreuen. Da gewahrt er noch

einen letzten Reiter, der das Haupt auf der Spitze seiner Lanze trägt. Ihm eilt der König nach und schreit ihm zu: „Ha, Ritter, haltet ein und steht mir Rede." — „Was beliebt Euch?" spricht jener. — „Ich begehre von Euch bei allem, was Euch lieb ist, daß Ihr mir das Haupt jenes Ritters gebt, das Ihr auf dem Eisen Eurer Lanze tragt." — „Das thue ich unter einem Beding." — „Unter welchem?" spricht der König. — „Unter dem, daß Ihr mir saget, wer den Ritter mordete, dessen Haupt ich trage und Ihr von mir begehret." — „Kann ich es sonst nicht haben?" spricht der König. — „Mit nichten", erwiedert jener. — „Nun, so sag' ich es Euch. Wisset in Treuen, daß König Artus ihn getödtet hat." — „Und wo ist der?" fragt der andere. — „Sucht ihn, bis Ihr ihn findet," erwiedert König Artus; „ich hab' Euch die volle Wahrheit gesagt; gebt mir das Haupt." — „Gern", versetzt der Ritter; neigt dann seine Lanze, und Artus nimmt das Haupt. Der Ritter trägt aber ein Horn am Halse; er führt es zum Munde und bläst überlaut. Da jagen nun alle Ritter, welche in den Wald gesprengt waren, spornstreichs zurück; es eilt aber Artus zur Waldeiche, wo die Maid auf ihn wartet.

Kommen darauf die Ritter zu dem, der das Haupt abgegeben, und fragen ihn, warum er das Horn geblasen. „Darum," erwiedert er, „weil der Ritter da drüben mir sagte, daß König Artus den schwarzen Ritter, dem wir folgten, getödtet habe." — „Dem können wir leider nicht nachsetzen," sprechen jene; „König Artus ist ja der Ritter selbst, er, der das Haupt fortträgt. Nun fehlt uns aber schon die Macht, ihm oder einem andern ein Leid zu thun, weil er die Barriere überschritten hat. Aber Ihr sollt es bezahlen, daß Ihr ihn, da er Euch so nahe war, entkommen ließet." Sie stürzen sich über ihn, zerhauen ihn und jagen jeder mit einem Stück von ihm, wie von dem ersten, wieder von dannen.

König Artus war aber über die Waldsperre hinaus und zur Maid gekommen, die da wartete, und bot ihr das Haupt dar. Sprach sie: „Tausend Dank dafür, Herr!" — „Gern ist's geschehen, edle Dame." — „Herr Ritter, nun mögt Ihr absitzen, denn Ihr habt diesseits des Gatters nichts zu besorgen." Der König

stieg vom Rosse. Sprach die Maid: „Herr, ziehet die Rüstung aus, so verbind' ich Euch die Wunde Eures Armes; denn Ihr könnet keine Heilung finden, es sei denn durch mich." Legte der König nun die Rüstung ab, und nahm die Maid vom Blute des Ritters, das noch ganz lau war, und wusch damit König Artus' Wunde und ließ ihn den Panzer wieder anlegen. Sprach sie: „Traun, Herr, Ihr wäret nie geheilet worden, außer durch das Blut dieses schwarzen Ritters, und darum trugen sie den Leib desselben in Stücken fort und das Haupt dazu, weil sie wußten, daß Ihr verwundet seiet. Mir aber thut das Haupt nothwendige Dienste, denn es wird mir ein Schloß dafür wiedergegeben, welches man mir nimmt, wenn ich nicht den Ritter finde, den ich eben suche und der es mir zurückstellen soll." — „Edles Fräulein," sprach der König, „und wer ist denn der Ritter?" Sprach die Maid:

11. „Herr, er ist der Sohn Julians des Dicken aus den Thälern von Kamaloth und heißet Parzival." — „Und warum Parzival?" sprach der König. — „Herr," entgegnete sie, „als er geboren wurde, fragte man seinen Vater, welches sein Christen- und Taufname sein solle. Und er gebot, daß er Parzival heiße. Denn der Herr von Moorland beraubte ihn eben des größten Theiles der Thäler von Kamaloth, und wollte er darum den Sohn durch besagten Namen daran erinnert haben, falls ihn nämlich Gott zum Ritter gedeihen lasse. Denn Parzival will soviel sagen als Gutritter des Thales[1]. Ward aber selbiger Knabe ein sehr schöner und stattlicher Bursche und begann die Wälder zu durchstreifen und als echter Wälsche[2] mit Jagdspießen auf Hirsche und Hindinnen zu werfen. Vater und Mutter liebten ihn zärtlich. Waren sie nun eines Tages zur Erholung aus ihrem Schloß gegangen; ein Wald lag nahe bei, und es stand zwischen Haus und Wald eine sehr kleine Kapelle. Besagte Kapelle ruhte auf vier

[1] Dieser erklärende Zusatz fehlt im Original; vergl. darüber die Einl.

[2] In diesem Roman = Bewohner von Wales in Großbritannien.

Marmorsäulen und war mit Holz gedeckt. Drinnen fand sich ein Altar, und stand vor selbem ein sehr schöner Sarg, mit dem Bild eines Menschen darauf. Herr," so fuhr die Maid zum Könige redend fort, „der Knabe fragte hier Vater und Mutter, wer im Sarge ruhe. Gab der Vater zur Antwort: ‚Schönes Kind, ich kann es dir nicht sagen; denn der Schrein stand schon da, bevor der Vater meines Vaters geboren wurde, und habe ich nie von jemanden vernommen, was darin sei, ausgenommen, daß die Buchstaben hier auf dem Sarge besagen: wenn der beste Ritter von der Welt hierher komme, werde der Sarg sich öffnen und vollständig aufschließen, und werde man seinen Inhalt erkennen.'" — „Fräulein," sprach der König, „sind wohl viele Ritter vorübergegangen, seit der Sarg hingestellt ward?" — „Ja, so viele, daß ich ihre Zahl nicht weiß, und ward der Sarg noch niemals von der Stelle gerückt. Da aber besagter Knabe Vater und Mutter so reden hörte, fragte er, was ein Ritter sei. ‚Schönes Kind,' sprach da die Mutter, ‚das solltest du schon aus deiner Abstammung wissen.' Sie sagte dann dem Knaben, daß er elf Oheime väterlicherseits gehabt, die alle im Kampfe getödtet seien, und habe jeder derselben nur zwölf Jahre als Ritter gelebt. Herr," sprach die Maid zum Könige, „der Kleine fragte darnach gar nicht, sondern was Ritter seien. Antwortete also der Vater: es seien die Tapfersten der Welt, und fügte dann bei: ‚Schönes Kind, sie haben Eisenharnische an, um ihren Leib zu schützen, und Helme aufgebunden und Schilde und Lanzen und Schwerter an der Seite, um sich zu vertheidigen.'

„Herr," sprach die Maid zum Könige, „als der Vater so zum Knaben gesprochen, kehrten sie selbander aufs Schloß zurück. Folgenden Morgens aber erhob sich der Bursche vom Bette: da hörte er die Vögel singen und dachte bei sich, er wolle sich im Wald erlustigen gehen, weil der Tag so schön sei. Und so bestieg er eins der Jagdpferde seines Vaters, nahm als Wälscher seine Jagdspieße und zog waldwärts hinaus. Schoß er dann einen Hirsch an und setzte ihm wohl auf vier wälsche Meilen nach, bis er, auf eine Heide tretend, zwei bis auf die Zähne bewaffnete Ritter traf, die sich stritten. Hatte einer derselben einen rothen,

der andere einen weißen Schild. Da gab er die Jagd auf, um dem Kampfe zuzuschauen, und sah, daß der rothe Ritter den weißen überwand. Flugs schleuderte er einen seiner Speere auf den rothen Ritter, mit solcher Wucht, daß er ihm denselben durch den Panzer und mitten durch den Leib jagte. Der Ritter fiel todt nieder. Herr," sprach die Maid, „der Ritter mit dem weißen Schilde bezeigte darob große Freude. Fragte ihn aber der Bursche, ob Ritter denn so leicht zu tödten seien; er habe gemeint, daß niemand ihre Rüstung durchbohren und zertrümmern könne; ‚denn sonst hätte ich ihn nicht mit meinem Spieße geworfen', sprach der Knabe. Herr," fuhr die Maid fort, „er führte das erbeutete Roß zu Vater und Mutter, denen es sehr leid that, die Kunde von dem getödteten Ritter zu vernehmen. Da hatten sie wohl Recht, weil ihnen später großes Leid daraus erwuchs.

„Verließ aber der Knabe bald Vater und Mutter und kam an Artus' Hof. Der König machte ihn gern zum Ritter, als er seinen Wunsch vernahm; doch verließ jener dann den Hof und ging Abenteuer suchen in allen Landen. Nun ist er der beste Ritter der Welt geworden. Darum suche ich ihn auf und hätte ich die größte Herzensfreude, wenn ich ihn zu finden wüßte. Herr, sollte irgend ein gut Glück Euch mit ihm zusammenführen — er trägt einen rothen Schild mit weißem Hirsch —, so saget ihm doch, daß sein Vater todt sei, und seine Mutter all' ihre Besitzungen verlieren werde, wenn er ihr nicht zu Hilfe komme, und daß der Bruder des Ritters mit dem rothen Schild, den er im Wald mit seinem Jagdspieß tödtete, sie mit dem Herrn von Moorland befehde." Sprach der König: „Fürwahr, edles Fräulein, wenn Gott es fügte, daß ich ihm begegnete, sollte es mich freuen, und würde ich Eure Botschaft gerne ausrichten." [1]

12. Sprach die Maid weiter: „Herr, dieweil ich Euch nun alles mitgetheilt, was mir am Herzen liegt, so saget mir auch

[1] Der König erinnert sich offenbar nicht an den jungen Knappen, den er (vor sieben Jahren) zum Ritter geschlagen, und der ihn, ohne weitere Aufschlüsse über seine Person zu geben, bald wieder verlassen hat.

Euren Namen." — „Alle, so mich kennen, heißen mich Artus." — „Artus! Wie? Nennet Ihr Euch wirklich so?" — „Ja, edle Dame", sprach der König. — „So Gott mir beistehen möge!" erwiederte sie, „nun hass' ich Euch mehr als zuvor. Denn Ihr traget den Namen des schlechtesten Königes der Welt, und wollte ich, er wäre hier zur Stelle wie Ihr. Aber es wird lange dauern, ehe er sich von Kardeil fortbegibt; er behütet da die Königin, damit man sie ihm nicht raube. Ich habe das, sag' ich, also bezeugen hören; denn ich selbst sah weder ihn noch sie. Ich war einmal im Begriff, an seinen Hof zu gehen, kamen mir aber wohl zwanzig Ritter entgegen, welche mir auf die Frage nach Artus dem Könige alle nacheinander dieselbe Antwort gaben: sein Hof sei der gemeinste der Welt, und hätten ihm alle Ritter der Tafelrunde den Rücken gekehrt, weil er so herabgekommen sei." — „Fräulein," sprach der König, „darüber mag er wohl trauern; denn anfangs, so wurde mir gesagt, hielt er sich sehr gut." — „Und was hilft ihm", fiel die Maid ein, „sein guter Beginn, wenn ein schlechtes Ende folgt? Und thut's mir aufrichtig leid, daß ein so stattlicher und wackerer Ritter, wie Ihr seid, den Namen eines so schlechten Fürsten trägt." — „Fräulein," sprach Artus, „nicht der Name, sondern das Herz macht schlecht." — „Ihr habt wohl Recht," erwiederte die Maid, „aber der Name dieses Königs macht mir Euren Namen widerwärtig. Und wohin geht nun Eure Reise?" frug sie. — „Ich reite nach Kardeil, wo ich bei meiner Ankunft König Artus treffen werde." — „Da sind dann bald", sprach sie, „zwei Schlechte beisammen; ich erwarte wahrlich nichts anderes von Euch, da Ihr zu ihm geht!" — „Fräulein," sprach er, „Ihr möget reden, was Euch gefällt; ich gehe und befehle Euch Gott." — „Und Euch soll Gott nicht geleiten, wenn Ihr an Artus' Hof geht!"

Schied da der König von der Maid, bestieg sein Roß und ließ jene unter dem Baume zurück. Er sprengte eiligst in den Hochwald, um, so bald möglich, nach Kardeil zu gelangen. Wohl zehn wälsche Meilen war er vorangeritten, da ließ sich ihm eine Stimme im Gehölze vernehmen und begann zu rufen: „Artus, König von Großbritannien, es freue sich dein Herz, da mich Gott

zu dir gesandt hat! Ich befehle dir, sobald es dir möglich ist, wieder Hof zu halten; denn die Welt, welche durch dich schlechter geworden, durch Versäumung deiner Mildthätigkeit nämlich, wird hierdurch nicht wenig verbessert werden." Dann schwieg sothane Stimme, und fühlte Artus wieder Muth und Freude im Herzen.

Mehr aber weiß hier die Sage nicht mehr von Abenteuern zu berichten, so dem König zugestoßen wären; nein, er ritt ruhig heim und kam nach Kardeil, und Königin und Ritter empfingen ihn jubelnd. Er stieg vor dem Palaste ab, ging in den Saal hinauf und ließ sich entwaffnen. Er zeigte dann der Königin die Wunde am Arme, groß und seltsam; aber sie heilte bereits aufs schönste. Ging der König darauf in seine Kammer; die Königin folgte ihm und reichte ihm ein Seidengewand, gefüttert mit Hermelin, sammt Rock und Mantel. „Lieber Gemahl," sprach die Königin, „du hast viel Mühe und Arbeit gehabt." — „Frau, also muß sich ein wackerer Mann mühen, um Ruhm zu ernten; denn kaum ist einiger Ruhm ohne Arbeit zu erwerben." Erzählte er darauf der Königin alle Abenteuer, so ihm seit dem Abschiede begegnet, und wie er am Arme verwundet und von der Maid wegen seines Namens getadelt worden. „Siehst du nun ein," sprach die Königin, „wie schmählich es für einen hochstehenden, reichen und mächtigen Fürsten ist, wenn er entartet?" — „Ja, Frau, das gab mir die Maid wohl zu verstehen. Hat aber auch eine Stimme mich sehr getröstet, die ich im Walde vernahm; sintemalen sie mir sagte, daß Gott mir befehle, baldigst wieder Hof zu halten, und solle ich dann das schönste Wunder schauen." — „Bester Gemahl," sprach sie, „da mußt du wohl sehr fröhlich sein, wenn der Erlöser wieder deiner gedenket; nun thu' aber auch nach seinem Wort." — „Traun, das soll geschehen, Frau; denn nie spürte ich größere Lust zum Guten, als eben jetzt, und auch zu Ehre und Milde." — „Herr," sprach die Fürstin, „dafür sei Gott gepriesen!" [1]

[1] Siehe die Erläuterung des I. Buches unten Nr. 222—226.

2. Gawan.

13. Hier hebt an ein zweiter Theil der Geſchichte vom heiligen Gral im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes [1]. König Artus und die Königin mit nur wenigen Rittern verweilten zu Kardeil. Es hatte aber der Fürſt durch Gottes Gnade wieder Luſt und Liebe, aus allen Kräften nach Ruhm zu ſtreben und Milde zu üben, und ließ er alsbald Briefe verſiegeln und in alle Länder und Städte ſenden und that allen Baronen und Rittern zu wiſſen: wie daß er wieder einmal Hof halten wolle zu Pennenoiſenſe (Penneissense), ſo am wälſchen Meere gelegen iſt, und ſei das Feſt hiermit auf den Johannistag nach dem heurigen Pfingſten anberaumt. Er hatte aber darum dieſen Tag gewählt, weil Pfingſten zu nahe war und nicht alle ſich ſo bald einfinden konnten. Lief nun die Kunde durch alle Lande und kamen die Ritter in großer Menge zu Hof, weil die Milde ſo lange in allen Reichen verſäumt und Artus' Beiſpiel, der nichts mehr ſpendete, von einem jeden nachgeahmt worden war. Nun nahm es alle Wunder, woher ihm die neue Luſt gekommen. Die in allen Ländern und Wäldern zerſtreuten Ritter der Tafelrunde vernahmen nach Gottes Willen gleichfalls das Aufgebot und bezeigten Freude darüber und eilten ſchleunigſt zu Hofe. Gawan jedoch und Lanzelot waren zu dem Feſte nicht zurück; aber alle anderen kamen, wie ſie ehedem gethan.

[1] Obſchon das Nächſtfolgende ſich eng an das Vorausgehende anſchließt, ſo ſoll doch ein „zweiter Theil" beginnen. In der That tritt hier der Gral wieder in lebendige Beziehung zu dem bekehrten Könige: ſeine Botinnen erſcheinen an Artus' Hof und weiſen ſodann den Artusritter Gawan auf den Weg zur Gralburg.

Es kam der Johannistag heran und es fanden ſich die Ritter ein, wunderten ſich aber, daß der König nicht auf Pfingſten Hof gehalten; denn den Grund davon wußten ſie nicht. Der Tag war ſchön und klar, die Luft hell und rein. Wurde bald der große, weite Saal von guten Rittern dicht beſetzt, und breitete man die Tücher über die Tiſche, deren es eine große Zahl im Ritterſaale gab. Es wuſchen König und Königin ſich die Hände und ſetzten ſich an den oberſten Tiſch; dann ließen auch die Gäſte ſich nieder; waren ihrer aber fünfhundert und mehr, ſo meldet die Sage. Key, der Seneſchall, und Iwein, König Urians Sohn, dienten an dem Tage bei Tafel mit fünfundzwanzig anderen Rittern, und Lukan, der Schenke, reichte dem Könige den goldenen Pokal. Die Sonne ſtrahlte von allen Seiten durch die Fenſter in den Saal, der mit Blumen, Binſen und wohlriechender Minze beſtreut war und duftete, als wäre er mit Balſam erfüllet.

Und als nun das erſte Gericht aufgetragen war und man das zweite erwartete, ſiehe da kamen drei Jungfrauen in den Saal. Saß die erſte auf einer Mauleſelin, die weißer als friſch gefallener Schnee war, und hatte einen goldenen Zügel und einen Sattel mit elfenbeinernen Bogen, mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt. War auch die Maid ſelbſt auf der Mauleſelin von hübſcher Geſtalt, aber nicht von ſchönem Ausſehen; ſie war bekleidet mit einem koſtbaren, golddurchwirkten Seidenſtoffe, trug einen herrlichen Kopfputz, der ihr Haupt ganz bedeckte, und war mit edlem Geſtein, das wie Feuer funkelte, ganz beladen. Das Haupt zu verhüllen that ihr ſehr noth, ſintemal ſie ganz und gar kahlköpfig war. Sie hatte ein goldfarbenes Tuchband am Hals herunterhangen und in ſelbigem ruhte ihr rechter Arm auf einem Prachtkiſſen, wie nie eins geſehen ward, und war dies mit goldenen Schellen verſehen, und hielt ſie in dieſer ihrer Hand ein in Silber eingefaßtes und mit Gold gekröntes Königshaupt. Die zweite Maid mit dem äußern Ausſehen eines Knappen folgte ihr nach und trug einen ſchlechten Ranzen auf dem Rücken und darauf einen Bracken; am Hals führte ſie einen Schild mit rothem Kreuze, ſowie himmelblauem und ſilberweißem Rand und war beſonders die goldene

Nabe des Schildes voll der kostbarsten Edelsteine. Die dritte Maid ging zu Fuß und war hoch geschürzt, wie ein Knappe zu Fuß, und hielt eine Karbatsche in der Hand, womit sie die beiden Reitthiere antrieb. Jede der beiden letzten Maiden war schöner als die erste; es war aber die letzte die allerschönste.

Die vorderste ritt[1] vor den König hin, wo er mit der Königin an der Tafel saß. „Herr," sprach sie, „der Erlöser der Welt schenke Eurer Majestät Ehre und Frieden und gut Glück; auch Ihro Majestät Eurer Gemahlin, der Königin, und allen hier Anwesenden aus Liebe zu Euch! Leget es mir nicht als Unhöflichkeit aus, wenn ich nicht absitze; ich kann und darf nicht absteigen, wo Ritter sind, bis zur Stunde, da der heilige Gral wiedererobert ist." — „Edles Fräulein," sprach der Fürst, „ich würde das gerne sehen oder ins Werk setzen." Sprach sie: „Ich weiß das, Herr, und es sei Euch nicht lästig, wenn ich mein Begehren vortrage." — „Nein, edle Dame," entgegnete der König, „Ihr möget sagen, was Euch beliebet." Gab die Jungfrau zur Antwort: „Herr, der Schild, den dieses Mädchen trägt, gehörte einst Joseph, dem wackern Soldaten, welcher den göttlichen Erlöser vom Kreuze nahm. Ich schenke ihn Euch unter folgendem Beding: den Schild für einen Ritter aufzubewahren, der um dessentwillen kommen wird. Lasset ihn an dieser Säule mitten im Saal aufhängen und gebt Obacht, daß ihn keiner wegnehme und an seinen Hals hänge, außer jenem. Es kommet die Zeit, da er mit diesem Schild den Gral erobert, und wird er einen andern Schild, rothfarben mit weißem Hirsch, hier zurücklassen; auch soll der Bracke, den das Mädchen bringt, auf Eurem Schloß bleiben, und wird selber nicht fröhlich sein, bis daß der Ritter erscheinet." — „Fräulein," sagte der König, „den Schild mit sammt dem Hündchen wollen wir sorglich behüten; großen Dank dafür, daß Ihr Euch würdiget, selben herzubringen." — „Fürst," sprach die Maid, „noch habe ich nicht alles gesagt, was man mir aufgetragen. Der

[1] Der Rittersaal ist also noch ganz zu ebener Erde ohne Freitreppe zu denken.

beſte und treuſamſte der Erdenkönige entbietet Euch Gruß, er, der aller Geradheit Krone iſt, deſſenthalben jetzt große Trauer herrſcht, dieweil er in ein ſchmerzliches Siechthum gefallen iſt.“ Sprach der König: „Fräulein, das iſt dreimal ſchade, wenn dem alſo iſt, wie Ihr ſaget. So bitt' ich Euch aber, uns mitzutheilen, wer er iſt.“ Sprach ſie: „Herr, es iſt der Fiſcherkönig[1], über welchen ſo großes Leid entſtund.“ — „Fräulein,“ ſprach der König, „Euer Lob iſt Wahrheit, und möge ihm Gott ſeines Herzens Wunſch erfüllen!“ — „Und wißt Ihr, Herr, warum er ſiech geworden?“ — „Nein, Fräulein, aber ich erführ' es gern.“ — „So thu' ich's Euch zu wiſſen,“ ſprach ſie. „In dieſes Siechthum iſt er durch den geſtürzt worden, der auf ſeinem Schloß Herberge nahm und den heiligen Gral erſcheinen ſah und nicht fragte, wozu er diene, was er bedeute. Derowegen ſind nun alle Lande in Kriegsaufruhr gerathen, und begegnete ſeitdem kein Ritter einem andern, ohne daß es Waffenſtreit abſetzte um nichts. Ihr ſelbſt habt es wohl verſpüren mögen; denn Ihr habt lange Zeit Eure Gaben verabſäumt, worüber man Euch ſchwer getadelt hat; auch alle anderen Herren und Barone, welche auf Euer Beiſpiel ſchauten; denn Ihr ſeid für Gut und Bös der Spiegel des Jahrhunderts. Herr, ich ſelbſt muß ſchwere Klage gegen den Ritter führen, und will ich Euch zeigen, warum.“ Nimmt ſie nun von ihrem Kopfe die Haube und läßt König und Königin und alle Ritter im Saale ihr ganz kahles, haarloſes Haupt ſchauen. „Herr und König,“ ſprach ſie, „mein Haupt war ſchön behaart und mit golddurchzogenen Flechten geſchmückt bis zum Punkte, wo der Ritter in die Wohnung des Fiſcherkönigs kam; doch wurde es kahl, weil er die Frage nicht that, und wird auch nicht wieder behaart, bis ein Ritter hinkommet und beſſer frägt, oder bis ein Ritter den Gral erobert. Herr, noch habt Ihr nicht all den Schaden geſehen, der daraus entſtund.

[1] D. h. Gralkönig, der als Sinnbild Chriſti und des Apoſtolats auf der Graltafel einen Fiſch bewahrt. Das wird in unſerm Romane als bekannt vorausgeſetzt; einmal erſcheint der Herr des Grals auch wirklich als Fiſcher (Nr. 76).

Vor dem Saale hält ein Wagen, von drei Hirschen hergefahren, und möget Ihr selbst seine Pracht in Augenschein nehmen. Sage ich Euch aber, daß die Zugleinen des Wagens von Seide sind, die Deichselstange von Gold und das Gestell von Ebenholz, und überdeckt das Gefährt in der ganzen Länge ein schwarzer Sammt mit einem goldenen Kreuz darauf. Und es liegen auf der Decke des Wagens hundertundfünfzig Ritterhäupter, die einen in Gold, die anderen in Silber, die dritten in Blei gefaßt. Läßt Euch nun der Fischerkönig melden, daß dieser Schaden von dem angerichtet worden, der nicht nach des Grales Bestimmung frug. Herr, das Mädchen mit dem Schilde hält in ihrer Hand das Haupt einer Königin, in Blei gefaßt und mit einer kupfernen Krone [1], und thu' ich Euch kund, daß durch die Königin, deren Haupt Ihr da sehet, der König verrathen ward, dessen Haupt ich trage, und auch die drei Klassen von Rittern, deren Köpfe auf dem Wagen liegen. Herr, schickt nur hinaus und laßt die Pracht und den Schmuck des Wagens in Augenschein nehmen." Sandte der König nun Key den Seneschall hinaus, und der beschaute und prüfte ihn von innen und außen, eilte dann zum Könige zurück und sprach: „Herr, nie kam mir ein so kostbares Gefährt zu Gesicht, und wird es von drei weißen Hirschen gezogen; es sind die größten und schönsten, die ich je sah. Darf ich Euch rathen, so eignet Euch den vordersten zu, ein feistes Stück; er gibt Euch einen guten Braten." — „Pfui, Key," sprach der König, „abscheulich! Für das ganze Königreich Logrien (Südengland) thät' ich so etwas nicht!" — „Herr," sagte die Maid, „wer gewohnt ist, Gemeinheit zu thun, macht sich ungern davon los; Key mag sagen, was er nicht schweigen kann; aber ich weiß doch, Herr, daß Ihr nicht auf ihn achtet. Heißet nun den Schild an dieser Säule aufhängen und das Hündchen zu den Kammerjungfern in die Gemächer der Königin bringen; dann kehren wir heim, denn wir haben hier lange genug verweilt." Iwein nahm auf des Königs Befehl der Maid den Schild

[1] Die Erwähnung des Hauptes einer Königin ist oben ausgefallen; sie fehlt auch im keltischen Texte.

vom Halſe und hing ihn an dem Stützpfeiler inmitten des Saales auf; nahm ebenſo eine Zofe der Königin das Hündchen und trug es in die Kammer der Königin. Die Maid aber nahm Abſchied und wendete ſich zur Thüre, und der Fürſt befahl ſie Gott.

König und Königin erhoben ſich nun von der Tafel und traten ans Fenſter, um die drei Maiden zu ſehen und die drei weißen Hirſche vor dem Wagen. Sagten die meiſten da, daß die Jungfrau, welche zu Fuß den zwei berittenen folgte, am tiefſten betrübt ſcheine. Es zog aber die mit der Glatze voraus und ſetzte die Haube nicht eher wieder auf, als bis ſie im Begriffe war, in den Wald einzureiten, und die Ritter an den Fenſtern ſie nicht mehr ſehen konnten. Dann bedeckte ſie ihr Haupt. König, Königin und Ritter aber zogen ſich vom Fenſter zurück, als ſie jene nicht mehr ſahen, und ſagten einige, ſie hätten noch nie eine Jungfrau kennen gelernt, die ſo kahl wie jene.

14. Hier ſchweigt die Sage von König Artus und ſpricht wieder von den drei Jungfrauen und dem Wagen, den die drei Hirſche zogen. Beim Eintritte in den Wald fingen ſie an, ſich zu ſputen, und als ſie ſieben wälſche Meilen vom Schloß waren, ſahen ſie einen Ritter des Weges kommen, den auch ſie gehen mußten. Saß ſelbiger Ritter auf einem großen, gar abgemergelten Pferde, und war ſein Harniſch verroſtet und ſein Schild an mehr als ſieben Stellen durchlöchert und deſſen Farbe ſo verblichen, daß man kein Wappen mehr erkennen konnte. Er trug einen dicken Speer in der Hand[1]. Als er der Maid ſich näherte, grüßte er ſie vornehm. „Edles Fräulein," ſprach er, „ſeid mir willkommen, Ihr und Eure Geſellſchaft!" Entgegnete jene: „Herr, Freude und gut Glück gewähre Euch Gott!" — „Edles Fräulein, woher kommt Ihr des Weges?" — „Herr Ritter, von einem zahlreich beſuchten Hoffeſte des Königs Artus. Gehet nicht auch Ihr hin, den König und die Königin und die Ritter zu ſehen?" — „Doch nicht; ich

[1] Alles dieſes wird zum Lobe des Ritters geſagt; vgl. Nr. 15, Mitte.

habe sie oftmals gesehen; ich freue mich aber, dieweil der Fürst sich dem Guten wieder zugewandt hat, wie er sonst pflag." Sprach die Maid: „In welches Land habt Ihr die Reise unternommen?" — „Ins Reich des Fischerkönigs, so Gott mir huldreich beisteht." — „Herr, so sagt mir Euern Namen doch und haltet hier an meiner Seite stille." Zog der Ritter den Zügel an und that die Maid desgleichen. „Meinen Namen, Fräulein, darf ich Euch nicht verhehlen; man nennt mich Gawan, Neffen des Königs Artus." — „Wie, Herr Gawan, seid Ihr's? Mein' Treu, mir sagte es das Herz schon." — „Ich bin's", sprach er. — „Gott sei dafür angebetet; fürwahr, ein so guter Ritter, wie Ihr seid, muß gewiß zum Fischerkönige ziehn. Will ich Euch aber nun gebeten haben, bei der Tapferkeit und dem Edelsinne, die Euch beseelen, daß Ihr mit mir zurückkehret und mich über ein Schloß hinausgeleitet, welches in diesem Walde liegt und nicht ohne Gefahr ist." Entgegnete der Ritter: „Maid, ganz wie's Euch beliebt", und ritt mit ihr zurück durch den laubreichen, menschenleeren Hochwald. Erzählte ihm da die Jungfrau die Bewandtniß, die es habe mit den Häuptern in ihren Händen und auf dem Wagen, und was sie an Artus' Hof gethan, und von dem Schilde und dem Hündchen, die sie dagelassen. Hatte aber Gawan großes Bedauern über das Mädchen, das zu Fuß hinterher kam. „Fräulein," sprach Gawan, „warum steigt die, welche zu Fuß geht, nicht auf den Wagen?" Erwiederte sie: „Herr Ritter, das wird sie nicht thun; denn sie darf nicht anders als zu Fuß gehen. Aber seid Ihr der gute Ritter, für den man Euch ausgibt, so wird ihr Bußgang bald ein Ende haben." — „Wie so das?" fragte er. — „Das will ich Euch sagen," sprach sie. „So Euch Gott zur Burg des reichen Fischerkönigs geleitet und der heilige Gral sich Euch enthüllt, so Ihr dann die Frage stellt, was sein Sinn und Zweck sei: hat sie ihre Bußzeit vollendet, und wird auch mein Glatzkopf wieder behaart. So Ihr es dawider versäumet, müssen wir schweres Leid tragen bis zur Stunde, da Gutritter kommt und den Gral erobert. Denn wisset, daß durch den, der zuerst da war und die Frage unterließ, alle Lande in Trauer und Krieg geriethen,

und der Fiſcherkönig in Krankheit verfiel." — „Fräulein," ſprach Gawan, „gebe mir Gott der Herr Sinn und Willen, zu thun, was ihm wohlgefällig iſt und wofür ich vor Himmel und Erde Ruhm ernte."

15. Gawan und die Jungfrauen zogen eiligſt weiter durch den grünen, laubigen Hochwald, in dem die Vögel lieblich ſangen, und gelangten in das abſcheulichſte und erſchrecklichſte Gehölz, das je einer ſah, und ſchien es, daß es nie grün geweſen, ſintemalen alle Zweige kahl und dürr waren und alle Bäume ſchwarz und wie verkohlt; war auch der Grund braun und brandig ohne Gras, aber voll tiefer Riſſe. Sprach Gawan: „Fräulein, dieſer Wald iſt garſtig und greulich; bleibt er lange ſo?" — „Herr Ritter, neun wälſche Meilen weit; aber wir durchreiten ihn nicht bis zu Ende." Gawan blickt von Zeit zu Zeit um nach der Jungfrau zu Fuß; ſie dauert ihn ſehr, wenn er's nur ändern könnte. Sie reiten fürbaß und kommen in einen breiten Thalgrund, und erſcheint ihnen da ein Schloß, von einem Mauerring umſchloſſen, häßlich und widerwärtig. Wie Gawan näherkommt, ſieht er es nur immer abſcheulicher werden und große Ritterſäle hervortreten von finſterem Ausſehen und die Waldung ringsum nicht minder garſtig, wie hinter ſich, und einen Adler, ſchwarz, ungeſtalt und abſcheulich, ſo ſchnell und mit ſolchem Gekreiſch vom Berge herab über das Schloß hinſchießen, als ob es ein Blitz und Donnerkeil wäre. Gawan findet das Eingangsthor ſo ſcheußlich und Entſetzen erregend, als ob es zur Hölle ginge, und hört im Burgraum lautes Schreien und Weinen; rufen da viele Stimmen: „Ach Gott, was iſt aus dem Guten Ritter worden, wann wird er erſcheinen?" Fragt Gawan: „Was iſt das doch, Fräulein, für ein Schloß von ſo widerlichem Ausſehen, da man ſolchen Schmerz an den Tag legt und ſo trauert über den Guten Ritter, der erſcheinen ſoll?" — „Herr," verſetzt die Maid, „das iſt das Schloß des Schwarzen Eremiten, und muß ich Euch bitten, das nicht hindern zu wollen, was die Inſaſſen desſelben mir anthun. Ihr würdet bald den Tod dabei finden und hättet weder Kraft noch Macht gegen ſie."

Kommen sie dem Schloß auf zwei Bogenschüsse nahe und sehen mehrere Ritter in voller Rüstung auf schwarzen Rossen, mit schwarzen Waffen und Schilden zum Thor herausjagen. Sind ihrer aber hundertzweiundfünfzig Furcht erregende Gestalten, die mit verhängtem Zügel anstürmen; sie nehmen die hundertzweiundfünfzig Köpfe (König und Königin eingeschlossen) weg und stecken sie an die Spitzen ihrer Lanzen und ziehen jubelnd aufs Schloß zurück. Gawan sah die Gewaltthat dieser Ritter und schämte sich vor sich selber, daß er sich nicht gerührt hatte. „Herr Ritter," sprach die Maid, „nun erkennt Ihr wohl, daß Eure Kraft hier nichts ausgerichtet hätte." — „Fräulein, es ist ein böses Schloß, wo man die Leute also beraubt." — „Herr, dieser Schade wird nicht ersetzt und die Uebelthäter da drinnen nicht gezüchtigt und die Schreienden und Weinenden nicht aus dem Kerker erlöst, bis der Gute Ritter erscheint, um den Ihr sie jammern hörtet." — „Fräulein, welche Freude für den Ritter, so viele arge Wichte durch seine Tapferkeit und seinen Muth zu vernichten!" — „Herr, es ist auch der beste Ritter in dieser Welt und steht noch in jungen Jahren, und bin ich nicht wenig betrübt in meinem Herzen, keine wahre Kunde von ihm zu besitzen; säh' ich ihn doch lieber, als irgend einen Menschen auf Erden." — „Edles Fräulein, ich ebenfalls; doch nun möchte ich mit Eurer Erlaubniß zurückkehren." — „Mit nichten, Herr Ritter; ich gehe voran bis über das Schloß hinaus und weise Euch dann die Straße, die Ihr reiten müßt."

Zogen sie also alle mitsammen weiter und waren just im Begriff, die Ringmauern hinter sich zu lassen, siehe da sprengte aus einem Seitenthor des Schlosses ein Reiter heraus in voller Rüstung, eine Lanze in der Faust, am Hals einen rothen Schild mit dem Bilde eines goldenen Ares. „Herr Ritter," sprach er zu Gawan, „ich bitte Euch, zu halten!" — „Was beliebt Euch?" — „Ihr müßt mit mir kämpfen und diesen Schild erstreiten, oder ich gewinn' über Euch den Sieg. Der Schild ist kostbar genug und dürft Ihr alle Kraft daran setzen, ihn zu eigen zu bekommen, sintemal ihn der beste, mächtigste und weiseste Ritter geführt hat,

der je lebte in ſeines Geſetzes und Glaubens Zeit." — „Und wer war ſelbiger Ritter?" — „Judas Maccabäus, welcher einen Vogel den andern fangen lehrte." [1] — „Da ſprecht Ihr die Wahrheit; der war ein guter Ritter." — „Ihr könntet denn froh ſein, ſo Ihr dieſen Schild erwürbet, dieweil Eurer der armſeligſte und elendeſte iſt, den ich je einen Ritter tragen ſah; kaum kennt man ſeine Farbe noch." — „Daran mögt Ihr ſehen," ſprach die Maid, „daß ſeiner nicht müßig gelegen, und auch das Roß, das er reitet, nicht ſo gefeiert hat, wie Eures." — „Weib," ſagte der Ritter, „lang Geſchwätz braucht es hier nicht; er muß mit mir ſtreiten, denn ich fordere ihn." Sprach Gawan: „Ich verſtehe, was Ihr ſagt." Damit reitet er rückwärts, um den Anlauf zu nehmen, und der andere ebenſo, und beide treffen, ſo raſch die Roſſe ſie tragen, mit eingelegter Lanze aufeinander. Gawans Schild hält den Stoß nicht aus und wird durchſtochen; es bricht aber dabei des Feindes Lanze. Trifft Gawan ihn ſeinestheils mitten auf die Bruſt und wirft ihn über das Kreuz ſeines Pferdes rücklings zu Boden. Die Lanze hat ihn ganz durchbohrt; denn wohl eine volle Handbreit iſt ſie eingedrungen. Er zieht die Waffe wieder an ſich, und der Ritter ſpringt, da er ſich vom Eiſen frei fühlt, wieder auf die Füße, ſtürzt auf ſein Roß zu und will eben den Fuß in den Steigbügel ſetzen; da ſchreit die Maid des Wagens: „Gawan, haltet den Ritter auf; denn ſitzt er wieder im Sattel, wird es ſehr ſchwer halten, ihn zu beſiegen." Sobald der Ritter den Namen „Gawan" hört, tritt er zurück. „Wie," ruft er, „ſeid Ihr der gute Gawan, Neffe des Königs Artus?" — „Ja," ſpricht die Maid, „das iſt er zweifelsohne." — „Herr," ſagt der Ritter zu ihm, „ſeid Ihr der?" — „Ja, der bin ich: Gawan." Spricht der andere: „So es Euch recht iſt, gebe ich mich beſiegt, und bedaure ich ſehr, daß ich es nicht wußte, bevor der Streit mit Euch begann." Damit nimmt er ſeinen Schild vom Hals und reicht ihn hin: „Herr, nehmt den Schild, der dem beſten Ritter gehört hat, den man zur Zeit ſeiner Religion kannte. Weiß ich doch keinen, dem ſelber beſſer ziemte

[1] D. h. der erſte Falkner und Ritter war.

als Euch. Es sind aber mit diesem Schilde alle Ritter besiegt worden, die im Kerker des Schlosses gefangen sitzen." Nimmt da Gawan den Schild, welcher sehr prächtig und kostbar ist. „Herr," spricht der Ritter, „nun schenkt mir Euern, sintemalen Ihr doch keine zwei tragen könnet." — „Ihr habt Recht", entgegnet Gawan und nimmt den Schildriemen vom Hals und will ihm den Schild darreichen. Da ruft die Maid zu Fuß: „Ha, Ritter, die Ihr Gawan heißt, was habt Ihr vor? Wenn er Euern Schild aufs Schloß bringt, halten Euch dessen Bewohner für überwunden und erschöpft und brechen hervor, um Euch zu besiegen und mit Gewalt aufs Schloß zu führen, und werdet Ihr daselbst in peinliche Haft gebracht. Denn wisset, man trägt keinen Schild da hinein, außer von besiegten Rittern." — „Herr," spricht Gawan, „Ihr wollt nicht mein Bestes, wie hier diese Jungfrau mir bedeutet." — „Herr," spricht jener, „so flehe ich Euch um Gnade an und erkläre mich zum andern Mal für besiegt. Ich wäre sehr froh, wenn ich Euern Schild hineintragen dürfte, und hätte großen Ruhm davon. Denn nie kommt mehr der Schild von einem so guten Ritter hinein. Ich muß aber Eure Ankunft glücklich nennen, obschon Ihr mir die schwerste Wunde geschlagen habt; denn Ihr erlöst mich von dem mühevollsten Amte, das hier ein Ritter haben kann." — „Von welchem?" — „Herr, ich will es Euch sagen. Es kamen vordem manchmal Ritter, muthige und feige, hier vorüber, und hatte ich mit allen den Zweikampf aufzunehmen und auszufechten, und gab ich ihnen meinen Schild zum Geschenke, wie jetzt Euch. Ich erfand die meisten kühn und wehrhaft, welche mir verschiedene Wunden schlugen; aber nie warf ein Ritter mich nieder und gab mir so gewaltige Schläge wie Ihr. Und weil Ihr den Schild davontragt und ich besiegt bin, wird nie mehr ein Ritter, der an diesem Schloß vorbeizieht, von mir oder einem andern Ritter des Schlosses etwas zu befahren haben." — „Bei meinem Haupt," sprach Gawan, „dann ist mir mein Sieg doppelt lieb." — „Herr," sprach der Ritter, „mit Verlaub entferne ich mich. Ich kann nun meine Schande auf dem Schlosse nicht verhehlen, sondern werde sie offen enthüllen müssen." — „Gott verleihe Euch zu allem Guten seine

Hilfe", ſprach Gawan. — „Herr Gawan," ſagte die Maid des Wagens, „gebt mir Euern Schild, den der Ritter mitnehmen wollte." — „Fräulein, mit Vergnügen." Die Maid zu Fuß nahm den Schild und legte ihn auf den Wagen. Der überwundene Ritter aber beſtieg ſein Roß und ritt aufs Schloß zurück, und als er hineingekommen, erhob ſich ein Lärmen und Schreien ſo laut, daß der ganze Wald und das ganze Thal davon wiederhallte. „Herr Gawan," ſprach die Maid des Wagens, „der Ritter iſt entehrt und wird ein zweites Mal in den Kerker geworfen. Doch nun mögt Ihr fürbaß gehen."

16. Setzten ſich alſo alle in Bewegung und entfernten ſich vom Schloß eine wälſche Meile weit. Sprach Gawan: „So es Euch genehm iſt, edles Fräulein, verabſchied' ich mich." — „Herr," verſetzte ſie, „Gott behüt' Euch an Leib und Leben; ſchönen Dank für Euer Geleite." — „Fräulein," erwiederte er, „unſer Dienſt ſteht Euch für und für zu Gebote." — „Habt Dank," ſprach die Maid, „Euer Weg iſt dort beim großen Kreuz am Waldesſaum; es iſt der allerſchönſte, wenn Ihr nur erſt dieſen garſtigen hinter Euch habt." Gawan biegt ab. Ruft ihm aber da die Maid zu Fuß nach: „Herr, Ihr habt weniger Bedacht, als ich vermeinte." Wendet Gawan den Kopf ſeines Roſſes: „Und wie ſo das?" — „Dieweil Ihr meine Herrin noch nicht gefragt habt, warum ſie den Arm in der goldfarbenen Binde am Hals und auf dem Kiſſen trägt. Wollt Ihr Euch ebenſo unbedachtſam am Hofe des Fiſcherkönigs benehmen?" — „Meine liebſte Freundin," ſpricht die Maid des Wagens, „tadelt dafür nicht Gawan allein, ſondern vor allem Artus und alle Ritter, welche am Hofe waren; denn keiner hatte dort ſo viel Bedacht, um zu fragen. Herr Gawan, Ihr mögt nun des Weges weiter ziehen; denn für nichts würdet Ihr mich jetzo fragen; ich würde es Euch nicht ſagen, und erfahrt Ihr's erſt durch den feigſten Ritter der Welt, welcher in meinem Dienſte ſteht, mich aufſucht, aber mich nicht zu finden weiß." — „Fräulein," erwiedert Gawan, „ſo wage ich Euch nicht mehr zu beläſtigen." Die Maid reitet voran, und Gawan zieht des Weges fürbaß, den ſie ihm gewieſen.

17. Wieder ein anderer Theil des Grals[1] beginnt hier im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und schweiget die Märe von den drei Jungfrauen und dem Wagen, und meldet von Gawan, wie er zum garstigen Walde hinauszog und in einen großen Hochwald einritt, der aus der Maßen schön und von Thieren zahlreich belebt war. Er sputete sich nach Kräften, voranzukommen, und konnte nicht genug erstaunen über das, was die Maid ihm gesagt, und besorgte sehr, er möchte Schande davon ernten. Nach einem langen Tagesritte gewahrte er nach Sonnenuntergang, als er durch die Dämmerung vor sich hinausblickte, im Dickicht des Waldes eine Klause und eine Kapelle und vor derselben eine sprudelnde Quelle, deren Wasser klar und schnell abfloß, und ein großer, breitästiger Baum überschattete sie. Es saß eine Jungfrau unter dem Baume und hielt ein Maulthier am Zügel und hatte am Sattelbogen das Haupt eines Ritters hangen[2]. Gawan näherte sich und stieg ab. „Edles Fräulein," sprach er, „Gott schenke Euch Heil und Glück!" Sie versetzte: „Und Euch desgleichen für und für!" und stand vor ihm auf. — „Edles Fräulein," sprach er, „was wartet Ihr hier?" — „Herr Ritter," sprach sie, „ich erwarte den Klausner dieser Kapelle, der in den Wald gegangen ist, und will ich ihn über einen gewissen Ritter befragen." — „Glaubt Ihr wohl, daß er Euch Auskunft gibt oder geben kann?" — „Ja, Herr, also denke ich und also hat man mir gesagt." Siehe da, in demselben Augenblicke stellt sich der Einsiedler ein, grüßt die Jungfrau und Gawan, öffnet die Thür seiner Hütte, führt die beiden Reitthiere hinein, nimmt ihnen den Zaum ab und wirft ihnen Gras und Gerste vor. Will er sofort auch die Sättel abnehmen, als Gawan vorspringt: „Herr," ruft er, „thut das nicht, es ziemt Euch nicht." — „Ob ich gleich Eremite bin," spricht er, „werd' ich schon damit fertig, alldieweil ich am Hofe Uterpandragons vierzig Jahre Knappe und Ritter war, und hause ich itzt schon zwanzig Jahre in dieser Einsamkeit." Sieht ihm Gawan staunend ins Gesicht und sagt: „Herr, Ihr scheint

[1] D. h. der Geschichte vom Grale. [2] Es ist Parzivals Schwester.

nicht vierzig Jahre alt." — „Das ist mir sattsam bewußt", spricht der Einsiedel. Nimmt Gawan mittlerweile die Sättel ab und denkt mehr an das Maulthier der Dame als an sein Roß. Und der Einsiedel nimmt Gawan und die Maid bei der Hand und führt sie in die Kapelle. Die Stätte war wunderschön. „Herr Ritter," sprach er, „Ihr müßt Eure Wehr nit ablegen, sintemal der Wald sehr abenteuerlich ist, und kein Held nit ungewappnet allhier weilen darf." So holte dieser also Lanze und Schild in die Kapelle. Der Einsiedel setzte ihnen dann auch Speise vor, so gut er sie hatte, und gab ihnen nach dem Essen aus der Quelle zu trinken. Hub die Maid an zu reden: „Vater, ich bin gekommen, Euch über einen Ritter zu befragen, den ich suche." — „Und wer ist der?" sprach der Einsiedel. — „Das ist der Keusche Ritter aus dem Heiligen Stamme; er hat ein goldenes Haupt, einen Löwenblick, einen jungfräulich reinen Leib, ein Stahlherz, Glieder aus Elfenbein und einen Geist ohne Falsch." — „Edles Fräulein," sprach der Eremit, „ich kann Euch über ihn nichts nit für sicher vermelden, hat er aber zween Male hier geherbergt, einmal, das ist noch nicht ein Jahr geschehen." — „Vater," entgegnete sie, „so könnt Ihr mir keine andere Kunde über ihn sagen?" — „Nein, Jungfer, keine nit", sprach der Einsiedel. — „Und Ihr, Herr?" fragte sie Gawan. — „Edle Dame," versetzte Gawan, „ich säh' ihn so gern wie Ihr, aber weiß ich niemanden zu finden, der mir Nachricht geben könnte." — „Und habt Ihr die Maid des Wagens gesehen, Herr Ritter?" — „Ja, edles Fräulein, vor kurzem schied ich von ihr." — „Trug sie annoch ihren Arm in der Binde am Hals?" — „Ja, so sah ich sie." — „Sie hat das", sprach die Jungfrau, „schon lange gethan." — „Herr Ritter," sprach der Klausner, „was ist Ew. Liebden Name?" — „Hochwürdiger Vater, man nennt mich Gawan, Neffen des Königs Artus." — „Ist dem also," sprach der Eremit, „so lieb' ich Euch vielmal mehr." — „Herr," fiel die Jungfrau ein, „so seid Ihr aus der Familie des schlechtesten Königs der Welt." — „Von welchem König redet Ihr?" fragte Gawan. Sprach sie: „Ich rede vom König Artus, durch welchen unser ganzes Jahrhundert verdorben ist; denn er begann gut, ist

aber jetzo schlecht. Ich faßte einen Haß gegen einen gewissen Ritter, weil ich jenen hasse; selbigen Ritter traf ich in der Nähe der Kapelle des hl. Augustin, und war es der schönste Ritter, den ich zeitlebens sah. Er tödtete einen Ritter innerhalb der Einfriedigung mit großem Muthe; ich verlangte von ihm des Ritters Haupt, und zog er zum andern Mal hin und wagte sich in die größte Gefahr. Er brachte es mir, und bezeigte ich ihm große Freude darüber. Aber da er mir sagte, er heiße Artus, so wußte ich ihm keinen Dank für seine Güte, weil er den Namen des schlechten Königs trug." — „Fräulein, Euch steht es frei, zu reden, wie Euch beliebt; ich aber sage Euch, daß König Artus das prächtigste Hoffest gehalten hat, das er je hielt, und will er sich die Schlechtigkeit, derentwegen Ihr ihn tadelt, auf immer abthun und zeitlebens mehr Tugend und Milde üben als je bislang, soviel man deren auch an ihm gesehen, und kenne ich gar keinen Ritter, der seinen Namen führet." — „Ihr thut Recht daran," versetzte die Maid, „seine Ehre zu retten, da er Euer Ohm ist; nützt ihm aber die Ehrenrettung wenig, wenn er sich nicht selbst herausarbeitet." — „Herr Ritter," sprach zu Gawan der Einsiedel, „die Dame darf reden, als ihr gut däucht; Gott im Himmel aber erhalte Artussen, alldieweil sein Vater mich zum Ritter schlug! Itzt bin ich Geistlich und hab' ich seitdem in der Einsamkeit dem Fischerkönig gedienet nach dem Willen Unseres Herrn und nach seinem Gebott, und werden alle, welche in seiner Frohnde arbeiten, des Lohnes wohl gewahr. Denn der Ort seines Dienstes ist Euch eine Stätte so lieblich, wenn man ein Jahr allda gelebet, kommet es einem für als ein Monat ob der Heiligkeit des Aufenthaltes und des Herren — dort auf seiner Burg, allwo ich oft den Gottesdienst in der Kapelle, da der heilige Gral erscheinet, wahrgenommen habe. Derowegen scheine ich auch ebenso jugendlich, als alle, die ihm unterthan seynd." — „Vater," sprach Gawan, „auf welchem Wege gelanget man zu besagter Burg?" — „Herr Ritter," sprach der Klausner, „da ist keiner nit, der Euch den Weg wiese, so Euch der Wille unseres Herrgotts nit hingeleitet. Däucht es Euch gut, dahinzugehen?" — „Vater," antwortete Gawan, „es ist der höchste

Wunsch, den ich hege." Sprach der Einsiedel: „So walte Gott, daß Ihr Willen und Neigung habet, die Frage zu stellen, so der andere Ritter, dem da der Gral erschienen, verabsäumet hat, und ist dadurch so viel Unglück seitdem so vielen Menschen widerfahren."

Das Reden hatte ein Ende, und führte der Einsiedler Gawan in seine Hütte zum Schlafen, und die Maid blieb in der Kapelle. Bei der Morgenröthe erhob sich Gawan, welcher ganz in Waffen geschlafen, und fand er seinen Sattel und den der Dame schon aufgelegt und die Zäume angebunden. Er ging in die Kapelle und fand den Klausner schon bereit stehen, die Messe zu singen. Die Jungfrau aber kniete vor einem Bilde Unserer Lieben Frau und bat Gott und Unsere Süße Frau, ihr zu rathen, was ihr frommen möge, und weinte herzlich, so daß ihr die Zähren das Antlitz hinabrannen. Und als sie lang gebetet, richtete sie sich auf. Gawan wünschte ihr, daß Gott ihr einen guten Tag schenken möge; sie erwiederte den Gruß. „Edles Fräulein," sprach er, „mir däucht, daß Ihr in Trauer seid." — „Ja, Herr, ich habe wohl Grund dazu; denn ich bin nun ganz rathlos und verlassen, da ich den Guten Ritter nicht finden kann. Jetzo muß ich zum Schloß des Schwarzen Eremiten ziehen und das Haupt, das an meinem Sattelbogen hängt, überbringen, und kann ich sonst nicht durch den Wald gehen, ohne daß ich an Leib und Ehre geschädigt werde. Das ist der Wegezoll; wenn ich ihn entrichtet, kann ich die Maid des Wagens aufsuchen und ohne Fährde durch den Wald ziehen." Mittlerweile hat der Einsiedler die Messe begonnen; Gawan und die Jungfrau hören sie. Nachdem sie gesungen, nimmt Gawan Abschied vom Eremiten und die Jungfrau ebenfalls. Jener zieht nach der einen Seite und diese nach der andern, und befehlen sie sich einander Gott.

18. Hier schweigt die Märe inzwischen von der Maid und sagt, wie Gawan eilends durch den Hochwald ritt und Gott aus Herzensgrunde bat, ihn auf einen Weg zu stellen, der ihn zur Wohnung des reichen Fischerkönigs führen möge. So zog er fürbaß bis um die Mittagsstunde und gelangte in einen dichten Wald und sah unter einem Baume einen Knappen stehen, welcher

vom Jagdroß gestiegen. Gawan entbot ihm seinen Gruß, und jener erwiederte: „Herr, seid willkommen!“ — „Schöner süßer Freund, wohin geht die Fahrt?“ fragte Gawan. — „Herr, ich gehe den Herrn dieses Waldes suchen.“ — „Wem gehört derselbe?“ — „Herr, dem besten Ritter der Welt.“ — „Könnt Ihr mir etwa Weiteres von ihm sagen?“ — „Er muß einen Schild tragen mit einem himmelblauen und silbernen Rand und rothem Kreuz und goldenem Knauf. Ich sage, er ist ein guter Ritter, und doch sollte ich ihn wohl nicht loben, denn er erlegte mir den Vater in diesem Walde mit einem Jagdspieß; war aber der gute Ritter noch Knabe, da er ihn tödtete. Ich würde meinen Vater gern an ihm rächen, wenn ich ihn fände[1]. Er beraubte mich des besten Ritters im Königreich Logrien, als er meinem Vater den Tod gab; er beraubte mich seiner als echter Räuber, da er ihn mir so ohne Herausforderung erschlug. Nie werde ich wieder froh und ruhig, der Vater werde denn gerochen.“ — „Schöner süßer Freund,“ sprach Gawan, „sintemal er ein so guter Ritter ist, habt Acht, daß Ihr nicht Euren eigenen Schaden mehret. Ich wollte, Ihr hättet ihn gefunden, vorausgesetzt, daß ihm kein Unheil daraus entstünde.“ — „Das Letzte möchte ich mit nichten,“ sprach der Knappe; „ich kann ihn nicht treffen an diesem Orte, ohne ihn anzufallen wie meinen Todfeind.“ — „Lieber Freund,“ sagte Gawan, „Ihr dürft reden wie Euch beliebt; aber thut mir zu wissen, ob eine Wohnung in diesem Walde ist, wo ich die Nacht ein Unterkommen finden möge.“ — „Herr,“ antwortete der Knappe, „ich weiß Euch keine Wohnung auf zwanzig Meilen nach allen Richtungen von

[1] Die Pflicht der Blutrache wird im vorliegenden Roman als selbstverständlich vorausgesetzt und gewissermaßen stillschweigend gebilligt. Das mag in einem Märchen leichter als in einem andern Gedichte entschuldigt werden, da die Märchenwelt auch andere Willkürlichkeiten zuläßt. Doch kann man es ebenso wenig vollständig rechtfertigen, als wenn der Zweikampf, als Selbsthilfe ohne Noth, und die Grausamkeit gegen Feinde bis zu einem gewissen Grade gebilligt werden (siehe unten Nr. 59. 111). Spuren roher Härte finden sich in den Rittern der ältern Zeit öfter (vgl. das französische Rolandslied).

dieſem Eurem Wege. Ihr dürft nur ja nicht ſäumen, denn es iſt nahe der Vesper."

19. Gawan ſchied eilends mit einem Gruß von dem Knappen und zog voran, gleich einem Wanderer, der nicht Weg noch Steg kennt, als wie gut Glück ihn leitet. Der Wald behagte ihm ſehr wegen ſeiner Schönheit und wegen der Thiere, die in Schaaren vorüberliefen. So ritt er fort bis zur Dämmerung. Der Abend war heiter und ſchön, die Sonne eben untergegangen. Hatte er aber ſchon zwanzig wälſche Meilen ſeit dem Abſchied von dem Knappen zurückgelegt und beſorgte nun ſehr, keine Herberge zu finden. Doch kam er eben auf eine wunderbar ſchöne Wieſe, und als er zwei Schußweiten voran geritten war und aufblickte, gewahrte er ein Schloß in der Nähe des Waldes auf einem Hügel. Es war von großen Mauern mit Thürmen umſchloſſen und zeigte drinnen prächtige Säle, deren Fenſter über die Umfaſſung ſichtbar waren. Es hatte einen alten Thurm in der Mitte, war von einem tiefen Waſſer und breitem Wieſengrund umgeben. Gawan ritt darauf zu, und indem er den Blick auf das Burgthor richtete, ſah er einen Knappen auf einer Mähre in der Richtung herausjagen, in welcher er ſich näherte. Als der Knappe nicht mehr fern war, grüßte er den Ritter höflichſt: „Herr, ſeid willkommen!" — „Glück und Segen Euch!" erwiederte Gawan. „Schöner, ſüßer Freund, was iſt dies für ein Schloß?" — „Herr, es iſt das Schloß der Verwittweten Edelfrau." — „Wie heißt es?" — „Kamaloth (Camalot), Herr, und gehörte Julian dem Dicken, welcher ein Ritter von großer Treue und ein wackerer Herr war. Nun iſt er ſchon geraume Zeit todt, und blieb meine Herrin rath- und hilflos. Ihre Burg wird mit Krieg überzogen, und will man ſie ihr mit Gewalt nehmen. Der von Moorlanden und ein anderer Ritter befehden ſie und gedenken ſie ihres Schloſſes zu berauben. Dieſerhalb wünſchet ſie ſehr die Rückkehr ihres Sohnes; nun hat die gute Frau keinen Rather mehr, als eine Tochter und fünf alte Ritter, ſo ihr das Schloß behüten helfen. Herr," fuhr er fort, „das Thor iſt zu und die Brücke aufgezogen; denn man bewacht das Schloß. Aber Ihr ſagt mir nur Euren Namen, und,

gefällt es Euch, zieh' ich vorauf und heiß' die Brücke niederlassen und das Thor aufschließen und ankündigen, Ihr wolltet da gern übernachten." — „Schönen Dank," sprach Gawan; „meinen Namen aber wird man erfahren, ehe ich die Burg verlasse." Der Knappe ritt schnell voraus, und Gawan folgte langsam nach; denn er hatte des Tages einen langen Weg gemacht. Fand er nun zwischen dem Wald und dem Schlosse eine Kapelle, die auf vier Marmorsäulen ruhte; drinnen stand ein schöner Sarg. Besagte Kapelle war durch nichts abgeschlossen, vielmehr sah man den Schrein ganz offen stehen. Gawan hielt inne, um ihn zu betrachten.

Der Knappe aber ist mittlerweile zum Schloß geritten, hat die Brücke senken und das Thor entriegeln lassen; er steigt nun ab und eilt in den Saal, allwo die hehre Wittib mit ihrer Tochter weilt. Fragt die Dame den Knappen, warum er zurückgekehrt. „Von wegen eines Ritters, so stattlich, wie ich nie einen sah, welcher hier Quartier sucht, und ist er in voller Rüstung und reitet ohne Geleit." — „Und welches ist sein Name?" fragt die Dame. — „Frau, er sagte mir, Ihr würdet seinen Namen schon erfahren, ehe er das Schloß wieder verlasse." Beginnt nun die Edelfrau vor Freude zu weinen und ihre Tochter mit ihr, und strecken sie die Hände zum Himmel; spricht die Wittib: „Schöner, lieber Herrgott, wär' es mein Sohn, so hätte ich nie eine Freude gehabt, welche sich dieser vergleichen ließe! Man würde mir nicht meine Ehre rauben und meine Burg nicht mit Unrecht nehmen, weil ich keinen Herrn und Helfer habe." Erhebt sich jetzt die edle Wittib mit ihrer Tochter[1], geht auf die Brücke des Schlosses hinaus und gewahrt Gawan, der noch den Sarg in der Kapelle beschaut. „Nun können wir bald an dem Schrein erkennen, ob

[1] Diese Tochter ist keine andere als Dindrane. Wie sie so rasch, noch vor Gawan, hier eingetroffen ist, bleibt unerklärlich. Es umgibt ihre Person das Geheimniß des Wunderbaren, gerade so, wie die Person ihres Bruders. Beide erscheinen und verschwinden, als ob sie wie Geister nur zu gelegentlichem Verkehr mit den Menschen bestimmt wären. Dennoch sind sie in ihrem eigenartigen Berufe überaus thätig.

er es ist!" Sie eilen hastig auf die Kapelle zu, Gawan sieht sie kommen und steigt ab. „Edle Frau," so grüßt er sie, „Gott segne Euch und Eure Begleiterin!" Antwortet die Frau aber nichts und tritt an den Sarg; sie findet ihn nicht eröffnet und fällt ohnmächtig zu Boden. Lange steht auch Gawan schweigend da. Die Wittib kommt nun wieder zu sich und stößt heftige Jammerklagen aus. „Herr Ritter," spricht die Maid zu Gawan, „seid uns willkommen! Meine Mutter glaubte eben, Ihr seiet ihr Sohn, mein Bruder, und bezeigte große Freude darüber. Nun sieht sie wohl, daß Ihr es nicht seid, und verfiel deshalb in tiefe Trauer. Dieser Schrein nämlich soll sich eröffnen, sobald er wiederkehrt, und erfährt bis dahin niemand, wer darin liegt." Darauf erhebt sich die Wittwe und nimmt Gawan bei der Hand. „Herr," spricht sie, „wie nennet Ihr Euch?" — „Frau, die Leute nennen mich Gawan, Neffen des Königs Artus." — „Herr, ich heiße Euch willkommen um der Liebe willen, die ich zu meinem Sohne trage und auch zu Euch." [1] Sie läßt einen Knecht sein Roß aufs Schloß führen und ihm Schild und Speer voraustragen. Dann gehen Mutter und Tochter hinauf, geleiten Gawan in den Saal und lassen ihm die Rüstung abnehmen. Auch bringt man ihm Wasser, um Hände und Gesicht vom Eisenschmutz zu waschen. Die Dame läßt ihn ein kostbares Gewand anlegen aus golddurchwirktem Seidenstoff und mit Hermelin gefüttert. Die Wittib tritt dann aus ihrer Kammer und weist ihm an ihrer Seite einen Platz an [2].

Sie nahm das Wort. „Herr Ritter," sprach sie, „wisset Ihr mir etwan Kunde von meinem Sohne zu sagen, den ich seit langem nicht sah und jetzund so sehr nöthig hätte?" — „Edle Frau," sprach er, „ich weiß über ihn keine Meldung zu thun, es thut mir leid; denn keinen Ritter der Welt sähe ich so gern, wenn das

[1] Man erwartet hier eine freudige Wiedererkennung Gawans durch die Tochter; aber solche sich leicht von selbst ergänzende Dinge läßt der Verfasser des Romans auch sonst weg.

[2] Die hier beschriebenen Förmlichkeiten kehren bei der Aufnahme eines ritterlichen Gastes regelmäßig wieder.

Euer Sohn ist, den man so bezeichnet[1]. Wie heißt er?" — „Herr, Parzival nennete man ihn bei der heiligen Taufe; er war ein wunderschöner Knabe, als er das Haus verließ. Itzt hat man mir gesagt, daß er der stattlichste und kühnste Ritter sei, der lebet, ganz frei von aller Gemeinheit. Zur Stunde thäte mir sein Muth sehr noth, dieweil er mich in schwerer Fehde ließ, da er von hinnen ging, von wegen des Ritters mit dem rothen Schilde, den er tödtete. Ja, und er ging in derselben Woche fort, und sah ich ihn niemals wieder; sieben ganze Jahre ist es her. Itzt aber bekrieget mich der Sohn des Ritters, den er tödtete, und der von Moorlanden, und wollen sie mir meine Burg nehmen, wenn mir Gottes Rath nicht beistehet. Mein Bruder ist zu weit entfernt von mir und König Pelles von Niederleuten hat sein Land um Gotteswillen darangegeben und die Einöde bezogen. Der dritte aber, König des Todesschlosses, hat ebenso viel Bosheit und Treulosigkeit, wie die anderen beiden Tugend und Güte, daran selbe reich genug sind. Der wird mir mit nichten Hilfe leisten; denn er befehdet den Fischerkönig und den hochheiligen Gral und den Speer, dessen Spitze Tag um Tag von Blut trieft; jedoch, so es dem Herrgott gefällt, kommet er nie in den Besitz derselben." [2] — „Edle Frau," nahm Gawan das Wort, „ein Ritter war auf der Burg des Fischerkönigs, vor dem der hochheilige Gral dreimal erschien, aber er wollte nicht fragen, wozu er diene und wer ihn verehre." — „Herr Ritter," sprach die Tochter der Wittib, „Ihr sprecht die Wahrheit; ‚es ist der beste Ritter der Welt', so sagte man aus Haß gegen meinen Bruder; ich aber liebe alle Ritter aus Liebe zu ihm; allein durch den thörichten Sinn jenes Ritters ist der Fischerkönig, mein Oheim, in Siechthum verfallen." — „Herr," fiel die Wittib ein, „alle wackeren Ritter müssen den reichen Fischer-

[1] D. h. den man als „Sohn der Wittib" bezeichnet; nach dem Folgenden kennt Gawan den Namen Parzivals und ihn selbst nicht. Der Welt bleibt überhaupt noch lange die Person Gutritters und die genaueren Verhältnisse derselben dunkel; das Geheimniß umgibt sie.

[2] Ueber diese Verwandtschaftsverhältnisse siehe oben Nr. 2.

könig aufſuchen gehen; wollet Ihr denn nicht hin?" — „Frau," ſagte Gawan, „ja, ſobald ich kann; meine Reiſe hat kein anderes Ziel." — „Herr," verſetzte ſie, „ſo treffet Ihr wohl auch meinen Sohn an; ſaget alſo meinem Sohn, wenn Ihr ihn ſehet, von meinem Unglück und meinem Elend, ebenſo dem Fiſcherkönige. Aber habt Obacht, Herr Gawan, daß Ihr minder unbedachtſam ſeiet, als jener Ritter war." Er erwiederte: „Ich werde thun, edle Frau, was Gott mich lehren wird."

20. Indeß ſie alſo redeten, ſiehe da kamen die fünf Ritter der Edelfrau aus dem Walde und brachten Hirſche und Hinden und Wildſchweine. Sie ſtiegen von den Pferden und bezeigten große Freude über Gawan, ſobald ihnen geſagt wurde, wer er ſei. In Bälde ſtand das Mahl bereit; ſie ſetzten ſich zu Tiſche und wurden gut bedient und verſorgt. Plötzlich tritt der Knappe ein, der Gawan das Thor geöffnet, und kniet vor der Wittib nieder. Fragt ſie: „Was gibt es denn, was bringſt du?" — „Frau, eine große Menge Ritter verſammelt ſich zum Waffenſpiele in den Thälern, die ehedem unſer waren, und ſind die wälſchen Zelte ſchon aufgeſpannt, und ſieht man allda gerade jene beiden, die Euch befehden, mit einer großen Zahl anderer Ritter. Und haben ſie beſtimmt, daß dem Sieger im Turniere die Hut dieſes Schloſſes anvertraut werden ſoll, und hat der es ganz allein zu bewachen und zu ſchützen." Da fängt die Wittib zu weinen an. „Herr," ſpricht ſie zu Gawan, „da höret Ihr es, dieſes Schloß iſt nicht mehr mein eigen, ſondern dieſe Ritter wollen ſagen, daß es ihnen gehöre, allwie Ihr vernehmet." — „Meiner Treu," ſpricht Gawan, „daran thun ſie ſchmähliches Unrecht und Sünde." Wie die Tafel aufgehoben wird, wirft ſich das junge Fräulein Gawan weinend zu Füßen. Er hebt ſie ſchnell wieder auf und ſpricht: „Bah, edles Fräulein, das iſt nicht ſchön von Euch!" — „Herr Ritter, bei Gott, ich bitte Euch, Mitleid mit meiner Frau Mutter und mir zu haben." — „Fürwahr," ſpricht er, „ich fühle herzliches Mitleid." — „Herr Ritter, nun wird man in dieſer Noth erſehen, ob Ihr ein wackerer Held ſeid. Rittertugend iſt gut, wenn ſie für Gott Gutes wirkt." Wittib und Tochter ziehen ſich ſodann

in ihre Kammer zurück, und wird für Gawan ein Bett im Saale[1] hergerichtet. So legt er sich zur Ruhe und die fünf Ritter desgleichen.

Gawan war die Nacht in tiefen Gedanken. Morgens erhob er sich und ging die Messe hören in einer Kapelle des Schlosses und aß nachher vier Brodschnitten in Wein, worauf er seine Waffen anlegte[2]. Dann fragte er die fünf Ritter der Burg, ob sie zur Turnierversammlung ziehen wollten. „Ja, Herr," sagten sie, „falls Ihr selbst hingehet." — „Meiner Treu," versetzte Gawan; „ich ziehe sicherlich hinaus." Schnell legen nun die Ritter ihre Wehr an, und man führt ihnen und dem Gaste die Rosse vor. Dieser verabschiedet sich inzwischen bei Mutter und Tochter; sie aber legen große Freude an den Tag, weil sie vernommen, daß er mit ihren Rittern zum Waffenspiele ziehe. Gawan und die Fünfe sitzen auf, verlassen das Schloß und reiten eiligst dem Walde zu. Gawan schaut vor sich hinaus in das Waldrevier und gewahrt die schönste Waldwiese, die er je sah, so groß, daß man nicht den vierten Theil davon überschauen kann, nach allen Seiten von Hochwald umgeben; in der Mitte sieht er große Steinblöcke aufgerichtet und wilde Thiere zusammengelaufen. „Herr," sprechen die Fünfe, „hier sind die Thäler von Kamaloth, die man unserer Herrin nnd ihrer Tochter genommen hat mitsammt ganzer sieben der reichsten Schlösser in Wales." — „Das ist Unrecht und Sünde", spricht Gawan. Sie reiten voran und erkennen Fahnen und Schilde an der Stelle, wo die Ritter sich einfinden sollen. Sie sehen die meisten der Ritter schon zu Pferd und in voller Rüstung, wie sie ihre Rosse die Wiese hinabtummeln; die Zelte stehen allerseits aufgeschlagen. Gawan hält mit den Fünfen unter einem Baume und sehen sie, wie die Ritter von ringsher eintreffen. Einer der fünf Gefährten zeigt ihm den Herrn von Moorland und den Sohn des Ritters mit dem rothen Schilde, welcher Chaos der König hieß.

---

[1] So gewöhnlich für Gäste.

[2] Der Ritter nimmt nur in seltenen Fällen ein Frühstück.

Sobald die Turnierversammlung sich eingefunden, reiten Gawan und seine fünf Begleiter in den Kreis. Rennt Gawan gleich einen wälschen Ritter an und wirft ihn in einem Anlauf mitsammt seinem Rosse zu Boden. Kommen dann die Fünfe ihm nach und werfen je ihren Mann. Alles staunt. Chaos der König sieht Gawan, aber erkennt ihn nicht; er sprengt im Galopp auf ihn ein. Gawan empfängt ihn mit vorgestreckter Lanzenspitze und trifft ihn so wuchtig, daß ihm der Halswirbel bricht und die Lanze aus den Händen fliegt. Gawan durchrast die Schaaren allerseits und trifft keinen Ritter an auf seinem Wege, den er nicht vom Roß wirft und verwundet; ihm folgen die Fünfe, welche große Freude beim Anblick seiner Thaten empfinden. Sie zeigen ihm auch den von Moorland, welcher mit einem zahlreichen Geschwader herankommt. Wendet er sich also in starkem Anlauf nach dieser Seite. So grimmig aber sind die Stöße ihrer Lanzen, daß selbe biegen und brechen, und treffen sie mit Rossen und Leibern so gewaltig aufeinander, daß der von Moorland die Bügel verliert, den hintern Sattelbogen entzweibricht und über das Kreuz seines Pferdes auf die Erde fliegt, und die Spitze seines Helmes eine volle Spanne in den Rasen fährt. Gawan nimmt das Roß, welches stattlich und kräftig ist, ohne daß die Mannen es wehren können, und gibt es einem der Fünfe, der es durch einen Knappen aufs Schloß bringen läßt. Dann aber durchreitet er von neuem die Reihen zur einen und andern Seite und verrichtet solche Thaten, wie nie ein Ritter deren größere vollbringen konnte. Die Fünfe schöpfen großen Muth und entwickeln mehr Tapferkeit als je bislang; keiner ist unter ihnen, der nicht wenigstens einen Ritter niedergeworfen und dessen Roß erbeutet hätte.

Der Herr von Moorland besteigt wieder ein prächtiges Roß und fühlt tiefe Scham darüber, daß Gawan ihn geworfen hat. Kaum erschaut er ihn, so sprengt er im Galopp auf ihn los und gedenkt seine Schmach zu rächen. Begegnen sich beide in gestrecktem Anlauf und trifft ihn Gawan mit dem Schaft, der ihm vom ersten Kampf übrig geblieben, mitten auf die Brust, und zwar so gewaltig, daß er ihn nochmals zerbricht, und auch der von Moor-

land bricht seinerseits auf ihm von neuem seine Lanze. Zieht Gawan nun das Schwert und wirft den Speerschaft zur Erde, und der von Moorland thut desgleichen, verbeut aber seinen Mannen, sich in den Kampf zu mischen, dieweil er noch nie einen Ritter fand, der ihn überwunden hätte. Sie geben sich wuchtige Hiebe auf die Helme, daß die Funken sprühen und die Klingen stumpf werden[1]. Gawans Schläge sind aber gewaltiger und werden mit solcher Kraft und Wuth ausgetheilt, daß dem von Moorland das Blut aus Mund und Nase strömt und die Brünne ganz roth färbt. Er hält nicht länger mehr Stand und gelobt Gawan Haft. Der freut sich nicht wenig und die fünf Ritter mit ihm. Der von Moorland steigt nun ab und geht in sein Zelt zurück; Gawan nimmt das Roß und gibt es einem der Fünfe mit den Worten: „Hebt es mir auf!" und begibt sich mit in das Zelt.

Auch alle Ritter kehren zu ihren Zelten zurück und sagen einstimmig, der Ritter mit dem rothen Schild und goldenen Aar habe sie alle übertroffen; fragen sie auch den von Moorland, ob er einverstanden sei, und sagt dieser: „Ja." Sprechen sie zu Gawan: „Herr, so habt Ihr die Hut von Kamaloth." — „Schönen Dank, ihr Herren", entgegnet Gawan. Er bescheidet die Fünfe zu sich und spricht zu ihnen: „Herren, ich will, daß ihr für mich eintretet und, so die gegenwärtigen Ritter zustimmen, die Hut übernehmet." — „Herr, das wollen wir mit Freuden thun." Spricht Gawan zum Herrn von Moorland: „Und Euch, Herr, überlasse ich als meinen Gefangenen der verwittweten Dame, welche mich verflossene Nacht beherbergt hat." — „Herr," sprach er, „das dürft Ihr mit nichten; ein Turnier ist kein Krieg; Ihr dürft mich nicht auf dem Schloß in Haft setzen. Ich bin reich genug, um hier mein Lösegeld zu zahlen. Doch sagt mir, wie Ihr Euch nennet." — „Man nennt mich Gawan." — „Ah, Herr Gawan, ich habe oft von Ew. Liebden reden hören und Euch doch niemals gesehen. Da nun das Schloß Kamaloth in Ew. Liebden Obhut ist, so verbürg' ich Euch in Treuen, daß binnen eines Jahres und eines Tages das

[1] Der Schwertkampf folgt immer erst dem Lanzenstechen.

Schloß nichts von mir wird zu befürchten brauchen, noch das Eigenthum der Dame, weder von mir noch von einem andern, dafern ich es hindern kann, und so versichere ich auf Ehre vor allen diesen gegenwärtigen Rittern. Und so Ihr Gold und Silber von mir heischt, soll Euch nach Wunsch gezahlt werden." — „Herr," sprach Gawan, „dafür danke ich; es hat sein Bewenden bei dem, was Ihr zugesagt." Damit verabschiedet er sich und geht aufs Schloß Kamaloth zurück. Das Roß des Herrn von Moorland schickt er durch einen Knappen der Tochter der edlen Wittib, die große Freude darüber äußert. Die Fünfe treiben ihre Beute vor sich her.

Da sie aufs Schloß kamen, erhob sich großer Jubel. Wenn Gawan jene Nacht gute Herberge fand, braucht das niemanden Wunder zu nehmen, sintemal er der Dame erzählt hatte, daß ihre fünf Ritter hinfüro des Schlosses walten sollten. Am morgenden Tage nahm Gawan Abschied und zog weiter. Doch hatte er zuvor, wie es seine stete Gewohnheit war, die Messe gehört. Die Wittib und ihre Tochter befahlen ihn Gott, und das Schloß blieb in besserer Hut, als er es gefunden hatte.

21. Ein neuer Theil des Grales[1] hebt an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Und schweigt hier die Geschichte von Gutritters Mutter und meldet, daß Gawan von dannen ritt, wie Gott und gut Glück ihn führten, zum Lande des Fischerkönigs. Zieht er da durch einen großen Wald in voller Rüstung, den Schild am Hals, den Speer in der Faust, und bittet Gott, auf der vorhabenden Fahrt sein Berather zu sein, daß er sie mit Ehren vollenden möge. So ritt er fürbaß, bis er gegen Abend zu einer Wohnung mitten im Walde gelangte. Sie war von einem breiten Wasser und auch ringsum von hohen Baumreihen umgeben, so daß man den geräumigen Rittersaal mit Mühe unterscheiden konnte. Das Wasser, welches sie umströmte, war ein Hauptfluß, der Namen und Lauf nicht änderte bis ins Meer. Gawan dachte, ein wackerer Mann werde dort wohnen,

[1] Gral bedeutet hier wieder: Geschichte vom Grale.

und schlug die Richtung dahin ein, um ein Quartier zu suchen. Sobald er der Brücke sich näherte, gewahrte er einen Zwerg, der auf einer Mauer saß; der sprang auf und rief: „Gawan, seid willkommen!“ — „Schöner, süßer Freund,“ erwiederte Gawan, „Glück und Heil schenke dir Gott! Kennst du mich?“ — „Wohl kenne ich Euch,“ sprach der Zwerg; „ich sah Euch im Turnier. Ihr konntet nit zu besserer Stund' hier anlangen; denn mein Herr ist nit zu Hause. Aber Ihr findet meine Herrin drinnen, die schönste, edelste, höflichste Dame im Königreich Logrien; sie zählt noch nit zwanzig Jahre.“ — „Schöner Freund,“ sprach Gawan, „wie heißt der Herr des Hauses?“ — „Herr, man nennt ihn ‚vom kleinen Gumbert‘. Ich lauf' und meld' meiner Herrin, daß Gawan, der treffliche Ritter, kummt, und daß sie sich freu'n soll.“ Und Gawan wundert sich nicht wenig über die Freude, welche der Zwerg an den Tag legt; hat er doch mancherorts an Zwergen viel Bosheit und Tücke erfahren[1]. Kam der Zwerg zur Kammer der Dame. „Nun, Frau,“ rief er, „seid fröhlich, Gawan sucht bei Euch Nachtquartier.“ — „Gewiß,“ sprach sie, „da bin ich froh und traurig zugleich: froh, weil der treffliche Ritter hier herbergen will, und traurig, weil es just derjenige Ritter ist, den mein Gemahl am tödtlichsten hasset. Ich sage so aus Liebe zu diesem; denn er hat mir oftmals gesagt, daß Gawan nie Treue gelobte einer Frau oder Jungfrau, ohne solche wieder zu brechen.“ — „Frau,“ sprach der Zwerg, „es ist nit wahr, was immer man sagt.“

Reitet Gawan in den Burghof ein und steigt ab, und kommt ihm die Dame entgegen und grüßt ihn: „Herr Ritter, sei Eure Ankunft freude- und glückbringend!“ — „Edle Frau,“ erwiederte er, „auch ich wünsche Euch Ehre und jegliches Heil.“ Die Dame nimmt ihn bei der Hand und führt ihn in den Rittersaal hinauf und läßt ihn auf einem Polster Platz nehmen, und ein Knappe führt sein Roß zum Stalle. Ruft der Zwerg noch zwei andere Knappen, daß sie Gawan die Waffen abnehmen, und hilft dazu

[1] Daß solche auch hier nicht fehlt, lassen obige Worte schon erkennen.

nach Kräften, und läßt Waſſer bringen, damit er ſich Geſicht und Hände waſche. „Herr," ſpricht der Zwerg, „noch ſeynd all' Eure Glieder geſchwoll'n von den Hieben, die Ihr empfinget und austheiltet im Waffenſpiel." Gawan antwortet nichts. Der Zwerg ſpringt in die Kammer und langt ein ſcharlachnes Gewand hervor, das mit Hermelin gefüttert iſt, damit Gawan es anlege.

Die Speiſen waren auch ſchon bereit, der Tiſch aufgeſtellt, und ſetzte ſich die Dame zum Eſſen. Gawan blickte manchmal auf die Frau wegen ihrer großen Schönheit, und hätte er ſich Herz und Augen überlaſſen, ſo wären in ihm Gedanken aufgeſtiegen, die ſich nicht geziemten. Aber er hatte ſeinem Herzen den Zügel ſo ſtraff angezogen, daß er es nichts denken ließ, was unedel geweſen wäre ob der hohen Pilgerfahrt, die er unternommen[1]. Begann er alſo ſeine Augen von ihr ganz abzuwenden; denn ſie war mit reizender Schönheit ausgeſtattet. Nach dem Eſſen wurde Gawanen ſein Lager bereitet und er ſchickte ſich zur Ruhe an. Die Dame wünſchte Schutz und Segen vom Herrn; er erwiederte den Gruß.

Als die Herrin in ihrer Kammer war, ſprach der Zwerg zu Gawan: „Herr, ich bett' mich hier vor Euch und unterhalt' Euch, bis Ihr einſchlummert." Er antwortete: „Schönen Dank, Freund, und Gott laſſe es mich um dich irgend einmal verdienen." Der Zwerg ließ ſich vor Gawan auf einer Matratze nieder; als er aber ſah, daß derſelbe ſchlief, ſtand er, ſo leiſe er nur konnte, auf und eilte zu einem Nachen, der auf dem Fluſſe lag hinter dem Ritterſaale. Flugs ſpringt er hinein und rudert ſtromaufwärts. Er gelangt zu einer Fiſcherei auf einem kleinen Werder, den ein Arm des Fluſſes rings umſchloß; dort war ein ſtattlicher Wohnraum hergerichtet. Der Herr, genannt „der Eiferſüchtige", war zur Erholung da und ruhte im Saale auf ſeinem Lager. Steigt der Zwerg aus dem Kahne und eilt, mehrere brennende Kerzen in der

[1] Dieſe Worte und der üble Ruf, welcher ihm, wie eben geſagt wurde, voranging, geben zu verſtehen, daß Gawan nicht, wie Parzival, ein ganz tadelloſes Leben geführt habe.

Hand, zum Lager des Herrn und ruft: „Wie, Ihr ſchlafet hier!“ Der Herr wacht erſchrocken auf und fragt, was er habe und woher er komme. „Im Namen Gottes,“ ruft der, „Ihr ruhet hier und Gawan dort.“ — „Was weißt du?“ ſpricht der Herr. — „Ich weiß es nur zu gut; verließ ich doch eben Gawan, der in Eurem Saale ſchläft, und meine Herrin iſt allein zu Hauſe.“ — „Wie? Hatte ich ihr nicht verboten, Gawan zu beherbergen?“ — „Mein' Treu,“ ſagt der Zwerg, „ſie hat ihm die größte Freude entgegengebracht, wie ich ſolches annoch nie geſehen. Aber ſput't Euch zu kommen; ich bin bang, er entführet ſie.“ — „Bei meinem Haupt,“ ſprach da der Ritter, „ich gehe nicht, ſolang er da iſt; allein ſie ſoll es büßen, wenn ſie wegging.“ — „Sie thät' Unrecht daran, mein' ich,“ ſprach der Zwerg.

22. Gawan ruhte im Saale ohne Ahnung des Geſchehenen. Er ſah den Tag ſchön und klar anbrechen und erhob ſich. Als auch die Dame zur Saalthüre hereintrat und den Zwerg nicht gewahrte, erkannte ſie den Verrath. Sprach ſie zu Gawan: „Herr Ritter, beim Himmel, habt Erbarmen mit mir; denn der Zwerg hat mich verrathen. Wenn Ihr dieſen Wald verließet und mir nicht beiſtündet und mich vor der Strafe bewahrtet, welche mein Herr über mich verhängen wird, ſo wäre es ſchwere Sünde von Euch. Ihr wißt ja, daß ich keine Schuld habe vor meinem Herrn oder einem andern wegen irgend einer Sache, die Ihr an mir oder ich an Euch begangen hätte.“ — „Ihr ſagt die Wahrheit,“ verſetzte Gawan. Bewaffnete er ſich alſo ſchnell, nahm Abſchied von der Dame und ging hinaus aus der prächtigen Wohnung und verſteckte ſich nahebei im Gehölze. Darauf kommt der „Eiferſüchtige“ mit dem Zwerge. Er tritt in den Saal; die Frau geht ihm entgegen. „Herr Gemahl,“ ſpricht ſie, „ſei willkommen!“ Verſetzt er: „Und Schande und Elend über dich, treuloſeſtes Weib der Welt, da du letzte Nacht in meiner Burg ſtatt meiner den Ritter gebettet haſt, der mir am meiſten widerwärtig iſt.“ — „Mein Gemahl, in deiner Burg behielt ich ihn, aber weder du noch ich ſind durch ihn entehrt worden.“ — „Du lügſt, falſches Weib!“ ſchreit er, und legt haſtig die Waffen an und läßt ſein Roß wappnen.

Die Frau muß ſich entgürten und bis auf den Leibrock entblößen, ſo laut ſie um Gnade fleht und unter Thränen zärtlich bittet. So beſteigt er ſein Roß und läßt den Zwerg die Frau an den Haarflechten faſſen und hinter ſich her in den Wald führen. Am Rande eines Quellbrunnens hält er an; die Frau muß ins Waſſer treten, das ganz kalt hervorquillt. Er ſteigt ab und ſchneidet einige Gerten ab im Walde und beginnt ſie ſo zu ſchlagen und zu peitſchen, über Rücken und Bruſt, daß die Quellgrube ſich blutroth färbt. Sie hebt an, überlaut zu ſchreien. Das hört Gawan und tritt aus dem Gebüſch hervor und eilt ſchleunigſt herbei. „Mein' Treu," ruft der Zwerg, „da kummt Gawan." — „Fürwahr," ſpricht der Ritter, „jetzo ſeh' ich klar, daß eine Schandthat dabei im Spiele war; es iſt nun alles erwieſen." Inzwiſchen reitet Gawan herzu und ruft: „Pfui, ſchämet Euch, Herr Ritter! Was tödtet Ihr die beſte und treueſte der Frauen, die ich je ſah? Nie noch traf ich eine Dame, welche mich ſo ehrenvoll aufnahm. Ihr ſolltet ihr großen Dank dafür wiſſen. Weder in Benehmen noch Reden noch in ihrer Perſon erfand ich irgend etwas, was nicht löblich wäre wie man es nur bei einer guten, treuen Frau erfinden mag. Ihr thut großes Uebel und Sünde, da Ihr ſie alſo mißhandelt. So bitte ich Euch bei Eurem Edelſinne und Eurer Liebe, ihr Euren Zorn zu erlaſſen und ſie aus der Lache zu ziehen. Und ich will Euch auf die Heiligthümer dieſer Kapelle[1] einen Eid ſchwören, daß ich nie etwas Schändliches von ihr begehrte oder Neigung dazu ſpürte." Der Ritter glühte vor Zorn, da er ſah, daß Gawan ſich nicht entfernt hatte, und eine tödtliche Eiferſucht entflammte ſein Herz und ſeine Sinne. Er beſchuldigte ſie laut großer Thorheit und Schandthat, und Gawan, welcher vor ihm ſtand, brachte ihn ganz außer ſich. Doch ſprach er aus Furcht vor dem Helden: „Gawan, ich will ſie unter dieſem Vorbehalt heraustreten laſſen, daß wir zwei miteinander ſtreiten, und überwindet Ihr mich, ſo ſoll ſie frei ſein von Frevel und Schande, und beſiege ich Euch, ſo fällt die Schuld auf ſie zurück; ſo werde

[1] D. h. Reliquien (seinz).

zwiſchen uns enſchieden!" — „Ich begehre nichts mehr", ſprach Gawan [1].

Gebietet nun der Ritter dem Zwerg, die Frau aus der Quellache zu ziehen und ſie auf einem Waldplatze, allda ſie kämpfen wollen, Platz nehmen zu laſſen. Er reitet zurück, um ſeinen Anlauf zu nehmen, und auch Gawan ſprengt, ſo ſchnell ſein Roß ihn trägt, auf Marin [2] den Eiferſüchtigen los. Sowie dieſer ihn kommen ſieht, weicht er dem Stiche aus, ſenkt ſeinen Speer und ſchwenkt auf ſein Weib zu, welches wie von Sinnen iſt und weint, ſintemal ſie keinerlei Schuld in der Sache hat. Er aber ſtößt ihr die Lanze durch die Bruſt und tödtet ſie, macht dann Kehrt und jagt, ſo ſchnell ſein Pferd ihn trägt, auf ſeine Wohnung zu. Gawan ſieht die Frau zu Tode getroffen und den Zwerg jählings hinter ſeinem Herrn herfliehen. Er holt ihn ein und läßt ſein Roß ihn mit den Hufen ſo zerſtampfen, daß dem Knirps das Herz im Leibe platzt. Wendet er ſich dann zum Hauſe und vermeint hineinzureiten, findet aber die Brücke aufgezogen und das Thor verriegelt. Marin ſchreit ihm entgegen: „Dieſe Schmach und dieſes Unglück iſt mir durch Eure Schuld widerfahren, ſollt Ihr es aber noch entgelten, ſo ich das Leben behalte." Gawan mag mit ihm nicht zanken, kehrt zurück in den Wald zur Stelle, wo die Dame todt liegt. Nimmt er die ganz blutige Leiche auf den Nacken ſeines Pferdes und führt ſie ſo zu einer Kapelle, welche vor dem Eingang der Burg ſteht. Hier hält er ſtill und ſetzt den Leichnam, ſo gut er kann, in der Kapelle bei, voll Betrübniß und Zorn über das Geſchehene. Sodann ſchließt er die Thür, daß nicht die wilden Thiere des Waldes die Leiche verſtümmeln mögen, und denkt, man werde ſie nach ſeiner Entfernung wohl einſargen und beſtatten.

---

[1] Es wird hier eine Art Gottesurtheil über Schuld oder Unſchuld in Ausſicht genommen.

[2] Erſt nachträglich, wie auch ſonſt wohl, wird der Eigenname genannt; der Zuname wär eben bedeutſamer; doch ſteht im wälſchen Text gleich anfangs der Name Marius (ſo!).

23. Gawan zog voll Zorn von dannen; nie, so däuchte ihm, war ihm etwas vorgekommen, was ihm so im Herzen wehgethan. So ritt er, in Gedanken versunken und düster gestimmt, durch den Wald. Plötzlich sah er einen Reiter des Weges kommen in gar seltsamer Haltung. Saß selbiger Reiter rücklings auf seinem Pferde und hatte alles verkehrt: die Zügel um seine Brust geschlungen, die Spitze des Schildes aufwärts und die Breitseite abwärts gewandt, die Lanze verkehrt in der Faust, den Panzer und alle Eisenstücke in einem Bündel auf dem Rücken. Gawan sieht ihn durch den weiten Wald daherziehen und ist sprachlos vor Staunen bei dem Anblick. Jener aber sieht ihn nicht, sondern schreit ihm nur laut zu: „Edelster Ritter, die Ihr des Weges kommt, bei Gott, thut mir kein Leid an; denn ich bin der Ritter Hasenherz." — „Beim Himmel," spricht Gawan, „Ihr scheinet mit nichten der Mann, dem man ein Leid anthun möchte." Und wäre es nicht wegen schweren Unmuthes und tiefer Verstimmung, er hätte wohl über den Aufzug lachen mögen. „Herr Ritter," spricht er, „Ihr dürft von mir nichts besorgen." Reitet er dann an ihn heran und schaut ihm ins Angesicht und Hasenherz ihm. „Herr," spricht der, „ich grüße Euch." — „Und ich Euch," spricht Gawan; „wem gehört Ihr an, wackrer Ritter?" — „Der Maid des Wagens." — „So sollt Ihr mir um so werther sein", erwiedert Gawan. — „Gott im Himmel," spricht Hasenherz, „so habe ich denn von Euch nichts zu befürchten?" — „Nein, fürwahr, seid nur getrost!" Sieht Ritter Hasenherz Gawans Schild und erkennt ihn. „Ach, Herr, nun weiß ich wohl, wer Ihr seid. Da steig' ich ab und reite wieder gerade und bringe meine Waffen in Ordnung. Ihr seid ja Herr Gawan; denn Euch allein war es beschieden, diesen Schild zu erwerben." Der Ritter steigt also ab und bringt seine Waffen in Ordnung und bittet Gawan, zu warten, bis er sich bewehret habe. Dieser thut es gern und hilft ihm dabei. Doch sieh, da kommt ein Ritter sporenstreichs quer durch den Wald, sausend wie ein Sturmwind; sein Schild ist halb weiß, halb schwarz bemalt. „Herr Gawan," schreit er, „haltet still! Ich fordere Euch im Namen Marins des Eifersüchtigen, der um Euret-

willen sein Weib getödtet hat!" — „Herr Ritter," spricht Gawan, „das geht mir gar sehr zu Herzen; denn sie hatte den Tod nicht verdient." — „Gleichviel," spricht der Schwarz-Weiße; „ich heische Euer Leben dafür. Besiege ich Euch, so ist Euer das Unrecht, und sieget Ihr ob, so bleibt Schuld und Schande meinem Herrn, und will er dann seine Burg aus Eurer Hand zum Lehen tragen, wofern Ihr mich lebendig entkommen lasset." [1] — „Das wird Euch nicht verweigert," erwiedert Gawan; „denn Gott weiß, daß ich hier keine Schuld trage." — „Ha, Gawan," ruft Hasenherz, „schlagt Euch nicht, auf mein Wort; denn von mir bekommt Ihr nicht Hilfe noch Schutz." — „Hab' manchen Strauß ohne Euch bestanden," versetzt Gawan, „und so fecht' ich wohl auch diesen aus, so mir Gott beistehet." Sie fahren im Sturme aufeinander und zersplittern die Lanzen auf den Schilden; Gawan aber trifft und durchbohrt das Pferd des Feindes und wirft Roß und Reiter miteins auf den Grund. Zieht er dann das Schwert und stürzt auf ihn ein. „Ha, Gawan," ruft da der Ritter, „wollet Ihr mir denn das Leben nehmen? Ich gebe mich überwunden; ich habe wenig Lust, für die Thorheit eines andern zu sterben, und flehe um Schonung und Gnade." Denkt Gawan, er wolle ihm weiter nichts anthun, sintemal er ja nicht anders konnte, als dem Befehle seines Herrn nachkommen. Jener streckt also die aufgerichteten Hände vor und huldigt ihm im Namen seines Herrn mit Hof und Land und wird sein Vasall [2].

Nun reitet der Ritter heim, und Gawan bleibt zurück. „Herr," sprach Ritter Hasenherz, „ich möchte nicht so kühn sein wie Ihr; so wahr mir Gott helfe, wenn er mich so gefordert hätte wie Euch,

[1] Wieder eine Art von Gottesurtheil in Form eines ritterlichen Zweikampfes.

[2] Der Lehnsmann schwor, mit zusammengelegten Händen vor dem Herrn knieend, diesem die Treue eines „Mannes" zu leisten, d. h. den Freunden desselben freund, den Feinden feind und ihm selbst ein treuer Helfer zu sein. Der Herr versprach, indem er seine Hände um die des Vasallen legte, entsprechenden Schutz und Beistand (Nr. 28).

ſo wäre ich bald entflohen oder wäre ihm zu Füßen gefallen, um Gnade zu erflehen." — „Ihr denkt an nichts als an Ruh' und Frieden", ſprach Gawan. — „Bei St. Jakob," [1] verſetzte Haſenherz, „mit gutem Grunde. Ich erhielt nie Wunden oder Schrammen, wenn's mir nicht etwa ein Baumzweig im Walde anthat, und Euer Angeſicht ſchau' ich von Wunden und Narben durchzogen. So Gott mir helfe, um ſolchen Muth buhl' ich nicht, und bitte ich alle Tage Gott, mich davor zu behüten. Nun empfehle ich Euch Gott und kehre zur Wagenjungfrau zurück." — „Nicht ſo eilig," ſprach Gawan, „ſondern Ihr ſagt mir erſt, warum die Wagenmaid ihren Arm ſo in der Binde am Halſe trägt." — „Herr, das will ich Euch ſchon ſagen. Sie bediente beim hochheiligen Grale mit dieſer Hand den Ritter, der auf der Burg des Fiſcherkönigs zu Gaſt war [2], den Ritter, der nicht fragen wollte, wozu der Gral diene; weil ſie aber mit ſelbiger Hand das koſtbare Gefäß trug, in welches von der Spitze der Lanze das hochheilige Blut troff, ſo will ſie nichts anderes mehr damit berühren, bis zur Stunde, da ſie zur hehren Stätte, allwo der Gral iſt, zurückkehrt. Herr," ſo fügte Haſenherz bei, „nun darf ich mit Eurer Erlaubniß wohl fürbaß reiten? Nehmt Ihr meinen Speer, mit dem ich doch nichts zu beginnen weiß." Gawan war's zufrieden, alldieweil der ſeinige ganz ſchadhaft geworden, ließ den Ritter ziehen und befahl ihn Gott.

24. Der Ritter entfernte ſich eiligſt, und Gawan wandte ſich der Mitte des Waldes zu. Er war matt und müde, ritt aber bis gegen Sonnenuntergang weiter. Da begegnete er einem Ritter, der in geſtrecktem Galopp quer durch den Wald auf ihn zukam, und war ſelber mitten durch den Leib getroffen. Er rief, daß es fern im Walde wiederhallte: „Wie heißt Ihr, Ritter?" — „Ich heiße Gawan." — „Ach, Herr Gawan, ſo bin ich in Eurem Dienſte

[1] Patron der Ritter, zunächſt in Spanien, wo um 1170 ſogar ein geiſtlicher Ritterorden von S. Jago gegründet wurde.

[2] Vielleicht iſt mit dem wälſchen Text zu leſen: „Sie bediente mit dieſer Hand den hochheiligen Gral, als der Ritter kam . . ."

verwundet worden!" — „Wie so in meinem Dienste?" — „Herr; ich wollte die Frau bestatten, die Ihr in die Kapelle getragen, und Marin der Eifersüchtige fiel mich an und brachte mir verschiedene Wunden bei, wie Ihr seht. Und hatte ich schon mit meinem Degen die Grube zur Bestattung der Leiche ausgegraben, als er sie mir abnahm und den wilden Thieren preisgab. Und nun komme ich hierher zu einem Klausner an einer Kapelle dieses Waldes, um zu beichten. Denn ich weiß, ich werde nicht lange mehr leben; die Wunde ist mir nahe beim Herzen. Doch sterbe ich leichter, dieweil ich Euch gefunden und Euch alles geklagt habe, was man mir um Euretwillen angethan hat." — „Fürwahr," sprach Gawan, „das thut mir leid."

25. Schied nun der Ritter und zog Gawan weiter, bis er im Wald ein sehr schönes, stattliches Schloß gewahrte und einem alten Ritter begegnete, welcher zur Erholung herausgekommen war und einen Vogel auf der Hand trug. Er grüßte Gawan und dieser ihn. Fragte der Gast, was das für ein Schloß sei, das er so schön hervortreten sehe. Antwortete jener, es sei das Schloß der „Stolzen Jungfer", die da niemals sich würdigte, einen Ritter um seinen Namen zu fragen. „Und wir, die wir in ihrem Dienste stehen, wagen es nicht für sie zu thun. Allein Ihr findet das beste Unterkommen im Schloß, sintemal sie im übrigen sehr höflich von Benehmen und auch die schönste Dame ist, die ich kenne. Nie anerkannte sie einen Herrn und würdigte nie einen Ritter ihrer Liebe, sie hätte denn gehört, es sei der beste Ritter der Welt. Der Anstand räth mir, mit Euch zurückzukehren." — „Habt Dank dafür!" sprach Gawan. Sie reiten beide mitsammen aufs Schloß und steigen auf dem Pflaster vor dem Saale ab. Nimmt der Ritter Gawan bei der Hand und führt ihn die Treppe hinan, läßt ihm die Waffen abnehmen und bringt ihm einen scharlachnen, grün gefütterten Ueberrock, sich zu bekleiden. Sofort geleitet er die Herrin des Schlosses zu Gawan, der vor ihr aufsteht.

„Edle Dame," sprach er, „ich entbiete Euch meinen Gruß!" — „Und Ihr seid willkommen!" entgegnete sie. „Wollt Ihr meine Kapelle sehen?" — „Frau, wenn es Euch recht ist", sprach Gawan.

Sie führte ihn an der Hand; er betrachtete die Kapelle und wollte es ihn bedünken, daß er nie in einer so schönen und so reich ausgestatteten Kapelle gewesen sei. Gewahrte er vier Särge drinnen, wie man nie prächtigere sah. An der rechten Seite fanden sich drei Maueröffnungen, mit Silber und Edelsteinen eingefaßt, und hinter denselben große Kerzenleuchter vor drei Reliquienkästchen; jene dufteten süßer als Balsam. „Herr Ritter," sprach die Jungfer, „seht Ihr diese Särge?" — „Ja, edle Frau", erwiederte Gawan. — „Drei sind für die drei besten Ritter der Welt gemacht, und der vierte für mich. Einer der drei heißt Gawan, der andere Lanzelot vom See — ich liebe beide von Herzen, bei meiner Treue! — Der dritte nennt sich Parzival, und lieb' ich ihn mehr als die anderen beiden. In diesen drei Nischen sind ihnen zulieb Reliquien angebracht. Nun habt acht, was ich ihnen anthue, wenn ihre drei Köpfe drinnen sind, und gelingt es mir nicht mit allen dreien, so thue ich es zweien oder einem." Sie reichte mit der Hand in ein Loch und zog einen Stift heraus, der in der Mauer stak, und sogleich fiel ein Stahlmesser herab, schneidender als irgend ein Bartmesser. Sie schloß sodann die drei Löcher mit den Worten: „Und so würde ich ihnen die Köpfe abschneiden, sobald sie die Heiligthümer zu verehren gedächten, welche sich hinter den Oeffnungen befinden. Dann würde ich die Leiber selbiger Ritter in diese drei Särge legen und auf das ehrenvollste beisetzen lassen, dieweil ich an ihnen, solange sie leben, keine Freude haben kann. Und ist das Ende meines Lebens nach Gottes Rath gekommen, lasse ich mich in den vierten Schrein legen und bleibe so in der Gesellschaft der drei Guten Ritter." Hörte Gawan diese Worte der Stolzen Jungfer und staunte darob und wünschte sich nur, daß die Nacht vorbei sei. Dann gingen sie aus der Kapelle.

26. Die Dame hielt Gawan an jenem Abende hoch in Ehren; es versammelte sich um ihn ein zahlreicher Kreis von Rittern, die ihr dienten und das Schloß behüten halfen. Sie erwiesen Gawan hohe Ehre und wußten doch nicht, wer er war; denn also erheischte es die Sitte der Burg. Sie aber wußte sehr wohl, daß die Drei oft des Weges durch den Wald kamen; so hatte sie denn vier

Rittern aufgetragen, Wald und Wege zu bewachen, und falls einer der drei Ritter vorüberziehe, ihn ungesäumt herbeizuführen, und werde sie jedem dafür Besitz und Habe mehren. Es blieb also Gawan die Nacht im Schloß und hörte morgens früh, ehe er aufbrach, die Messe in der Kapelle. Darauf legte er die Waffen an, nahm Abschied von der Stolzen Jungfer und verließ die Burg, sintemal er wenig Lust verspürte, länger zu verweilen.

Eine volle wälsche Meile ritt er in den Wald hinein, da traf er in einer Schlucht zwei Ritter an, die sich seitab niedergesetzt. Als sie Gawan kommen sahen, sprangen sie auf die Pferde und sperrten ihm den Weg, die Lanze in der Faust, den Schild am Hals. „Herr Ritter," riefen sie, „haltet ein und sagt uns unverhohlen Euern Namen!" — „Meine Herren, sehr gern," lautete seine Antwort. „Mein Name wurde noch nie verhohlen, wenn man mich darum anging. Man nennt mich Gawan, Neffen des Königs Artus." — „Topp, so seid Ihr uns herzlich willkommen; einen andern suchen wir nicht als Euch! Ihr geht nun mit uns zur Herrin des Berges, welche sehnsüchtig Euer harrt und sich gar sehr Eures Anblicks freuen wird, dorten in der Stolzenburg, allwo sie wohnet." Gab er aber zur Antwort: „Meine lieben Herren, ich habe nicht Muße zu dem Besuche, dieweil meine Fahrt anderswohin gestellt ist." — „Herr Ritter," sprachen sie, „Ihr müsset unverweilt mit uns; es ward uns gemessener Befehl, Euch widerwillig hinzubringen, so Ihr nicht gutwillig bereit wäret." — „Ich habe Euch klärlich bedeutet, daß ich nicht will", sprach Gawan. Da sprengen sie heran und greifen ihm in die Zügel und vermeinen ihn mit Gewalt zu entführen. Scham und Zorn erfaßt aber nun Gawan; er zieht sein Schwert und haut dem einen den Arm glatt vom Rumpfe. Läßt da rasch auch der andere den Zügel fahren und eilt spornstreichs davon, und der Verstümmelte jagt ihm nach. Kommen sie auf die Stolzenburg zur übermüthigen Jungfer und thun ihr zu wissen, was ihnen für Leid widerfahren. Fragt sie: „Wer aber hat euch so zugerichtet?" — „Gawan that es, Frau, kein anderer." — „Wo traft ihr ihn?" — „Frau, im Wald drinnen, wo er in Eile daherjagte und durch unsern

Hohlweg wollte. Wir versuchten Gewalt, und hieb er", sprach der eine, „meinem Gesellen hier den Arm herunter." Läßt die Dame schleunigst ein Horn blasen. Die Ritter der Burg stellen sich ein und sie gibt ihnen Befehl, Gawan nachzusetzen, und verheißt dem, der ihn herbringe, Land und Lehen zu vermehren. Waren ihrer wohl fünfzehn wohlgerüstete Männer. Wollten diese eben das Schloß verlassen, da erschienen die zwei anderen im Walde ausgestellten Posten, beide durch den Leib getroffen. Die Dame und die Ritter frugen sie, wer ihnen das angethan, und sie gaben zur Antwort, das habe Gawan gethan, den sie aufs Schloß führen wollen. „Ist er fern von hier?" frug die Dame. — „Ja, vier volle wälsche Meilen." — „So wäre es die größte Thorheit," fiel da einer der Schloßritter ein, „ihn zu verfolgen; wir würden uns nur Schande und Schaden holen. Meine Herrin hat ihn aber durch ihre eigene Schuld verloren; denn wir erkennen nun klar, daß er und kein anderer es war, welcher die letzte Nacht hier verweilte; oder trug er nicht einen dunkelrothen Schild mit goldenem Aar?" — „Ja, ja," sprach einer der verwundeten Ritter, „so ist es." Rief die Dame: „In der That? Ist er's? Dann sehe ich wohl ein, daß mein Stolz und meine Unhöflichkeit schuld waren, daß ich ihn verlor. Kein Ritter soll künftig mehr in meinem Schloß übernachten, oder ich frage ihn, so er mir nicht schon bekannt ist, nach seinem Namen. Aber nun ist es zu spät; mit diesem ist es vorbei, wenn Gott ihn mir nicht zurückführt, und durch ihn entgehen mir auch die anderen."

27. So hatte es mit der Verfolgung Gawans sein Bewenden. Er aber ritt davon und betete zu Gott, ihm sein Unternehmen gelingen und ihn an irgend einen Ort kommen zu lassen, wo er wahre Kunde von der Burg des Fischerkönigs erfahre. Indem er also dachte, hörte er einen Bracken bellen, der schnellen Laufes ihm entgegensprang. Als der Hund ihm nahe gekommen, steckte er die Schnauze ins Gras und suchte eine Blutspur auf dem Waldwege, und sowie nur Gawan diese Fährte verlassen wollte, sprang er ihm bellend in den Weg. Dieser beschloß also, genau zu folgen, und trabte eiligst dem Bracken nach, bis er in der Mitte des

Waldes eine alterthümliche Wohnung gewahrte. Er überschritt hinter dem Hunde die Brücke; selbe war sehr baufällig und unten floß ein breites Wasser her. So kommt er in den alten, verödeten Rittersaal. Der Hund stellt hier das Kläffen ein; sieht aber Gawan mitten im Haus einen todten, durch Brust und Herz getroffenen Ritter liegen. Tritt auch eben eine Jungfrau aus der Kammer und bringt das Leichentuch, um ihn einzuhüllen. „Fräulein," spricht Gawan, „ich grüße Euch." Die Jungfrau gibt zärtlich weinend zur Antwort: „Herr, ich kann Euch nichts erwiedern." Damit ging sie zur Leiche hin und dachte, die Wunden würden zu bluten beginnen; aber das thaten sie nicht[1]. „Herr Ritter," sprach sie nun zu Gawan, „ich heiße Euch willkommen!" Er entgegnete: „Gott schenke Euch größere Freude, als Ihr jetzo habt, Fräulein!" Sprach die Maid zum Bracken: „Ich habe dich nicht geschickt, diesen herzubringen, sondern den Mörder dieses Todten." — „Wisset Ihr denn," fragte Gawan, „wer ihn getödtet hat?" — „Ja, gewiß, Lanzelot vom See erstach ihn in diesem Walde; Gott verschaffe mir Rache an ihm und allen von Artus' Hof; denn der thut uns viel Leid und Schaden an. Allein so Gott will, wird der Todte noch schwer an ihm gerochen; er hat einen schmucken Sohn (siehe unten Nr. 158) und bin ich seine leibliche Schwester. Er hat auch manch braven Freund." — „Fräulein, so befehl' ich Euch Gott", sagte Gawan und ging aus dem Hause; er schlug den verlassenen Weg wieder ein und bat Gott, er möge ihn Lanzelot vom See finden lassen.

28. Hier hebt wieder ein anderer Theil des heiligen Grales an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gawan zieht weiter und weiter, bis der Abend einfällt. Zur Rechten gewahrt er da einen schmalen Fußweg, der ihm betreten scheint. Er lenkt auf selben ein, dieweil die Sonne eben niedergeht, und entdeckt im Dickicht des Waldes ein stattliches

[1] Nach uraltem Aberglauben bluten die Wunden eines Ermordeten, wenn der Mörder in die Nähe kommt. Vgl. Nibel. Str. 984 ff. (Lachm.).

Kapellchen. An dasſelbe ſtieß ein hübſches Wohnhaus. Ein Baumgarten lag davor, mit einem Kranz von Weidenpfählen umgeben, die noch nicht Manneshöhe hatten. Ein Einſiedler von tugendhaftem Ausſehen lehnte ſich darüber und ſchaute in den Garten hinein und äußerte ab und zu eine ſehr große Freude. Da er Gawan erblickte, ging er ihm entgegen; jener ſtieg ab. „Herr Ritter," begann der Eremit, „ſeid willkommen!" Entgegnete Gawan: „Gott verleihe Euch die Wonne des Paradieſes!" Läßt der Eremit gleich ſein Roß von einem Knechte in den Stall bringen, nimmt ihn ſelbſt bei der Hand und zieht ihn an die Einfriedigung, den Garten zu betrachten. „Herr, ſchaut hier, was mich beluſtigt." Gawan blickt von außen hinein und nimmt eine Jungfrau und zwei Knappen und ein Kind wahr, welches einen Löwen hütet. „Herr," ſpricht der Einſiedler, „dieſer Kleine da iſt meine Freude; ſahet Ihr je ein ſo ſchönes Kind in dieſem Alter?" — „Nein", verſetzte Gawan.

Sie gingen hinein und ſetzten ſich in den Garten; der Abend war lieblich und heiter. Gawan wurde entwaffnet; die Jungfrau brachte ihm einen ſeidenen Ueberrock aus koſtbarem Stoffe und mit Hermelin gefüttert. Er ſchaute mit Luſt auf den Knaben, der den Löwen ritt. „Herr Ritter," ſagte der Einſiedler, „keiner außer dieſem Kinde wagt ihn zu lenken und zu führen, und doch hat es nicht mehr denn ſechs Jahre. Wiſſet aber, daß es von hoher Abkunft iſt, obſchon der Sohn des grauſamſten und treuloſeſten aller lebenden Menſchen. Marin der Eiferſüchtige iſt ſein Vater, der da um Gawans willen ſein Weib ermordet hat. Von dem Tage an, da ſeine Mutter getödtet wurde, mag nun der Knabe nicht mehr bei ſeinem Vater ſein; denn er verſteht ſehr wohl, daß er ihr mit Unrecht das Leben nahm. Ich bin ſein Oheim und habe ihn daher bei mir unter der Obhut dieſer Maid und dieſer zwei Knappen. Nach nichts aber ſteht ſein Herz mit ſolchem Verlangen, als Gawan einmal zu ſehen; muß er doch auch nach dem Tode des Vaters ſein Vaſall werden. Herr Ritter, ſo Ihr von ihm wiſſet, erzählet uns von ihm." — „Meiner Treu," verſetzte er, „da bring' ich zuverläſſige Kunde. Da liegen Schild und Lanze

Gawans und ihn selber habt Ihr die Nacht zum Gaste." — „Liebster Herr," rief der Klausner aus, „seid Ihr's?" — „Man nennt mich so, und ich sah, wie Marin die Frau erstach, und trage darob schweres Herzeleid." — „Mein schöner Neffe," ruft da der Einsiedler, „sieh, hier ist der, nach dem dich so verlangt hat; komm her und begrüß' ihn!" Springt der Kleine vom Löwen, gibt ihm einen Schlag mit der Peitsche, treibt ihn zum Käfig, schließt hinter ihm die Thüre, daß er nicht heraus kann, und läuft zu Gawan. Der fängt ihn in seinen Armen auf. „Herre," spricht das Kind, „schönen guten Tag!" Gawan erwiedert: „Der liebe Herrgott gebe dir Ehre und Ruhm!" Damit küsset er ihn und freut sich herzinniglich. „Herr Ritter," spricht der Eremit, „der muß Euer Lehnsmann werden, und Ihr müsset ihm mit Rath und That beistehen, sintemal seine Mutter um Euretwillen den Tod erlitt; er ist eurer Hilfe gar sehr bedürftig." Kniet da das Kind von selbst vor ihm nieder und reicht ihm die zusammengelegten Händchen dar. „Herr Ritter," sagt der Einsiedler, „seht hier den Aermsten, wie er Euch huldigt." Gawan legt beide Hände um die seinigen und spricht: „Brav, brav so, du hast schön gehuldigt und soll dir mein Rath und meine Hilfe allewege bereit stehen, so du ihrer bedürfen wirst. Aber nun sag' mir auch, wie heißt du?" — „Herre lieb, man nennt mich Meliot von Logrien." — „So ist's, Herr," fügte der Klausner bei; „seine Mutter war die Tochter eines reichen Grafen im Königreich Logrien."

Gawan war die Nacht gut aufgehoben; er schlief in einem schönen, prächtigen Häuschen. Morgens nach Anhörung der heiligen Messe fragte ihn der Eremit, wohin die Reise gehe. Sprach er: „Zum Lande des Fischerkönigs, wenn Gott es gnädig füget." — „So walte der Himmel," versetzte jener, „daß Ihr Eure Aufgabe besser löset als der andere Ritter, welcher vor Euch da war, durch den da alle Lande in Trauer und der gute Fischerkönig in Siechthum verfiel." — „Vater," sagte Gawan, „Gott lasse mich vollbringen, was ihm wohlgefällt!" So nahm er Abschied und zog von dannen; der Einsiedler befahl ihn Gott.

29. Gawan ritt an dieſem Tage weiter, bis er den Wald, in welchem die Klauſe lag, hinter ſich ließ und ein wunderſchönes Feld und reizend ſchöne Wieſen antraf; er hatte aber zwei volle wälſche Meilen durch den Wald gebraucht. Vor ſich erblickte er einen andern hohen Wald; ein Knappe kam eben dahergeritten, von mattem und vernachläſſigtem Ausſehen. „Beſter Freund," beginnt Gawan, „woher kommet Ihr?" — „Herr Ritter, aus dem Walde dort." — „Wem dienet Ihr?" — „Einem wackern Herrn, dem der Wald zu eigen gehört." — „Ihr ſcheinet mir nicht wohlgemuth", ſpricht Gawan. Er entgegnet: „Herr, ich habe Grund zu trauern; denn wer ſeinen guten Herrn verlieret, darf nicht fröhlich ſein." — „Und wer iſt Euer Herr?" — „Der beſte von der Welt!" — „Iſt er todt?" — „Nein, nein, das wäre ein Schlag für die Menſchheit; allein er war lange Zeit aller Freuden bar." — „Und wie heißet er?" — „Man nennt ihn Selbermann, wo er ſich aufhält." — „Wo weilt er denn? Dürfte ich es wiſſen?" — „Nein, Herr Ritter, nicht von mir; doch ſoviel darf ich euch wohl ſagen, daß er in dieſem Wald da iſt; aber anders darf ich den Ort nicht kenntlich machen; gegen den Willen meines Herrn darf ich nicht das mindeſte thun." Gawan ſah, daß der Knappe, der von ſehr ſchöner Geſtalt war, ſich tief bückte und ihm die Thränen aus den Augen floſſen. Drum fragte er ihn, was ihm fehle. Gab er zur Antwort: „Herr Ritter, ich kann nicht wieder froh werden, ehedenn ich mich in eine Einöde zurückziehe, dort meine Seele zu retten. Denn ich habe die ſchwerſte Sünde begangen; ich habe meine eigene Mutter, eine Königin, getödtet, aus keinem andern Grunde, als weil ſie mir ſagte, ich ſolle nach dem Ableben meines Vaters nicht König ſein, ſondern ſie wolle mich zu einem Mönch oder Geiſtlichen und meinen jüngern Bruder zum Erben des Reiches machen. Da mein Vater gewahr ward, ich habe die Mutter ermordet, ging er in eine Waldeinſamkeit, richtete ſich eine Klauſe ein und gab ſein Königreich daran. Auch ich will nun auf die Herrſchaft Verzicht thun wegen der argen Treuloſigkeit, die ich begangen, und muß ich denken, ich müſſe wohl eher als mein Vater mich aus der Welt in die Einöde ver-

bannen." — „Und wie heißet Ihr?" sprach Gawan. — „Ich heiße Sepp und bin aus dem Stamme Josephs von Arimathäa. Der König Pelles ist mein Vater, der in diesem Walde wohnt, und der Fischerkönig mein Oheim, ebenso der König vom Todesschlosse, und die verwittwete Dame zu Kamaloth meine Tante, und der gute Ritter Selbermannfertig ist dem Geschlechte ebenso nahe verwandt, wie ich."

Damit schied der Knappe unter freundlichem Gruße von Gawan, der ihn Gott befahl und tief bedauerte. Dieser wandte sich dann in den Wald und ritt schnell voran, bis er das Rinnsal einer Quelle fand, welche reißend daherfloß; neben dem Wasser lief ein sehr betretener Pfad. So verließ er seine breitere Straße und folgte der Richtung des Flusses eine ganze Meile weit, bis er ein schönes Haus und eine stattliche Kapelle fand, die mit einer Holzeinfriedigung sehr zierlich umgeben waren. Er sah draußen vor dem Eingang unter einem kleinen Baume einen Mann von niegesehener Schönheit sitzen. Seine Kleidung war die eines Eremiten, sein Haupt weiß, sein Bart fahl; er lehnte die Hand auf seine Hüfte. Ein Knappe hielt ihm ein schönes, starkes Roß und einen Schild mit dem Wappen der Sonne. Er schaute eben auf einen Harnisch nebst Panzerhosen, welche er hatte heraustragen lassen. Als er Gawan kommen sah, stand er vor ihm auf und bat ihn: „Bester Herr, reitet sachte und macht uns kein Geräusch; denn wir verdienen von größerem Leide, als wir schon tragen, verschont zu werden." Gawan hielt an und der wackere Alte fuhr fort: „Herr Ritter, beim Himmel, nehmt es nicht vor übel; ich möchte Euch von Herzen gern bitten, die Nacht bei uns zu bleiben, wenn ich nicht in Besorgniß wäre; aber es liegt ein Ritter drinnen krank, welcher als der beste der Welt gilt. Ich kann nicht wünschen, daß ein Ritter im Bereich dieser Wohnung weile; denn so schwach er noch ist, er würde sich vom Bette erheben; keiner könnte ihn halten und hindern, sich zu wappnen, hoch zu Roß zu erscheinen und mit Euch oder einem andern, der etwa hier wäre, eine Lanze zu brechen. Daraus könnte ein viel schlimmeres Leid entstehen. Aus solchem Grunde bewache ich ihn hier so still und wünsche

nicht, daß er Euch oder einen andern gewahr werde; denn es wäre ein großer Verluſt für die Welt, wenn er ſo früh ſtürbe." — „Herr," fragte Gawan, „wie nennt er ſich?" — „Er hat ſich ſelbſt gemacht," lautete die Antwort, „darum nenne ich ihn aus Liebe und Zärtlichkeit nur Selbermann." — „Herr," bat da Gawan, „könnte es in keiner Weiſe ſein, daß ich ihn ſähe?" Der Eremit entgegnete: „Nein, Ritter, ich habe es Euch ſchon geſagt; kein fremder Mann ſoll ihn je hier ſehen, bis er wieder geſund und wohlauf iſt." — „Ehrwürdiger Herr, würdet Ihr ihm nicht mittheilen, was ich Euch auftrüge?" — „Keinesfalls; nichts in der Welt würde ich ihm ſagen, er hätte mich denn zuvor gerufen." Es that Gawan ſehr leid, daß er nicht mit dem Ritter reden durfte. „Herr," ſprach er zum Eremiten, „von welchem Alter iſt der Ritter und von welchem Stamme?" Er entgegnete: „Vom Stamme Joſephs von Arimathäa, des guten Kriegsmannes." Darüber erſcheint plötzlich eine Jungfrau an der Thüre der Kapelle und ruft leiſe den Einſiedler herein. Dieſer ſteht auf, nimmt Abſchied vom Ritter und ſchließt die Pforte der Kapelle. Der Knappe führt das Roß fort, trägt die Waffen hinein und ſchließt die Hausthür. So bleibt Gawan draußen, ohne ſicher zu wiſſen, ob der Kranke der Sohn der edlen Wittib ſei; gibt es doch viele gute Ritter aus demſelben Stamme. Stutzig ſteht er da, wendet ſich dann um und kehrt in den Wald zurück [1].

[1] Die Bezeichnung „Selbermann" (Parlui, Parfez, Par-lui-fez), welche hier dreimal und Nr. 47. 59 je zweimal vorkommt (Potvin p. 61—63. 87. 105) iſt gewiß nichts als die Ueberſetzung von per-se-valens, dieſes aber die lateiniſche Urform von Perceval, wie ſchon Potvin vermuthet. Der franzöſiſche Ueberſetzer ſucht nach einer romaniſchen Ableitung und findet in einer der vielen Spielformen des Namens, Perlesvax, die Bedeutung „Thalburchſtreifer", die andere in Perce-val erkennen (Nr. 11. 109, Potvin p. 19. 181). Vielleicht iſt das nur ein geiſtreiches Spiel, um dem Namen romaniſches Bürgerrecht zu verſchaffen. Aber der keltiſche Rücküberſetzer ſcheint Parluifet nicht zu verſtehen, da er es an allen Stellen überſpringt. Von Perceval le Gallois ſagt er, dieſer heiße franzöſiſch

30. Die Märe meldet nicht, wie viele Tagereisen er noch macht; doch will ich euch in Kürze erinnern, daß er so lange durch Länder und Reiche irrt, bis er in eine wunderherrliche Gegend kommt und in der Mitte ein Schloß gewahrt. Schlägt er also die Richtung dahin ein und nähert sich der Ritterburg, so von einer hohen Mauer umgeben ist und einen wohlbefestigten Eingang hat. Wie er hinblickt, bemerkt er einen an die Mauer geketteten Löwen, der mitten im Thorweg liegt. Beiderseits des Thores sieht er zwei Kerle aus Kupfer stehen, welche in der Ringmauer angebracht sind und mittelst einer Maschine Pfeile von einer Armbrust schießen, zornvoll und gewaltig. Gawan wagt sich dem Thore nicht zu nähern, da er den Leuen und die grimmen Gesellen gewahrt. Indem er aufblickt, erkennt er oben Männer von heiligem Aussehen, weißgekleidete Priester und kahlhäuptige, alte Ritter in altfränkischer Tracht. Auf jeder Mauerecke steht ein Kapellchen und ein Kreuz. Auf der Mauer dem großen Saale gegenüber steht wieder eine Kapelle mit einem hohen Kreuze, und zu beiden Seiten, etwas tiefer, wieder eines und unter den Kreuzen je ein Goldadler. Die Priester und Ritter knieen auf der Mauer zu der Kapelle hin und blicken wie entzückt zum Himmel, als sähen sie im offenen Himmel Gott selbst und seine heilige Mutter. Gawan beschaut sie aus der Ferne, sintemal er nicht näher zu kommen wagt wegen der Männer, die so gewaltig schießen, daß keine Wehr dagegen standhalten könnte. Er sieht weder rechts noch links einen Weg und schickt sich rathlos zur Rückkehr an; da sieht er einen Priester aus dem Thore treten. „Lieber Herr," spricht Gawan, „ich grüße Euch!" — „Ich wünsche Euch gut Glück, Herr Ritter!" entgegnet der biedere Priester; „was beliebet Euch?" — „Ehrwürdiger Herr, so es Euch gefiele, würde ich Euch um den Namen dieses Schlosses

---

Peneffresvo Galeif (Lesefehler für Penestresvo Galeis = Pénètrevaux Gallois). Er selbst sieht sich nach keltischen Namen um und setzt also für Perceval den berühmten Sohn Evrawc's nämlich Peredur, ein; dessen Namen deutet er „Stahlharnisch" (Williams LXXI und LXXXII).

fragen." — „Es bezeichnet den Eingang zum Reich des Fischerköniges, beginnt aber drinnen eben der Dienst des hochheiligen Grales." — „So verstattet mir in Gnaden, daß ich hindurchgehen dürfe; denn zum Land des Fischerkönieges geht meine Fahrt." — „Herr Ritter," sagt da der Priester, „ich muß Euch in Treuen versichern, daß Ihr diese Schwelle nicht überschreiten und Euch dem heiligen Gral nicht weiter nähern dürft, es sei denn, Ihr bringet das Schwert, mit welchem Johannes der Täufer enthauptet ward." — „Wie?" spricht Gawan, „und werde ich also schmählich abgewiesen?" — „Ihr möget meinem Worte trauen," gibt der Priester zur Antwort, „und kann ich Euch zu wissen thun, daß der bösartigste aller ungläubigen Könige es in seinem Besitze hat. So Ihr nun dieses Schwert mitbringt, steht Euch der Eingang offen und wird man Euch freudig begrüßen, wo nur immer der Fischerkönig Macht hat." — „Dann muß ich wohl heimkehren," spricht Gawan, „was mir im Herzen wehthut." — „Mit nichten", entgegnet jener, „müsset Ihr das; nein, bringet uns nur das Schwert, so erkennet man daran, daß Ihr würdig seid, den heiligen Gral zu schauen. Aber erinnert Euch des Ritters, der nicht fragen wollte, welche Bestimmung der Gral habe!" Gawan scheidet in solcher Betrübniß und solcher Versunkenheit der Gedanken, daß er sogar zu fragen versäumt, in welchem Lande er denn das Schwert finden werde, oder welches der Name des Besitzers sei. Allein es wird ihm Kunde werden zur Zeit, da es Gott dem Herrn gefällt, ihn baß zu bescheiden.

31. Frau Sage erzählt und meldet, daß er so weit voranreitet, bis er eine gewisse Höhe passirt, und ist der Tag schön und klar. Indem er hinausblickt, bemerkt er vor sich eine Kapelle und nebenan einen stattlichen Bürgersmann auf hohem Rosse, und ist selbes sehr schmuck und schön. Der Mann gewahrt den Fremden, reitet ihm entgegen und grüßt ihn höflichst und Gawan ihn. „Herr," begann Gawan, „Gott gebe Euch seinen Frieden!" — „Herr Ritter," erwiederte der Biedermann, „mir thut's nicht wenig leid, daß Ihr ein so mageres, abgezehrtes Pferd reitet; füg' es der Himmel, daß einem so wackern Helden, wie Ihr mir vorkommt, ein besseres Roß

zu theil werde." — „Das kann ich nun leider nicht ändern," sprach Gawan; „so es Gott gefällt, bekomm' ich einmal ein anderes." — „Schöner Herr," fragte der Bürger, „wohinaus geht die Fahrt?" — „Ich will das Schwert suchen, mit dem das Haupt Johannis Baptistä abgehauen ward!" — „Ach Herr, da begebt Ihr Euch in gar zu große Gefahr: ein König, der nicht an Gott glaubt, hat es im Besitz; der ist Euch gar ruchlos und grausam, heißt Gurgalan, und mancher Ritter, der allhier vorbeikam, um das Schwert zu erwerben, kehrte nicht heim. Doch hört, so Ihr mir versprechen wollet, falls Euch Gott das Schwert erstreiten hilft, wieder herzukommen und es mir vorzuzeigen, so schenke ich Euch dieses mein stattliches Roß und gebe es Euch zu eigen." Sprach Gawan: „Ist solches Euer Ernst, so seid Ihr höflich genug; denn Ihr habt mich ja nirgends kennen lernen." — „Auf Ehre," versetzte jener; „Ihr scheint mir ein so echter Held, daß Ihr mir gewiß das Verheißene leistet." — „Und ich", entgegnete Gawan, „gebe Euch mein Wort in diesem Sinne; wenn Gott es mich erbeuten läßt, komm' ich zurück und weis' es Euch vor!"

32. Der Bürgersmann steigt ab und setzt sich auf Gawans Pferd; Gawan aber auf seines und scheidet mit freundlichem Gruße. Er schlägt sich seitwärts in einen Wald im Weichbild der Stadt und reitet bis Sonnenuntergang voran, ohne ein Schloß oder eine Stadt zu finden. Doch trifft er mitten im Wald einen sehr breiten, von einem frischen Bächlein durchrieselten Anger. Im Hintergrund erblickt er am Saum des Waldes ein geräumiges Lustzelt mit seidenen Halttauen und elfenbeinernen Pfosten, goldenen Knäufen und je einem Goldadler darauf. Das Zelt war rings schneeig weiß; doch zog sich oben die Firste entlang ein Streifen von kostbarem Seidenzeug, wie rother Sammt. Gawan wendet sich dahin, steigt vor der Zeltthüre zu Thal, nimmt dem Roß, damit es weiden könne, den Zaum ab und lehnt Speer und Schild an die Außenseite des Zeltes. Dann lugt er hinein und gewahrt ein Ruhebett von golddurchwirkter Seide, davor einen Teppich aus feinem Tuch und darüber eine Hermelindecke; am Kopfende aber zwei überaus kostbare Ruhekissen, wie man nie welche zu Gesicht bekam, und

verbreiteten ſelbe ſolch einen wohlriechenden Duft, als wäre das Zelt mit Balſam erfüllt. Rings um das Ruhebett waren feine Seidentücher über den Boden gelegt. Beiderſeits des Kopfendes ſtand ein Elfenbeinſitz und darauf zwei zierliche Polſter, und am Fußende zwei goldene Leuchter mit großen Kerzen. Mitten ins Zelt war ein Tiſch geſtellt, ganz von Elfenbein, mit Gold und koſtbaren Edelſteinen eingefaßt. Eine Decke lag darüber und auf ſelber ſah man ſilberne Teller und Meſſer mit Elfenbeinheft und koſtbares Goldgeſchirr.

Gawan ſieht das Prachtbett, ſetzt ſich bewaffnet, wie er iſt, mitten darauf und wundert ſich, warum das Zelt ſo reich verziert iſt, und mehr noch, daß er keine lebende Seele gewahr wird. Er will ſich eben entwaffnen, da trippelt ein Zwerg herein und begrüßt ihn und kniet dann vor ihm, um die Waffenſtücke in Empfang zu nehmen. Gedenkt nun aber Gawan des Zwerges, welcher jener Frau den Tod brachte; ſpricht er: „Schöner ſüßer Freund, heb' dich von hinnen; denn ich mag jetzo die Waffen nicht ablegen.“ — „Herr Ritter,“ erwiedert der Zwerg, „Ihr mögt es getroſt thun; denn bis morgen habet Ihr nichts nit zu befürchten und fandet Ihr nie ein prächtigeres und ehrenvolleres Quartier als kommende Nacht.“ Nun beginnt Gawan, die Wehr abzulegen, und der Kleine hilft ihm dabei. Er ordnet alles zuſammen neben dem Ruhebett mitſammt Schwert, Schild und Speer, innerhalb des Zeltes. Der Zwerg aber nimmt ein ſilbernes Becken und eine weiße Quehle, daß der Ritter ſich Hände und Geſicht waſche. Dann ſchließt er eine ſchöne Truhe auf und zieht ein Feierkleid aus golddurchwirktem Zeuge mit Hermelinfütterung hervor und beut es Gawan dar. „Herr Ritter,“ ſpricht dann der Knirps, „bemühet Euch ſelbſten nit um Euer Roß; Ihr krieget es am Morgen nach dem Aufſtehen wieder. Ik führe es Euch in einen Stall nahebei, wo es beſſer aufgehoben iſt, und ik komme alsdann zu Euch zurück.“ Gawan läßt ihn gewähren. Treten nun zween Knappen mit Wein und Brod auf und bitten Gawan, ſich an den Tiſch zu ſetzen; zünden ſie auch große Kerzen auf goldenen Leuchtern an und entfernen ſich in Eile. Indeß er ſpeiſet, kommen zwei Fräulein ins Zelt und

grüßen ihn höflichſt; er antwortet, ſo fein er es verſtehet. „Herr Ritter," ſpricht eine derſelben, „Gott gebe Euch morgen Muth und Kraft, die böſe Sitte dieſes Zeltes abzuſtellen!" — „Herrſcht denn allhier eine böſe Sitte?" — „Ja, Herr, eine ganz gemeine, die mir ſchwer das Herz drückt; doch ſcheint Ihr mir durchaus der Ritter, um Wandel zu ſchaffen mit Gottes Hilfe."

33. Nun erhebt er ſich von der Tafel; einer der Knappen ſteht bereit, das Tiſchtuch wegzunehmen. Die beiden Fräulein nehmen den Gaſt bei der Hand und führen ihn auf eine Wieſe hinaus; ſie laſſen ſich in der Mitte derſelben nieder. „Herr Ritter," beginnt die ältere, „wie nennet Ihr Euch?" — „Fräulein, ich heiße Gawan." — „Um ſo willkommener ſeid Ihr uns; denn es iſt uns wohl bewußt, daß durch Euch der ſchmähliche Brauch des Zeltes wird abgeſchafft werden, jedoch unter der Bedingung, daß Ihr dieſen Abend diejenige von uns beiden zur Freundin wählt, die Eurer Huld am würdigſten ſcheint." [1] — „Schönen Dank, Fräulein", ſprach er da und erhob ſich; ſagte, er ſei ſehr müde. Er kehrte zu dem Prunkbette zurück und die Fräulein halfen ihm, ſich zum Ausruhen einzurichten. Als er es ſich bequem gemacht, ſetzten ſie ſich vor ihn, zündeten eine Kerze an und begannen, ihn mit vieler Höflichkeit und Artigkeit zu unterhalten. Sie wurden ihm aber ſehr zudringlich und läſtig. Gawan antwortete auf alles nur: „Schönen Dank"; denn er wünſchte zu ruhen. „Beim Himmel," ſagte die eine zur andern, „wäre das Gawan, der Neffe des Königs Artus, er würde anders reden, und wir fänden bei ihm freundlichere Unterhaltung. Es iſt ein falſcher Gawan und nur ſein Conterfei; die Ehre, die wir ihm hier bezeigt haben, iſt ſchlecht angebracht. Macht nichts, morgen zahlt er dafür ſeine Strafe!" Sieh, da trat der Zwerg ein. „Schöns Männ-

[1] Offenbar liegt eine Weisſagung über Gawan zu Grunde, wie ſolche das Märchen liebt. Die Art und Weiſe aber, wie Gawan Abhilfe ſchaffen ſoll, iſt eine Deutung, welche ſich bei der untadeligen Sittlichkeit des Helden nicht bewährt. Auch hier iſt im Hinblick auf die „hohe Pilgerfahrt" (Nr. 21) ſein thatſächliches Benehmen beſſer als der ihm vorausgehende Ruf.

lein," ſprachen ſie, „hab' du ein Aug' auf den Ritter hier, damit er nicht entfliehe! Der iſt ein Vagabund, der von Burg zu Burg ſtreicht, und legt er ſich den Namen Gawan bei und gleicht ihm doch gar nicht. Denn wäre er's, und wir hätten ihn zwei Abende unterhalten wollen, er hätte gar drei oder vier Abende gewacht." — „Herrin," erwiederte der Knirps, „er kann nit davonfliehn, da ik ſein Roß in Verwahr hab'." Gawan hört alles, was die böſen Fräulein da ſchwatzen, aber gibt ihnen kein Wort zurück, bis ſie von ſelbſt gehen. Beim Abſchied ſagen ſie, Gott möge ihm eine ſchlechte Nacht geben, da er ein ſo ſchlechter, entarteter und treuloſer Ritter ſei, und befehlen dem Zwerge, ſich keinesfalls von der Stelle zu entfernen. Gawan ſchläft die Nacht wenig; ſobald er den Tag erſchaut, ſteht er auf; er findet ſeine Waffen bereit liegen und ſein Roß ganz geſattelt vor dem Zelt ſtehen. Er wappnet ſich in Eile und der Zwerg geht ihm dabei zur Hand; er ſagt: „Herr Ritter, Ihr habt unſerer Herrſchaft nit nach Wunſch gethan; beide beklagen ſich nit wenig über Euch." — „Das thut mir leid," ſpricht Gawan, „wenn ich daran Schuld trage." — „Doch iſt es nit ſchön," verſetzt der Kleine, „wenn ſo ſtattliche Ritter, wie Ihr, ſo ſchlecht ſeynd, wie jene ſagen." — „Mögen die nur ſagen, was ſie nicht ſchweigen können; das Wort iſt zollfrei. Nun weiß ich aber nicht, bei wem ich mich für das gute Quartier bedanken ſoll, außer beim Himmel ſelbſt; doch ſehe ich den Herrn oder die Herrin des Zeltes, ſo würde ich auch ihnen von Herzen danken."

34. Indem kommen zwei Ritter hoch zu Roß und in voller Rüſtung vors Zelt geritten und bemerken Gawan, der eben aufgeſeſſen iſt, den Schild bereits am Hals und den Speer in der Fauſt hat, wie einer, der ungeſäumt abziehen will. Die zwei reiten vor ihn hin: „Herr Ritter, bezahlt Euer Quartier! Wir haben uns geſtern Abend Ungelegenheiten ausgeſetzt um euretwillen, indem wir Euch das Zelt und alles überließen, und nun wollt Ihr ſo abreiſen?" — „Was wollet Ihr denn von mir?" — „Die Speiſe, die Ihr genoſſen, und die Ehre, die wir Euch angethan, ſollet Ihr bezahlen." Nun kommen auch die zwei böſen Damen heraus, die von ungemeiner Schönheit waren. „Herr Ritter," ſpricht eine,

„nun will ich sehen, ob Ihr der Neffe des Königs Artus seid.“ — „Mein' Treu,“ ruft der Zwerg, „ik glaub's nit, daß der bestimmt ist, die böse Sitt' abzuthun, durch welche wir den Zuspruch aller Ritter verlieren. Doch so er's vermöcht', thät' ik ihm meinen Zorn erlassen.“ Gawan, der sich so den Tag und die Nacht schelten hört, fühlt sich beschämt. Er sieht, daß er ohne Streit nicht davonkommt. Indes zieht aber der eine der Ritter sich zurück und steigt ab; der andere bleibt auf dem Rosse in voller Wehr, den Schild am Hals, die Lanze in der Faust. Er stürzt sich in gestrecktem Galopp auf Gawan und dieser auf ihn. Gawan trifft ihn so zornvoll, daß er ihm den Schild durchbohrt, selben hart an den Arm und den Arm an die Rippen preßt, ihm das Eisen in den Leib jagt und ihn so erschüttert, daß er und über ihn das Roß im Nu zu Boden fällt. „Bei meinem Schädel!“ ruft der kleine Wicht, „nun sag' einer! Gawans Conterfei hält sich heut' wackrer als gestern Abend!“ Gawan zieht unterdessen den Speer wieder an sich, greift zum Schwerte und stürzt sich auf den Gefallenen, so daß dieser um Gnade fleht und sich für überwunden erklärt. Gawan bedenkt sich, was er thun solle, und die Damen schauen sich einander an. „Herr Ritter!“ ruft die ältere, „Ihr habt vom andern nichts zu befahren, bis dieser todt ist, und kann die böse Sitte nicht gehoben werden, solang er am Leben bleibt. Denn er ist des andern Gebieter; wegen des bösen Brauches aber kam schon lange kein Ritter mehr her.“ — „Nun höre einer,“ schreit der Ritter, „ihre Treulosigkeit; es gab nichts in der Welt, was sie dem Anschein nach, den sie sich vor mir gab, so von Herzen liebte wie mich, und nun hat sie mir das Todesurtheil gesprochen!“ — „Noch einmal,“ spricht sie, „sag' ich Euch bestimmt, der Brauch kann sonst nicht abgestellt werden!“ Nun lüftet ihm Gawan die Schöße des Harnisches und stößt ihm das Schwert in den Leib.

35. Da ergrimmt der zweite voll Gram über den Tod seines Genossen und stürmt wüthend auf Gawan ein und dieser auf ihn. Sie treffen mit solcher Wucht aufeinander, daß sie sich Schild und Brünne durchstechen und mit dem Speereisen das Fleisch von den Rippen reißen, und prallen Roß und Mann so gewaltig aneinander,

daß die Sattelbogen ſich verbiegen, die Steigbügel ſich dehnen, die Riemen platzen, der hintere Sattelbogen bricht, die Speere in Stücke gehen und den Reitern das Blut aus Mund und Naſe ſpritzt. Gawan zerſchmettert dem ſtürzenden Feinde das Schlüſſelbein des Halſes. Laut ſchreit der Zwerg auf: „Fräulein, der Aftergawan da macht's gut, ſehr gut!“ — „Unſer Gawan ſoll er ſein,“ erwiedern ſie, „wenn es nicht an ihm liegt.“ Er aber macht ſich von dem Ritter los und wendet ſich zu ſeinem Roß zurück, und ließe er ihn ganz gern am Leben, wenn die Damen nicht wären, ſintemal derſelbe kläglich um Gnade bittet und Gawan ſelbſt Mitleid ſpürt. Doch jene rufen ihm zu: „Wenn Ihr ihm nicht den Tod gebet, ſo wird der garſtige Brauch nicht fallen.“ — „Herr Ritter,“ fuhr die jüngere fort, „wollt Ihr ihm den Garaus machen, ſo ſtecht ihm das Schwert in die Fußſohle; ſonſt ſtirbt er nimmer.“ — „Fräulein,“ ruft klagend der Ritter, „die Ehre, die Ihr mir anthatet, wandelt ſich in Schmach, und ſollte nie mehr ein Ritter auf die Liebe eines Weibsbildes bauen! Doch behüte Gott die anderen Frauen und lehre ſie Treue.“ Gawan ſtaunt über die Worte der Damen, tritt aber zurück und geht zu ſeinem Pferd und legt ihm den Sattel des todten Ritters auf und zieht es hinter ſich her.

Der geworfene Ritter aber ſchwingt ſich indeſſen wieder auf, indem der Zwerg ihm beiſteht, und flieht ſpornſtreichs zum Walde hin; die Damen aber rufen laut: „Gawan, Euer Mitleid bringt uns heut am Tage den Tod! Der Ritter holt ſich unverweilt Genoſſen, ſo er entwiſchet; das koſtet uns und Euch das Leben!“ Im Nu ſitzt Gawan wieder auf, nimmt die Lanze, die er an das Zelt gelehnt, ereilt den Ritter und ſticht ihn vom Pferde. „So weit und nicht weiter!“ ruft er. — „Und mir thut's leid,“ ſprach der Ritter; „ich hätte mich vor Nacht an Euch und an den Weibern gerächt!“ Gawan zieht das Schwert und bohrt es ihm eine ganze Spanne tief in die Fußſohle; der Ritter reckt ſich und verhaucht. Gawan kehrt zurück, und die Damen bezeigen ihm die größte Freude und wiederholen, daß der böſen Sitte auf keine andere Weiſe hätte ein Ende gemacht werden können; „denn wär' er davongekommen,

ſo hätte die ganze Geſchichte von vorn begonnen, und iſt er von ſolcher Art geweſen, weil er dem Stamme Achills entſproſſen iſt, und konnten alle ſeine Vorfahren nur ſo ſterben.“ Der Sieger ſteigt ab, und die Fräulein äußern Beſorgniß ob der Wunde in der Seite; ſagt er aber, er mache ſich gar nichts daraus. „Herr Ritter,“ ſprachen ſie, „nochmals bieten wir Euch unſere Dienſte an und wiſſen wir wohl, daß Ihr ein wackerer Held ſeid; unſere Liebe ſteht Euch zu Gebote.“ — „Schönen Dank, Fräulein,“ verſetzte der Gaſt; „Eure Liebe weiſe ich nicht ab, aber jetzo befehle ich Euch Gott!“ — „Wie,“ ſprachen ſie, „Ihr wollet ſo wieder fortgehen? Fürwahr, es wäre Euch beſſer, hier im Zelt zu bleiben und Euch zu erholen.“ — „Es kann nicht ſein,“ ſchloß er, „ich habe keine Muße dazu.“ — „Laß ihn gehen!“ rief die jüngere; „der Ritter iſt der größte Narr der Welt.“ — „Bei meinem Haupte,“ ſagte die ältere, „es thut mir leid, falls er geht; ſein Verbleiben wäre mir lieb geweſen.“ Gawan ſcheidet, ſitzt auf und reitet waldeinwärts.

36. In einem andern Theile der Geſchichte gibt uns Joſephus

„mir war der Brauch fremd; ich gehe sehr gern zu ihm.“ Man führte ihn zum Saale, wo der König weilte; er stieg ab, lehnte Schild und Speer an einen Stein und ging hinauf. Der König legte große Freude über ihn an den Tag und fragte ihn, wohin er wolle. „Fürst,“ erwiederte er, „in ein Land, wo ich nie war.“ — „Ich weiß schon,“ sprach jener, „wohin, da Ihr durch mein Gebiet zieht. Ihr wollt zum Land des Königs Gurgalan, um das Schwert zu erstreiten, mit welchem St. Johann enthauptet ward.“ — „Herr, Ihr sagt die Wahrheit, und lasse mich Gottes Huld es erwerben!“ — „Das geht doch“, sprach der König, „so rasch nicht an; Ihr verlaßt mein Land nicht binnen Jahresfrist.“ — „Ha,“ sprach Gawan, „ums Himmels willen, erweist mir Gnade!“ — „Es gibt hier keine andere Gnade nicht“, entgegnete der Fürst. Er ließ nun Gawan die Waffen abnehmen, ein Kleid besorgen und hielt ihn hoch in Ehren. Ihm aber war doch nicht fröhlich zu Muthe; er sprach zum Fürsten: „Herr, warum wollet Ihr mich so lange hier zurückhalten?“ — „Herr Ritter,“ entgegnete der König, „ich weiß ja wohl, daß Ihr das Schwert heimtragt und dann nicht bei mir vorbeikommt.“ — „Fürst,“ gab er zur Antwort, „ich sag' es Euch zu, ja, so mir Gott es zu eigen gibt, so spreche ich bei Euch wieder vor.“ — „Dann lass' ich euch nach Eurem Belieben ziehen; denn ich wünsche nichts so sehr zu sehen.“ So ruhte er die Nacht auf der Burg und reiste den andern Morgen ab und verließ voll froher Hoffnung das Land.

37. So zog er ins Reich König Gurgalans. Kam er aber auf solcher Fahrt in einen dunkeln Wald, der Bornwald genannt, und fand gerade um Mittag einen Quellbrunnen, der mit Marmor eingefaßt und von Wald und Laubwerk dicht umschattet war, und fanden sich an den Marmorsäulen ringsum Goldleisten und kostbares Gestein. An der Hauptsäule hing an güldener Kette ein Goldgefäß; mitten im Brunnen stand ein kunstreiches Bild, das zu leben schien. Wie nun Gawan an den Brunnen tritt, senkt sich das Bild und taucht im Wasser unter. Indem er absteigt und die Goldvase nehmen will, ruft ihm eine Stimme zu: „Nichts da, Ihr seid nicht der Gute Ritter, den man damit bedienet und

heilet!" Tritt Gawan nun zurück und sieht er einen Geistlichen zur Quelle kommen, welcher ein jugendliches Aussehen hat und in Weiß gekleidet ist, eine Stola auf dem Arm trägt und ein viereckiges Goldgefäß in der Hand hält. Nähert dieser sich der Vase, die an der Marmorsäule hängt, sieht hinein und spült das mitgebrachte Goldgefäß und legt dann den Inhalt des einen ins andere. Sieh da kommen auch noch drei Jungfrauen von hoher Schönheit in weißen Gewanden und das Haupt in weiße Tücher gehüllt. Trägt die erste in einem güldenen Gefäße Brod, die zweite in einem elfenbeinernen Wein, die dritte in einem silbernen Fleisch. Kommen sie zur Goldvase an der Brunnensäule und thun hinein, was sie bringen, setzen es dann auf die Säule und ziehen sich wieder zurück. Beim Weggehen scheint es Gawan, als ob nur eine einzige da sei, und wundert sich höchlich darob. Er geht dem Geistlichen nach, der das andere Goldgefäß fortträgt, und spricht ihn an: „Ehrwürdiger Herr, geruht mit mir zu reden!" — „Was beliebt Euch?" — „Wohin tragt Ihr das güldene Gefäß und was darin ist?" — „Zu den Einsiedlern, die in diesem Walde wohnen, und zu Gutritter, der bei seinem Oheim, dem König-Eremiten, krank liegt." — „Ist es weit von hier?" — „Ja, Herr, Ihr würdet es weit nennen; aber ich komme rascher hin als Ihr." — „Bei Gott, wär' ich da! So könnte ich ihn sehen und sprechen." — „Das glaube ich Euch gern; allein es ist jetzt nicht Zeit noch Ort dazu."

38. Gawan verabschiedet sich und reitet weiter, bis er eine Klause findet und den Klausner vor seiner Thür sitzen sieht. Und war selbiger Klausner alt, kahl und von biederem Aussehen. „Herr Ritter," sprach er zu Gawan, „wo hinaus geht die Fahrt?" — „Ins Land des Königs Gurgalan; ist dies der Weg?" — „Jawohl, Herr! Aber manche Ritter sind hier vorübergezogen, die nie wiederkehrten." — „Ist's weit weg?" — „Nicht doch, er und sein Land sind nahebei; indes ist das Schloß, wo das Schwert sich findet, fernab." Er ruhte die Nacht alldorten.

In der Frühe reiste er nach Anhörung der Messe ab und ritt bis ins Land des Königs Gurgalan weiter. Hörte er die Leute da große Trauer an den Tag legen; begegnete er auch einem

Ritter, der in aller Eile auf ein Schloß zuritt. „Herr," redete ihn Gawan an, „was tragen die Leute des Schlosses so großes Leid zur Schau und das ganze Land ringsum? Hörte ich sie doch allerorts laut weinen und die Hände zusammenschlagen." — „Herr Ritter," so erhielt er zur Antwort, „ich will es Euch sagen. König Gurgalan hatte einen einzigen Sohn, und hat ihm selbigen Sohn ein Riese entführt, welcher ihm schon viel Leid angethan und das Land verwüstet hat. Ließ nun der König allenthalben ausrufen: wer ihm den Sohn zurückbringe und den Riesen erlege, dem werde er das schönste Schwert der Welt, und so viel Schätze er wolle, schenken und treulich einhändigen. Und findet der Fürst keinen also kühnen Ritter, der den Strauß wagte, und spricht er aus solcher Ursach günstiger vom christlichen Gesetze, als von seinem, und sagt, falls ein Christ in sein Land komme, werde er ihn aufnehmen." Die Kunde freut Gawanen nicht wenig; er reitet an dem Schlosse vorüber zum Schlosse König Gurgalans. Kommt die Zeitung dem König zu Ohren, daß ein christlicher Ritter eingetroffen. Der König bezeigt große Freude darüber, läßt ihn vor sich kommen und fragt, wie er heiße und aus welchem Land er stamme. — „Fürst," spricht er, „mein Name ist Gawan, und bin ich aus König Artus' Reich." — „Ihr meint," versetzt jener, „aus Gutritters Heimat; in meinem Lande aber finde ich keinen, der mir in einer gewissen Angelegenheit Rath und Hilfe böte. Seid aber Ihr etwan von solcher Tapferkeit, daß Ihr mir Rath schaffen wollet, werd' ich es Euch reichlich lohnen und entgelten. Hat mir da ein Hüne meinen Sohn, den ich sehr lieb hatte, geraubet und entführet, und so Ihr Euer Leben aufs Spiel zu setzen gesonnen und willens seid, so verehre ich Euch das kostbarste Schwert, das je geschmiedet wurde, und hat man mit selbigem das Haupt Jobatists abgehauen, und blutet es alltäglich genau um Mittag, weil um diese Stunde der brave Mann enthauptet ward." Nach dieser Zeit aber ließ der König das Schwert kommen und zeigte Gawanen zuerst die Scheide, welche ganz mit kostbaren Edelsteinen bedeckt war, und zierten güldene Knöpfe und Stifte das Gehänge aus Seide, den Griff aber, aus einem heilig gehaltenen

Stein, hatte Enas, ein hoher Kaiser Roms, daran anbringen lassen. Nun zieht der König die Klinge aus der Scheide; sie erscheint ganz mit Blut überronnen, denn es ist eben die Mittagsstunde. Er läßt sie Gawan vorhalten, bis die Stunde vorüber ist, und das Schwert wieder klar und grün wie Smaragd wird. Der Gast beschaut dasselbe, wie auch die Hülle, viel begieriger als zuvor und sieht, daß es ebenso groß ist wie ein anderes, und doch, sobald man es wieder in die Scheide steckt, kaum zwei Spannen in der Länge mißt. „Herr Ritter," spricht der Fürst, „dieses Schwert gebe ich Euch und noch etwas dazu, was Euch nicht wenig freuen wird." — „Herr," erwiedert Gawan, „ich will Euern Auftrag ins Werk setzen, wenn es Gott dem Herrn und seiner süßen Mutter also gefällt." Jener weist ihn auf den Weg, auf dem der Riese abgezogen, und bezeichnet den Ort, allwo er hauset; Gawan schlägt die Richtung ein, wie man ihm bedeutet, und befiehlt sich Gott dem Herrn, und beten die Bewohner des Landes nach ihrem Glauben für ihn, daß er lebend und wohlerhalten heimkehren möge, sintemalen er einer großen Gefahr entgegengeht.

39. Gawan ritt voran, bis er eine hohe Bergkette erreichte, die ein von dem Riesen ganz verwüstetes Land umschloß. Die Bergkette hatte eine Länge von zehn wälschen Meilen auf eine Breite von drei Meilen. Hier hauste der grausame, schreckliche Hüne, der keinen Menschen in der Welt fürchtete und seit langer Zeit von keinem Ritter mehr heimgesucht worden war, und wagte niemand mehr in der Gegend zu wohnen. Der Zugang zu der Burg und Behausung war so schmal, daß kein Pferd durchkonnte, sondern Gawan mußte Roß, Schild und Lanze zurücklassen und mit größter Anstrengung die Höhe erklimmen. Der Weg glich einem Laufgraben zwischen spitzigem Gestein. Wie er jenseits wieder ins Freie kam, blickte er vor sich hinaus und gewahrte eine Burg auf einem Felsen und den Riesen mit dem Knaben, wie sie im Freien unter einem Baume saßen. Gawan war wohl gepanzert und trug das Schwert an der Seite; so schritt er gerade auf ihn zu. Der Hüne ersah ihn und griff zu einer Axt, die neben ihm lag, und trat dem Gast zornentflammt entgegen.

Meinte er ihn mit beiden Händen ausholend aufs Haupt zu schlagen; aber Gawan biegt aus und langt ihm mit dem Schwerte einen Hieb, daß er ihm in einem wuchtigen Schlage den Arm mitsammt der Axt herunterhaut. Wie der Hüne sich verstümmelt sieht, macht er rasch Kehrt, packt mit dem andern Arm den Königssohn und umschlingt ihn mit solcher Gewalt, daß er ihn zu Tode würgt und quetscht. Dann wendet er sich zu Gawan, umschlingt ihn ebenso und zerrt und preßt ihm die Seiten und hebt ihn drei Fuß von der Erde empor und vermeint ihn auf den Felsen in seine Behausung zu schleppen. Auf dem Weg aber stürzt er mit Gawan, und dieser über ihn. Wähnt jener noch wieder aufzustehen, allein das wird ihm wohl verwehret, und stößt ihm Gawan schnell das Schwert durch den Hals und haut ihm den Kopf ab. Dann geht er zu dem todten Knaben, nimmt ihn voller Betrübniß auf seinen Rücken und den Kopf des Hünen in die Hand und kehrt zum Eingang zurück, allwo er Roß, Schild und Speer gelassen, und reitet, die Leiche des Prinzen vor sich und das Hünenhaupt am Sattel, wieder heim.

40. Der König und alle Bewohner seines Schlosses kommen ihm freudig entgegen; aber wie sie den Knaben todt sehen, wandelt sich die Freude in großes Leid. Gawan steigt vor dem Schlosse ab, gibt dem Fürsten den Sohn in die Arme und auch den Kopf des Riesen: „Fürwahr, könnte ich ihn Euch lebend zurückstellen, meine Freude wäre größer." — „Ich darf es Euch glauben," spricht der König, „doch sage ich Euch für das, was Ihr gethan, meinen Dank, und wird der Lohn Euch nicht vorenthalten." Er betrachtet seinen Sohn mit herzlichem Bedauern, und so thun auch alle Bewohner seines Schlosses. Dann läßt er einen hochlodernden Scheiterhaufen in der Stadt anrichten und seinen Sohn in einem ehernen Wasserkessel über selbigem Feuer kochen und schmoren, den Kopf des Hünen aber ans Burgthor spießen.

Als das Fleisch des Knaben gar gekocht war, befahl er, es in Stücke zu zerlegen, und beschied alle hohen Vasallen des Landes zum Leichenmahle, wobei er jedem von dem Fleische zutheilte, solange es reichte. Dann ließ er sich das Schwert bringen und reichte es

Gawan, der's dankbar annahm. „Ich will noch mehr für Euch thun, wie ich verheißen", sprach der Fürst. Entbot er nun alle seine Mannen zu sich in seinen Palast und seine Burg. „Ihr Herren," sprach er, „ich will die Taufe nehmen und Christ werden." — „Gott sei dafür gelobet", sagte Gawan. Rief also der König einen Eremiten aus dem Wald und ward getauft und erhielt den Namen Archis in rechter Taufe; befahl er aber und gebot, daß Gawan allen, die nicht an Gott glauben wollten, den Kopf abschlage. Also geschah es durch Gottes Wunder und Gawans ritterlichen Muth, daß besagter König, der Herr von Albanien, ein Christ wurde.

41. Gawan aber verließ das Schloß voll Freude und ritt ins Reich des Königs von Wälschland zurück; denn er gedachte sein Wort einzulösen. Er saß ab vor dem Rittersaale; der Fürst bewillkommnete ihn freudigst, da er sein gewahr ward. Gawan redete ihn an: „Herr, ich halte mein Wort, hier ist das Schwert." Nahm es der König in die Hand und beschaute es mit Behagen und legte große Freude an den Tag und hob es für seine Schatzkammer auf mit den Worten: „Nun hab' ich, wonach mich verlangte." — „Herr," sagte Gawan rasch, „so habt Ihr denn Verrath wider mich gespielt?" — „Nein, bei meinem Haupt," entgegnete der König, „das würde ich nie gethan haben; aber ich bin aus dem Stamme dessen, der St. Johann das Haupt abschlug; darum hab' ich eher als Ihr ein Recht darauf." Sprachen da die anwesenden Ritter zum König: „Fürst, Gawan ist ein treusamer, ehrenhafter Ritter; stellet ihm also die Beute zurück; Ihr würdet ja große Schande erwerben, wenn Ihr ihm Unrecht thätet." — „So sei sie ihm zurückgegeben," erwiederte der König, „aber mit folgendem Vorbehalt: Der ersten Jungfrau, die ihn mit irgendwelcher Bitte angeht, sei sie wer sie wolle, soll er dieselbe nicht abschlagen", und Gawan sagte es ihm zu, und wegen sothaner Zusage erfuhr er später große Beschämung und Noth und bittern Tadel von manchem Ritter. Händigte ihm aber der König das Schwert ein, und schlief der Gast die Nacht im Schlosse.

42. Am Morgen ritt er, so früh möglich, von dannen und gelangte über die Stadt hinaus, bei der jener Bürgersmann ihm das Roß für das seinige gegeben. Er erinnerte sich hier seines Versprechens und wartete lange, indem er sich auf die Handhabe seiner Lanze stützte, bis endlich der Mann sich einstellte. Beide grüßen sich nun freundlichst und Gawan weist ihm das erworbene Schwert vor. Der Bürger nimmt es in die Hand, gibt aber seinem Pferd die Sporen und jagt Hals über Kopf in die Stadt zurück. Gawan sprengt hinter ihm drein und ruft ihm nach, es sei eine Gemeinheit, was er beginne. Der Bürger ruft zurück: „Folgt mir nicht in die Stadt, denn sie ist nur von armen Klosterleuten bewohnt.“ Er aber setzt ihm, da er ihn draußen nicht einholen kann, in die Stadt hinein nach. In den Straßen begegnet er einer zahlreichen Procession von Priestern und Clerikern, welche Kreuze und Rauchfässer tragen. Er steigt vor dem Zuge vom Pferde und sieht, wie der Bürger und hinter ihm die Procession in eine Kirche einzieht. „Ihr Bürger,“ so beginnt Gawan, als er zu ihnen gestoßen, „laßt mir die Waffe zurückstellen, welche dieser Mann mir geraubt hat und mit welcher er in diese Kirche geflohen ist!“ — „Herr Ritter,“ geben die Priester zur Antwort, „uns ist wohl bewußt, daß solches das Schwert ist, mit dem Johannis Baptistä Haupt abgeschlagen wurde, und hat es uns der Mann gebracht, auf daß wir es zu unseren Reliquien legten, und hat er uns bedeutet, daß ihm selbes geschenkt worden sei.“ — „Ha, ihr ehrwürdigen Herren,“ ruft Gawan, „dem ist mit nichten also; ich hatte es ihm nur gezeigt, um nicht wortbrüchig zu sein, und hat er es mir auf nichtswürdige Weise entwendet.“ Erzählt er ihnen sodann das gehabte Abenteuer, und lassen ihm die Priester das Schwert zurückstellen. Er nimmt nun frohen Herzens seinen Abschied, besteigt wieder sein Roß und zieht zur Stadt hinaus.

43. Nicht weit ist er gekommen, als er einem Ritter begegnet, welcher in voller Rüstung gestreckten Galopps, die Lanze schwingend, daherkommt. „Herr,“ spricht selbiger Ritter, „ich gedachte Euch beizustehen; denn man hatte uns gemeldet, wie daß Euch von den

[illegible], und zum letztenmal Ihr befreit
und sollet Ihr die Nacht bei meinen
Euch ein gar wackerer, unbescholtener
mitsammen zum Schloß hinauf, das ein
Da sie in den Hof einritten, saß de
steine und sah zwei sehr schönen Töcht
goldenen Balle spielten, vergnüglich zu.
wurde, ging er ihm entgegen, bezeigte i
ihn zu seinen Töchtern und in den
waffnet und mit einem kostbaren Ge
Imbiß setzten sich die zwei Mädchen
hielten ihn mit heiteren Gesprächen. Au
männlein mit einer Karbatsche in der
tritt zu den Mädchen und schlägt sie
und Angesicht, indem er ruft: „Ihr gecke
Wollt Ihr dem den Hof machen, der
ja Gawan, Neffe des Königs Artus, d
getödtet wurde.“ Sie erheben sich be
die Kammer zurück; Gawan aber bleib
Der Vater der Mädchen tröstet ihn,
Ritter, laßt Euch sein Gerede nicht v
unser Hofmeister, er hat meine Töchter
ist er aber so grimmig, weil Ihr sein
thatet, wißt Ihr, als Marin sein Weib

wieder ab. Er ritt diesen Tag rastlos voran, bis er zum Schlosse gelangte, das den Eingang zum Land des Fischerkönigs bildete (Nr. 30). Fand er da den Löwen nicht mehr am Thor, und schossen auch die kupfernen Schützen nicht mehr. Es kam ihm aber ein langer Zug von Priestern und anderen Schloßbewohnern entgegengeschritten. Er stieg ab, und stand ein Knappe schon bereit, um Roß und Waffen in Empfang zu nehmen. Sofort zeigte er den Entgegenkommenden das Schwert vor; es war aber eben die Mittagsstunde, und als er die Klinge auszog, blutete sie. Alle verneigten sich, um selbes zu verehren, und sangen ein Te Deum laudamus, so groß war die Freude, mit der man hier Gawan empfing. Er steckte das Schwert wieder in die Scheide, das Schwert, das er allewege ganz nahe bei sich behalten und von dem er nirgends in einer Herberge verrathen hatte, daß es jenes berühmte sei. Priester und Ritter des Schlosses bezeigten ihm großen Jubel, baten ihn aber inständig, so ihn Gott aufs Schloß des Fischerkönigs führe, und der Gral ihm erscheine, nicht so vergeßlich zu sein, wie jener andere Ritter. Er antwortete, daß er thun wolle, was Gott ihn lehren werde. „Herr Gawan," sprach der erste der Priester, der sehr betagt war, „Ihr hättet wohl vonnöthen, auszuruhen, denn Ihr kommt mir recht müde vor." — „Ehrwürdiger Herr, ich habe aber so vieles gesehen, was mich sehr Wunder nimmt, und weiß ich nicht, was das alles für eine Bedeutung hat." — „Herr Ritter, Ihr seid hier auf dem Frageschloß, und könnt Ihr hier nichts erfragen, ohne daß Euch Aufschluß über dessen Bedeutung zu theil würde, und zwar gemäß dem Zeugnisse Josephi, des guten Geistlichen und guten Einsiedlers, der uns die Kunde gab und sie selbst durch die Verkündigung des Heiligen Geistes empfing." — „Meiner Treu," versetzte Gawan, „ich wundere mich immer noch über die drei Jungfrauen, die an König Artus' Hof kamen (Nr. 13). Sie trugen das Haupt eines Königs und einer Königin und führten auf ihrem Wagen 150 Ritterhäupter mit sich, von denen die einen in Gold, die anderen in Silber, die dritten in Blei eingefaßt waren." — „Glaubet in Treuen," entgegnete der Priester, „daß der König durch die Königin

verrathen und gemordet wurde, wie auch die Ritter, deren Häupter auf dem Wagen lagen; so sagt die Wahrheit, die uns Josephus bezeugt. Besagter Josephus thuet uns nämlich zu wissen, daß Adam durch Neid[1] verrathen wurde, und müssen die Völker, welche nach ihm lebten, und die Menschen, die in der Zukunft leben werden, alle darüber trauern für und für. Sintemalen nun Adam der erste Mensch war, nennet er ihn einen König als unser aller Vater auf Erden, seine Frau aber nennet er Königin. Und die gesammelten Ritterhäupter in Gold bedeuten das neue, christliche Gesetz, die in Silber den Alten Bund und die in Blei den falschen Glauben der Sarazenen. Aus selbigen drei Menschenklassen setzt sich die Menschheit zusammen." — „Vater," frug Gawan weiter, „ich verstehe das Schloß des Schwarzen Eremiten nicht (Nr. 15), wo man die Häupter alle wegnahm, und die Jungfrauen mir sagten, daß Gutritters Ankunft sie alle herausretten werde, und andere Leute im Schloß erhoben allbereits laute Klage seinethalben." — „Ihr wisset ja wohl," gab der Priester zur Antwort, „daß um des Apfels willen, den Eva dem Adam zu essen gab, alle gleicherweise zur Hölle gingen, Gute und Böse allesammt. Und zur Erlösung seines Volkes aus dem Bann der Hölle wurde Gott Mensch[2] und setzte seine Freunde durch seine Güte und Macht in Freiheit. Und ob solcher Ursach erzählet uns Josephus von dem Schloß des Schwarzen Eremiten, welches die Hölle bedeutet, und daß der Gute Ritter alle, welche darinnen sind, daraus erretten werde. Sage ich Euch aber, daß der Schwarze Eremit keinen andern als Lucifer bedeutet, der ebenso Herr der Hölle ist, wie er Herr des Paradieses werden wollte. Herr Ritter, der gute Einsiedler hat durch solch ein Sinnbild auf das neue Gesetz gedeutet, mit dem die meisten schlecht bekannt sind, und hat er uns durch dieses Bild

[1] Durch den Neid der Schlange, als deren Werkzeug Eva den Adam zur Sünde verleitete.

[2] Der wälsche Text gibt mit gutem Verständniß die Worte des Originals so wieder: „Da kam Gott als guter Ritter in die Welt."

zur Ehrfurcht vor demſelben ſtimmen wollen." — „Bei Gott," fuhr Gawan fort, „ich begreife das Wort jener kahlköpfigen Jungfrau nicht, die da ſagte, ſie werde ihr Haar nicht wieder erlangen vor der Zeit, da Gutritter den heiligen Gral erobere." — „Herr, ſie mußte die Glatze tragen zu allen Zeiten, ſeit ihr König in Siechthum verfiel durch den Ritter, welchen er beherbergte und welcher die Frage unterließ. Die kahle Maid nennt Joſephus die erſte Kirche[1], welche kahl war vor der Kreuzigung unſeres Herrn und unbehaart blieb bis zur Stunde, da dieſer ſein Volk durch ſein Blut und ſeinen Tod erlöſete. Der Wagen, welchen ſie hinter ſich herführt, bedeutet das Zeitenrad; denn ganz ſo, wie der Wagen auf den Rädern läuft, ſo geleitet ſie die Welt zu den zwei Jungfrauen, die ihr folgen. Sie bedeuten die Kirche des neuen Geſetzes, welche in alter Zeit arm und ſtreitbar war, jetzt aber ſchön iſt und doch trauert. Das mögt Ihr wohl einſehen; denn es war die ſchönſte jene, die zu Fuß ging, und ſaß die andere auf einem ſchlechten Pferde und war ärmlich gekleidet, die dritte aber trug reichen Schmuck. Der Schild mit dem rothen Kreuze, den ſie am Hofe des Artus zurückließen, bedeutet den heiligen Schild des Kreuzes, mit dem ſich niemand zu beladen wagte außer Gottes Sohn." Gawan hörte dieſe Deutung mit Wohlgefallen an und erinnerte ſich, wie daß keiner die Hand an jenen Schild wollte

[1] Im Texte ſteht „den erſten Joſeph", was gar keinen Sinn gibt. Der Name „Joſeph" iſt gewiß irrthümlicherweiſe ſtatt eines andern Wortes wiederholt. Die Textworte ſind überhaupt verdorben, und müſſen wir wohl „die jüdiſche Synagoge" oder „die alte Kirche" verſtehen. Die zweite Maid bedeutet dann die chriſtliche Kirche als die in den Zeiten der Verfolgung ſtreitende; ſie reitet auf ſchlechtem Pferde und iſt ärmlich gekleidet und trägt den Schild mit rothem Kreuz. Die dritte der Jungfrauen ſtellt die durch Schönheit ausgezeichnetere, aber trauernde Kirche der Gegenwart vor. Vielleicht iſt im Texte eine etwas eingehendere Erklärung ausgefallen, welche nun aus der Vergleichung mit Nr. 13 nur mit mehr oder weniger Wahrſcheinlichkeit erſchloſſen werden kann. Der wälſche Ueberſetzer hilft ſich hier, wie ſo oft an ſchwierigen Stellen, durch Auslaſſungen.

legen, der im Königssaale hing, und keiner ihn auf seine Schultern konnte nehmen; so hatte man ihm mancherorts erzählt; vielmehr erwarte man von Tag zu Tag den Guten Ritter, der den Schild abholen solle. „Ehrwürdiger Vater," sagte Gawan, „Eure Worte geben mir Verständniß von dem, was mich in Staunen setzte. Aber trauerte ich auch einmal sehr über eine Frau, die ein Ritter meinethalben tödtete, und weder ich noch sie hatten Schuld" (Nr. 22). — „Herr Ritter," so beschied ihn der Priester, „das hat eine erhabene Bedeutung auf den Tod. Denn es bezeuget uns Josephus, daß das alte Gesetz durch eine Lanze den Todesstoß erhielt und nicht wiedererstand; unser Herr ließ sich, um das alte Gesetz zu überwinden, die Seite mit der Lanze durchbohren, und durch solche Verwundung und seinen Kreuzestod wurde der Alte Bund abgeschafft. Die Frau also stellt das Alte Testament vor." Setzte der Priester noch bei: „Wollet Ihr mich sonst um etwas fragen?" Gawan sprach: „Vater, ich begegnete einem Ritter im Walde, welcher rücklings auf dem Pferde saß und alle Waffen verkehrt trug, das Unterste zu oberst (Nr. 23). Er sagte, daß er Ritter Hasenherz sei, und hing ihm der Harnisch in einem Bündel am Hals; doch sowie er mein gewahr ward, brachte er seine Waffenstücke wieder in Ordnung und setzte sich wie ein anderer Ritter aufs Pferd." — „Das Gesetz war verkehrt", erklärte der Priester, „vor der Kreuzigung unseres Herrn, und gleich nach seiner Kreuzigung wurde es zurecht gerichtet." — „Es ist noch nicht alles," fuhr Gawan fort; „denn es focht ein schwarz-weißer Ritter mit mir (ebendas.) und wollte an mir den Tod der Gemahlin seines Herrn rächen, und sagte er mir, wenn ich ihn besiege, wolle jener mit seinen Unterthanen sich mir unterwerfen. Ich warf ihn nieder und er huldigte mir." — „Ganz recht," versetzte der Priester, „mit Abschaffung des alten Gesetzes wurden alle jene unterthan gemacht, welche davon übrig waren, und werden es immerdar bleiben. Wollt Ihr noch mehr erfragen?" — „Es nahm ein Kind mich Wunder," sagte Gawan, „das auf einem Löwen ritt in einer gewissen Einsiedelei (Nr. 28), und wagte da keiner außer dem Kleinen sich dem Löwen zu nähern, und er hatte nicht mehr

denn sechs Jahre, und war der Leu von erschrecklichem Wesen. Der Knabe war aber Sohn der um meinetwillen getödteten Frau." — „Ihr sagt ganz recht," sprach der Priester, „Ihr ruft es mir in die Erinnerung. Das Kind bedeutet den Erlöser der Welt, welcher in dem alten Gesetz geboren und beschnitten wurde, und der Löwe, welchen es ritt, sinnbildet die Welt und die Völker, welche darin wohnen, auch die Thiere der Erde und die Vögel des Himmels, welche durch seine Kraft allein regiert werden können." — „Gott!" rief Gawan, „wie groß ist die Wonne, die Eure Worte mir bereiten! Herr, noch fand ich einen Quellbrunnen im Walde (Nr. 37); nie sah man etwas Schöneres. Es stand ein Bild darin, welches sich bei meiner Annäherung verbarg, und brachte ein Geistlicher ein goldenes Gefäß und nahm aus einem andern Goldgefäß, welches an einer Säule hing, alles heraus, was er darin fand, und that es in das seinige. Dann kamen drei Jungfrauen und füllten das Gefäß wieder mit dem, was sie mitbrachten. Darauf aber schien es mir, als seien die drei nur eine." — „Herr Ritter, ich sage Euch nun nicht mehr, als Ihr allbereits vernommen, und sollt Ihr Euch damit für bezahlt halten. Denn die Geheimnisse des Erlösers muß man nicht ergründen wollen, sondern es muß sie der, dem sie anvertraut wurden, als Geheimnisse bewahren." — „Ehrwürdiger Herr, ich will Euch noch über einen König befragen. Als ich ihm seinen todten Sohn zurückgebracht, ließ er ihn kochen und nachher alle seine Vasallen davon essen." — „Herr Ritter, das war, weil er sein Herz schon auf Christus gerichtet hatte und unserm Herrn ein Opfer von seinem eigenen Fleisch und Blut bringen wollte; derowegen ließ er alle seine Unterthanen davon essen und erwartete, daß sie nicht anders dächten, wie er selbst. Auch tilgte er allen falschen Glauben in seinem Lande so gründlich aus, daß keine Spur davon geblieben ist." — „Gesegnet", sprach Gawan, „die Stunde, die mich hergeführt!" — „Ja, sie sei es", erwiederte der Priester.

45. Gawan ruhte die Nacht da und wurde gastlich bewirthet. Am Morgen zog er nach Anhörung der heiligen Messe wieder ab und verließ unter herzlichem Gruße das Schloß. Bald fand er

das schönste Land der Welt, die herrlichsten Wiesen, die je einer sah, und die prächtigsten Ströme und Waldungen voll wilder Thiere und mit zahlreichen Einsiedeleien. Er ritt voran, bis er eines Abends, da es eben dämmerte, zu einem Eremiten kam, dessen Hütte so niedrig war, daß ein Pferd nicht hinein konnte. Die Kapelle war kaum höher, und war der biedere Insasse seit vierzig Jahren nicht hinausgegangen. Der Eremite zeigte sein Haupt am Fenster und sprach, da er Gawanen bemerkte: „Herre Ritter, seid willkommen!“ — „Vater, Gott schenke Euch seinen Frieden! Werdet Ihr mir Herberge geben?“ — „Herre, hier herberget keiner, außer Gott allein; ein sterblich Mensch hat bei mir nie keinen Zutritt gefunden seit vierzig Wintern. Aber sehet dorten vorn das Schloß, allwo die guten Ritter Quartier finden.“ — „Was ist es für ein Schloß?“ — „Herre, dem guten Fischerkönige seins, das da von großen Wässern umgeben und reich an allen Gütern ist, dafern nur der Herre selbst auch froh wäre. Dürfen aber keine als gute Rittersleut' alldorten einkehren.“ — „Gebe Gott,“ seufzte Gawan, „daß ich es werde!“ Da er also erfahren, er sei dem Schlosse nahe, stieg er ab und sprach seine Beichte und bekannte dem guten Einsiedler all' seine Sünden und bereute sie ganz von Herzen. „Herre,“ sprach der Einsiedel, „nun vergesset mir nit die Frage, so Euch Gott gnädig sein will, die Frage, die der andere that versäumen, und verlieret die Geistesgegenwart nit ob der Dinge, so Ihr am Eingang des Schlosses seht. Reitet zuversichtlich hin und ehret die heilig' Kapell', so Euch auf der Burg entgegentritt, dorten, wo des Heiligen Geistes Flamme jedes Tages herabkommet von wegen des heilig' Grales und der Lanzenspitze, vor denen man allda den Dienst hält.“ — „Ehrwürdiger Vater, Gott lehre mich seinen Willen erfüllen!“

46. Damit nimmt er Abschied und reitet voran, bis sich ihm das Thal aufthut, von allen Gütern überfließend, allwo das Schloß liegt, und schon tritt die heilige Kapelle hervor. Bei diesem Anblick steigt er vom Rosse, wirft sich auf die Kniee, verneigt sich und betet zärtlich an. Dann sitzt er wieder auf und reitet weiter, bis er einen kostbaren Sarg findet, der mit einem prächtigen Deckel

verſchloſſen war und nahe vor der Burg ſtand. Der Platz war rings abgehegt, als ob da ein Friedhof ſei, doch waren keine anderen Särge zu ſehen. Eine Stimme aber rief ihm zu, da er über den eingefriedigten Platz ritt: „Rühre den Sarg nicht an; denn du biſt der Gute Ritter nicht, durch den man erfahren ſoll, wer darin liegt!“ Gawan reitet weiter, da er die Stimme vernimmt, und nähert ſich dem Burgthor und gewahrt drei Brücken, ſehr lang, aber gefährlich gebaut. Sie führen hintereinander über drei anſehnliche Flüſſe. Die erſte ſcheint die Länge eines Bogenſchuſſes, aber eine Breite von noch nicht einem Fuß zu haben. Er findet ſie gar ſchmal, das Waſſer aber tief, reißend und breit. Er weiß nicht, was beginnen, und däucht es ihm, daß keiner weder zu Fuß noch zu Pferde hinüber dürfe. Sieh, da tritt ein Ritter aus der Burg, nähert ſich der Brücke, welche Aalpont hieß, und ruft ganz laut: „Herr Ritter, kommt ſchnell herüber; denn eben bricht die Nacht ein; die Bewohner des Schloſſes warten auf uns!“ — „Ha, lieber Herr,“ entgegnet Gawan, „lehrt mich, wie hinüberkommen!“ — „Traun, Herr Ritter, einen andern Weg weiß ich Euch nicht, als an dieſem Thor; doch ſo Ihr Verlangen tragt, das Schloß zu betreten, reitet nur ohne Bangen zu.“ Der Gaſt ſchämt ſich, ſo lange ſtehen geblieben zu ſein, und erwägt inzwiſchen das Wort des Eremiten, ſich durch nichts einſchüchtern zu laſſen, was ihm am Eingang der Burg begegnen werde, und bei alledem hat er ja ſeine Sünden aufrichtig gebeichtet und braucht ſomit den Tod weniger zu fürchten. Er bekreuzt und ſegnet und befiehlt ſich Gott, als ginge es in den Rachen des Todes. Dann gibt er dem Roß die Sporen und ſieh! die Brücke erbreitet und erweitert ſich, wie er voranreitet. Denn beſagter ſchmaler Weg diente nur dazu, viele Ritter, die hinein wollten, auf die Probe zu ſtellen. Er aber ſtaunt, als er die Brücke ebenſo breit findet, wie ſie eben ſchmal erſchien. Kaum iſt er hinüber, ſo hebt ſich hinter ihm die Zugbrücke durch Winden empor; das Waſſer drunten aber war ſehr reißend. Zieht nun der Ritter ſich über die andere große Brücke zurück, und dann reitet auch Gawan heran. Sie kommt ihm ebenſo lang vor wie die erſte, und ſcheint auch das Waſſer

nicht minder reißend und tief. Däucht es ihm aber, als ob die Brücke aus ſchwachem, dünnem Eiſe beſtände; ſie hat auch eine bedeutende Höhe über dem Waſſer. Er betrachtet ſie mit Verwunderung, aber ſchrickt nicht mehr vor ſolchem Eingang zurück, ſondern reitet, indem er ſich Gott befiehlt, kühn hinüber. Nun ſieht er auch, daß die Brücke die ſchönſte, prächtigſte und feſteſte iſt, die er je ſah, und ſind die Pfeiler mit Bildſäulen geſchmückt. Wie er eben hinüber iſt, richtet ſich dieſe Brücke, gerade wie die andere, auf. Indem er aufblickt, gewahrt er den Ritter nicht mehr. So gelangt er zur dritten Brücke, wo ihn das, was er da ſieht, nicht mehr erſchreckt. Selbige Brücke war nicht weniger prächtig als die erſten; ſie war mit Marmorſäulen eingefaßt, deren jede einen Knauf trug, koſtbar wie Gold. Sein Blick fällt auf das Burgthor, und bemerkt er dort das Bild unſeres Herrn am Kreuze und ſeine Mutter auf der einen Seite und den heiligen Johannes auf der andern; die Bilder waren von Gold und mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt, die wie Sterne funkelten. Rechts gewahrt er einen ſchönen Engel, der mit dem Zeigefinger auf die Kapelle weiſt, allda der heilige Gral ſich befindet; er trägt einen koſtbaren Edelſtein auf der Bruſt, und beſagt die Inſchrift über ſeinem Haupte, daß der Herr des Schloſſes ſo rein und lauter und untadelig ſei wie dieſer Stein. Dann erblickt er am Thorweg einen furchtbaren, rieſigen Leuen, der aufrecht auf den Hinterbeinen ſteht, ſich aber ganz zahm an die Erde ſchmiegt, da er des Gaſtes gewahr wird.

Dieſer reitet nun ohne Hinderung vorbei in den Schloßhof. Hier ſitzt er ab, lehnt Schild und Speer an die Wand des Ritterſaales und ſteigt die Treppe hinan. Da gelangt er in einen ſtattlichen, prächtigen Saal, der mit mannigfachen goldenen Bildern geziert iſt. In der Mitte ſteht ein hohes, vornehmes Ruhebett; am Fußende aber ein Schachbrett, zierlich und koſtbar, mit Gold gerändert und mit werthvollen Edelſteinen beſetzt; die Felder ſind golden und azurblau, doch fehlen die Figuren. Indem Gawan das Schachbrett und den Saal betrachtet, öffnet ſich die Thüre eines Seitengemaches und treten zwei Ritter zu ihm heran. „Herr

Ritter," beginnen ſie, „ſeid herzlich willkommen!" — „Gott ſchenke euch Frieden und Glück!" erwiedert Gawan. Sie laſſen ihn auf dem Prunkbette niederſitzen und entwaffnen; lockige Knaben bieten ihm in zwei goldenen Becken das Waſſer dar, um Geſicht und Hände zu waſchen. Darauf erſcheinen zwei Jungfrauen, die ihm ein herrliches Feierkleid aus golddurchwirktem Seidenzeug anlegen helfen. Sie ſprechen: „Nehmt gern vorlieb mit dem, was man Euch allhier bieten kann; denn es iſt hier das Quartier der guten, treuſinnigen Ritter." — „Das thu' ich gewiß, Fräulein," erwiedert er raſch; „großen Dank für eure Dienſte!" Er ſah wohl, daß es draußen bereits dunkle Nacht wurde, und war es doch wunderbar, welche Helle den Saal erfüllte, in dem keine Lichter brannten, und däuchte es ihm, als ſcheine die Sonne herein; dieſe Helle war ihm unerklärlich.

47. Da Gawan das reiche Gewand angezogen, war er ſchön und herrlich anzuſehen und glich wohl einem Ritter von hoher Tugend und Tapferkeit. „Herr Ritter," fragte man ihn, „würde es Euch willkommen ſein, den Herrn der Burg zu ſehen?" — „Wohl ſäh' ich ihn gern und will ich ihm ein koſtbares Schwert zum Geſchenke machen." Man führte ihn in die Kammer, allwo der Fiſcherkönig krank lag. Es kam ihm vor, als ſei ſie mit Balſamduft ganz erfüllt; ſie war aber mit grünem Gras und Roſen beſtreut. Der Fiſcherkönig ruhte auf einem Spannbette, deſſen Geſtell von Elfenbein war, und lag er auf einer Matratze gebettet und hatte eine Decke von koſtbarem Zobelpelz über ſich und eine Pelzmütze auf dem Kopfe; war aber dieſe mit rother Sammetſeide überzogen und zeigte ein goldenes Kreuz. Unter ſeinem Haupte lag ein duftiges Kiſſen, an deſſen vier Ecken Edelſteine funkelten und einen großen Glanz verbreiteten. Stand da auch zur Seite eine Kupferſäule und auf derſelben ein Adler mit einem goldenen Kreuze, das in ſeiner ganzen Länge und Breite Partikeln von dem wahren Kreuze des Gottesſohnes enthielt und von dem Kranken andächtig verehrt wurde. Vier hohe Leuchter trugen große Kerzen zu gelegentlichem Gebrauche. Der König bezeigt dem Gaſte große Freude und begrüßt ihn herzlich. „Fürſt," beginnt Gawan zu ihm, „ich

verehre Euch dieſes Schwert, mit welchem Johannes enthauptet wurde." — „Tauſend Dank!" entgegnet der König; „ja, ich wußte ſchon, Ihr würdet es bringen. Weder Ihr noch ein anderer hätte hier herein gedurft ohne das Schwert, und wäret Ihr nicht von großer Tugend und Tapferkeit, Ihr hättet es nicht erworben." Er nimmt das Schwert entgegen, hält es an Mund und Stirne und freut ſich deſſen von ganzer Seele. Nun tritt eine Jungfrau ein und ſetzt ſich zu Häupten des Königs; er gibt ihr das Schwert zum Aufbewahren. Zwei andere ſitzen zu ſeinen Füßen und blicken ihn voll Theilnahme an. Spricht nun der Fürſt zu Gawan: „Welches iſt Euer Name?" — „Herr," verſetzt er, „ich heiße Gawan." — „Ach, Gawan! Seht, dieſe Helle ſchickt uns Gott aus Liebe zu Euch. Allemal, da ein Ritter auf der Burg herbergen kommt, erſcheint ſie ganz ebenſo, wie Ihr ſie jetzt wahrnehmt. Und könnte ich mir helfen, ſo legte ich Euch meine Freude in beſſerer Weiſe an den Tag; allein ich bin ſiech, ſeit der Ritter, von dem Ihr wohl habt reden hören, unſer Gaſt war. Durch ein einziges von ihm verſäumtes Wort verfiel ich in dieſe Krankheit, und ſo bitte ich Euch um Gottes willen, an die Frage zu denken; denn es würde Euch ſelbſt zur größten Freude gereichen, ſo Ihr mich geſund machtet. Seht hier die Tochter meiner Schweſter, der man ihr Land und Erbe bedroht, ſo daß ſie es nur durch ihren Bruder wieder gewinnen kann; ſie iſt auf der Suche nach ihm. Man hat uns von ihm geſagt, er ſei der beſte Ritter der Welt; aber wir vermögen über ihn keine wahre Kunde zu erhalten." [1] — „Herr," ſpricht die Maid zu ihrem Oheim, dem Könige, „danket Gawan für die Liebe, welche er meiner Frau Mutter erwieſen hat, da er in ihr Haus kam; er gab unſerem Lande den Frieden und erſtritt ſich die Hut des Schloſſes auf ein Jahr; er ließ die fünf Ritter meiner Mutter uns als Stellvertreter. Nun iſt das Jahr vorüber, und hat ſich der Krieg ſo furchtbar erneuert, wenn uns Gott nicht zu Hilfe kommt und ich meinen Bruder finde, ſo haben wir alles

[1] Hier, wie zu Kamaloth, ſpart der Dichter die ſelbſtverſtändlichen Begrüßungen bei der Wiedererkennung.

verloren." — „Fräulein," ſpricht Gawan, „ich half Euch nach beſtem Vermögen und würde es wieder thun, wenn ich im Stande wäre, und Euern Bruder würde ich lieber ſehen als alle Ritter der Welt; allein ich kann von ihm gleichfalls keine wahre Zeitung erlangen. Nur war ich einſtmals in einer Einſiedelei, wo ein König-Eremit wohnte; der ſagte mir, ich ſolle kein Geräuſch machen, dieweil der beſte Ritter der Welt drinnen krank liege. Er fügte bei, er heiße Selbermannfertig. Ich ſah ſein Roß vor der Kapelle von einem Knappen beſorgen und ſeine Rüſtung und ſeinen Schild an die Sonne bringen." — „Herr Ritter," fiel die Jungfrau ein, „mein Bruder heißt nicht Selbermannfertig, ſondern Parzival oder Thalritter iſt ſein rechter Taufname. Man kennt keinen ſchönern Ritter, ſo ſagen alle, die ihn geſehen haben." — „Meiner Treu," ſagte da der König, „einen ſchönern ſah ich nie, als der war, welcher hier zu uns kam, und hatte auch keiner mehr den Anſchein, ein guter Ritter zu ſein, und zweifle ich nun nicht, daß er es war; ein anderer wäre nicht hereingekommen. Allein mir ward die Gaſtfreundſchaft ſchlecht entgolten, ſo daß ich nun weder mir noch einem andern helfen kann. Herr Gawan, beim Himmel, denket doch an mich heute Abend! Denn ich vertraue ſehr Eurer Tüchtigkeit." — „Auf Ehre," erwiederte Gawan, „ſo es Gott dem Herrn wohlgefällig, werde ich nichts thun, wofür ich Tadel verdiente."

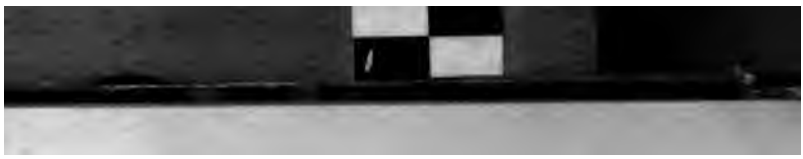
48. Jetzt führte man Gawan in den Saal, allwo er zwölf alte, kahlhäuptige Ritter fand; ſie ſchienen doch nicht ſo alt zu ſein, wie ſie in Wirklichkeit waren, da jeder hundert Jahre oder mehr zählte und nichtsdeſtoweniger einem Vierziger gleichſah. Sie laſſen Gawan an einer ſehr koſtbaren elfenbeinernen Tafel zum Eſſen niederſitzen und nehmen alle ringsum an der Tafel Platz. „Herr," ſpricht der vornehmſte der Ritter, „erinnert Euch, worum der gute König Euch gebeten und dringend erſucht hat; heute Abend könnt Ihr's vollbringen!" — „Herr," entgegnet Gawan, „deß ſei Gott eingedenk!" Setzt man danach dem Gaſte Hirſch- und Wildſchweinbraten und andere Gerichte in Menge vor; auf dem Tiſche ſteht aber das herrlichſte Silbergeſchirr und große güldene Schalen und ein prächtiger Leuchter mit brennenden Kerzen, obſchon deren Licht

durch die Helle des Saales verdunkelt wird. Plötzlich treten zwei Jungfrauen aus einer Kapelle hervor; die eine hält — den hochheiligen Gral in Händen, die andere die Lanze, von der das Blut hineinträufelt. Beide gehen nebeneinander bis mitten in den Saal, wo die Ritter mit Gawan zu Tische sitzen. Mit eins verbreitet sich ein so süßer, heiliger Duft, daß sie alle des Essens vergessen. Gawan blickt den Gral an und dünkt es ihm, er umschließe einen Kelch — es gab aber damals kaum irgendwo Kelche (siehe Nr. 136. 153); er sieht auch die Lanzenspitze, von der das hellrothe Blut hineinrinnt, und kommt es ihm nun vor, als schaue er zwei Engel mit zwei Leuchtern und Kerzen darauf. Die Jungfrauen ziehen vorüber und verschwinden in einer andern Kapelle. Gawan sitzt in Gedanken versunken da, überströmt von so wonniger Freude, daß sein Geist nur an Gott allein denkt. Die Ritter aber sind betrübt und verzagt in ihrem Herzen und schauen auf Gawan hin. Dann treten die Jungfrauen wieder aus dem Seitengemach an Gawan heran und däucht diesem, er sehe nun drei Engel an Stelle der vorigen zwei, im Gral aber meint er die Gestalt eines Kindes zu erkennen. Der vornehmste der Ritter mahnt nun Gawan und macht ihn aufmerksam. Er blickt aber nur vor sich hin, wo er drei Blutstropfen auf die Tafel fallen sieht, und ganz stutzig ob der Erscheinung spricht er kein Wort. Die Jungfrauen gehen weiter; die Ritter aber blicken einander ganz erschrocken an. Der Gast kann inzwischen seine Augen nicht von den drei Blutstropfen abziehen; aber da er sie küssen will, entweichen sie, was ihn nicht wenig betrübt; auch mit der Hand oder sonstwie sind sie nicht zu berühren. Dann kommen die Jungfrauen von neuem an den Tisch, und scheint es diesmal Gawan, als seien ihrer drei und ruhe der Gral auf erhöhtem Throne und schwebe über demselben ein gekrönter, gekreuzigter König, dessen Seite von einem Speer durchstochen wird. Er sieht dies alles und wird von Mitleid gerührt und denkt an nichts anderes als an den Schmerz, welchen der König erduldet. Der vornehmste der Ritter mahnt ihn wiederum zum Reden und sagt ihm, so er länger säume, werde er nie wieder die günstige Gelegenheit haben. Gawan aber bleibt stumm; er

hört den Ritter nicht einmal, sondern schaut nur nach oben. Mittlerweile ziehen die Jungfrauen in die Kapelle zurück und tragen Gral und Lanze fort. Die Ritter lassen die Tischtücher wegnehmen, erheben sich von der Tafel und gehen in einen andern Saal. Gawan bleibt allein zurück.

49. Er schaut sich nach allen Seiten um und findet die Thüren fest verschlossen. Dann bemerkt er unten im Saale zwei brennende Lichter bei dem Schachbrett und sieht die Figuren aufgestellt; diese aber waren theils von Gold, theils von Silber. Gawan setzte sich zum Spiel, und es spielten die goldenen gegen ihn und machten ihn zweimal matt. In einer neuen Partie sah er bald wieder, daß er den kürzern ziehen werde, und zerwarf und zerschmiß daher im Zorn das ganze Spiel. Kam nun aber eine Maid aus einer Kammer und ließ durch einen Knappen das Schachbrett und die Figuren aufheben und forttragen. Gawan aber, erschöpft von dem heutigen Ritte, schlief auf dem Prunkbett ein und ruhte bis zum Morgen.

Bei Tagesanbruch hörte er das Schmettern eines Hornes und legte sofort die Waffen an, wollte auch vom Fischerkönig Abschied nehmen, fand aber die Thüren so fest verriegelt, daß er nicht ins Innere des Schlosses gelangen konnte. Da trat eine Maid in den Rittersaal und sprach zu ihm: „Herr, Ihr möget nun dem Gottesdienste zuhören und den Jubelgesängen ob des Schwertes, welches Ihr dem guten Könige geschenkt habet. Ihr müßtet fröhlichen Muthes sein, dürftet Ihr in die Kapelle gehen; aber leider habt Ihr den Eintritt durch Eure Wortkargheit verscherzt. Ist aber die Stätte so geheiligt durch die ehrwürdigen Reliquien, welche sich darin finden, daß nie ein Mann, selbst kein Priester sie betreten darf von Samstag Mittag bis Montags nach der Messe.“ Gawan vernahm nun die süßesten Stimmen und den feierlichsten Dienst, der je in einer Kapelle begangen wurde. Er gab also keine Antwort, sondern blieb stutzig stehen. Sagte die Maid: „Herr Ritter, möge Gott Euer Leben behüten; denn mich will bedünken, es fehle Euch nichts als der Wille, das Wort zu sprechen, welches dieses Schloß in Freude versetzt haben würde.“ Damit zieht sich die



Maid zurück. Gawan hört zum zweitenmale das Horn blasen und eine Stimme laut rufen: „Wer nicht von dieser Burg ist, der entferne sich! Die Brücken sind niedergelassen und das Thor steht offen und der Leu ist im Käfig; später wird die Brücke gesenkt wegen des Königs vom Todesschlosse, welcher diese Burg befehdet und sich dadurch den Grund zum Verderben legt."

50. Es verläßt also Gawan den Saal und findet sein Roß mit seinen Waffen auf dem Perron bereit. Er reitet hinab und findet die Brücke ganz breit und bequem und zieht eilig einen Fluß entlang, der ein Thal durchströmt, hinaus ins Weite. In einer großen Waldung überfällt ihn ein starkes Gewitter mit Donner, Regen und Sturm, und kommt es ihm vor, alle Bäume des Waldes würden mit fortgerissen. Der Platzregen und Wetterschlag ist so furchtbar, daß er seinen Schild auf den Kopf des Pferdes legen muß, damit es die Flut des Wassers nicht ertränke. In solcher mißlichen Lage zieht er weiter den Fluß hinunter, der den Wald durchströmt, bis er auf der Heide am jenseitigen Ufer einen Ritter und eine junge Dame im feinsten Schmucke daherreiten sieht. Der Ritter trägt einen Vogel auf der Hand und das Fräulein einen Blumenkranz; zwei Bracken folgen dem Ritter. Die Sonne bestrahlt lieblich die Wiese, und die Luft ist klar und rein. Gawan verwundert sich sehr, warum es auf seinem Wege so stark regnet und auf der Wiese, wo Ritter und Dame sind, die Sonne prächtig scheint und der Himmel wolkenlos und heiter ist, und doch reiten sie ihm gerade gegenüber. Er kann an sie keine Frage richten, weil sie ihm zu fern sind. Da fällt sein Blick auf einen Knappen, der jenseit des Flusses in geringerer Entfernung reitet. „Schöner Freund," ruft ihm Gawan entgegen, „wie kommt es, daß es auf mich an diesem Ufer des Flusses regnet und drüben kein Regen fällt?" — „Herr Ritter," lautet die Antwort, „Ihr habt das halt verdient; es ist auch sonst so dorten im Walde." — „Hält denn dieses Unwetter stetig an?" — „Nein, an der ersten Brücke, zu der Ihr kommt, seid Ihr erlöst." Der Knappe reitet weiter; hüben aber wird das Gewitter nur immer ärger, bis Gawan zur Brücke gelangt und hinüber auf die Wiese geritten

ist. Erst jetzt läßt das Wetter nach und kann er seinen Schild wieder an den Hals hängen, wie sich's gebühret. Er zieht nun fürbaß bis zum nächsten Schlosse, wo er eine bunte Menge Ritter, Damen und Mädchen findet. Steigt er also ab, aber trifft niemand, der ihn anzusprechen Lust hätte; sie denken an nichts, als sich recht zu belustigen. Gawan kehrt sich hierhin und dorthin, aber alle gehen ihm aus dem Wege; er sieht, daß hier seines Bleibens nicht ist, darum wendet er der Burg den Rücken. Am Thor kommt er einem Ritter entgegen. „Herr," fragt er ihn, „was ist dies für ein Schloß?" — „Und seht Ihr das nicht?" entgegnete jener; „es ist die Freudenburg." — „Meiner Treu," sprach Gawan, „die Bewohner haben an Höflichkeit keinen Ueberfluß; denn sie weigerten mir Wort und Gruß." — „O das wird ihrer Höflichkeit keinen Eintrag thun; Ihr habt's halt nicht besser verdient! Man hält Euch für gleich säumig in der That wie im Wort, sah Euch ja auch durch den gefährlichen Wald kommen, den alle passiren, die da Fiasko gemacht! Und erkennet man die deutlichen Spuren noch an Wehr und Roß!" Damit reitet selbiger Ritter vorbei.

51. Verdutzt und verblüfft zieht Gawan fürbaß, bis er in ein dürres, kahles, aller Güter bares Land und zu einer armseligen Burg gelangt. Er reitet darauf zu und findet sie ganz verfallen, die Saalräume aber nicht unbewohnt. Er nähert sich, sitzt ab und wird von einem ärmlich gekleideten Ritter, der ihm die Saaltreppe hinab entgegenkommt, empfangen mit dem Gruße: „Herr Ritter, willkommen!" Nimmt ihn der Wirth bei der Hand und führt ihn zum Saal hinauf. Derselbe ist von sehr vernachlässigtem und schmuckloſem Aussehen. Dort treten zwei Jungfrauen, in dürftiger Gewandung, aber von großer Schönheit, aus einer Nebenstube und grüßen freundlich den Gast. Da man ihm eben die Waffen abnehmen will, stürzt ein Ritter, von einer Lanze mitten durch den Leib getroffen, in den Saal. Indem er Gawanen sieht, erkennt er ihn: „Nein, Herr," ruft er, „beim Himmel, entwaffnet Euch nicht! Wie froh bin ich, Euch zu finden! Ich komm' aus dem Walde drüben, allwo ich mit Lanzelot im Kampf gegen

vier Ritter ſtund; doch iſt einer derſelben allbereits todt; glauben ſie aber, ſie hätten's mit Euch zu thun, und ſind ſie aus dem Blut jener Ritter, die Ihr bei dem Zelte erſchluget, allwo Ihr den böſen Brauch abſtelltet. Gedachte ich da Lanzeloten beizuſpringen: aber einer der Ritter hat mich ſo verwundet, wie ich vor Euch ſtehe."

Gawan eilt aus dem Saal, ſitzt auf und ergreift Schild und Speer. „Herr Ritter," entſchuldigt ſich der Eigner des Saales, „ich würde Euch nach beſtem Vermögen helfen; aber ich darf die Burg nicht verlaſſen, bis ſie wieder bevölkert iſt und die alten Beſucher wieder einkehren und mir das Land durch Gutritters Tapferkeit wieder gewonnen wird." Gawan verläßt das Schloß, ſo ſchnell ſein Roß ihn trägt, jagt in den Wald hinein und folgt der Blutſpur, die der flüchtige Ritter zurückgelaſſen, bis er im Wald das Schwertergeklirr vernimmt und bald mitten auf einer Waldwieſe Lanzelot und die drei Ritter im Kampf und den vierten todt an der Erde liegen ſieht. Einer hat ſich zur Seite gezogen, da er den Kampf nicht länger aushalten kann; denn der Ritter, ſo Gawan die Nachricht brachte, hat ihn ſchwer verwundet. Die beiden Ritter ſetzen Lanzelot mit ihren Schlägen gewaltig zu, und iſt er von den ausgetheilten und empfangenen Hieben ganz erſchöpft. Gawan wirft ſich auf den einen der Ritter, trifft ihn mitten durch den Leib und ſtürzt ihn mitſammt dem Roß im Nu auf den Grund. Sowie Lanzelot Gawanen gewahr wird, begrüßt er ihn voll Freude; aber indes ſich beide umarmt halten, entflieht der letzte Ritter Hals über Kopf durch den Wald; der aber, welchen der andere Ritter verwundet, fällt todt zu Boden.

Sie nehmen die erbeuteten Roſſe, und ſagt Gawan zu Lanzelot, daß er den ärmſten Ritter der Welt zum Wirthe habe und die ſchönſten Fräulein, die man jemals ſah, ſie ſeien aber ſehr dürftig gekleidet: „Wir wollen ihnen unſere Beute zuführen." Spricht Lanzelot: „Ja, ich bin's zufrieden; thut's mir aber leid um den Ritter, der uns entronnen." — „Laßt es Euch nicht anfechten," ſagt Gawan; „wir können des wohl ohne ſein." So kehren ſie zum Quartier des armen Ritters zurück und ſteigen vor

dem Saale ab. Der Wirth kommt ihnen mit den beiden Maiden entgegen, und die Gäste übergeben ihnen die drei Rosse der erschlagenen Ritter. Der Wirth ist hoch erfreut und sagt, wie daß er nun ganz reich sei und seine Schwestern sich bald besser kleiden könnten als bislang, und er selbst nicht minder. Treten sie nun in den Saal und läßt der Wirth die Pferde in den Stall setzen, und helfen die beiden Fräulein Lanzelot und Gawan die Waffen ablegen. „Herr," spricht der Ritter, „leider habe ich Euch keine Gewänder anzubieten; denn außer diesem meinem Rocke besitze ich keine Kleider." Lanzelot und Gawan werden von Mitleid tief gerührt; es ziehen aber nun die Fräulein ihre Mäntel aus, die ganz wie linnene Ueberröcke gefertigt sind und ihre Unterkleider und den Pliait[1] bedecken; sie sind aber ganz zerrissen, abgetragen und verschossen. Solche bieten sie dem Ritter zur Bekleidung, und wollen selbe die Gabe nicht ausschlagen, damit sie nicht eine Mißachtung darin erkennen mögen. So legen sie die elenden Mäntel an, und ist die Freude der Jungfrauen groß, weil ein guter Ritter ihre armen Mäntel nicht verschmäht habe. „Herr," begann der Wirth, „der Ritter, welcher die Kunde brachte, ist an der Wunde, die ihm der Speer geschlagen, gestorben und liegt in der Burgkapelle auf der Bahre, und sprach er einem Einsiedler seine Beichte und bestellte noch euch beiden einen Gruß. Gern hätte er euch noch einmal gesehen, ehe er starb, und bat sehr, euch für morgen zum Begräbniß zu bitten. Denn bessere Ritter, als ihr, könne es nicht geben, sagte er mir." — „Mein' Treu," sprach Lanzelot, „er war kein schlechter Ritter und ist's schad' um seinen Tod, und bedaure ich nicht wenig, daß ich von ihm weder Name noch Heimat weiß." — „Doch sagte er mir," sprach Gawan, „ich würde es schon noch erfahren." Die beiden Ritter schliefen die Nacht auf dem Schlosse, und brachte der arme Wirth sie unter, so gut er konnte. Beim Anbruch des Morgens gingen sie zur Kapelle, um die Messe zu hören und dem Leichenbegängniß bei-

[1] Gewand, eigentlich aus grünem Amiant, dann aus einer Art golddurchwirkten Seidenstoffes.

zuwohnen. Danach schieden sie von dem armen Ritter und den beiden Schwestern und verließen wohlbewaffnet die Burg. „Gawan," sprach Lanzelot, „man weiß am Hof nicht, was aus Euch geworden; man hält Euch in der That für todt." — „Meiner Treu," erwiederte Gawan, „ich gehe nunmehr hin; ich habe mich sehr abgemüdet und will ausruhen, bis mich eine neue Lust auf Abenteuer hinaustreibt." Erzählte er dann dem Lanzelot, wie daß er am Hof des Fischerkönigs den Gral geschaut: „und als ich ihn vor mir sah, vergaß ich zu fragen, wem und wozu er diene." — „Ach Gawan," rief Lanzelot, „Ihr seid da gewesen?" — „Ja," sprach er, „und ich bin darob froh und traurig gestimmt; froh wegen des Heiligthums, das ich schaute, traurig ob der unterbliebenen Frage, und doch hatte mir sie der Fischerkönig so dringend auf die Seele gebunden." — „Gawan," versetzte Lanzelot, „da habt Ihr gar übel gethan; auch ich habe keine größere Sehnsucht, als auf jene Burg zu gelangen." — „Meiner Treu," sprach Gawan, „ich habe allda große Schande geerntet; mich tröstet nur, daß der beste Ritter vor mir da war und dieselbe Schmach, wie ich, heimtrug." Lanzelot nahm nun Abschied von Gawan; am Ausgang eines Waldes trennten sie sich und verfolgte jeder ohne weitere Reden seinen Weg. (Siehe die Erklärung des II. Buches Nr. 227—240.)

3. Lanzelot.

52. Doch hier schließt bis auf weiteres die Erzählung von Gawan und wird von Lanzeloten berichtet, wie er sich in einen andern Wald schlug und auf diesem Ritte inmitten besagten Waldes ihm ein Ritter gestreckten Laufes und kampfgerüstet entgegenkam. „Herr," rief er Lanzeloten zu, „woher kommt Ihr?" — „Von König Artus' Hof", sagte Lanzelot. — „Ach, Herr Ritter, könntet Ihr mir Kunde geben von einem Ritter mit grünem Schilde gleich mir? Er ist mein Bruder." — „Wie ist sein Name?" — „Herr, Gladoan heißt er und ist er ein guter, kühner Ritter mit starkem, schnellem Rosse." — „Gibt's mehr Ritter in Eurem Land, die da solche Waffen tragen, wie Euer und sein Schild ist, außer euch beiden?" — „Nein, sonst keiner mehr." — „Und warum verlangt Ihr so nach ihm?" — „Weil man ihm eins seiner Schlösser genommen, indes er fern war, und ich wohl weiß, daß seine ritterliche Tapferkeit es bald wiedergewinnen müßte." — „Ist er so ein guter Ritter?" fragte Lanzelot. — „Jawohl, Herr, auf Ehre!" entgegnete der andere. „Er ist der beste Ritter der Mooreninseln." — „Mit Verlaub," sprach Lanzelot, „nehmt das Visier ab!" Er that's und Lanzelot schaute ihm ins Angesicht: „Mein' Treu, Ihr gleichet ihm sehr!" — „Ach Herr, habt Ihr denn Kunde von ihm?" — „Wohl, Herr Ritter, ich geb' Euch sichere Nachricht. Fünf wälsche Meilen ritt er an meiner Seite, und sah ich nie einen Menschen einem andern ähnlicher, als er Euch ist." — „Das muß er wohl sein; denn wißt, wir sind Zwillinge. Doch kam er vor mir auf die Welt und hat er auch den Verstand und Muth voraus, und ist Euch auf allen Mooreilanden keine Maid von so hoher Tugend und Schönheit, wie die, welche ihm ihre Liebe schenkt. Wünscht sie aber mehr als alles in der Welt, ihn wiederzusehen,

ſintemal es ein Jahr und drüber iſt, daß ſie ihn nicht ſah und daß mein Bruder Ruhmes halber alle Wälder der Welt durchſtreift. Nun, Herr, laßt mich ziehen und meinen Bruder ſuchen und ſagt mir, wo ich ihn finde." — „Traun," erwiederte Lanzelot, „ich ſag' es Euch mit Schmerzen." — „Warum?" ſprach der Ritter, „hätte er Euch etwas zu leid gethan?" — „Mit nichten," ſagte Lanzelot, „nein, er hat mir ſo viel Gutes gethan, daß ich Euch dafür Liebe und Anerkennung ſchulde, und biete ich Euch den Dienſt meines Armes an." — „Herr," drängte der Ritter, „ich muß fort; aber beim Himmel ſagt mir, wo ich meinen Bruder treffe!" — „So will ich Euch nichts verſchweigen; ich ließ ihn dieſen Morgen als Leiche zurück und half ihn zur Erde beſtatten." — „Ha!" rief der andere; „ſprecht Ihr wahr?" — „Auf Ehre!" ſagte Lanzelot; „ich ſage Euch die lautere Wahrheit." — „So wäre mein Bruder erſchlagen?" — „Ja, und zwar, als er mir Hilfe zu leiſten verſuchte." — „Ach, beim Himmel, Herr, ſagt mir doch nichts Unbegründetes!" — „Bei Gott, nein; es thut mir leid; ich ſage es mit Schmerzen, dieweil ich noch keinen Ritter in ſo kurzer Friſt lieb gewann, wie ihn; er that das Mögliche, mich vor dem Tode zu erretten, und will ich an Euch thun, wie er an mir." — „Herr, iſt er wirklich todt, ſo hat mich ein ſchweres Leid getroffen, ſo habe ich meinen Troſt, mein Leben und mein Land ausſichtslos verloren." — „Mein Herr Ritter," wiederholte Lanzelot, „er half mir mein Leben retten; derohalben bin ich Euer Schutz, ſobald ich von Eurer Bedrängniß vernehme." Nun begriff der Ritter, daß ſein Bruder wirklich todt ſein müſſe und daß er Lanzelot zu glauben habe, und erhob ein Klagen und Jammern, wie man es nie vernahm. Lanzelot tröſtete ihn: „Herr Ritter, laßt ſo laute Trauer unterwegen; denn da iſt nicht zu helfen. Ich aber ſtelle Leben, Muth und Kraft in Euern Dienſt an jedem Ort, wo es Euch gefällt, mich zum Schutz Eurer Ehre anzurufen." — „Herr," erwiederte der Ritter, „Eure Liebe und Hilfe nehme ich dankbar an, da Ihr Euch würdiget, mir ſelbe anzubieten; eben jetzt bedarf ich ihrer dringender als je. Doch da mein Bruder nicht mehr iſt, laßt mich heimkehren und meines Leides Bürde

tragen; wäre er am Leben geblieben, er hätte es wohl gewendet." — „Bei meinem Haupt!" rief Lanzelot, „ich gehe mit Euch und zahle an Euch ab, was ich ihm schulde; er hat für mich sein Leben in die Schanze geschlagen, so will ich auch meins aus Liebe zu Euch und ihm gern aufs Spiel setzen!" — „Herr," sprach der Ritter, „ich weiß Euch großen Dank für dieses Wort, wenn selbigem die That entspricht!" — „Das soll sie, so wahr mir Gott beistehe!" wiederholte Lanzelot, „wenn mir anders der Himmel Macht und Kraft dazu verleiht!"

53. Sie reiten also mitsammen, und ist der Ritter durch Lanzelots Wort sehr getröstet, aber tief betrübt über des Bruders Tod. Im Land der Moore angelangt, gewahren sie eine Burg auf einem Felsen, unter welcher eine ansehnliche Wiese sich ausdehnt. „Herr," spricht der Ritter mit dem grünen Schilde zu Lanzelot, „diese Burg gehörte meinem Bruder und ist nun mein; es schmerzt mich, daß selbe mir so zufallen mußte. Der Ritter aber, welcher sie meinem Bruder wegnahm, hat einen so verwegenen Muth, daß er keinen der jetzt lebenden Ritter fürchtet, und werdet Ihr ihn gleich von der Burg herabkommen sehen, sobald er Euer ansichtig wird." Lanzelot und sein Freund reiten der Burg zu. Letzterer blickt vor sich hin über die Straße und sieht einen Knappen auf einer Mähre daherkommen mit einem todten Eber vor sich. Fragt ihn der Ritter mit dem grünen Schilde, wem er angehöre. Antwortet der Knappe: „Ik hör' dem Ritter vom Fels Gladoans zu, und kommt er hinter mir her; reitet ganz bewaffnet in Gesellschaft anderer Ritter, sintemal dem Gladoan sein Bruder ihm Fehde bot im Namen seins Bruders, schiert sich aber mein Herr ein' Bagatell dran!" Lanzelot versteht, daß der Feind dessen nahe sei, dem er, wenn er noch lebte, alle Liebe schuldete. Der Ritter mit dem grünen Schilde zeigt ihn ihm, sowie er sein gewahr wird: „Herr Ritter, da kommt der Mann, der mir mein Erbe nahm und mir noch Schlimmeres anthäte, so er vom Tode meines Bruders wüßte." Lanzelot antwortet nichts, sondern hat kaum den Ritter vom Fels bemerkt, so gibt er seinem Roß die Sporen und sprengt auf ihn ein. Sieht der Herr vom Fels ihn anrennen, und kühn

und stolz, wie er ist, setzt auch er die Sporen ein. Sie prallen mit solcher Schnelligkeit aufeinander, daß sie ihre Lanzen auf den Schilden zersplittern, und der Gegenstoß wuchtig genug ist, um den Ritter vom Fels Gladoans über die Kruppe seines Rosses zu werfen. Zieht Lanzelot sein Schwert und springt auf ihn ein, da fleht der Gestürzte um Gnade und fragt kläglich, warum er ihn tödten wolle. Er erwiedert, es sei um Gladoans willen, dem er Land und Burg geraubt. „Und was geht das Euch an?" spricht der andere; „das hätte der Bruder desselben ausfechten sollen." — „Mich muß das ebenso nahe angehen, wie den Bruder." — „Und warum das?" — „Darum, weil ich an Euch vergelte, was er für mich gethan." Damit schlägt er ihm das Haupt ab und gibt es dem Ritter vom grünen Schild in die Hand. „He nun," ruft Lanzelot, „ist er jetzo, todt, noch Euer böser Feind?" — „Herr," versetzt freudig der Ritter, „ich bin zufrieden; nun er todt, ist die Macht seines ganzen Stammes gebrochen." — „Und ich," spricht Lanzelot, „verspreche Euch auf Ehre, so wahr ich ein Ritter bin: es trifft Euch keine Bedrängniß oder Noth, in der ich Euch zu helfen vermag, daß ich Euch nicht immerdar beistünde, so es Ort und Umstände mir erlauben; denn Euer Bruder gab sein Leben hin, um mir beizuspringen."

54. Lanzelot und der Ritter schliefen die Nacht auf dem Fels Gladoans, und hatte der Ritter mit dem grünen Schilde wieder unumschränkte Gewalt über sein Land und beugte sich alles vor ihm, und freuten sich die rechtlich gesinnten und treuen Unterthanen sehr über den Sieg, aber trauerten nicht minder über Gladoan, da sie von seinem Tode hörten. In der Frühe verließ Lanzelot das Schloß; der Ritter aber blieb allda zurück, betrübt über den Verlust seines Bruders und erfreut über die Wiedergewinnung seines Landes. Lanzelot zog den Weg in den Wald zurück und ritt den langen Tag voran, bis er auf einen Ritter stieß, der außer sich war vor Schmerz. Er hatte sich wegen der erhaltenen Wunde über den vordern Sattelbogen gelehnt. Als er Lanzeloten ersah, rief er ihm zu: „Herr Ritter, beim Himmel, kehrt zurück; Ihr werdet auf diesem Weg aufs schändlichste angefallen; mich haben sie durch den Leib

geſtochen; ich rathe Euch, nicht voranzuziehen." — „Was iſt denn das für eine Straße, wovon Ihr redet?" — „Herr, am Schloß vorbei, welches man die Bartburg nennt; ſie heißet alſo, dieweil dorten jeder vorüberziehende Ritter ſeinen Bart laſſen oder für ſelben einen Kampf beſtehen muß. Ich hab' für meinen Bart ſo geſtritten, daß ich glaube, es bringt mir den Tod." — „Bei meinem Bart!" rief Lanzelot, „das nenne ich keine Feigheit, ſo Ihr kühn genug waret, zum Schutze Eures Bartes Euer Leben dran zu ſetzen! Aber mich wollt Ihr wohl zur Memme ſtempeln, indem Ihr mir rathet, Kehrt zu machen. Traun, auch ich möchte lieber, mein Leib als meine Ehre kriegte einen Stoß, heißt das, ohne daß der Tod folgte; Gott verhüte, daß ich mir ein Haar meines Bartes ſchmachvoll auszupfen ließe!" — „So behüt' Euch Gott!" ſprach der Ritter; „denn das Schloß iſt gefährlicher, als Ihr wähnet. Führe aber Gott einſt einen Ritter hin, der den ſchandbaren Brauch aus der Welt ſchaffe! Denn ſchandbar iſt er für alle Ritter, ſo des Weges ziehen." Lanzelot ſcheidet von dem Ritter und zieht dem Schloſſe zu. Er überſchreitet eine große Brücke und fällt ſein Blick auf zwei Ritter, die in voller Rüſtung aus dem Thore kommen; zwei Knappen halten ihnen die Roſſe; Schild und Speer ſtehen zur Seite, an die Mauer gelehnt. Wie Lanzelot das Burgthor betrachtet, ſieht er den Eingang rings mit angehefteten Bärten beſetzt und die Köpfe der Ritter in großer Zahl daneben. Er will durch das Thor reiten; aber die zwei treten ihm entgegen: „Herr Ritter," ſpricht der eine, „Euern Zoll!" — „Wie, zahlen denn Ritter hier Zoll?" — „Allerdings, ſoviel ihrer Bärte tragen; jeder, ſo keinen trägt, iſt frei. Alſo, Herr Ritter, zahlt uns mit Eurem; er iſt lang genug, um ſo eher müſſen wir ihn haben!" — „Wozu das?" — „Das will ich Euch ſagen; es ſeynd Klausner allhier im Walde, ſo Bußhemden daraus fertigen." — „Bei meinem Barte! Aus meinem machen ſie kein Haarhemd, dafern ich's hindern kann!" — „Doch, ganz gewiß, ſo gut wie bei den anderen Rittern; wo nicht, werdet Ihr ihn theuer erkaufen müſſen!" Lanzelot ergrimmt, rennt den Ritter an und ſtößt ihm in ſolchem Zorn die Lanze mitten auf die Bruſt, daß ſelbe eine halbe Elle

hindurchfährt und ihn mitsammt dem Roß auf den Grund wirft. Sowie der andere Ritter seinen Gefährten zu Tod getroffen sieht, stürzt er sich zornglühend auf den Gast, zerbricht aber den Speer auf dessen Schilde, und Lanzelot schleudert ihn über den Rücken seines Pferdes hinunter, daß er im Sturz ein Bein zerschmettert. Man bringt die Kunde zur Schloßherrin: es sei ein Ritter des Weges gekommen und habe einen der Ihrigen erstochen, den andern kampfunfähig gemacht. Eilt die Dame mit zwei Fräulein auf die Straße. Lanzelot schickt sich eben an, dem geworfenen Ritter den letzten Schlag zu geben, da ruft sie ihm zu: „Zurück, haltet ein, mordet ihn nicht! Nein, steigt ab und redet mit mir in Frieden!" — „Frau, es ist Lanzelot vom See," rief eine der Jungfern; „der galanteste Ritter an Artus' Hof!" Er sitzt ab und tritt zu der Dame heran: „Frau, was ist Euer Begehren?" — „Ich wünsche," spricht sie, „daß Ihr auf meiner Burg Quartier nehmet und mich für die angethane Schmach entschädiget." — „Edle Frau," entgegnet Lanzelot, „eine Schmach hab' ich Euch nie angethan und werd' es auch nimmer thun. Aber allzu gemein war es von den Beiden, fremden Rittern mit Gewalt die Bärte abzufordern!" — „Herr," sagt jene, „ich erlasse Euch meinen Zorn, sofern Ihr die Nacht auf unserer Burg zubringet." — „Edle Frau, Euer Mißfallen möchte ich nicht verdienen; ich thue gern nach Eurem Belieben."

Er tritt in den Burghof und läßt das Roß hinter sich herführen. Befiehlt die Dame, den todten Ritter in die Kapelle zu bringen und aufzubahren, dem andern aber die Waffen abzunehmen, Kleider anzulegen und Heilmittel zu reichen. Dann sorgt sie, daß Lanzelot entwaffnet wird und ein prächtiges Gewand anzieht, und erklärt ihm, daß sie sehr wohl wisse, wer er sei. „Edle Frau," erwiedert er, „es ist mir lieb, das zu hören." Setzen sie sich darauf zu Tische und sieh, da bringen gefesselte Ritter mit abgeschnittenen Nasen das erste Gericht; das zweite andere, von Knappen geführte Ritter mit ausgestochenen Augen, gleichfalls in Banden; das dritte gefangene Ritter mit nur einer Hand; wieder andere mit einem Bein tragen die vierte Schüssel auf, und mit

der fünften kommen große, ſtattliche Ritter mit einem blanken Schwerte in der Hand; ſie bieten es der Herrin dar und halten ihre Nacken hin. Lanzelot, der die Noth und das Leiden der Ritter ſieht, findet an dem Dienſte ſolcher Leute wenig Gefallen.

55. Die Dame erhob ſich von der Tafel, ging mit ihm in ihr Zimmer und ſetzte ſich auf ein Sopha nieder. „Lanzelot," begann ſie, „Ihr habt geſehen, welche Gerechtigkeit auf meiner Burg waltet; alle dieſe Ritter ſind beim Vorüberziehen an meinem Thor beſiegt worden." — „Da iſt es ihnen bös ergangen", ſprach Lanzelot. — „Und Euch wäre es", fuhr ſie fort, „nicht beſſer ergangen, wäret Ihr nicht ein ſo guter Ritter. Ich habe ſeit langem ſehr verlangt, Euch zu ſehen, und will ich Euch zum Herrn der Burg und meiner Perſon machen." — „Edle Frau," ſprach er, „ſo ſeht mich alſo als Euern Herrn an; ich will und darf Euch keine abſchlägige Antwort geben, nein, ich will zu Euern Dienſten ſtehen." — „So müßt Ihr", erwiederte ſie, „hier bei mir auf der Burg bleiben; denn ich liebe Euch mehr als irgend welchen jetzt lebenden Ritter." — „Schönen Dank, edle Frau! Doch kann ich auf keinem Schloſſe länger als eine Nacht verweilen, bis ich erſt das Ziel meiner Fahrt erreicht habe." — „Und wohin geht die Reiſe?" — „Zum Waffenſchloſſe." [1] — „O das kenne ich wohl; der König dorten wird der Fiſcher geheißen und iſt in Siechthum verfallen durch zwei Ritter, welche auf dem Schloſſe waren und nicht die rechte Frage ſtellten. Seid Ihr willens, hinzuziehen?" — „Jawohl", ſprach Lanzelot. — „So verſprechet mir, zurückzukehren und mit mir zu reden, ſo Euch der Gral erſcheinet, und vor allem fraget, wozu er diene." — „Gewiß, Frau, ich ſuche Euch auf und wenn Ihr jenſeit des Meeres wäret!" — „Herr Ritter," ſagte ſchnippiſch eine Zofe der Dame, „das dürft Ihr getroſt verſprechen; einem ſo verliebten Ritter, wie Ihr ſeid, erſcheinet der Gral nicht! Ihr habet ja eine Neigung zur Königin Ginevra, der Gattin Eures Herrn, des Königs Artus, und ſolange

[1] Ein anderer Name der Gralburg; recht paſſend wird gerade Lanzelot dieſe Bezeichnung in den Mund gelegt.

die böse Neigung in Eurem Herzen wohnt, sehet Ihr den heiligen Gral nimmer!" Lanzelot hörte die Jungfer und wurde roth vor Aerger. „Ha, Lanzelot!" rief die Burgherrin, „liebt Ihr denn eine andere als mich?" — „Edle Frau," erwiederte der Ritter, „laßt die Jungfer reden, was sie nicht schweigen kann!" Er ruhte die Nacht auf der Burg und grollte der Jungfer, die seine und der Königin Liebe böse gescholten. Andern Morgens nach Anhörung der Messe nahm er Abschied von der Herrin des Schlosses, und erinnerte sie ihn dringend, sein Wort zu halten, und versicherte er ihr, es solle auf alle Fälle also geschehen.

56. So verließ er das Schloß und ritt in einen großen Wald hinein und den ganzen langen Tag stetig voran, bis daß er ans Ende kam und eines hohen Kreuzes am Eingang eines Friedhofes, der rings von einer Dornhecke umschlossen war, ansichtig wurde. Sein Weg führte quer über den Kirchhof und war es allbereits Abend, da er ihn betrat. Er sieht den ganzen Raum mit Gräbern und Särgen angefüllt. Zur Seite erblickt er eine Kapelle, in der Lichter brennen. Indem er sich hinwendet, reitet er, ohne ein Wort zu sagen, an einem Zwerg vorüber, der eben ein Grab macht. „Lanzelot," ruft ihn dieser an, „Ihr thut gescheut, mir nit zu grüßen; sag' ich Euch, daß kein Mensch mir so verhaßt ist, wie Ihr, und soll Gott noch statt meiner Rache an Euch nehmen und wird es auch thun, dieweil Ihr hier hereingerathen seid!" Lanzelot hört den Zwergling und würdigt ihn keiner Antwort. Kommt er weiter zu der Kapelle, sitzt ab, bindet den Zügel seines Rosses an einen Baumast und lehnt Schild und Lanze draußen an die Mauer. Sodann tritt er in das Bethaus und findet eine Maid, so einen Ritter aufbahrt. Kaum ist er über die Schwelle, so brechen die Wunden des Todten auf und fangen zu bluten an[1]. Stößt die Maid da einen hellen Schrei aus und spricht: „Ha, Ritter, nun seh' ich klar, daß Ihr den erschlagen habt, den ich einhülle." Indem kommen zwei Ritter mit zwei anderen Todten herangeritten, steigen ab und legen die Leichen in der Kapelle nieder. Schreit

[1] Derselbe Aberglaube wie oben Nr. 27.

ihnen aber der Zwerg nach: „Nun wird man sehen, wie ihr für eure Feinde Rache nehmet an diesem eurem Feind, so euch in die Hände fallet!“ Der aber zuerst in die Kapelle trat, war der Ritter, der in jenem Wald entfloh, als Gawan erschien und als die drei todt blieben. Er erkannte Lanzelot und rief: „Ha, Ihr seid unser Todfeind! Durch Euch fanden diese drei Ritter den Tod!“ — „Den hatten sie wohl verdient,“ erwiederte Lanzelot, „und ist mir hier in der Kapelle vor Euch nicht bang; ich geh' auch heute nicht hinaus, da ich nicht weiß, was in dem Walde hauſt.“ Blieb er also in der Kapelle, bis der Morgen graute; dann trat er hervor und bedauerte sehr, daß sein Roß hatte fasten müssen. Er nahm Schild und Speer und saß auf. Der Zwerg aber schrie laut auf zu den zwei Rittern: „Heda, laßt ihr euern Todfeind so entwischen?“ Die beiden bestiegen ihre Rosse und besetzten beide Ausgänge des Kirchhofes und wähnten sie, Lanzelot suche zu fliehen. Der aber spürte wenig Lust dazu, sondern ritt stracks auf den einen zu, der ihm seinen geraden Weg versperrte, und rannte ihm zornvoll die Lanze durch die Mitte des Leibes. Kam nun aber den zweiten Ritter, der den andern Ausgang besetzt hielt und der vordem in jenem Wald entronnen war, wenig Lust an, seinen Freund zu rächen, und suchte er, so schnell er konnte, das Weite. Nahm also Lanzelot das Roß des erstochenen Ritters und trieb es vor sich her und dachte, daß es vielleicht irgend einem Ritter werde dienen können. (Vgl. die Kapelle Nr. 5.)

57. So ritt er fort, bis er zu einer Klause im Walde kam. Hier stieg er ab und ließ die Rosse in den Stall bringen; der Klausner aber warf ihnen vor, was er eben hatte. Lanzelot aß und schlief dort und hörte in der Frühe die Messe. Eben machte er Anstalten, sein Roß zu besteigen, da kam ein Ritter zum Klausner. Als er Lanzelot gewahrte, fragte er ihn: „Herr, wohin geht die Reise?“ — „Herr Ritter,“ entgegnete dieser, „dahin, wohin es Gott beliebt. Und welches ist Euer Ziel?“ — „Herr, ich gehe einen Bruder von mir und zwei Schwestern besuchen; denn man hat mir erzählt, sie seien in solche Noth gerathen, daß man ihn nur den armen Ritter nenne; das schmerzt mich tief.“ — „Meiner

Treu," fiel Lanzelot ein, „der ist arm genug und bedaure ich ihn herzlich; Ihr könnt wohl einen Auftrag von mir ausrichten?" — „Gewiß, Herr, mit Freuden!" — „Ihr macht ihm dies Roß von mir zum Geschenk und sagt ihm, das sende ihm Lanzelot, den er beherbergt habe" (Nr. 51). — „Herr," sagte der Ritter, „großen Dank dafür und segn' Euch Gott! Wer einem braven Manne Gutes erzeigt, verliert dabei nicht." — „Grüßt mir auch die beiden Fräulein!" fügte Lanzelot bei. — „Mit Freuden, Herr!" Damit gibt der Ritter das Roß seinem Schildträger und scheidet von Lanzelot.

58. Auch dieser nimmt Abschied vom Einsiedler und reitet durch einen großen Wald voran, bis er in ein ödes Land und auf ein großes, breites Blachfeld kommt, allwo weder vierfüßige Thiere noch Vögel leben können: so kahl und dürr ist die Gegend und so wenig Nahrung ist da zu holen. Schaut Lanzelot in die Ferne hinaus und sieht eine Stadt auftauchen. Er reitet schnell darauf zu und findet sie so umfangreich, daß sie ein ganzes Land zu umfassen scheint. Doch sind die Mauern rings verfallen und die Thore morsch vor Alter. Er reitet ein und findet sie ganz entvölkert, die großen Paläste öde und vernachlässigt, die weiten Friedhöfe mit Gräbern ganz bedeckt, die geräumigen Kirchen verlassen, die Märkte und Börsen leer. Indem er die Straßen passirt, gelangt er zu einem großen Palaste, welcher ansehnlicher und älter scheint als alle anderen. Vor diesem hält er an; denn er hört, wie drinnen Ritter und Damen große Trauer an den Tag legen und einen Ritter beklagen: „Ach Gott, Herr, es ist bedauerlich und jammerschade um Euch, da Ihr auf solche Weise sterben müßt und Euer Tod auch keinen Aufschub leidet. Unser Haß trifft den, der ihn Euch anthut!" Lanzelot hört staunend diese Reden, ohne etwas zu sehen. Sieh da schreitet ein Ritter aus dem Saale die Stufen herab. Er trägt einen kurzen rothen Rock, einen golddurchwirkten Gürtel um den Leib und eine kostbare, mit Edelsteinen reich verzierte Spange am Halse, und ist sein Haupt mit einer goldschimmernden Mütze bedeckt. Seine Rechte schwingt ein großes Mordbeil; ist aber der Ritter sehr jung und schön von Gestalt. Lanzelot sieht ihn kommen und betrachtet ihn, wie er da

vor ihn hinschreitet, mit Freude und Behagen. Der Ritter spricht ihn an: „Herr, sitzt gefälligst ab!“ — „Gewiß,“ erwiedert Lanzelot, „das soll geschehen!“ Er steigt zu Thal und bindet sein Roß an einen silbernen Ring des Eckſteins; nimmt dann den Schild vom Halse und legt die Lanze ab. „Herr,“ sagt er dann, „was ist Euer Begehren?“ — „Dies: Ihr müsset mir mit diesem Beil das Haupt abschlagen; denn diese Waffe ist bestimmt, mir den Tod zu bringen, oder aber ich schlage Euch damit Euern Kopf ab.“ — „Bah, bah!“ ruft Lanzelot aus; „was saget Ihr, Herr?“ — „Herr Ritter,“ spricht der andere, „was Ihr da höret, müsset Ihr genau so vollbringen, da Ihr einmal in diese Stadt gekommen seid.“ — „Nun,“ erwiedert Lanzelot, „ein Narr wäre, der in dieser Spielpartie nicht das bessere Theil wählte! Allein, man wird mich darum tadeln, wenn ich Euch ohne Eure Schuld tödte.“ — „Glaubet mir,“ wiederholt der Ritter, „Ihr kommet nicht anders davon!“ — „Lieber Herr,“ sagt Lanzelot, „Ihr seid ein Mann von edlem Sinn und Bildung, wie kommt es doch, daß Ihr so geschmückt in den Tod geht? Ihr wisset ja wohl, daß ich Euch eher den Tod gebe, als mich selbst tödten lasse, wenn die Sachen einmal also liegen.“ — „Traun, das weiß ich; allein Ihr habt mir Bürgschaft zu leisten, bevor ich sterbe, daß Ihr binnen eines Jahres wieder in diese Stadt kommen und Euer Haupt ganz ebenso, wie ich jetzo, ohne einige Selbstvertheidigung oder Weigerung aufs Spiel setzen wollet.“ — „Herr Ritter, was Ihr immer für eine Bedingung stellet, so bleibt mir Aufschub des Todes doch lieber, als augenblicklicher Tod. Doch was mich Wunder nimmt, ist der Schmuck, mit dem Ihr in den Tod geht.“ — „Herr, wer vor den Erlöser der Welt zu treten im Begriff ist, muß sich schmücken, so gut er vermag, und habe ich mich durch die Beichte von aller Sünde und Schuld, die ich je auf mich lud, entledigt und bereue alles von Herzen und will darum anjetzo sterben.“ — Damit reicht er ihm das Beil; Lanzelot nimmt es in Empfang und sieht, wie es ganz scharf und schneidig ist. „Herr,“ beginnt der Ritter wieder, „nun hebet Eure Hand auf zum Münster, das Ihr drüben sehet.“ — „Ganz gern“, erwiedert Lanzelot. — „Und

schwöret mir auf die heiligen Reliquien jenes Münsters, daß Ihr heut übers Jahr zur Stunde, da Ihr mich tödtet oder früher, persönlich wieder hier erscheinen und Euer Haupt und Leben genau so wie ich heute das meinige sonder einigen Widerstand preisgeben wollet." — „Das schwöre und verbürg' ich Euch", spricht Lanzelot. Nun kniet der Ritter nieder und streckt, so weit er kann, den Hals vor; Lanzelot aber nimmt das Beil in beide Hände, spricht aber nochmals: „Herr Ritter, bei Gott, habt Erbarmen mit Euch selber!" — „Lasset denn mich Euer Haupt abschlagen," entgegnete der Ritter; „einen andern Weg des Erbarmens gibt es für mich nicht." — „In Gottes Namen!" schließt Lanzelot; „das ja muß ich Euch versagen." Er schwingt das Beil und haut ihm mit solcher Wucht den Kopf ab, daß selber sieben Schuh hoch über dem Rumpfe emporspringt. Nun fällt der Ritter um und Lanzelot wirft das Beil von sich, und überzeugt, drinnen im Schloß sei seines Bleibens nicht länger, geht er auf sein Pferd zu, nimmt Schild und Speer und sitzt auf. Noch einmal blickt er hinter sich und gewahrt weder Leib noch Kopf des Ritters und kann sich nicht erklären, wo alles geblieben; doch hört er fern in der Stadt ein lautes Jammern und Klagen von Rittern und Damen, die da rufen: „das solle gerochen werden, so es Gott gefalle, am bestimmten Jahrestag oder früher". Lanzelot hört und versteht, was diese Ritter und Damen sprechen, und reitet zur Stadt hinaus. — —

59. Hebt eine neue Offenbarung an über den heiligen Gral, als da durch das Ansehen Josephi, der die Kunde davon wiedergewann, verbürgt wird, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Bezeuget uns aber diese hohe, zu aller Welt Nutz und Frommen geschriebene Geschichte, daß der Sohn der Wittib noch bei seinem Oheim, dem König Pelles, in der Einsamkeit weilet, und daß er in der Herzensnoth ob des Mißgeschickes, das er seit dem Abschied von der Burg des Fischerkönigs erduldete, dem Oheim gebeichtet und ihm erzählet hat, wes Stammes er sei und daß sein Name Parzival. Hat ihn aber der gute König-Eremit Selbermannfertig geheißen, sintemalen er sein eigner Lehrer und Bildner gewesen. Ist aber der König-Einsiedel eines Tages

in den Wald gegangen und hat Gutritter Selbermannfertig sich gesünder und kräftiger gefühlt, als er bis dahin pflegte. Hörte er auch die Vöglein im Walde lieblich singen und schwoll ihm da sein Herz von ritterlichem Muthe und gedachte er der Abenteuer, die er sonst zu finden, und der Damen und Ritter, denen er entgegenzukommen gewohnt war, und spürte er eine Lust wie nie zu einem Waffengang, nachdem er so lange gefeiert hatte. Denn es war ihm der Muth in der Brust, die Kraft in den Gliedern und die Stärke im Willen zurückgekehrt. So greift er denn zu den Waffen, legt den Sattel aufs Roß und besteigt es und betet zu Gott, er möge ihm das Glück gewähren, einem tüchtigen Ritter zu begegnen. Er reitet aus der Klause seines Oheims in den großen, schattigen Wald. Bald gelangt er zu einer Waldwiese, die lang und breit ist, und sieht am Ende derselben einen laubreichen Baum stehen; er steigt hier ab und stellt sich in den Schatten. Denkt er bei sich, daß zwei Ritter auf diesem Flecken Landes sich prächtig versuchen und kämpfen könnten; denn der Spielraum ist weit genug. Indes er so bei sich denket und sinnet, hört er ein Roß im Walde dreimal sehr laut wiehern. Es behagt ihm und er betet: „Ach, lieber Herrgott, durch deine Güte gewähre mir die Gnade, daß da ein Ritter bei dem Rosse sei, und ich erproben möge, ob wieder Gesundheit und Kraft und Muth in mir wohne. Denn anjetzt kann ich nicht wissen, welche Stärke ich habe, bis ich meines Herzens Gesundheit und die Frische der Glieder wieder recht inne werde. Doch an einem Ritter, der weder Kühnheit noch Tüchtigkeit besitzet, kann ein anderer Ritter von größerer Kraft diese nie recht erproben; ich habe aber oftmals sagen hören, der eine sei da sehr verschieden vom andern. So bitte ich den Erlöser der Welt, wenn das ein Ritter ist, der da kommet, daß er stark und kräftig und keck genug sei, seinen Leib gegen meinen zu schützen und zu schirmen; denn mich verlanget nach einem rechten Strauß. Doch walte Gott, daß weder er mich, noch ich ihn tödten möge!“[1] Dann

[1] An sich hebt dieser fromme Wunsch die Unerlaubtheit des gesuchten Zweikampfes so wenig wie dessen Gefährlichkeit auf. Die mittelalterliche Ritterwelt erkannte das erst spät, so nachdrücklich

schaut er vor sich hinaus und gewahrt den Ritter, der aus dem Wald in die Lichtung reitet. Selbiger Ritter war in voller Wehr und führte einen weißen Schild mit goldenem Kreuze; er hielt den Speer gesenkt und ließ sein stattliches Roß in ruhigem Schritte gehen. Kaum wird Parzival sein gewahr, so sitzt er schon fest im Bügel, legt die Lanze ein und gibt jubelnd dem Roß die Sporen und sprengt mit großem Ungestüm auf ihn los mit dem Rufe: „Herr Ritter, den Schild vor, deckt Euch, wie ich mich! Ich biete Euch Fehde, doch nicht auf den Tod! Gebe Gott, daß ich in Euch einen guten Ritter finde, von dem Kühnheit in mein Herz überströmen möge! Denn ich weiß schon lange nicht mehr, wer ich bin; man kann aber fürwahr viel mehr von einem guten Ritter als von einem schlechten lernen.“ Damit versetzt er dem Ritter einen so gewaltigen Stoß auf den Schild, daß der Speer über dem Buckel hindurch und weit hinausfährt, und der Ritter selbst einen Bügel verliert. Wundert sich dieser nicht wenig und fragt: „Na nu, lieber Freund, was hab' ich Euch zu leid gethan?“ Schweigt Parzival und freut sich nicht sonderlich, daß er den Gegner nicht auf den Grund geworfen. Ist das aber auch keine Kleinigkeit, dieweil er es mit einem der wehrhaftesten Ritter der Welt zu thun hat, und sprengt dieser nun auch, so rasch das Roß ihn trägt, auf Parzival ein und dieser wieder auf ihn. Sie treffen einander die Schilde mit solcher Kraft, daß das Speereisen beiderseits sich durch und durch bohrt, und jagt Parzival dem Widerpart die Lanze zwei Finger breit ins Fleisch; doch auch der andere verfehlt nicht, ihm den Arm mit dem Speer zu verwunden. Gehen auch beiden die Schäfte beim Anprall in Stücke, und schlagen sie mit den Leibern so wuchtig aufeinander, daß ihnen die Eisenringe der Rüstung in Stirn und Gesicht eindringen, das Blut aus Mund und Nase rinnt und den Harnisch ganz überströmt.

---

auch die Kirche lebensgefährliche Ritterkämpfe untersagte. Das Märchen darf sich schon eher über die Gesetze der wirklichen Welt hinaussetzen; jeder Leser fühlt ja leicht heraus, was mit obiger Darstellung im Grunde bezweckt wird.

Sofort greifen sie nun mit grimmiger Wuth zu den Schwertern. Spricht aber der Ritter mit dem weißen Schilde inzwischen zu Parzival also: „Ich wüßte gern, Herr, wer Ihr seid und was der Grund Eures Hasses ist; denn Ihr habt mich schwer verwundet und hab' ich in Euch einen Ritter von fester Hand und starkem Arm erfunden." Parzival bleibt stumm und dringt mit gezücktem Schwerte auf ihn ein und der Ritter auf ihn. Sie geben sich so gewaltige Hiebe auf die Helme, daß ihrer beider Augen Funken sprühen und der Wald vom Schwertgeklirr wiederhallt. Der Kampf ist schwer und hart; denn wackere Ritter sind sie beide. Das Blut aber, das aus ihren Wunden strömt, entkräftet sie mehr und mehr. Doch hat die Kampfeswuth der Streiter und die glühende Siegesbegier sie also erhitzt, daß sie kaum an die erhaltenen Wunden denken und sonder Schonung aufeinander loshauen.

60. Kam aber inzwischen der König-Eremit aus dem Walde heim und fand seinen Neffen nicht mehr in der Klause, was ihm sehr leid that. Er setzte sich auf eine weiße Mauleselin, die er dort besaß und die auf der Stirn mit einem rothen Kreuz gezeichnet war. Von selbigem Maulthier bezeugt uns aber Josephus, der gute Geistliche, daß es einst Joseph von Arimathäa angehörte, zur Zeit, da er noch als Soldat unter Pilatus diente, und von ihm dem König Pelles übermacht wurde. Verläßt also der königliche Einsiedler die Klause auf dem Maulthiere und bittet Gott, ihn seinen Neffen finden zu lassen. Er reitet durch den Wald, bis er der Lichtung sich nähert, allwo die Ritter kämpfen. Er hört die Schwerthiebe, eilt schleunigst zur Stelle und wirft sich zwischen beide, um ihr Leben zu schützen. „Ach Herr," ruft er dem Weißbeschildeten zu, „da thut Ihr große Sünde, mit dem Ritter hier zu kämpfen, sintemal er lange Zeit in diesem Walde krank gelegen; Ihr habt ihn wieder schwer verwundet!" — „Vater," spricht der Ritter, „er hat es mir nicht besser gemacht, und hätte ich ihn nimmer angegriffen, wenn er mich nicht zuerst befeindet hätte; will er mir zudem nicht sagen, wer er ist und woher sein Zorn entstund." — „Lieber Herr," fragt der Eremit, „und wer seid denn Ihr?" — „Vater, das will ich Euch sagen: ich bin der

Sohn Bans von Bonoja." — „Ach, lieber Neffe," ruft da der königliche Eremit, „da haſt du ja deinen Vetter vor dir, ſintemal König Ban von Bonoja rechter Vetter deines Vaters war. So heiße ihn denn als Freund willkommen!" Er läßt ſie Helm und Viſier ablegen und ſich einander küſſen und führt ſie dann in die Einſiedelei. Hier ſteigen alle ab; der Alte ruft einen dienenden Knecht, damit er ſie ſanft entwaffne. War aber auch eine Maid drinnen, König Pelles' rechte Nichte, die Parzival in ſeiner Krankheit gepflegt hatte. Dieſe wäſcht mit zarter Hand ihre Wunden und reinigt ſie von Blut; man erkennt, daß Lanzelot ſchwerer getroffen iſt als Parzival. „Fräulein," fragt der Einſiedler, „was dünkt Euch davon?" [1] — „Herr Ohm," erwiedert ſie, „dieſer Ritter wird eine längere Erholung brauchen; denn ſeine Wunde iſt an ſehr bedenklicher Stelle." — „Iſt Lebensgefahr?" — „Nein, doch nicht, was dieſe Wunde angeht, wenn er gut verpflegt wird." — „Gott ſei dafür angebetet!" ruft der Einſiedler aus; „und was urtheilt Ihr von meinem Neffen?" — „Herr Ohm, dieſe Wunde wird ſchnell geheilt ſein; ſie thut ihm nichts." Die weiſe Maid beſorgte die Wunden der Ritter und heilte ſie mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote ſtanden; der König-Eremit aber ſpendete ſeinen Rath dazu. Gewiß, wenn Parzival ſeinen Schild, der in der Klauſe hing, nämlich den aus Sinopel mit weißem Hirſch, geführt hätte, würde ihn Lanzelot wohl erkannt haben und würde der Kampf der beiden unterblieben ſein; denn er hatte an Artus' Hof von dem Schilde reden hören [2]. Setzt aber hier die glaubwürdige Geſchichte bei, daß die Ritter in der Einſiedelei blieben und Parzival raſch geheilt wurde, Lanzelot hingegen ſchwer zu leiden hatte von ſeiner Wunde, und die Heilung noch fern iſt. —

61. Nun aber ſchweiget die Erzählung eine Weile von den zwei Rittern und berichtet von jenem Knappen, der Gawan ent-

[1] Die Arzneikundigen ſind in der Ritterpoeſie vor allem die Frauen.

[2] Der ganz gepanzerte Ritter konnte nur am Wappen erkannt werden, welches (in unſerm Romane ausſchließlich) auf dem Schilde angebracht war.

gegenkam und sagte, daß er den Sohn der Wittib suche, der seinen Vater erschlagen habe (Nr. 18). Selbiger Knappe war bei sich entschlossen, an ihm Rache zu nehmen, und kam er daher an Artus' Hof; denn er hatte sich sagen lassen, alle guten Ritter hätten dort ihren Aufenthalt. Sah er dorten mitten im Saale den Schild an der Säule hangen, den die Wagenmaid hingebracht hatte. Diesen erkannte er gleich und kniete dann vor dem König nieder, ihn zu grüßen. Der Fürst erwiederte den Gruß und fragte ihn, wer er sei. „Herr," sprach dieser, „ich bin der Sohn des Ritters mit dem rothen Schilde aus dem Schattenwalde. Ihn tödtete der Ritter, so den Schild hier tragen soll, der an dieser Säule hängt. Nun möchte ich gerne Kunde von ihm haben." — „Ich wünschte das nicht minder," sagte der König, „vorausgesetzt, daß kein Unglück daraus entstünde; denn er ist der beste Ritter der Welt, nach dem ich mich am meisten sehne." — „Fürst," entgegnete der Knappe, „ich muß ihn wohl hassen, weil er meinen Vater erschlug. Er war noch Knabe, der Ritter, der den Schild hier tragen soll, als er den Mord beging; bin ich aber darüber sehr betrübt und möchte wohl als Knappe an ihm Rache nehmen; doch das werde ich nicht thun, sondern wollte nur Ew. Majestät demüthigst gebeten haben, mich zum Ritter zu schlagen, maßen Ihr ja gewohnt seid, diese und andere Gnaden zu verleihen." — „Wie heißt Ihr, schöner Freund?" fragte der König. — „Herr, man nennt mich Clamados von den Schatten." Stand da aber auch Gawan, der heimgekehrt war, in dem Saale; er sprach zum Könige: „Fürst, wenn dieser Knappe Feind des Guten Ritters ist, der jenen Schild holen soll, so müßt Ihr dessen Todfeind nicht begünstigen, sondern abweisen; Gutritter ist der wackerste und keuscheste Ritter der Welt und dem heiligsten Stamme entsprossen. Ihr habt ja selbst lange auf diesem Schloß seiner Ankunft geharrt. Und soll das nicht gesagt sein, um den Knappen in Schaden zu bringen, sondern weil ich nicht möchte, Ihr thätet etwas, worüber sich Gutritter gegen Euch zu beklagen hätte." — „Gawan," so nahm nun Ginevra, die Königin, das Wort, „ich weiß gar wohl, daß Ihr des Königs Ehre liebet, aber man würde ihn bitter tadeln, so er diesen nicht zum Ritter

ſchlüge, ſintemal er dieſe Gnade niemals einem verſagte. Gutritter wird's wohl zufrieden ſein und müßte ja mehr Scham und Mißbehagen empfinden bei dem Haß eines Knappen, denn eines Ritters; denn einen guten Ritter gab es nie, der nicht weiſe, bedächtig und maßvoll geweſen wäre. Darum ſage ich Euch, er wird das verſtehen, und rathe dem König, dem Knappen den Ritterſchlag zu ertheilen; es brächte ihm große Schande, wenn er es weigerte." — „Fürſtin," ſprach Gawan, „es gefällt mir gut, ſo es Euch alſo beliebet." Der König machte ihn alſo in aller Form und Feierlichkeit zum Ritter, und da ſelber das Ritterhemd angezogen, bezeugten ihm die Ritter des Hofes laut, daß ſie ſeit langer Zeit keinen ſchmuckeren Ritter am Hofe geſehen. Er blieb noch eine gute Weile da und wurde von König und Baronen hoch geehrt. Tag für Tag blickte er nach Gutritter aus, der den Schild holen ſollte; allein dafür waren Zeit und Ort noch nicht gekommen.

62. Da der Knappe ſieht, er komme nicht, beurlaubt er ſich bei König und Königin und allen Rittern des Hofes und entfernt ſich; er gedenkt aber, ſich irgendwo als Ritter zu verſuchen, bis er Nachricht von ſeinem Todfeinde erhalte. So reitet er denn durch die weiten Waldreviere mit einem rothen Schilde, wie ſein Vater, und in voller Wehr, als habe er um ſein Leben zu kämpfen. Nach langer Fahrt gelangt er eines Tags an das Ende eines Waldes und ſieht, wie ſein Weg zwiſchen zwei Bergen hinführt und er nothwendig die tiefe Thalſchlucht paſſiren muß. Indem er in die Ferne blickt, gewahrt er vor ſich einen Baum und darunter drei Jungfrauen, die von ihren Reitthieren geſtiegen ſind. Eine derſelben betet mit lauter Stimme und aus vollem Herzen zu Gott, ihnen bald einen Ritter zu ſenden, der ſie durch dieſen Paß geleiten möge. Clamados hört die Maid beten und reitet auf ſie zu. Als die drei ihn gewahren, haben ſie große Freude und ſtehen vor ihm auf. „Herr Ritter," ſagen ſie, „ſeid uns gegrüßt!" — „Fräulein," entgegnet Clamados, „ich wünſche euch Glück und Heil! Warum wartet ihr hier?" — „Wir harren eines Ritters," antwortet die vornehmſte der Jungfrauen, „uns durch dieſe Schlucht zu helfen, die kein Ritter zu paſſiren wagt." — „Wie heißt der Engpaß?"

— „Es heißt hier das Löwenfeld; denn es liegt ein Leu am Wege, so bösartig und erschröcklich, daß nie jemand eine so wilde Bestie sah. Wohl ist ein Ritter bei dem Leuen, der zwischen diesen Höhen lagert, sehr gut, kühn und stattlich; aber es wagt sich hier doch keiner ohne groß Geleit vorbei, denn der Ritter, welcher den Löwen hütet, ist nicht oft da, sonst hätten wir nichts zu besorgen, weil er ein Mann von guten Sitten und hoher Tugend ist." Blickt Clamados um sich und sieht im Waldesschatten drei an einen Wagen gespannte prächtige Hirsche. „Ha," ruft er aus, „ihr seid die Wagenjungfern! Ihr sagt mir gewiß Kunde von dem Ritter, den ich suche." — „Wen meinet Ihr?" — „Den, der den Schild mit silberweißem und azurblauem Rande und rothem Kreuze tragen soll." — „Ich gehe selber seiner Spur nach," spricht die vornehmste der Frauen; „so es Gott gefällt, erhalten wir bei Zeiten Kunde von ihm." — „Fräulein, das wäre mein Wunsch, und weil auch ihr ihn aufsucht, wie ich, so geleite ich euch durch diese Enge." Die drei Maiden lassen den Wagen voranfahren; der Ritter reitet vorauf. So gelangen sie aufs Löwenfeld und finden eine herrliche Gegend. Clamados' Blick fällt auf einen Rittersaal innerhalb einer Mauereinfassung und sieht er einen Löwen im Thorweg liegen. Sowie selber des Ritters und der Jungfrauen gewahr wird, stürzt er mit gähnendem Rachen und emporgereckten Ohren auf sie zu. „Herr Ritter," ruft die Wagenmaid, „wenn Ihr Euer Roß nicht zu Fuß vertheidigt, so ist es beim ersten Angriff verloren!" Clamados folgt dem Rathe und steigt zu Thal und streckt seine Lanze vor. Springt nun der Leu voller Wuth auf ihn ein; er aber spießt ihn an das Eisen seiner Lanze, und ist der Stoß so wuchtig, daß er ihm den Speer wohl ein Klafter weit durch den Hals sticht. Dann zieht er die Lanze zurück, ohne daß sie bricht, und will ihm noch eins versetzen. Allein der Leu weicht aus, richtet sich auf den Hintertatzen empor, schlägt ihm die Vorderklauen in die Schultern und zerrt ihn an sich. Ist das aber eine gar unsanfte Umarmung, sintemalen er an zwei Stellen den Panzer aufreißt und so viel von dem Fleische mitnimmt, als er umkrallen kann. Der Verwundete verdoppelt seinen Muth; er

umklammert und quetscht den Leuen mit solcher Gewalt, daß er laut zu brüllen beginnt, wirft ihn dann auf die Erde, zieht das Schwert und jagt es ihm durch die Brust ins Herz. Der Leu brüllt auf, daß alle Hügel wiederhallen.

63. Clamados haut ihm den Kopf ab, geht und hängt ihn an die Saalthür und kehrt zu seinem Roß zurück, das er nicht ohne Mühe wieder besteigt. Spricht die Maid zu ihm: „Herr Ritter, Ihr seid schwer verwundet." — „Fräulein," erwiedert er, „so es Gott gefällt, wird es mir nichts machen." Kommt da aber ein Knappe aus dem Saal gelaufen und stürzt ihm nach: „Pfui, Ritter, Ihr habt schändlich daran gethan, den Löwen des menschenfreundlichsten, stattlichsten und tapfersten Ritters in diesem Königreiche zu erstechen und ihm zum Aerger den Kopf ans Portal zu hängen; Ihr habt ihm argen Spott und Hohn angethan." — „Schöner süßer Freund," gibt Clamados zur Antwort, „es mag der Herr ja freundlich und höflich sein, aber der Löwe war schändlich und grausamlich, da er mich und die Vorüberziehenden zerreißen wollte, und hätte ihn Euer Herr anketten sollen, wenn er ihm so theuer war. Ich ziehe es doch vor, ihn zu erstechen, statt mich von ihm erwürgen zu lassen." — „Herr," spricht der Knappe, „es ist keine Straße hier vorbei, und ist das Land in Kriegszustand; denn man will es meinem Herrn nehmen, und für den Fall eines feindlichen Einfalles ließ er den Löwen von der Kette los." — „Und wie heißt Euer Herr, schöner Freund?" fragte Clamados. — „Herr, man nennet ihn Meliot von Logrien, und ist er Gawan suchen gegangen, von welchem er sein Land zu Lehen erhielt und den er sehr lieb hat" (siehe Nr. 28). — „Gawan", spricht Clamados, „ließ ich bei meinem Abschied an Artus' Hof, hatte er aber eben vor, abzureisen, als ich schied." — „Bei meinem Kopf," erwiedert der Knappe, „da wollt' ich, Ihr begegnetet beiden, doch so, daß mein Herr erführe, wie Ihr seinen Löwen erstacht." — „Schöner Freund," sagt Clamados, „ist er ein so humaner Herr, als Ihr mir versichert, wird er mir nicht grollen, dieweil ich die Bestie zur Vertheidigung meines Lebens getödtet habe, und behüte mich Gott vor der Begegnung mit einem Menschen, der mir ein Uebel thäte."

64. Nun zogen Ritter und Jungfrauen durch den Engpaß des Löwenfeldes und näherten sich mählig einem prächtigen Schlosse, so auf weitem Wiesengrund gelegen und von großen Wassern und Wäldern umgeben war, und stand das Schloß alleweile unbewohnt. Sie schlugen die Richtung dahin ein und trafen einen Knappen, der ihnen sagte, daß keine lebende Seele droben zu finden; so sie aber weiter zögen, würden sie Leute genug antreffen nach ihrem Wunsche. So ritten sie voran bis an das Ende eines Waldes und fanden dort eine große Menge Zelte aufgeschlagen; diese standen auf einer weiten Ebene und waren mit einem langen weißen Tuche umspannt, das sich von fern wie eine weiße, gestreifte Mauer ansah und sich wohl eine wälsche Meile weit hinzog. Als sie zum Eingang des Zeltlagers kamen, hörten sie großen Jubel drinnen, und wie sie eintraten, gewahrten sie Damen und Mädchen in großer Zahl und von hoher Schönheit. Der schwer verwundete Clamados stieg hier ab. Man empfing die Wagenmaid mit großer Freude, und zwei Fräulein bewillkommneten auch den Ritter aufs freundlichste. Dieselben führten ihn zu einem Zelte, ließen ihm die Waffen abnehmen und wuschen zart und schonend seine Wunden. Darauf brachten sie ihm ein kostbares Feierkleid, welches er anziehen mußte; so geleiteten sie ihn vor die Damen der Zelte, welche ihn sehr zuvorkommend begrüßten. „Edle Frau," nahm die Wagenmaid, sich an die Vornehmste wendend, das Wort, „dieser Ritter hat mir das Leben gerettet; denn er hat den Löwen erlegt, dessenthalben viele Leute nicht wagten, zu Euch zu kommen; freuet Euch mit mir darüber." — „Meine Freude kann nicht größer sein, als sie ist, sintemal wir Gutritter, welcher geheilt ist, von Tag zu Tag hier erwarten; er ist der Gegenstand meines sehnlichsten Verlangens." — „Wen nennet Ihr Gutritter?" fragte Clamados rasch. — „Den Sohn der Wittib aus den Thälern von Kamaloth." — „Wie, edle Frau, sagt Ihr, daß er herkommt, weiß man das?" — „So vermeine ich." — „Frau, mir ist das keine geringere Freude, und möge Gott es fügen, daß er bald komme!" — „Herr Ritter, wie heißet Ihr?" — „Frau, man nennt mich Clamados, und ich bin Sohn des Herrn vom Schatten-

walde." Auf dieses Wort schlägt sie ihm ihren Arm um den Hals, küßt und umarmt ihn sehr zärtlich und spricht dann: „Wundert Euch nicht über mein Entzücken; denn Ihr seid der Sohn meiner Schwester, und habe ich keinen so nahen Anverwandten mehr als Euch. Ich will, daß Ihr über mein Land und meine Person gebieten sollet; denn das ist recht und billig." Die Damen bezeigen alle große Freude, da sie vernehmen, daß er der Herrin der Zelte so nahe blutsverwandt sei. Er aber verweilt alldort, bis er geheilt und hergestellt ist, um die Ankunft des Ritters abzuwarten, von dem er Nachricht erhalten hat. Es wunderten sich die Frauen inzwischen nicht wenig, daß derselbe nicht erschien; war doch die Jungfrau, die ihn verpflegt, dagewesen und hatte versichert, sein Arm sei allbereits geheilt; doch Lanzelot sei noch nicht hergestellt und weile noch in der Klause. — —

65. Diese hohe Sage bezeuget und erzählet, wie daß Josephus, von dem die Kunde stammet, der erste Priester war, welcher den Leib unseres Herrn darbrachte, und derowegen verdienen alle Worte, welche von ihm ausgingen, vollen Glauben. Ist euch aber zu wissen gethan geworden, daß Parzival vom Stamme Josephs von Arimathäa war, den unser Herr von wegen der Kreuzesabnahme so sehr liebte, daß er sich würdigte, ihn aus dem Gefängniß des Pilatus wieder zu befreien. Wegen so vornehmer Herkunft Gutritters soll man nun auch alles, was seine Geschichte anlangt, mit Freuden berichten und erzählen hören. Nun meldet uns die Sage, daß er ganz gesund und wohlbehalten die Einsiedelei verlassen hatte (siehe Nr. 60). Blieb aber Lanzelot dorten, in Anbetracht der Wunde, die noch nicht ausgeheilt war, und hatte er diesem das Wort geben müssen, sobald möglich zu ihm zurückzukehren.

Parzival reitet also in blanker Rüstung durch den Wald und gelangt um die Zeit der Dämmerung an dessen Ausgang und erblickt gegenüber ein schönes, gutgelegenes Schloß. Er wendet sich dorthin, sintemalen die Sonne schon untergegangen ist. Sowie er anlangt und absteigt, tritt ihm der Herr, ein stattlicher, rother Ritter mit tückischem Blicke und narbenvollem Gesicht, entgegen.

Außer ihm und seinem Gesinde ist kein Ritter da. Indes der Gast absitzt, eilt jener zu dem Thor und verriegelt es. Parzival nähert sich freundlich und grüßt ihn. „Und Ihr," so lautet der Gegengruß, „sollet den gebührenden Lohn bekommen, ehedenn Ihr dieses Schloß wieder verlasset; denn Ihr seid mein Todfeind. Traun, Ihr seid keck genug, hier einzureiten, und habt doch meinen Bruder, den Herrn der Schatten, erschlagen. Ich bin Chaos der Rothe, der Eure Mutter bekrieget und ihr auch dieses Schloß abgenommen hat. Fürwahr, es kostet Euch das Leben, ehedenn Ihr scheidet." — „Ich bin nur auf diese Burg gekommen," entgegnet Parzival, „um bei Euch ein Nachtquartier zu finden; es bringt Euch gar große Schande, so Ihr mir ein Leid anthut. Nein, gebt mir Herberge für die Nacht, wie es ein Ritter dem andern schuldet. Morgen beim Abschied zeige jeder von uns, was er kann." — „Bei meinem Haupte," ruft Chaos, „meinen Todfeind will ich nicht zu Gast haben, es sei denn als Leiche." Eilt er sofort in den Saal hinauf, legt hastig den Harnisch an, nimmt das blanke Schwert in die Faust und kehrt auf den Platz zurück, wo Parzival steht. Diesem ist das Herz schwer beklommen ob der Mittheilung des Ritters, daß er seine Mutter befehdet und ihr diese Burg entrissen habe. Wirft er zornig seine Lanze zur Erde und tritt ihn zu Fuße an und versetzt ihm so gewaltige Schläge auf den Helm und auf Schultern und Brust, daß er ihm die Ringe des Panzers durchbohrt und auf zwei Finger Breite das Fleisch wegschneidet und dreimal zum Wanken bringt. Da Chaos der Rothe sich verwundet fühlt, ärgert es ihn und rennt er Parzival an und versetzt ihm so wuchtige Hiebe auf den Helm, daß die Funken sprühen, und der Kopf des Getroffenen sich niederbeugt, und die Augen Blitze schießen. Und fallen die Schläge so machtvoll auf den Schild nieder, daß sie ihn bis zur Nabe spalten. Parzival fühlt seinen Hals also belastet, daß er die furchtbare Kraft des Ritters inne wird. Er wirft sich auf ihn und vermeint ihn oben aufs Haupt zu treffen; allein Chaos springt zur Seite, und Parzival folgt der Bewegung, erreicht eben noch den rechten Arm und haut ihn hart an der Seite herunter, mitsammt dem

Schwerte, das auf den Grund fliegt. Chaos stürzt sich noch einmal auf ihn und hofft ihn mit dem linken Arm zu packen, doch seine Kraft ist gebrochen, und so gern er sich gerächt hätte, es geht nicht mehr an. Parzival aber greift ihn von neuem an und versetzt seinem grimmigen Feinde einen zweiten so furchtbaren Hieb auf den Kopf, daß das Hirn nach allen Seiten verspritzt.

Inzwischen standen Jungfern und Knechte am Fenster des Rittersaales, und da sie sahen, wie ihr Herr dem Tode nahe war, riefen sie Parzival zu: „Herr, Ihr habt den kühnsten und gefürchtetsten Ritter im Königreich Logrien getödtet. Doch wir können nichts dagegen sagen; wir wissen wohl, daß diese Burg Eurer Mutter gehörte und Euer Eigenthum werden sollte. Wir vertheidigen dieselbe nicht, sondern über alles hier auf der Burg möget Ihr nach Belieben schalten. Gestattet aber, daß wir hinabkommen zu unserm Herrn, der da todt liegt, damit wir seinen Leichnam aufnehmen und an einen angemessenen Platz bringen; das heischet ja seine ritterliche Ehre und unsere Pflicht." — „Es wird Euch mit Freuden gewährt", erwiederte Parzival. Trugen sie also die Leiche zu einer Kapelle, nahmen ihr die Waffenstücke ab und bahrten sie auf. Dann führten sie den Gast in den Saal, nahmen seine Waffen in Empfang und sprachen zu ihm: „Herr Ritter, Ihr mögt für sicher wissen, daß nur wir zwei Knechte und zwei Jungfern hier wohnen; das Thor ist verriegelt, und hier sind die Schlüssel, die wir Euch einhändigen." — „So befehle ich euch," sprach Parzival, „baldigst zu meiner Mutter zu gehen und ihr zu melden, daß sie mich in Kürze sehen werde, wenn ich es so fügen kann; grüßt sie mir und sagt ihr, daß ich gesund und wohl bin. Aber wie heißet dieses Schloß?" — „Herr, es heißet der Schlüssel Wälschlands; denn es ist des Landes Eingang." Ruhte nun Parzival die Nacht auf dem Schlosse, das er seiner Mutter wiedererobert hatte, und in der Frühe, nachdem er sich gewappnet, zog er wieder ab. Jene verhießen ihm, das Schloß treu zu bewachen und es seiner Mutter pflichtmäßig zur Verfügung zu stellen.

66. Er aber ritt voran, bis er zu den Zelten kam, wo die Damen weilten; hier zog er die Zügel an und lauschte. Es herrschte

nicht mehr dieſelbe Freude, als da die Wagenmaid und der Ritter eintrafen, vielmehr vernahm er laute Trauer und Zuſammenſchlagen der Hände. Dachte er, welche Leute das ſein möchten, und wollte nicht weggehen, ohne eingetreten zu ſein. Steigt er alſo mitten vor dem Zelte ab, lehnt Schild und Lanze an und gewahrt nun die Frauen, wie ſie die Hände ringen und ſich das Haar ausraufen, und wundert ſich ſehr, was es für einen Grund haben möge. Eine Jungfer tritt vor, die von eben dem Schloſſe gekommen, wo er den Ritter erſchlug: „Herr Ritter," ruft ſie, „zu Eurer Schande und zu Eurem Unheil gereiche Eure Ankunft hierſelbſt!" Parzival blickt ſie an und ſtaunt über ihre Worte. Die aber ruft lauter: „Edle Frau, ſeht hier den Mann, welcher den beſten Ritter Eures Blutes erſchlagen hat! Und Ihr, Clamados drüben, hört es, dieſer hat Euch Vater und Oheim erſchlagen; nun wird man ſehen, was Ihr thuet!" Kommt auch die Wagenmaid und erkennt Parzival an dem Schild von Sinopel mit dem weißen Hirſche. „Herr Ritter," ſpricht ſie, „ſeid mir willkommen! Wer immer hier trauert, ich will mich über Euren Beſuch erfreuen." Darauf führt die Maid ihn zu einem Zelte, läßt ihn auf einem koſtbaren Ruhebette niederſitzen, ihm von ihren beiden Jungfrauen die Waffen abnehmen und ein prächtiges Gewand reichen. So führt ſie ihn nun der Zeltkönigin zu, die noch in tiefer Trauer daſteht. „Edle Herrin," ſagt die Wagenmaid, „beruhigt Euren Schmerz. Seht hier Gutritter, um deſſentwillen die Zelte hier aufgeſchlagen wurden, und auf den Ihr Euch bis zur Stunde gefreut habt." — „Ach," ruft die Königin aus, „iſt dieſer der Wittib Kind?" — „Ja gewiß", ſagt die Maid. — „Ach, ſo hat er mir den beſten Ritter meines Stammes getödtet, der mein Hort gegen alle meine Feinde war!" — „Edle Frau, dieſer wird uns beſſer zu ſchützen und zu vertheidigen verſtehen; denn er iſt, wie der ſchönſte, ſo der beſte Ritter der Welt." Nun faßt die Königin ſeine Hand und lädt ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. — „Herr Ritter," beginnt ſie, „was immer geſchehen iſt, mein Herz gebeut mir, große Freude bei Eurer Ankunft zu empfinden." — „Edle Frau, habt Dank! Chaos verſuchte mich auf ſeinem

Schlosse zu tödten, und ich wehrte es ihm nach besten Kräften." Schaut ihm die Königin ins Gesicht und wird von solcher Zuneigung und Liebe zu ihm ergriffen, daß sie ihm wie einem Bruder um den Hals fallen möchte. — „Herr Ritter," spricht sie zu ihm, „wenn Ihr mir Euer Wohlwollen schenken wolltet, so würde ich Euch gern den Tod Chaos des Rothen nachsehen." — „Edle Frau," entgegnet er, „ich möchte Euer Wohlwollen gern verdienen, und das meinige besitzet Ihr." — „Wie werde ich des inne werden?" — „Edle Frau, ich will es Euch sagen. Es lebt kein Ritter in der Welt, oder ich wollte Euch nach bestem Vermögen gegen ihn schützen, falls er Euch bedrängte." — „Dieses Wohlwollen, Herr, müssen alle Ritter gegen eine Frau bethätigen, Ihr würdet ein Gleiches für jede andere thun." — „Mag sein, Frau, doch leistet man immer seine Hilfe lieber an dem einen als an dem andern Orte." Wünschte aber jene Königin, Parzival hätte sich vertraulicher gegen sie geäußert, als er that. Je länger sie ihn anschaute, desto stattlicher erschien er ihr, desto mehr entzückten sie seine Vorzüge, und desto mehr wünschte sie, Zeichen seiner Liebe zu erhalten. Allein Parzival denkt nicht daran, ihr oder einer andern eine Liebe dieser Art zuzuwenden. Auch ihm gefällt der Anblick der Königin, weil sie von hoher Schönheit ist; aber er sagt ihr kein Wort, aus dem sie hätte entnehmen können, er sei ihr mit besonderer Liebe zugethan. Dennoch vermag sie Herz und Auge nicht von ihm abzuwenden, noch sich der Zuneigung zu ihm zu entschlagen. Die anderen Damen schauten verwundert auf sie, da sie so bald ihrer Trauer vergessen hatte.

67. Nun aber erscheint Clamados. Man hat ihm mitgetheilt, es sei der Ritter da, der als Knabe seinen Vater tödtete und später seinen Oheim erschlug (Nr. 61. 65). Wie er ins Zelt tritt, sieht er Parzival an der Seite der Königin sitzen, die ihn zärtlich anblickt. „Edle Frau," ruft er, „Ihr bereitet Euch selber große Schande, da Ihr Euren Todfeind und meinen an Eurer Seite sitzen lasset; da wird inskünftig niemand mehr auf Eure Liebe und Hilfe bauen dürfen!" — „Clamados," entgegnet die Fürstin, „er ist zufällig in mein Lager gekommen; da darf ich ihm doch nichts

Böses anthun, sondern muß ihm Herberge und Pflege angedeihen lassen. Er hat auch nichts begangen, weswegen man ihn des Mordes oder Verrathes beschuldigen könnte." — „Frau," fällt Clamados ein, „er tödtete meinen Vater im einsamen Walde und zwar ohne Herausforderung, und durchbohrte ihm den Leib mit einem Jagdspeer, und werde ich nie rasten, ich habe ihn denn gerächt. Drum biete ich ihm Fehde und ersuche Euch, daß Ihr mir mein Recht wahret, nicht als einem Verwandten, sondern als einem Fremden; denn ich wünsche selbst, daß die Verwandtschaft hierbei nicht ins Spiel komme." Parzival mustert inzwischen den Ritter und findet, daß er groß, wohlgebaut und stattlich sei. — „Schöner Herr," beginnt er, „ich muß mich vor Euch vom Verrathe reinigen. Wißt, daß ich weder gegen Euren Vater noch jemand anders auch nur den Gedanken des Verrathes hegte, und bewahre mich Gott vor solcher Gemeinheit und stärke mich, daß ich solche Schande von mir fernhalte!" Clamados tritt vor, um ihm den Fehdehandschuh zu bieten. — „Bei meinem Haupt," ruft die Königin, „es werden heute hier keine Pfänder ausgetauscht. Aber es kommt morgen noch ein Tag und mit ihm guter Rath; dann soll männiglichen sein Recht werden." Clamados ist zornentflammt, und je höher die Fürstin Parzival zu ehren sich bestrebt, desto tiefer betrübt er sich und spricht es laut aus, es dürfe hinfüro keiner mehr einer Frau vertrauen. Doch ist sein Tadel ungerecht; denn alles gibt ihr die Liebe ein zu dem, den sie als den besten und schönsten Ritter erkennt. Um so mehr ängstigt sie sich darüber, daß sie an ihm keinerlei Zeichen vertraulicher Freundschaft erfinden kann, weder in Worten noch Werken. Das macht sie untröstlich.

68. Die ganze Gesellschaft ruhte die Nacht im Zeltlager bis zur Morgenfrühe, da sie einer Messe in einer Kapelle anwohnten. Nach Absingung derselben erschien ein Ritter in voller Wehr mit einem weißen Schilde am Hals. Er stieg in der Mitte der Zelte ab, schritt, gerüstet wie er war, auf die Fürstin zu und sprach: „Edle Frau, ich erhebe Klage gegen einen Ritter allhier, welcher meinen Löwen schlug, und so Ihr mir kein Recht verschaffet, wälze

ich auf Euch den Haß, den ich gegen ihn trage, und versichere Euch meiner Rache auf alle mir mögliche Weise. Drum bitte und ersuche ich Euch, edle Frau, bei der Liebe zu meinem Herrn Gawan, dessen Vasall ich bin, mein Recht nicht zu beugen." — „Wie heißet der Ritter?" frug die Königin. — „Frau," sprach er, „Clamados vom Schattenwalde, und meine ich ihn dort zu erblicken; denn ich kannte ihn als Knappen." — „Und Euer Name, Herr?" — „Madame, man nennet mich Meliot von Logrien." — „Clamados," sagte die Königin, „höret Ihr, was dieser Ritter spricht?" — „Wohl, edle Frau, aber nochmals muß ich Euch bitten, mir selbst Recht gegen den Ritter zu verschaffen, der mir den Vater und Oheim tödtete." — „Edle Frau," sprach wieder Meliot, „ich muß mich bald empfehlen; ich weiß nicht, gegen welchen Ritter er den Kampf begehrt, aber ihn selber fordere ich wegen roher Gewalt ob des mir erschlagenen Löwen." Er hob den Schoß seines Harnisches empor: „Madame, seht hier das Pfand, das ich ihm biete!" — „Clamados," sprach die Fürstin, „vernehmt Ihr das Wort dieses Ritters?" — „Frau, ich höre es; es ist die Wahrheit, daß ich den Löwen tödtete, aber der griff mich zuerst an und brachte mir die Wunden bei, die man mir hier geheilt hat. Allein Ihr begreift, daß der Ritter, der gestern Abend herkam, mir mehr Böses anthat, als ich diesem hier. So ersuche ich Euch denn, daß ich dafür zuerst Rache nehmen darf." — „Ihr höret ja, Herr Ritter, daß der eben in voller Rüstung Eingetroffene sich sofort entfernen will; findet Euch gleich mit ihm ab, später denken wir an das übrige." — „Großen Dank, Fürstin," sprach Meliot, „Gawan wird es Euch gedenken; denn er schlug mir den Löwen todt, so mich gegen alle meine Feinde sicher stellte, und war auch der Weg zu Euren Zelten nicht so gefährdet, so lange mein Löwe Wache hielt, dessen Kopf er mir zum Aerger an mein Thor hing." — „Wegen des Löwen", versetzte die Königin, „hat er Euren Zorn nicht verdient, wenn er ihn zur Selbsthilfe erschlug, und weigere ich Euch also an meinem Hof Euer Recht gar nicht, auch hättet Ihr keine Schande davon, falls Ihr dem Kampfe entsagtet." — „Edle Frau," fiel Clamados ein, „bittet ihn darum

nicht, dieweil er sich also darnach sehnt, und will ich ihm gern seinen Willen thun, und ersuche Euch angelegentlichst, mir von dem andern Ritter Genugthuung zu verschaffen." — „Ich will so handeln," schloß die Königin, „daß mir aus diesem Handel kein Tadel erwächst."

69. Clamados ließ sich die Waffen reichen, stieg zu Pferde und stellte sich kühn und muthig zum Kampfe. Mitten im Zeltlager war ein ansehnlicher ebener Platz; hier fand er in voller Rüstung Meliot von Logrien, einen stattlichen, kampfgeübten Ritter. Damen und Mädchen umstanden den Platz. „Herr," sprach die Fürstin zu Parzival, „ich wünsche, daß Ihr der Feldwart dieser zwei Ritter seiet." — „Edle Frau," entgegnete er, „nach Eurem Wohlgefallen." Meliot sprengt zornvoll auf Clamados ein, und dieser auf ihn. Die Lanzen schlagen auf die Schilde, die Eisenspitzen fahren hindurch, bohren sich durch den Harnisch und verwunden beide, so daß ihnen das Blut auf die Erde rinnt. Sie ziehen sich zum zweiten Anlauf zurück; denn ihre Lanzen sind unverletzt geblieben. Abermal prallen sie wuthentbrannt aufeinander, stoßen sich die Lanzen auf die Brust und reißen sich das Fleisch vom Leibe; der Harnisch deckt sie schlecht. Ist aber die Erschütterung so furchtbar, daß Reiter und Rosse zu Boden stürzen. Großes Mitleid erfaßt die Königin und ihre Frauen, da sie die schweren Wunden der Ritter gewahren. Doch diese springen wieder auf die Füße und werfen sich mit blankem Schwerte aufeinander, so wuchtig sie nur vermögen. „Herr," spricht nun die Fürstin zu Parzival, „scheidet die beiden Ritter, damit nicht einer den andern tödte; denn sie sind allbereits schwer verwundet." Parzival geht, sie zu trennen, und wendet sich an Meliot von Logrien: „Herr Ritter, zieht Euch zurück, es ist genug geschehen." Auch Clamados fühlt, daß er an zwei Stellen schwer verwundet, und die Wunde auf der Brust sehr tief sei; er zieht sich also zurück. Tritt nun die Königin näher: „Schöner Neffe, seid Ihr schwer verwundet?" — „Ja, edle Frau, das bin ich." — „Fürwahr, das thut mir leid; doch ich sah auch nie einen kampfbegierigen Ritter, dem nicht einmal etwas zugestoßen wäre; es gelingt nicht

allezeit, sein Recht zu verfolgen." Läßt sie ihn nun auf seinem Schild in ein Zelt tragen und die Wunden besichtigen, und findet man, daß die eine Wunde ohne Bedeutung, die andere aber bedenklich und gefährlich ist. „Madame," beginnt Clamados, „noch jetzt muß ich Euch vielmals bitten, den Ritter, der meinen Vater tödtete, nicht fortgehen zu lassen, dafern er nicht sichere Bürgschaft seiner Wiederkehr stellt gleich nach meiner Genesung." — „Ich will alles thun nach Eurem Wunsche."

Ging die Fürstin weiter zum andern Verwundeten, der im Namen Gawans Beschwerde geführt hatte, ließ auch seine Wunden untersuchen, und sagte man, er sei minder schwer verwundet als Clamados. Sie befahl dann sorgliche Behandlung und Pflege. Zu Parzival aber sprach sie: „Herr Ritter, Ihr müßt Euch hier verweilen, bis daß mein Neffe geheilt ist; Ihr wißt selbst, wessen er Euch beschuldigt, und ich möchte nicht, daß Ihr mit Schande abzöget." — „Edle Frau, ich will ohne Euren Urlaub nicht abreisen, und bin bereit, mich von jedem Tadel zu reinigen allemal, da Zeit und Ort solches erheischen. Doch darf ich unmöglich so lange hier säumen; indessen gebe ich Euch mein Wort, daß ich vierzehn Tage nach seiner Heilung mich wieder stelle." — „Herr Ritter," fiel die Wagenmaid ein, „ich bleibe als Bürge für Euch hier." — „Aber so bittet Ihr ihn denn," sprach die Königin, „nicht fortzugehen." — „Edle Frau, ich kann nicht länger verziehen; ich ließ Lanzelot schwer verwundet in der Klause meines Oheims." — „Herr," entgegnete sie, „ich wollte, es sagte Euch ebenso zu, hier zu verweilen, als dies mir gefiele." — „Frau, es dürfte niemanden mißfallen, bei Euch zu bleiben; aber auch sein Wort muß man nach bestem Vermögen einlösen. Ich gab Lanzelot das meine als Pfand baldiger Rückkehr, und darf man an einem so guten Ritter, wie er ist, nicht zum Lügner werden." — „So versprechet mir, sobald möglich wieder herzukommen, oder mindestens zur Zeit, da Ihr erfahret, Clamados sei geheilt, damit Ihr Euch gegen die Anschuldigung des Verrathes vertheidiget." — „Edle Frau, und wenn er stirbt, bin ich dann frei?" — „Ja, Herr, wenn Ihr nicht mir zulieb zurückkehren wollet; Euer Besuch wäre

mir doch sehr angenehm." — „Frau, es wird nie ein Tag erscheinen, da mein Dienst Euch nicht zu freier Verfügung stände, falls ich mich an einem Orte aufhalte, wo Ihr desselben bedürfen möget." Damit nimmt er Abschied und zieht voll bewaffnet ab. Die Wagenmaid befiehlt ihn Gott. Er aber eilt von dannen und reitet des Tages so weit, bis er zur Einsiedelei seines Oheims gelangt. Bei der Ankunft vermeint er, Lanzelot zu finden, aber der Oheim sagt ihm, er sei, von seinen Wunden völlig geheilt, abgezogen. Diese Nachricht schmerzt ihn sehr, er hätte ihn gern gefunden; hinwiederum freut ihn das Wort, er sei, von Wunden und Krankheit frei, abgereist. — —

70. Eine neue Märe vom Gral hebt hier an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Die Sage schweiget von Parzival und erzählet von Lanzelot, wie er fortritt durch einen Wald, bis er am Ende einer Wiesenflur ein Schloß zur Seite der Straße fand und am Eingang desselben einen alten Ritter mit zwei Fräulein gewahrte. Er wendet sich dorthin. Ritter und Damen erheben sich vor ihm; er steigt zu Thal. — „Herr Ritter," grüßt der Hintersasse, „seid uns willkommen!" Die Fräulein bezeigen ihm große Freude und geleiten ihn aufs Schloß. „Herr," beginnt der Ritter wieder, „uns that Eure Ankunft noth." Er führt ihn in den Saal hinauf und läßt ihm die Waffen abnehmen. „Herr, nun möget Ihr sehen, wie beklagenswerth die Lage dieser Mädchen, meiner Kinder, ist: man will ihnen dieses Schloß nehmen, dieweil sie nicht Hilfe noch Schutz haben, außer von mir. Meine Kraft aber ist nicht mehr groß; ich bin alt und schwach, und mein Stamm ausgestorben. Schon lange konnte ich keinen Ritter mehr finden, der mich gegen einen gewissen andern, welcher mir dieses Schloß entreißen will, zu vertheidigen wagte. Ihr aber scheint mir von solcher Tüchtigkeit, daß Ihr uns morgen wohl vertheidigen könntet; die Waffenruhe geht heute Nacht zu Ende." — „Wie," spricht Lanzelot, „ich bin nur um Quartier hier eingeritten, und Ihr wollt mich so bald in einen Kampf verwickeln?" — „Herr," spricht der Hintersasse, „hier kann es sich bewähren, ob Ihr so viel Tapferkeit besitzt, wie es den

Anschein hat. Wenn Ihr das Leben dieser Mädchen, meiner Töchter, schützt, so erwerbt Ihr die Liebe Gottes und das Lob der Welt." Nun fallen ihm jene weinend zu Füßen und flehen ihn um Erbarmen an, damit man sie nicht enterben möge. Er hebt sie rasch wieder auf, von Mitleid gerührt: „Fräulein, ich helfe euch nach bestem Vermögen; darf aber der Verzug nicht zu lang werden." — „Herr Ritter," sagen sie rasch, „der Tag ist morgen. Hätten wir morgen dem, der dieses Schloß befehdet, keinen Ritter entgegenzustellen, so wäre es verloren. Unser Vater aber ist ein alter Ritter und ermangelt der rüstigen Kraft, uns zu schützen, und unsere ganze Sippe ist ausgestorben und hingeschwunden. Traf uns aber dieser Haß unseres Feindes um Gawans willen, den wir beherbergten." [1]

71. Lanzelot blieb für die Nacht im Schlosse und wurde bestens besorgt und hoch geehrt. Des andern Morgens nach Anhörung der Messe legte er die Waffen an, lehnte sich dann ins Fenster des Saales und sah, wie das Burgthor noch geschlossen und verriegelt war, hörte aber draußen ein Horn dreimal sehr laut blasen. „Herr Ritter," sprach der Sasse, „er ist da, er versieht sich keiner Abwehr." — „Die soll er aber gewahr werden, bei meinem Haupt! so es Gott gefällig." Ein zweites Mal ertönt das Horn. „Höret," sprach der Sasse, „der Mittag ist nahe und vermeint er, es werde ihm keiner entgegentreten." Nun geht Lanzelot hinab, findet sein Roß gesattelt und besteigt es ungesäumt. Die Mädchen halten ihm den Stegreif und beschwören ihn beim Himmel, er möge darauf bedacht sein, ihre Ehre und Stellung zu schützen; wo nicht, so müßten sie als Bettler in ein anderes Land entfliehen. Mittlerweile stößt der Ritter abermals ins Horn. Lanzelot will nun nicht länger säumen, da er den wiederholten Hörnerschall vernimmt, sondern reitet, ganz bewaffnet, den Schloßhof hinunter, die Lanze in der Faust, den Schild am Hals. Er sieht den Ritter in voller Wehr am Brückenkopf unter einem Baume halten. Lanzelot

[1] Es ist das Ballschloß gemeint, wo der Zwerg Gawan grollte. Nr. 43.

sprengt ihm entgegen. Der Feind gewahrt ihn und ruft: „Herr Ritter, was beginnt und begehrt Ihr? kommt Ihr als mein Feind?“ — „Jawohl, sintemal Ihr diese Burg bedrängt; ich biete Euch Fehde im Namen des Sassen und seiner Töchter.“ Damit stürmt er auf den Ritter ein, jagt ihm die Lanze in den Schild und der Ritter ihm; doch Lanzelots Eisen fährt mitten durch mit solcher Wucht, daß es ihm den Arm an die Seite preßt und ihn selbst rücklings übers Pferd hinabwirft. Dann springt er mit gezücktem Schwert auf ihn los. „Ha!“ ruft der Gegner, „tretet zurück, laßt mich frei, tödtet mich nicht; bei Eurer Gnade, sagt mir Euren Namen!“ — „Was soll Euch mein Name, Ritter?“ — „Herr, ich wünsche ihn zu wissen, sintemal Ihr ein wackerer Ritter scheint; das hab' ich beim ersten Anprall wohl erprobt.“ — „Ritter, man nennt mich Lanzelot vom See, und wie heißet Ihr?“ — „Herr, ich heiße Marin von dem Gumbert, bin Vater Meliots von Logrien. So bitte ich Euch denn bei dem, was Euch in der Welt das Liebste ist, mir nicht das Leben zu nehmen.“ — „Das geschieht nur, wenn Ihr den Haß gegen dieses Schloß fahren lasset.“ — „Meiner Treu, ich geb' ihn auf, verschont mich; ich verbürge Euch, daß es von meiner Seite nichts mehr soll zu befürchten haben.“ — „Noch glaube ich es Euch nicht, wenn Ihr nicht mit hinaufreitet.“ — „Herr, Ihr habt mich schwer verwundet, ich kann nicht mehr ohne große Mühe aufsitzen.“ Hilft ihm nun Lanzelot aufs Pferd und führt ihn mit sich aufs Schloß. Hier läßt er ihn dem Ritter und seinen Töchtern Abbitte leisten und ihnen Schild und Rüstung übergeben und dann auf die Heiligthümer schwören, er wolle sie nimmer mehr befehden. Lanzelot übernimmt bis auf Weiteres die Obhut des Schlosses, und Marin kehrt nach dem Gumbert zurück. Der Hintersasse aber und seine Töchter sind voll Freude und Jubel.

72. Nun meldet die Sage weiter, daß Lanzelot durch fremde Länder und Wälder zog, Abenteuer zu suchen. Gelangte er aber einstmals auf eine weite Ebene vor einer Stadt, die einer hohen Herrschaft angehören mußte. Indem er durch das offene Feld voranritt und dann auf den Wald zurückblickte, sah er, wie die

ganze schöne Fläche ein sehr vernachlässigtes Aussehen hatte. Er zieht quer hinüber, der Stadt zu, und siehe da, es kommt ihm aus den Thoren derselben eine große Menschenmenge entgegengeschritten. Lauter Gesang und lärmende Musik von Trommeln und Fiedeln und mancherlei Instrumenten geht dem Zuge voran, genau desselben Weges, den er kommt. Da die ersten sein ansichtig werden, bleiben sie stehen und verdoppeln ihren Jubel. „Herr Ritter," rufen sie ihm entgegen, „seid uns willkommen!" — „Liebe Leute, wem bereitet ihr diesen jubelnden Empfang?" — „Das werden Euch die nachreitenden Herrschaften erklären." Nun erscheinen die Prälaten und Herren der Stadt und nähern sich Lanzelot. „Herr Ritter," beginnen sie, „all dieser Jubel gilt Euch; all diese Instrumente erklingen ob Eurer freudenreichen Ankunft!" — „Warum das um meinetwillen?" — „Herr, Ihr erfahrt es bald. Diese Stadt begann zu brennen und einzustürzen an einem ihrer Enden seit der Stunde, da unser König starb. Das Feuer kann nicht erlöschen und gedämpft werden, bis daß wieder ein König die Stadt mit ihrem Gebiete beherrscht. Dann wird sich nach Jahresfrist der Brand von selber legen und aufhören; auf andere Weise kann ihm kein Einhalt gethan werden. Sind wir also Euch entgegengegangen, um Euch die Königswürde anzutragen, dieweil uns gemeldet worden, Ihr seiet ein trefflicher Rittersmann." — „Ihr Herren," entgegnet Lanzelot, „eine solche Herrschaft brauche ich nicht und wolle mich Gott vor selber bewahren." — „Herr Ritter, Ihr sträubt Euch umsonst, sintemal Ihr in unser Land gekommen seid. Es wäre sehr schade, wenn ein so ansehnliches Gebiet, wie Ihr es übersehen könnt, durch die Schuld eines einzelnen Menschen verheert würde. Wisset, daß die Herrlichkeit sich weithin erstreckt, und dürfet Ihr sie nicht gering anschlagen. Zum Schluß des Jahres werdet Ihr *im Feuer gekrönt* und rettet so Stadt und Volk und erntet Lob und Preis."

73. Lanzelot verwundert sich gar sehr über solche Reden. Der Zug nimmt ihn in die Mitte und geleitet ihn in die Stadt. Damen und Kinder sind an die Fenster der hohen Häuser ge-

ſtiegen[1]; ſie legen große Freude an den Tag und eines ſpricht zum andern: „Seht da den neuen König, den man einführt; nun wird in Jahresfriſt der Brand erlöſchen.“ — „Ach Gott,“ ſprechen die meiſten, „wie iſt's ſchade um einen ſo ſtattlichen Ritter, wenn er in ſolcher Weiſe endet!“ — „Schweigt doch,“ entgegnen die anderen, „vielmehr iſt's ein Glück, wenn eine ſo anſehnliche Stadt, wie dieſe, durch ſeinen Tod gerettet wird; im ganzen Land wird man für ſeine Seele beten laſſen immerdar.“ Nun führt man ihn unter Jubelliedern zum Palaſte und erklärt ihm, daß man ihn zum König krönen wolle. Lanzelot findet den Saal ganz beſtreut und mit koſtbaren Seidentüchern ausgeſchlagen. Die Herren der Stadt ſtehen ſchon bereit, ihm zu huldigen. Doch er weiſt es barſch ab: „Ich will Euer König und Herr unter ſolchen Umſtänden nimmer ſein.“ Da kommt eben ein Zwerg in die Stadt und mit ihm eine Dame, wie man kaum eine ſchönere in irgend einem Lande findet. Fragt der Zwerg, was ſo großer Lärm und Jubel in der Stadt bedeute. Man erzählt ihm, wie daß man den Ritter zum König machen wolle, dieſer aber ſich deſſen weigere, und was es für eine Bewandtniß mit dem Brande habe. Zwerg und Dame ſteigen ab und gehen die Stufen des Palaſtes hinan. Jener ſpricht die Herren der Stadt und die Vornehmſten an: „Ihr Herren, ſintemalen dieſer Ritter euer Fürſt nicht ſein will, ſo biete ich mich bereitwillig an; ich will die Stadt nach eurem Wohlgefallen verwalten und alles thun, was ihr verordnet.“ — „Meiner Treu,“ lautet die Antwort des Vornehmſten, „anerwogen dieſer Ritter die Würde ausſchlägt und du ſie gern annimmſt, ſo wird man ſie dir übertragen, und mag er frank und frei ſeines Weges ziehen.“ Dann ſetzen ſie dem Zwergmännlein die Krone aufs Haupt; Lanzelot äußert laute Zuſtimmung; dann aber nimmt er vom neuen König Abſchied und befiehlt ihn Gott. Er beſteigt ſein Roß, reitet in blanker Rüſtung durch die Straßen zurück und hört Frauen und Mädchen ſagen, daß er aus Furcht vor dem frühen Tode nicht König ſein wolle. Er aber iſt wohlgemuth, ſobald er die Stadt wieder hinter ſich hat.

[1] Die Fenſter der Ritterburgen waren ſehr hoch.

74. Er ritt in einen Wald hinein und rüstig voran, bis der Tag zur Neige ging. Da erschaute er vor sich eine Einsiedelei, ganz frisch eingerichtet und Haus und Kapelle neu aufgebaut. Er lenkte sein Roß dahin, um Herberge zu suchen. Der Einsiedler, welcher noch jung war und ohne Bart an Kinn und Wange, trat aus der Kapelle: „Herr," so rief er Lanzelot entgegen, „seid willkommen!" — „Euch alles Heil und Glück!" erwiederte Lanzelot; „noch nie sah ich einen so jugendlichen Eremiten, wie Ihr seid." — „Herr Ritter, ich bereue nur, nicht früher hierher gekommen zu sein." Darauf ließ er das Roß in den Stall setzen und führte ihn selbst in die Klause. Hier hieß er ihn die Waffen ablegen und sich's bequem machen. „Herr Ritter," so nahm der Einsiedler das Wort, „könntet Ihr mir Nachricht geben von dem Ritter, der lange Zeit bei einem Eremiten krank lag?" — „Ehrwürdiger Herr, es ist noch nicht lange her, daß ich ihn sah und zwar beim König-Eremiten, welcher auch mich mit großer Liebe gepflegt und mich von den Wunden geheilt hat, die der Ritter mir schlug." — „So ist denn der Ritter glücklich geheilt?" — „Ja, Herr, seid des gewiß, und war auch große Freude darüber; doch warum fragt Ihr darnach?" — „Das steht mir wohl zu," sprach der Einsiedler; „denn mein Vater, der König Pelles, und seine Mutter sind Geschwister." — „Wie, Herr, ist also der König-Eremit Euer Vater?" — „So ist es." — „Um so werther seid Ihr mir," sprach Lanzelot; „nie fand ich einen Menschen, der mir so zärtliche Liebe erwiesen hätte; und wie heißet denn Ihr, hochwürdiger Herr?" — „Herr Ritter, ich heiße Sepp (siehe Nr. 29), und Ihr?" — „Man nennt mich Lanzelot." — „Herr Ritter, so sind wir sehr nahe verwandt." — „Bei meinem Haupt," sprach Lanzelot, „ich freue mich des aus ganzer Seele." Er blickte um sich und gewahrte im Häuschen des Eremiten Schild, Lanze, Jagdspieß und Harnisch. „Ehrwürden, was thut denn Ihr mit den Waffen da?" — „Herr," entgegnete er, „dieser Wald liegt sehr einsam; die Klause ist weit von der Stadt entfernt und es wohnt hier niemand als ich mit meinem Knechte; wenn nun Räuber uns überfallen, so vertheidigen wir uns mit diesen Waffenstücken." — „Doch das hätte ich nie

vermuthet," sprach Lanzelot, „daß Einsiedler die Angreifer verwunden und tödten dürften." — „Gott bewahre mich davor, Herr Ritter, daß ich einem Menschen Wunden schlage oder den Tod gebe!" — „Und wie stellt Ihr denn die Vertheidigung an?" — „Herr Ritter, das will ich Euch zu wissen thun. Fallen uns Räuber an, so werfen wir uns in Waffen. Erhasche ich ihrer einen, so kommt er nicht mehr los; mein Knecht aber ist grimmig und entschlossen; er gibt ihm den Todesstreich oder richtet ihn so zu, daß er sich nicht mehr mucksen kann." — „Bei meinem Haupt," sprach Lanzelot, „wärt Ihr nicht Einsiedler, Ihr gäbt einen scharmanten Ritter ab!" — „Mein' Treu," fiel der Knecht ein, „Ihr sprecht die Wahrheit; ich glaub', es ist kein Ritter so kühn im ganzen Reich Logrien!" Der Eremite bereitete Lanzelot sein Nachtquartier, so gut er es vermochte.

75. Sie lagen im ersten Schlafe; da kamen vier Räuber aus dem Wald, die ausgeforscht hatten, es sei ein Ritter dort im Quartier, und es gelüstete sie nach seinem Roß und seiner Rüstung. Der Einsiedler ruht in der Kapelle und wird sie zuerst gewahr. Er weckt den Knecht und läßt sich in aller Stille die Waffen holen und jenen sich ebenfalls rüsten. „Herr," fragt der Knecht, „soll ich den Ritter wecken?" — „Nein," erwiedert der Einsiedler, „bis wir wissen, was sie wollen." Nun schließt er die Thüre der Kapelle auf und ergreift einen mächtigen Strick. So schreiten sie hinaus, er und der Knecht, und treffen die Räuber im Stalle, wo Lanzelots Roß steht. Der Einsiedler thut einen Pfiff, und der Knecht springt vor und wirft ihrer einen mit einem Lanzenstoß zur Erde; den packt schnell der Einsiedler und bindet ihn an einen Baum, so straff, daß er sich nicht regen kann. Die drei anderen setzen sich zur Wehr, um ihren Gesellen zu befreien. Den Lärm hört Lanzelot; er springt erschrocken auf, legt schleunigst seine Wehr an, kann aber nicht so rasch zur Stelle kommen, daß nicht der Einsiedler schon die drei gefaßt und mit dem vierten festgebunden hätte. Mehrere derselben sind auch sehr schwer verwundet worden. „Herr Ritter," spricht der Einsiedler, „ich bedaure, daß Ihr aufgewacht seid." — „Im Gegentheil, Ihr habt übel daran gethan," erwiedert

Lanzelot, „daß Ihr es mir nicht eher gesagt habt.“ — „Herr, solche Ueberfälle sind hier nichts Seltenes.“ Es flehen aber die vier Räuber Lanzelot um Gnade an; er soll den Einsiedler bitten, ihrer zu schonen. Entgegnet aber Lanzelot, so wahr ihm Gott, der Herr, gnädig sein wolle, werde er mit Räubern kein Erbarmen haben.

Sobald der Tag graute, führten Lanzelot und der Knecht die bösen Gesellen in den Wald hinaus, alle die Hände auf den Rücken gebunden, und knüpften sie an einer öden Stelle fern von der Klause auf. Dann ging Lanzelot zurück und nahm Abschied von Sepp, dem jungen Eremiten, und sagte ihm noch, es sei schad' für die Welt, daß er nicht Ritter geworden. „Und mir“, sprach der Knecht, „ist's eine große Freude; denn manche Menschen würden es theuer bezahlen.“ Lanzelot stieg aufs Roß; Sepp befahl ihn Gott und bat angelegentlich, Vater und Vetter von ihm zu grüßen, wenn er sie sehen sollte; nicht minder Gawan, den er einst im Walde traf, als er unter vielen Thränen die Einöde aufsuchte (Nr. 29).

76. Nun hat sich Lanzelot wieder auf den Weg gemacht und reitet durch hohe Wälder und trifft zahlreiche Wohnungen und Einsiedeleien an; aber von allen Quartieren, in denen er verweilte, meldet Frau Sage nicht. Jetzt taucht er aus einem Wald auf und findet einen prächtigen, mit Blumen besäten Wiesengrund. Ein schöner, breiter Fluß durchströmt ihn, Wälder umkränzen ihn und lange, breite Grasflächen dehnen sich zwischen Fluß und Waldung. Lanzelot blickt vor sich auf das Wasser hin und sieht einen Mann ein großes Fahrzeug treiben und in demselben zwei ergraute, fast kahle Ritter und eine Jungfrau, so schien es ihm, welche zu Häupten eines kranken Ritters saß. Selbiger ruhte auf einer Matratze und hatte eine Decke von Zobel über sich; eine andere Jungfrau saß ihm zu Füßen. War auch ein Ritter in dem Schifflein, der mit einer Angel, deren Gerte von Gold schien, sehr große Fische fing, die er in ein nachfolgendes Boot warf. Lanzelot näherte sich, so schnell er konnte, dem Flusse und grüßte die Ritter und Damen, und diese erwiederten freundlichst den Gruß. „Ihr Herren,“ rief Lanzelot hinüber, „ist nicht eine Burg oder sonstige Behausung hier in der Nähe?“ — „Gewiß, Herr Ritter, hinter

jenem Berge liegt eine sehr schöne, herrliche Burg; dieser Fluß umströmt sie rings." — „Und wem gehört sie an?" — „Herr Ritter, sie gehört dem Fischerkönige; man gibt dort guten Rittern Quartier, wenn sie in diesem Wald sich aufhalten; doch hat man auch solche beherbergt, über die sich die Gutsherren sehr zu beklagen haben."

77. Die Ritter fahren den ganzen Fluß hinab, und Lanzelot reitet weiter bis an den Fuß des Berges, allwo er in der Nähe einer Quelle eine Klause findet. Denkt er aber bei sich, da er ein so hehres, herrliches Schloß beziehe, in dem der heilige Gral erscheine, so wolle er dem frommen Klausner beichten. Er steigt also ab zur Beichte und bekennt ihm von neuem alle seine Sünden und versichert, daß er sie alle bereue bis auf eine. Fragt ihn der Einsiedel, welches diese Sünde sei, die er nicht bereuen wolle. „Ehrwürdiger Vater," spricht Lanzelot, „es scheint mir die schönste und reizendste Sünde zu sein, die ich je beging." — „Guter Herr," entgegnet der Klausner, „die Sünde ist süß, wann man sie begehet; aber ihr Sold und Lohn ist bitter; keine Sünde aber ist Euch schön und anständig, ist schon eine Sünde abscheulicher, denn die andere." — „Vater," fährt Lanzelot fort, „diese Sünde soll Euch nun mein Mund gestehen, ob sie auch mein Herz nicht verdammen kann. Ich liebe meine Herrin, die Königin, mehr als irgend ein lebendes Wesen; ist sie aber die Gemahlin eines der besten aller Könige. Diese Neigung scheinet mir so gut und so erhaben, daß ich sie nicht lassen kann; ist auch so tief in meinem Herzen eingewurzelt, daß sie nicht mehr herauszureißen ist; denn die größte Kraft, die ich besitze, kommt mir von ihrer Liebe." — „Ach weh, Ihr Todsünder," erwiedert der Klausner, „was habet Ihr gesagt?! Keine Kraft kann Euch aus solcher Wollust erwachsen, die Euch nit sehr theuer zu stehen käme. Zum Verräther macht sie Euch an unserm irdischen Herrn und macht Euch zum Gottesmörder am Erlöser. Ihr habet eine von den sieben Hauptsünden auf dem Herzen, deren Lockung der Seele Verderben bringet; darum werdet Ihr es theuer bezahlen müssen, so Ihr keine Buße thuet." — „Vater," spricht Lanzelot, „noch nie gewann ich es über mich, sie zu gestehen." —

„Um so schlimmer," versetzt der Einsiedel; „Ihr hättet sie allsobald bekennen und aufgeben sollen, dieweil Ihr so lange Feind des Erlösers bleibet, als Ihr sie heget und liebet!" — „Ach Vater," sagt das Beichtkind, „es besitzet doch die Königin so viel Schönheit, Tugend, Verstand und Würde, daß keiner, der sie einmal lieb gewann, sie wieder vergessen kann." — „Je mehr Schönheit, Herre, und Vorzüge sie besitzet," entgegnet der Priester, „je schärfer ist sie zu tadeln, und Ihr nicht minder; sintemalen, wo wenig Fürtreffliches ist, auch der Schade nicht so groß ist, als wo Werth und Würde gefunden werden. Die Königin aber hat Segen und Weihe empfangen, da sie zum erstenmale Gott anverlobet wurde; nun hat sie sich selbsten dem Teufel übergeben aus Liebe zu Euch, und Ihr um ihretwillen. Guter, theurer Freund, entsaget sothaner verderblicher Thorheit, in der Ihr befangen seid, und lasset Euch die Sünde leid sein, und ich bitte für Euch den Heiland alle Tage, daß, so wahrhaftig er seinen eigenen Tod dem Manne verzieh, der ihm die Seite mit der Lanze durchbohrte, er auch Euch diese lang gehegte Sünde vergeben wolle, falls Ihr selbe bereuet und aufrichtig beichtet. Die Buße dafür will ich auf mich selbsten nehmen." — „Vater," spricht aber Lanzelot, „schönen Dank für Eure Güte; ich bin aber nicht gewillet, die Sünde aufzugeben, und mag Euch nichts sagen, was mir nicht von Herzen gemeint ist. Die Buße, welche auf diese Sünde gesetzt ist, will ich gern verrichten, so groß sie sein mag. Doch will ich meiner Herrin, der Königin, dienen, wie es ihr immer genehm sein wird, daß ich ihr mich gewogen erzeige. Ich liebe sie aber so sehr, daß ich nie den Willen haben möchte, die Liebe zu ihr aufzugeben, und Gott, der Herr, ist wohl langmüthig und barmherzig genug, wie es ja auch die heiligen Männer bezeugen, daß er uns Gnade widerfahren lassen wird; einen Verrath aber werde ich gegen sie nimmer begehen, noch sie gegen mich." — „Ach guter, süßer Freund!" sagt der Beichtvater, „so kann Euch denn nichts nit frummen, was ich Euch immer noch sagen mag. Gott, der Herre, gebe Euch und ihr den Entschluß ins Herz, das Gebot des Herren zu vollbringen! Will ich Euch aber wohl sagen, falls Ihr auf der Burg des Fischerkönigs her-

berget, so werdet Ihr vom Grale nichts sehen wegen der Todsünde, so Ihr in Eurem Herzen herberget." — „Der Herrgott berathe mich", erwiedert Lanzelot, „nach seinem Willen und Wohlgefallen!" — „Das möge er," schließt der Einsiedler; „es ist auch mein sehnlicher Wunsch, das wisset fürwahr!"

78. Lanzelot verabschiedet sich, besteigt sein Roß wieder und reitet davon. Inzwischen dämmert der Abend und kommt die Stunde, ein Quartier zu suchen. Er gewahrt vor sich das Schloß des reichen Fischerkönigs und sieht auch die großen, breiten Brücken, die ihm jedoch anders erscheinen als Gawan. Er betrachtet den prächtigen Eingang mit dem Bilde des Gekreuzigten und sieht zwei Löwen, welche den Thorweg bewachen. Er denkt, wie Gawan zwischen den Löwen durchgegangen sei, so wolle auch er thun, und nähert sich dem Thore. Die Bestien spitzen die Ohren und schauen ihn an. Er reitet zwischendurch, und keine versucht ihm ein Leid zu thun. Vor dem Hauptgebäude steigt er ab und schreitet, bewaffnet wie er ist, die Treppe hinan. Zwei andere Ritter treten ihm zum Willkomm entgegen, weisen ihm mitten im Saale auf einem Ruhebett einen Platz an und zwei Diener nehmen seine Waffen in Empfang. Ein Jungfrauenpaar reicht ihm ein Prachtgewand zur Bekleidung. Lanzelot läßt inzwischen seine Blicke durch den herrlichen Saal schweifen; derselbe ist nur mit Bildern heiliger Männer und Frauen geschmückt und auf mehreren Seiten mit Seidentüchern ausgeschlagen. Die Ritter führen nun den Gast vor den Fischerkönig, der in einer Kammer sehr vornehm gebettet liegt; nie sah man einen König auf so kostbarem, wohlbereiteten Lager ruhen, wie er ihn findet. Eine Jungfrau steht ihm zu Häupten und eine andere zu Füßen. Lanzelot grüßt aufs feinste, und der König erwiedert den Gruß mit aller Freundlichkeit, wie sie dem Edelmanne geziemt. Das Zimmer rings ist von so hellem Glanz erfüllt, als strahlte von allen Seiten das Sonnenlicht ein, und doch ist es schon dunkle Nacht und stehen auch brennende Lichter da, wie Lanzelot bemerken kann. „Herr Ritter," hebt der Fischerkönig an, „könnet Ihr mir Kunde geben von meinem Schwestersohne, der Julian den Dicken von den Thälern Kamaloths zum

Vater hat und Parzival heißet?" — „Gnädiger Fürst," spricht Lanzelot, „ich habe ihn vor kurzem beim König-Eremiten, seinem Oheim, gesehen." — „Man sagte mir," versetzt der König, „er sei ein tüchtiger Ritter." — „Ja, Herr, der beste der Welt; ich selbst erfuhr seine Tapferkeit und Stärke, er verwundete mich schwer, bevor ich ihn erkannte und er mich." — „Und wie nennet Ihr Euch, Herr Ritter?" — „Man nennt mich Lanzelot vom See; ich bin der Sohn König Bans von Benoje." — „Ei, da seid Ihr ja unserm Stamme nahe verwandt; Ihr müsset nach Fug und Recht ein guter Ritter sein, und das seid Ihr auch, wie ich versichern hörte. Merkt, Lanzelot, drüben ist die Kapelle, allda der heilige Gral thronet, welcher den beiden hier eingekehrten Rittern erschien. Ich weiß nicht, wie der erstere hieß; doch sah ich nie einen Ritter so friedlich, so still und dem Anschein nach so fürtrefflich, wie er war; bin aber durch ihn dem Siechthum verfallen. Der zweite war Gawan." — „Und der erste", spricht Lanzelot, „war kein anderer als Parzival, Euer Neffe." — „Wie!" ruft der König aus, „habt Acht, mir nichts Unwahres zu sagen." — „Herr, fürwahr, ich muß ihn wohl kennen." — „Ach Gott, Herr Ritter, warum habe ich solches nicht gewußt? Durch ihn bin ich in diese Krankheit gerathen; hätte ich ihn damals gekannt, ich wäre jetzo heil und gesund an allen Gliedern meines Leibes, und bitte ich Euch sehr, falls Ihr ihn seht, ihm zu sagen, daß er mich vor meinem Tode besuchen komme und seiner Mutter Hilfe bringe, sintemal man ihr die Leute tödtet und das Land entreißt, so daß sie es ohne seinen Beistand nicht wiedererlangen kann. Ist auch seine Schwester ihn suchen gegangen durch alle Länder und Reiche." — „Herr, die Botschaft werde ich gern ausrichten, wenn ich ihn je treffe. Doch ist's ein glücklicher Zufall, wenn man ihn findet, da er sich in mancherlei Weise unkenntlich macht und seinen Namen mancherorts verhehlt." Der Fischerkönig freut sich sehr der erhaltenen Auskunft und hält Lanzelot hoch in Ehren. Die Ritter setzen sich nun im Saale an einen elfenbeinernen Tisch zum Essen; der König aber bleibt in seiner Kammer. Nach der Handwaschung besetzt man die Tafel mit kostbarem Goldgeschirr

und trägt herrliche Gerichte von Wildpret, Hirsch und Eber auf. Allein die Sage weiß von einer Erscheinung des Grals bei dieser Festtafel nichts zu berichten, und unterblieb selbe nicht, weil etwa Lanzelot nicht einer der drei berühmtesten und tüchtigsten Ritter der Welt gewesen wäre, sondern wegen seiner schweren, unbereuten Sünde, der Liebe zur Königin. Denn er dachte an nichts so oft und viel, wie an sie, und konnte Herz und Sinn von ihr nicht abziehen. Nach dem Essen erhob man sich vom Tische. Zwei Jungfrauen bedienten Lanzelot, da er sich zur Ruhe legen wollte; er wurde auf einem stattlichen Lager gebettet, und jene leisteten ihm Gesellschaft, bis er eingeschlafen. Des Morgens, sobald er den Tag anbrechen sah, erhob er sich, ging die Messe hören und nahm dann Abschied vom Fischerkönige, von den Rittern und Damen und ritt mitten durch die Löwen hindurch zum Schloß hinaus; mittlerweile betete er zu Gott, er möge ihn die Königin wiedersehen lassen; denn das war sein höchster Wunsch.

79. In einer gewissen Entfernung vom Schlosse kam Lanzelot in einen Wald, und hier verspürte er ein sehnliches Verlangen, Parzival zu sehen; aber es sollte noch lange währen, ehe er Kunde von ihm empfing. Indem er am Ende des Waldes vor sich ausschaute, sah er einen Ritter mit einer Dame, die in golddurchwirkte Seidenstoffe von nie gesehener Pracht gekleidet war, über die offene Wiesenfläche heranreiten. Die Dame ritt weinend neben dem Ritter her und bat ihn unausgesetzt, sich ihrer zu erbarmen. „Ach Herr," rief sie Lanzelot entgegen, „so bittet Ihr doch diesen Ritter für für mich." — „Warum das?" sprach Lanzelot. — „Herr Ritter, das will ich Euch sagen. Er legte große Liebe zu mir an den Tag, schon vor mehr denn einem Jahre, und gelobte mir, mich zu ehelichen, und ich schmückte mich bereits mit den reichsten Gewändern, die ich besaß, um mich zu ihm zu begeben. Allein, da mein Vater ihm an Einfluß und Reichthum überlegen ist, so wollte er unsere Heirat nicht gutheißen. Darum eilte ich in diesem Aufzuge zu ihm, da ich ihn inniger als irgend einen andern Ritter liebe, und nun will er durchaus nicht halten, was er mir angelobt hat, weil er, wie ich vermuthe, eine andere mehr liebt als mich;

ich glaube, daß seine Weigerung dahinaus geht, meine Freunde und mich in Schande zu bringen." Lanzelot sieht, daß das Fräulein von hoher Schönheit ist, und wird durch ihr herzliches Weinen und Trauern zu Mitleid gestimmt. „Pfui, Herr Ritter," spricht er, „das solltet Ihr nimmermehr thun, einer so stattlichen Dame schmählich Euer Wort zu brechen. Denn es gibt keinen Ritter im Königreich Logrien und im Königreich Wales, welcher sich nicht glücklich schätzen würde, eine so herrliche Maid zur Gattin zu erhalten, und derowegen will ich Euch dringend gebeten haben, ihr das Gelöbniß zu erfüllen; es wird von Eurem Edelmuth Zeugniß geben, und ich werde es Euch Dank wissen, wenn Ihr meinem Wunsche nachkommet." — „Nein, Herr," versetzt der Ritter, „ich spüre wenig Lust dazu und thäte es keinem zu Gefallen, da es mir nicht frommen kann." — „Bei meinem Haupt," ruft Lanzelot zornig, „so seid Ihr der gemeinste Ritter, den ich je sah, und darf Euch keine Dame oder Maid je mehr vertrauen, wenn Ihr Euch gegen diese treulos erweiset." — „Nein, Herr," spricht der Ritter wieder, „ich habe eine mächtigere Freundin, viel preiswürdiger als diese, der ich nicht mehr und nicht weniger thue, als ich Euch gesagt habe." — „Und wohin wollet Ihr denn mit dieser?" — „Ich bringe sie zu meinem Waldhause in der Nähe und vertraue sie der Obhut eines meiner Zwerge, und gedenke sie dann an einen Ritter oder Vasallen zu vermählen." — „Da soll mir Gott fürder nicht beistehen," ruft Lanzelot, „wenn Ihr da nicht große Gemeinheit verübet, und so Ihr nicht nach ihrem Willen thut, ergeht es Euch übel; ja wäret Ihr bewaffnet wie ich, es kostete Euch gleich den ersten Strauß." — „Ach beim Himmel," spricht die Dame zu Lanzelot, „wollet ihm doch nichts Böses anthun; denn ich liebe in aller Welt nichts inniger als ihn, was er immer gegen mich gefehlt. Aber um Gottes Willen, bittet Ihr ihn, er solle mir die Ehre erweisen, welche er mir versprochen hat." „Von Herzen gern!" erwiedert Lanzelot. „Herr Ritter, seid Ihr gewillt, Eurem Treuwort gegen diese Dame nachzukommen?" — „Nein, Herr, wie ich Euch gesagt." — „Bei meinem Haupt, das sollt Ihr, oder Euer Leben ist verwirkt! Nicht allein um dieser

Dame willen, nein, ich will Euch die Gemeinheit austreiben, damit man nicht andern Rittern einen Vorwurf daraus mache. Denn was immer ein Ritter einer Frau oder Maid zugesagt, ist er gebunden zu halten. Ihr seid ein Ritter, sagt Ihr; kein Ritter aber darf sich mit Wissen und Willen gemein machen, und eine größere Gemeinheit als diese hier gibt es nicht. Wegen der Bitte, welche dieses Fräulein an mich gerichtet hat, dulde ich so gemeine Untreue nicht. Wenn Ihr nicht leisten wollet, wozu Ihr Euch verbunden habt, kostet es Euch das Leben; denn ich will mit nichten, daß auf andere Ritter deswegen ein Tadel falle." Damit legt er die Lanze ein und macht Miene, ihn anzurennen. Der Ritter aber entgegnet rasch: „Ach tödtet mich doch nicht, sondern sagt mir, was ich thun soll." — „Ich will, daß Ihr dieses Fräulein ohne Widerstand zur Frau nehmet." — „Ja, Herr, ich will sie lieber zum Weibe nehmen, als sterben; ich thue, Herr, Euren Willen." — „Ich danke Euch dafür," spricht Lanzelot; „Fräulein, ist's Euch recht?" — „Gewiß, Herr; aber Ihr dürfet Euch nicht von uns entfernen, ehedenn er vollzogen, was Ihr befohlen." — „Ich bin's zufrieden aus Liebe zu Euch," spricht Lanzelot.

Ritten sie also mitsammen durch den Wald, bis sie zur Kapelle einer Klause kamen. Hier gab sie der Einsiedel zusammen und freute sich des nicht wenig. Nach Schluß der Messe wollte Lanzelot sich verabschieden; aber das Fräulein bat ihn inständig, mit ihr zur Wohnung ihres Vaters zu reiten, um Zeugniß von ihrer Vermählung mit dem Ritter abzulegen. „Herr Ritter," bat sie, „das Haus meines Vaters ist gar nicht fern von hier." — „Frau," entgegnete er, „ich gehe gern mit, weil Ihr mich darum ersuchet." So ritten sie also quer durch den Wald zum Schloß des Hintersassen. Er stand eben auf der Brücke, sehr betrübt und niedergeschlagen wegen seiner Tochter. Lanzelot reitet vorauf und steigt ab. Der Sasse erhebt sich vor ihm; er aber erzählt, wie daß seine Tochter vermählt sei und er selbst Zeuge gestanden habe. Der Sasse äußert große Freude darüber. Nun kommen der Ritter und die Dame nach. Sie steigen ab, und bedankt sich der Sasse bei Lanzelot für die Ehre, so er seiner Tochter angethan.

80. Nach ſolcher Verſöhnung verließ Lanzelot das Schloß wieder und ritt den langen Tag durch den Wald, bis er einem Fräulein mit einem Zwerge begegnete, die beide ſehr eilig daherkamen. „Herr Ritter," ſprach das Fräulein zu Lanzelot, „woher kommet Ihr?" — „Fräulein, ich komme vom Schloß des Hinterſaſſen hier im Walde." — „Kamet Ihr etwa einem Ritter mit einer Dame entgegen?" — „So iſt's; er hat ſich mit ihr vermählt." — „Sprecht Ihr die Wahrheit?" — „Glaubt's mir, die lautere Wahrheit; er hätte ſie indes nimmer geehelicht, hätte ich ihn nicht dazu gezwungen." — „Schande denn und Unglück über Euch, da Ihr mir den Ritter geraubt habt, den ich in der Welt am zärtlichſten liebte! Und wiſſet fürwahr, daß ſie an ihm keine Freude erlebt, und wäre der Ritter in Waffen geweſen, wie Ihr, er hätte nicht Euren Willen gethan, ſondern den ſeinigen. Uebrigens iſt dies nicht der erſte Schade, den Ihr mir angethan; Ihr und Gawan habt meinen Oheim und zwei Vettern von mir in dieſem Walde getödtet; ich mußte ſie in der Kapelle, wo Ihr einſt waret, aufbahren, dort, wo mein Zwerg, den Ihr hier ſehet, die Gräber auf dem Kirchhof auswarf." — „Wahr iſt's," erwiederte Lanzelot, „daß ich da war; aber ich ſchied ohne Kränkung meiner Ehre von dem Friedhof." — „Wohl," ſprach der Zwerg; „waren aber die Ritter dort feig und lendenlahm." — „Schöner Freund," entgegnete Lanzelot, „mir war es ſchon lieber, daß ſie feig, als daß ſie kühn waren." — „Lanzelot," ſprach das Fräulein, „Ihr habt manches Unrecht gethan; Ihr habt auch den Ritter des Einſamen Hauſes getödtet, zu dem der Bracke Gawan führte. Hätte man den dort erkannt, er wäre nimmer davongekommen; denn er war wenig mehr beliebt als Ihr, und Euch möge Gott einen ſolchen Ritter finden laſſen, der die freche Gewaltthätigkeit, ſo in Eurem und ſeinem Herzen wohnet, zu bändigen verſteht. Das wäre uns ein großer Troſt, da Ihr ſo manchen guten Ritter gemordet habt, und ich ſelbſt werde Euer Verderben ſuchen, wo und wie ich nur immer kann." Schlug darauf der Zwerg die Mauleſelin mit der Peitſche und ſie lief voran.

Lanzelot aber konnte ſich nicht entſchließen, ihr mit ſchimpflicher Rede zu erwiedern, ſondern zog ruhig von dannen und ritt jenes Tages ſo lang weiter, bis er zum König-Eremiten zurückkam. Dieſer legte große Freude an den Tag, und erzählte er ſeinerſeits ihm, wie daß er beim Fiſcherkönige, ſeinem Bruder, geweſen, der krank darniederliege, und wie er auf der Burg hoch geehrt worden ſei und einen Gruß an ihn empfangen habe. Der König-Eremit war des nicht wenig froh und fragte ihn auch über ſeinen Neffen; er aber ſagte, daß er ihn leider ſeit ſeiner Abreiſe nicht geſehen habe. Fragte ihn der König-Eremit, ob er den Gral geſehen, und er ſagte: „Nein." — „Ja, ich weiß ſehr wohl," ſprach der König, „warum. Hättet Ihr ſo große Sehnſucht nach dem Anblick des Grals gehabt, wie nach der Königin, ſo hättet Ihr ihn geſehen." — „Vater," ſprach er, „ich wünſche die Königin zu ſehen wegen ihrer Klugheit, ihres Geiſtes, ihrer feinen Sitte und hohen Tugend, und ſo müſſen es billig alle Ritter thun; ſintemal ſie doch alle Vorzüge beſitzet, die eine Dame zieren." — „Gott führe Euch zu einem guten Ende," ſprach der König-Eremit, „und leite Euch an, ſo zu handeln, daß Euch einſt der ewige Richter nicht verläugne!" Die Nacht über ruhte Lanzelot in der Einſiedelei und reiſte morgens nach Anhörung der Meſſe und Verabſchiedung vom Eremiten weiter und kehrte auf dem geradeſten Wege nach Pennenoiſenſe am wälſchen Meere zurück, allwo der König und die Königin mit einer großen Zahl von Rittern und Baronen Hof hielten. (Siehe die Erklärung des III. Buches Nr. 241—246.)

4. Parzival.

81. Die hohe Geschichte, aus der gegenwärtige Erzählung fließt, gibt euch nun Zeugniß und Bericht von Parzival, daß er im Königreich Logrien verweile und in großer Eile zum Land der Zeltkönigin zurückkehre, um die Wagenmaid der Bürgschaft zu Gunsten Clamados' zu entledigen (Nr. 69); hatte ja dieser auf ihn den Vorwurf des Verrathes geschleudert, und sollte er sich nun von selbigem reinigen. Allein bevor er noch ins Land der Zeltkönigin kam, begegnete ihm die Wagenmaid, aus derselben Richtung kommend. Erzählte ihm diese voll Freude, daß Clamados an der Wunde gestorben, die Meliot ihm geschlagen, und daß dieser wieder geheilt sei. „Herr," fügte sie bei, „Zelt und Umhänge sind abgebrochen, und hat die Königin sich mit ihren Jungfern aufs Schloß zurückgezogen, und möget Ihr durch mich, die ich von ihr herkomme, erfahren, daß Ihr Eurer Verpflichtung ledig seid. Doch muß ich Euch zu wissen thun, daß Eure Schwester Eure Spur sucht, und Eure Mutter nie so sehr Eurer Hilfe bedürftig war, wie eben jetzt; Eure Schwester aber wird nie mehr von Herzen froh, so sie Euch nicht wiederfindet. Sucht sie aber Euch in allen Reichen und fremden Landen auf und ist tief betrübt und kann niemand finden, der ihr Kunde gäbe."

82. Parzival scheidet, ohne länger zu reden, von der Maid und reitet ins Königreich Wales, einem Schlosse zu, das auf hohem Felsen am Meere steht und Hausteinburg genannt wird. Er sieht einen Ritter hervorkommen und fragt ihn, was es für eine Behausung sei. Dieser sagt ihm, sie gehöre der Jungfernkönigin. Reitet er also in die erste Verschanzung des Schlosses hinein; dort steigt er am Perron ab, legt auf demselben Schild und Speer

nieder und schaut zur Treppe hinauf, die zum Herrensaal führt. Er sieht sie von Rittern und Damen dicht besetzt. Bei seiner Annäherung wird er von keinem und keiner angesprochen; er grüßt also selbst zuerst und schreitet durch ihre Mitte zur Saalthür hinan. Da er sie verschlossen findet, rüttelt er am Ring so stark, daß der ganze Saal erdröhnt. Ein Ritter kommt und öffnet; so tritt er ein. „Herr Ritter, seid uns willkommen!" — „Euch Glück und Segen!" erwiedert der Gast. Er nimmt das Visier ab und setzt den Helm zur Erde. Führt ihn sodann der Ritter ins Gemach der Königin; diese steht vor ihm auf, begrüßt ihn freundlich und läßt ihn, bewaffnet wie er ist, an ihrer Seite Platz nehmen.

Inzwischen kommt eine Maid, kniet vor der Königin und spricht: „Frau, dies ist der Ritter, welcher zuerst beim Gral war; ich sah ihn am Hof der Zeltkönigin, wo man ihm wegen Verraths und Mordes Fehde bot." — „So lasset gleich", spricht rasch die Königin zu ihrem Ritter, „das Elfenbeinhorn auf dem Schloßthurm ertönen." Gesagt, gethan, und alle Ritter und Damen auf der Treppe springen auf vor Freude; sie sagen, nun wüßten sie für sicher, daß ihre Bußzeit zu Ende sei, und kommen in den Saal. Die Herrin aber tritt, Parzival an der Hand, aus ihrem Gemach und stellt ihn vor. „Seht hier", sagt sie, „den Ritter, für den ihr die Mühe und Beschwerde getragen habt, und durch den ihr auch wieder erlöset seid." — „Ei!" rufen die Ritter und Damen, „sei er uns willkommen!" — „Bei meinem Haupt," spricht die Königin, „er ist's! Er ist's, den ich vor allen Rittern der Welt am meisten zu sehen verlangte." Sie läßt ihm die Waffen abnehmen und ein kostbares Feierkleid zur Bedeckung reichen. „Herr Ritter," fährt die Königin fort, „vier Ritter und drei Jungfrauen saßen unten auf der Treppe am Eingang des Saales seit jener Stunde, da Ihr auf der Burg des reichen Fischerkönigs waret und die Frage vergaßet, wozu der Gral diene, und hatten sie seitdem keine andere Behausung und Unterkunft beim Trinken, Essen und Ruhen, und hatten allen Frohsinn eingebüßt, hätten ihn auch nimmer wiedergewonnen, wenn Ihr nicht erschienen

wäret. Darum dürfet Ihr Euch nicht wundern, wenn Eure Ankunft sie so freudig stimmt. Und thut uns dieselbe eben jetzt sehr noth; sintemal ein Ritter mich bekriegt, der Bruder des Fischerkönigs, der vom Todesschlosse den Namen führt." — „Edle Frau," spricht Parzival, „dieser ist mein Oheim; ich wußte lange Zeit nichts von ihm; ebensowenig vom Fischerkönig. Auch der gute König-Eremit ist meiner Mutter Bruder. Nun sag' ich Euch für lautere Wahrheit, daß der König vom Todesschloß der bösartigste und grausamste ist, der lebt, und darf ihn niemand lieben ob der großen Treulosigkeit, die er hegt und übt. Er hat auch begonnen, den Fischerkönig, meinen Oheim, zu befehden, greift sein Schloß an und will die Lanze und den Gral haben." — „Herr Ritter," versetzt die Königin, „er bekriegt auch mein Schloß, weil ich mit dem Fischerkönige im Bunde stehe. Jede Woche kommt er zu einem Eiland in unserm Meer gefahren und macht häufige Angriffe aufs Schloß, hat auch viele meiner Ritter und Jungfern getödtet. Schaffe Gott der Herr uns Rache gegen ihn!" Nimmt sie nun Parzival bei der Hand und führt ihn zu dem Fenster des Saales auf der Meerseite. „Herr," spricht sie, „dort seht Ihr das Eiland vor Euch, zu dem Euer Oheim mit einer Galeere zu kommen pflegt, und wo er bleibt, bis er einen Schlag ausgeführt hat, und hier unten seht Ihr meine Schiffe, die mir Schutz gewähren."

Parzival, so meldet die Sage, wurde auf dem Schlosse hoch geehrt. Die Jungfernkönigin aber war von großer Schönheit und liebte ihn von ganzem Herzen, wußte aber wohl, daß sie keine Erwiederung zu erwarten habe, und überhaupt keine Dame oder Maid, die etwa auf ihn ihre Neigung richten möchte. Denn er war ohne Makel und wollte in Keuschheit sterben.

83. Er verweilte auf dem Schlosse, bis er sagen hörte, sein Oheim habe sich nach seiner Gewohnheit auf dem Eilande gezeigt. Da begehrt Parzival die Waffen, besteigt ein Schiff unterhalb des Saales und läßt sich zu seinem Oheim hinüberfahren. Dieser wundert sich sehr, da er ihn kommen sieht; denn nie hat ein Ritter dieses Schlosses ihm allein auf der Insel Stirn an Stirn entgegen-

zutreten gewagt. Hätte er gewußt, es sei Parzival, er wäre minder erstaunt gewesen. Mittlerweile landet die Galeere, und Parzival steigt ans Ufer. Königin, Ritter und Maiden sind an die Saalfenster getreten, um die Begegnung des Neffen mit dem Oheim zu sehen. Die Königin hatte ihm einige ihrer Ritter angeboten, er aber alle abgewiesen. Der König des Todesschlosses ist groß, stark und kühn; den Neffen, der in voller Wehr herankommt, erkennt er nicht. Doch dieser erkennt ihn und zückt das Schwert und hält den Schild vor und versetzt, anrennend, dem Oheim einen wuchtigen Hieb auf den Helm, daß Kopf und Nacken sich beugen. Der König verschont auch ihn nicht, sondern trifft ihn so gewaltig, daß er ihm den ganzen Helm einschlägt. Parzival holt abermals aus und vermeint ihm einen Schlag aufs Haupt zu geben; allein der König biegt aus, so daß der Hieb auf den Schild niederfällt und selben bis auf den Buckel spaltet. Der Herr vom Todesschloß zieht sich zurück, beschämt über die Art, wie Parzival ihm zusetzt; sucht er doch ihm von allen Seiten beizukommen und haut mit Macht auf ihn los, und wäre sein Harnisch nicht so fest und haltbar, er brächte ihm Wunde auf Wunde bei. Der König seinerseits wehrt sich solchermaßen, daß die Königin und alle, welche an den Fenstern stehen, sich wundern, wie Parzival solche Hiebe aushält.

Plötzlich sieht jener, welchen Schild Parzival trägt, faßt ihn aus einiger Entfernung schärfer ins Auge und ruft aus: „Herr Ritter, wer gab Euch diesen Schild und von wem tragt Ihr selben?“ — Von meinem Vater,“ entgegnet er. — „Trug denn Euer Vater den rothen Schild mit weißem Hirsch?“ — „Ja, freilich, manchen Tag.“ — „War denn Euer Vater der König Julian von den Thälern Kamaloths?“ — „Allerdings war der mein Vater, und brauche ich mich seiner nicht zu schämen, sintemal er ein guter, treusinniger Ritter war.“ — „Seid Ihr der Sohn der Iglais, seiner Frau und meiner Schwester?“ — „Ja, das bin ich.“ — „So seid Ihr ja mein Neffe, da sie meine Schwester ist.“ — „Es thut mir leid,“ erwiedert Parzival, „ich habe weder Nutzen noch Ehre davon, denn Ihr seid der Treuloseste von meinem

ganzen Stamme. Ich wußte recht wohl, da ich kam, daß Ihr es seiet, und die Treulosigkeit, die Euch beherrscht, trieb Euch, den besten und biedersten König, der lebt, und die Dame dieses Schlosses, die ihm nach Kräften beisteht, zu befehden. Aber gefällt es Gott, so haben sie für ihren Besitz nichts mehr von einem so nichtswürdigen Menschen, wie Ihr, zu besorgen, und kommet ihr Schloß nimmer in Eure Gewalt, noch die heiligen Reliquien, welche der gute Fürst in seiner Obhut hat. Denn Gott liebt Euch nicht, wie er jenen liebt, und auch ich kündige Euch den Frieden auf, solange Ihr ihn bekriegt, und sehe Euch als meinen Feind an!" Der König versteht wohl, daß sein Neffe ihm wenig hold ist und daß er ihm zu schaden begehrt und wieder das Schwert erhebt und grimmig wie ein Leu ist. Es bangt ihm vor seiner Kraft und seinem Muthe, und hat er es zur Genüge erfahren und erprobet, daß selber der beste Ritter der Welt sei. Darum wagt er dessen Schläge nicht mehr abzuwarten, sondern eilt jählings zu seiner Galeere zurück, springt hinein und stößt rasch vom Ufer ab. Parzival folgt ihm bis an den Strand und bedauert seine Flucht und ruft ihm nach: „Nichtswürdiger König, sagt nie, daß Ihr aus meinem Stamme seid: nie floh noch ein Ritter aus dem Stamme meiner Mutter vor einem andern, außer Ihr! Doch dieses Eiland ist nun erobert, und wird Euch schwerlich mehr der Muth kommen, Euch hier blicken zu lassen." Der König rudert davon und hat keine Lust mehr, dahin zurückzukehren. Parzival aber fährt mit seiner Galeere wieder zum Schloß der Königin, und die Bewohner desselben ziehen ihm entgegen. Die Königin fragt, wie ihm sei und ob er verwundet. „Gott sei Dank, nein!" erwiedert er. Sie läßt ihm die Waffen abnehmen und alle Ehre erweisen, so wie es ihr gut scheint, und befiehlt, daß alle ihm gehorchen und nach seinem Gebot und Wunsch thun sollen. Sind sie aber nunmehr auf dem Schloß in voller Sicherheit und glauben gern, daß der Feind aus Furcht vor seinem Neffen, die größer ist, als vor irgend einem andern, nie wiederkehren werde, und allgemeine Freude tritt an die Stelle der Trauer. — —.

84. Hier ſchweiget nun aber Frau Sage einen Augenblick von Parzival und erzählet, wie König Artus zu Pennenoiſenſe weilte, im Kreiſe zahlreicher Ritter. Lanzelot und Gawan waren zurück, darob ſich alle hoch erfreut zeigten. Fragte der König die beiden, ob ſie Lohot ſeinen Sohn in einem ſeiner Waldungen oder auf einer Inſel geſehen hätten, und ſie antworteten: „Nein.“ — „Nimmt mich höchlich Wunder,“ ſprach der König, „was aus ihm geworden ſein mag; ſintemal ich keine Nachricht mehr von ihm empfing, ſeit Key der Seneſchall Logrin den Rieſen erſchlug und mir deſſen Kopf überbrachte, wofür ich ihm, hoch erfreut, ſein Beſitzthum vermehrte. War das auch billig genug; denn er rächte mich an dem, der mir mein Land empfindlicher als irgend ein anderer ſchädigte; ich ſchenkte ihm dafür Liebe und Vertrauen.“ Der arme Fürſt! Wüßte er, was Key ihm anthat, würde er ſeiner Ritterlichkeit und ſeinem Muthe wenig Ehre zollen. — —

85. Saß aber der König einſtmals beim Eſſen, und Ginevra die Königin an ſeiner Seite. Sieh da kommt eine Jungfrau, ſitzt vor dem Palaſt ab, ſteigt die Stufen des Saales hinan und tritt vor König und Königin hin mit den Worten: „Edler Fürſt, es grüßet Euch die muth- und rathloſeſte Jungfrau, die Ihr je ſahet. Ich bin gekommen, um von Euch bei dem Hochſinn und der edlen Güte Eures Herzens eine Gunſt zu begehren.“ — „Fräulein,“ ſprach der König, „möge Gott der Herr nach ſeinem Willen und Wohlgefallen Euch Rath ſchaffen, und will ich gern dazu mitwirken.“ Die Maid blickte zu dem Schilde hin, welcher inmitten des Saales an der Säule hing. „Herr,“ begann ſie, „ich bitte Euch, mir die Hilfe des Ritters zuzuwenden, welcher dieſen Schild hier abholen wird. Denn ich bedarf ſeiner mehr als irgend jemand ob meines rathloſen Leides.“ — „Fräulein,“ erwiederte der König, „es wäre mir ſehr angenehm, wenn der Ritter thun wollte, wie Ihr verlanget.“ — „Herr,“ ſagte ſie, „dieweil er ein ſo gar guter Ritter iſt, wie man ihm nachrühmt, ſo wird er Eure Bitte nimmermehr abſchlagen, ja, wäre er zur Stunde hier, er würde ſie mir gern gewähren. Doch könnte ich meinen Bruder finden, den ich lange Zeit geſucht habe, ſo hätte

ich schon längst Hilfe gefunden; in manchem Land habe ich nach ihm geforscht, kann aber seinen Aufenthalt nirgends erfahren. Es ist ein schweres Leid für mich; denn ich muß mutterseelenallein durch die fremden Länder ziehen und mein Leben mancher Todesgefahr aussetzen; diese Ritter müssen billig mich bemitleiden." — „Fräulein," sprach der König, „ich weigere Euch nichts, was Ihr auf solchen Grund hin begehret, und will sehr gern nach Eurem Willen helfen." — „Gottes Lohn dafür, edler Fürst!" erwiederte sie. Man hieß sie an der Tafel Platz nehmen.

Als die Tische dann wieder abgedeckt waren, nahm die Königin sie mit den anderen Jungfern in ihre Kammer, und fand sie großes Vergnügen an dem Hündchen, welches mit dem Schilde hergebracht war. Es lag stets auf seinem weichen Bettchen und wollte mit der Königin und den Zofen und den Rittern am Hofe nie etwas zu thun haben. Sobald es aber nun die junge Maid ersah, sprang es ihr entgegen und wedelte so zutraulich, wie man es nie an einem Thiere sah. Die Fürstin und ihre Kammerjungfern wunderten sich gar sehr darüber, und die Maid selber, der es solche Freude bezeigte, staunte nicht minder; seit es in den Saal gebracht worden, sah man es niemanden so freundlich begegnen. Fragte die Königin, ob sie es kenne. „Nicht doch, gnädige Frau, ich sah es nie, so viel mir bewußt ist." Wollte aber das Hündchen sich gar nicht mehr von ihr trennen, sondern hielt sich beständig auf ihrem Schoß, und sie konnte nicht hierhin und dorthin gehen, ohne daß es nachlief.

Die Maid verweilte lange Zeit am königlichen Hofe. Wie eine geprüfte Hilfsbedürftige fand sie die Königin alle Tage weinend und betend in der Kapelle; dort flehte sie zärtlich vor dem Bilde des Erlösers, er möge ihrer Mutter Rath schaffen, die sie in größter Gefahr, das Schloß zu verlieren, zurückgelassen hatte. Frug die Königin sie einst vor dem Könige, wer ihr Bruder sei. „Edle Frau," sprach sie, „einer der besten Ritter, wie man mir bezeuget hat; aber er verließ die Wohnung von Vater und Mutter als sehr junger Knabe. Der Vater ist seitdem gestorben, und meine Frau Mutter ist hilf- und rathlos geblieben; so hat

man ihr denn ihr Land und ihre Burgen abgenommen und ihre Mannen erschlagen. Das Schloß selbst, allda sie lebt, hätte man ihr vorlängst genommen, wenn nicht Gawan gekommen wäre und sie auf ein Jahr gegen ihre Feinde sicher gestellt hätte. Jetzo ist diese Frist verstrichen, und schwebt meine Mutter in Gefahr, ihr Schloß zu verlieren, und hat keine andere Wohnung mehr. Darum hat sie mich auf die Suche meines Bruders geschickt, dieweil man ihr gesagt hat, er sei ein guter Ritter; da ich ihn aber nicht auffinden kann, so bin ich hier zu Hofe gekommen, Ew. Majestät um den Beistand des Ritters anzusprechen, der hier den Schild in Empfang nehmen soll. Ich habe sagen hören, daß dies der beste Ritter der Welt sei, und weil er so viel Güte im Herzen trägt, wird er sich meiner gewiß erbarmen." — „Fräulein," versetzte der König, „ich wollte, Ihr hättet ihn getroffen; denn ich würde mich sehr freuen, wenn Eurer Mutter geholfen würde; Gott lasse bald den Ritter erscheinen, für den der Schild bestimmt ist, und mache ihn geneigt, Eurer Mutter beizustehen. Er wird es sicher thun, so es Gottes Wille ist; denn nie hatte ein echter Ritter ein hartes Herz." Es fühlte auch die Königin große Theilnahme für die Jungfrau; denn sie war von hoher Schönheit und sah man ihr im ganzen Auftreten und Benehmen die tiefe Trauer an; sie hatte aber der Königin ihren und ihrer Eltern Namen gesagt. Die Fürstin erklärte, sie habe oft von Julian dem Dicken sprechen und ihn als wackern, tüchtigen Ritter rühmen hören.

86. Es geschah nun in einer Nacht, daß der König aus dem ersten Schlummer erwachte, ohne wieder einschlafen zu können. Er stand auf, zog einen grauen Mantel an, verließ die Kammer und trat an das Fenster des Saales, das sich auf das ruhige, windstille Meer öffnete. Der Ausblick that ihm wohl und er lehnte sich ins Fenster. Eine Weile hatte er so gestanden, da schaute er den Strand hinunter und sah in der Ferne ein Licht übers Meer kommen und wunderte sich sehr, was das sein möge. Bald glaubte er in jenem Lichtglanz ein Schiff zu unterscheiden und beschloß nun, sich nicht zu entfernen, bis er wisse, ob es wirklich ein Fahr-

zeug, oder etwas anderes sei. Je länger er hinausschaute, desto deutlicher unterschied er ein Schiff, welches raschen Laufes dem Schloß zusteuerte. Der Fürst sah es bald vor sich, aber niemanden darin, außer einem bejahrten, kahlhäuptigen Ritter von hoher Schönheit in alterthümlicher Pracht, der den Piloten machte. Das Schiff war in der Mitte mit einem prächtigen Zelttuch überspannt; das Segel war niedergelassen, weil das Wasser regungslos still war. Nun hielt das Fahrzeug unter dem Palaste am Ufer stille. Der König betrachtete es voll Staunen und konnte sich nicht erklären wer darin sei; denn er hörte keine Mutterseele darin reden. Denkt er bei sich: „Will doch gehen und schauen, was es bringt.“ So verläßt er denn den Saal und kommt zur Landungsstelle; allein die Wellen des Meeres lassen ihn nicht nahe hinzutreten. „Herr,“ spricht der Mann, welcher das Steuer führt, „geduldet Euch ein wenig.“ Wirft er nun ein kleines Boot ins Wasser; der König steigt ein und gelangt ins Schiff. Hier findet er einen Ritter ganz in Waffen auf einem Tische von Elfenbein liegen, den Schild zu seinen Häupten; ebenda und zu seinen Füßen steht je ein paar brennende Kerzen auf zwei Leuchtern; die Hände hält er unter der Brust gekreuzt. Der König tritt hinzu und betrachtet ihn, und kommt es ihm vor, er habe nie einen so schönen Ritter gesehen. „Herr,“ sagt der Schiffer, „ums Himmels willen, zieht Euch zurück und laßt den Ritter ausruhen; er bedarf dessen gar sehr.“ — „Wer ist denn der Ritter?“ fragt der König. — „Herr, das würde er Euch wohl sagen können, so es ihm beliebte; von mir aber erfahrt Ihr es nimmer.“ — „Wird er bald wieder abreisen wollen?“ — „Herr, er kommt zuvor noch in Euern Saal; doch er ist erschöpft und bedarf der Ruhe.“

Der König freut sich herzlich, da er vernimmt, er werde in seinen Palast kommen, und geht in die Kammer der Königin und erzählt ihr von der Ankunft des Schiffes. Sie steht gleich auf, zieht ein seidenes, mit Hermelin gefüttertes Gewand an und tritt, von zwei Jungfern begleitet, in den Saal. Da schreitet der Ritter in voller Rüstung herein; der Schiffer trägt ihm eine brennende Kerze auf goldenem Ständer vor; er selbst hält den blanken Degen

in der Hand. „Herr Ritter," grüßt die Königin, „seid uns willkommen!" — „Edle Fürstin," entgegnet er, „Freude und Glück spende Euch Gott." — „Herr," fährt sie fort, „so es Gott gefällt, bringt Ihr uns keine Gefahr." — „Fürchtet nichts, hohe Frau!" Der König bemerkt, daß er den rothen Schild mit weißem Hirsch führt, von dem er hat sprechen hören. Gewahrt auch das Hündchen im Saale den Ritter, kommt auf ihn zugelaufen und springt ihm voll Freude um die Füße herum. Der Ritter sieht es gern und nimmt alsbald den Schild von der Säule und hängt den seinigen an die Stelle. Darauf wendet er sich zu der Saalthür zurück. „Frau," spricht der König, „bittet den Ritter, sich nicht so schnell zu entfernen." — „Edler Fürst," spricht aber jener, „ich habe keine Muße, zu bleiben; doch sollet Ihr mich seiner Zeit wiedersehen!" Spricht's und kehrt um, und König und Königin sind über sein Scheiden sehr betrübt, aber wagen ihn nicht wider seinen Willen zu drängen. Er steigt ins Schiff und das Hündchen mit ihm. Der Schiffer zieht die ausgeworfene Naue ein, und so fahren sie vom Schloß wieder fort.

König Artus blieb traurig über die rasche Abreise in Pennenoisense, und als bei Tagesanbruch die Ritter aufstanden, erfuhren sie von ihm, daß Gutritter den Schild abgeholt habe, und bedauerten sehr, ihn nicht gesehen zu haben. Die Maid aber, welche sich die Gunst erbeten hatte, trat vor den König mit der Frage: „Herr, habt Ihr mit ihm von meinem Anliegen gesprochen?" — „Nein, Fräulein," erwiederte der König, „es thut mir leid; er ging aber viel schneller, als ich wünschte, wieder fort." — „Da habt Ihr groß Uebel und Sünde gethan," versetzte die Maid; „aber so es Gott gefällt, wird ein so guter König, wie Ihr seid, es nie an Gefälligkeit gegen eine umherirrende Jungfrau, wie ich bin, fehlen lassen; es brächte Euch schweren Tadel ein." Der Fürst war schmerzlich betrübt, daß er jenem die Maid nicht in Erinnerung gebracht, und die Ritter mit ihm. Diese aber nahmen Abschied von König und Königin und erklärten, sie wollten selbst den Ritter suchen gehen, um, falls sie ihn entdeckten, den König von seiner Ehrenpflicht zu entbinden.

87. Auch Gawan und Lanzelot, die längst heimgekehrt sind, vernehmen die Kunde von dem Ritter, der den Schild holte, und thut es ihnen leid, sein nicht ansichtig geworden zu sein, und Gawan um so mehr, als er bei dessen Mutter übernachtet hat. Wie Lanzelot den Schild gewahrt, den Gutritter an der Säule gelassen, erkennt er ihn gleich wieder und ruft aus: „Nun weiß ich gewiß, daß Parzival hier war; denn diesen Schild pflegte er zu tragen und einen ganz gleichen trug sein Vater.“ — „Ach wie bin ich unglücklich,“ klagt Gawan, „daß ich Gutritter nicht sehen darf!“ — „Gawan,“ versetzt Lanzelot, „und ich sah ihn so nahe, daß ich vermeinte, es koste mir mein Leben. Nie stand ich in einem so furchtbaren und blutigen Waffenkampfe; auch ich selbst verwundete ihn, und bezeigte er mir die größte Freude, als er mich wiedererkannte. War auch mit ihm lange beim König-Eremiten bis zu meiner Genesung.“ — „Lanzelot,“ erwiedert Gawan, „ich wollte, er hätte mich verwundet — ohne mich schwerer zu schädigen —, wenn ich nur ebenso lange hätte bei ihm sein können.“ — „Ihr Ritter,“ beginnt der König, „entweder müßt ihr ihn aufsuchen, oder ich. Denn ich muß ihn um seinen Beistand angehen für eine Jungfrau, die mich darum gebeten hat; doch sagte sie mir, sobald sie ihn selber finde, sei ich der Nachforschung überhoben.“ — „Herr Gemahl,“ fällt die Königin ein, „du thust ein sehr gutes Werk, wenn du da Rath schaffest; denn sie ist des gar bedürftig, und sagte sie mir, sie sei Tochter Julians des Dicken von den Thälern Kamaloths, und ihre Mutter heiße Iglais, ihr eigener Name sei Dindrane.“ — „Ach Frau,“ spricht Gawan, „so ist sie ja die Schwester des Ritters, der den Schild abholte; denn ich brachte eine Nacht bei seiner Mutter zu und war dorten gut aufgehoben.“ — „Bei meinem Haupte!“ ruft die Fürstin aus, „das wird alles richtig sein. Denn da sie herkam, bezeigte das Hündchen, welches sonst niemanden kennen wollte, die größte Freude, und auch als der Ritter den Schild an sich nahm, wedelte ihm das Hündchen, das im Saal geblieben, sehr freundlich zu und lief mit ihm fort.“ — „Meiner Treu,“ spricht Gawan, „ich mache mich auf die Suche; denn ich trage großes Verlangen, ihn zu

sehen." — „Auch ich", fügt Lanzelot bei, „hätte ihn nie so gern gesehen, als eben jetzt." — „So bitte ich Euch," sagt der König, „Euch meiner Angelegenheit zu erinnern, damit die Dame sich über mich nicht zu beklagen habe." — „Edler Fürst," schließt Lanzelot, „wir wollen ihm mittheilen, wenn wir ihn treffen, daß seine Schwester ihn suche und sich an Eurem Hofe aufhalte."

Verlassen also die beiden Ritter den Hof, um auf die Suche Gutritters zu gehen, nehmen Abschied vom Schlosse und reiten so lange durch einen Hochwald, bis sie an einer lichten Stelle ein Kreuz finden, bei dem alle Wege des Waldes zusammenlaufen. „Lanzelot," spricht hier Gawan, „nehmt Ihr nun einen Weg, welchen Ihr wollet, und reite jeder von uns seine eigene Richtung, so hören wir am ersten Nachricht vom Gutritter. An diesem Kreuz kommen wir in Jahresfrist wieder zusammen und theilen einander das Ergebniß unserer Fahrt mit. So Gott will, wird uns doch an irgendwelchem Orte Kunde von ihm. Schlägt Lanzelot also den Weg zur Rechten, Gawan den zur Linken ein; sie trennen sich und befehlen einander Gott, dem Herrn.

88. Hier verstummt nun die Erzählung von Lanzelot und wird von Gawan berichtet, wie er eilends davonritt und zu Gott betete, er möge ihn den Ritter finden lassen. Als der Tag zur Neige ging, nahm er Quartier bei einem sehr alten Einsiedler des Waldes, der ihn bestens bewirthete. „Herr Ritter," sprach selber, „was suchet Ihr?" — „Ehrwürdiger Vater," erwiederte er, „ich forsche nach einem Ritter, den ich gar zu gern sähe." — „Herr, hier herum findet Ihr keine Ritter." — „Wie so? Gäbe es in dieser Gegend keine?" — „Früher wohl, Herre; aber jetzo lebet keiner mehr hier; nur ein einziger haust noch bei einem einsamen Schloß am Meer, und hat selbiger alle anderen verscheucht oder getödtet." — „Und wer ist sothaner Ritter des Meeres?" — „Herre, ich weiß nit, wer er ist; doch mögt Ihr wissen, daß das Meer sehr nahebei ist, wo das Schiff oftmals kreuzt, auf dem er fährt, und wohnet er auf einer Insel unter dem Schloß der Jungfernkönigin, von welcher er seinen Ohm, der das Schloß befehdete verjagt hat; die anderen Ritter aber, so er vertrieb und erschlug,

ſtunden mit dem Ohm im Bunde und iſt jetzund das Schloß in völliger Sicherheit. Es wagen aber die Ritter, ſo aus Wald und Land entwichen, aus Furcht vor ihm nit wiederzukommen; es ſchrecket ſie ſeine Kühnheit und Stärke, und ſie wiſſen wohl, daß ſie ihm nit Stand halten können." — „Vater, iſt es lange her, ſeit er das Meer befährt?" — „Kaum mehr denn ein Jahr." — „Und wie weit iſt das Meer?" — „Zwei wälſche Meilen, nit mehr. Wenn ich auf die Arbeit ging, habe ich oft das Schiff ganz in der Nähe kreuzen ſehen und den bewaffneten Ritter darinnen, und ſchien er mir von ſtattlicher Schönheit und hatte den wilden Blick eines Leuen. Kann ich Euch aber verſichern, daß nie zuvor kein Ritter in dieſem Reiche ſo gefürchtet was wie dieſer. Die Jungfernkönigin hätte jetzo ihr Schloß ſchon eingebüßt, wenn er nit erſchienen wäre. Doch kam er nie, ſeit er den Ohm von dem Eiland verjagte, aufs Schloß der Königin, ſondern hat ſeit jenem erſten Beſuche unabläſſig das Meer befahren, alle Inſeln durchſtöbert und alle Stolzen niedergeſchlagen, bis nun alle vor ihm bangen und beben. Iſt aber die Jungfernkönigin nit wenig betrübt, daß er nit auf ihr Schloß kummt; denn ſie liebt ihn aufrichtig und herzlich; wenn er käme und ſie ihn zurückhalten könnte, ſie ließe ihn nit wieder ziehen und würde wünſchen, ihn bei ſich feſtbannen zu können." — „Wiſſet Ihr," frug Gawan, „welchen Schild er führt?" — „Ich kann ihn Euch nit beſchreiben," verſetzte der Einſiedler; „denn ich was ſechzig Jahre und mehr in dieſer Klauſe und ſah dieſes Reich nie ſo voller Schrecken wie jetzund." Gawan blieb die Nacht dort und zog am Morgen nach Anhörung der Meſſe ab.

Er hielt ſich ſo nahe ans Meer wie möglich und ritt den ganzen Strand entlang und machte öfter Halt, um das Schiff zu erſpähen. Vergebens. Dann zog er weiter bis ans Schloß der Jungfernkönigin. Als dieſe erfuhr, er ſei Gawan, legte ſie die lebhafteſte Freude an den Tag und zeigte ihm das Eiland, wo Parzival nach Vertreibung ſeines Oheims ſich aufgehalten habe. „Doch, Herr, habe ich mich über ihn ſchwer zu beklagen. Denn er wollte niemals wieder mein Haus betreten nach jenem einen

Male, da er mit seinem Oheim stritt; er hat statt dessen auf dem Eiland gewohnt und das Meer durchschifft." — „Und wo mag er sich jetzo aufhalten?" — „Herr Ritter, so wahr mir Gott helfe, ich weiß es nicht. Denn ich sah ihn schon lange nicht mehr und kein sterblicher Mensch kennt sein Herz und seinen Sinn und die Richtung, die er verfolgt." Gawan war sehr verstimmt, da er nicht wußte, wo er ihn suchen sollte, und hatte er doch so nahe Kunde von ihm erhalten. Er schlief im Schlosse und fand ehrenvolle Bewirthung; am Morgen hörte er die Messe und nahm Abschied von der Königin.

89. Er ritt, ganz bewaffnet, am Meeresufer auf und ab, weil der Einsiedler und die Königin selbst ihm gesagt hatte, daß er sich mehr auf dem Wasser als auf dem Lande aufhalte. So kam er in einen Wald hart am Meere. Hier sah er plötzlich einen Ritter spornstreichs daherjagen, als verfolge ihn jemand, um ihn zu tödten. — „Herr Ritter," fragte Gawan, „wohin so eilig?" — „Ich fliehe vor einem, der alle anderen tödtet." — „Und wer ist dieser?" — „Weiß nicht, wer er ist; Ihr werdet ihn treffen, so Ihr weiterreitet." — „Es kommt mir vor, daß ich Euch ein andermal sah." — „Gewiß, Herr, das habt Ihr auch; ich bin der Ritter Hasenherz, dem Ihr im Wald begegnetet, allwo Ihr den Ritter mit dem schwarzweißen Schild erschluget (Nr. 23); ich stehe aber im Dienste der Wagenmaid: bei Gott, thut mir keinen Schaden an! Der Ritter aber im Wald drinnen hat einen so grimmen Blick, daß ich des Todes zu sein wähnte, da ich ihn erschaute." — „Ihr mögt meinethalb unbesorgt sein; denn ich liebe Eure Herrin." — „Da möcht' ich, Herr, alle sprächen ebenso über mich; denn wißt, mir ist für nichts so bange, als für meine liebe Haut."

90. Gawan schied von dem Ritter und durchkreuzte den ganzen weiten Wald, der sich schattig bis ans Meeresufer hinabzog. Hinter einem Sandhügel gewahrte er hier einen wohlgerüsteten Ritter auf hohem Streitroß. Er trug einen goldenen Schild mit grünem Kreuz. „Ach Gott," sprach Gawan bei sich, „sollte nicht dieser Ritter von dem, den ich suche, Bescheid wissen?" Er näherte sich ihm eilends und grüßte ihn aufs freundlichste, und jener ihn wieder.

„Herr," begann Gawan, „könntet Ihr mir Kunde geben von einem Ritter, der einen Schild mit rothem Kreuz auf goldenem und azurblauem Grunde führt?" — „Ja, Herr, sehr gut; Ihr findet ihn binnen vierzig Tagen beim Ritterturnier." — „Herr, wo wird es statthaben?" — „Auf der Rothheide, wo manche tüchtige Ritter sich versammeln werden; dort treffet Ihr ihn sonder Zweifel." Des war Gawan nicht wenig froh; er trennte sich von dem Ritter. Dieser aber wandte sich seinerseits eilends dem Meere zu. Das Schiff, in welches er stieg, sah Gawan nicht; denn es lag unter einem Felsenvorsprung vor Anker. Der Ritter stieg ein und fuhr schnell aufs Meer hinaus; er war durch Uebung der Schiffahrt kundig. Gawan aber nahm die Richtung zur Rothheide, wo das Ritterspiel stattfinden sollte, und sehnte den Tag herbei.

Eines Abends nun, als es schon dämmerte, ritt er an einem Schloß vorüber, das eine sehr hübsche Lage hatte, und traf hier eine Jungfrau, die hinter einem Todten herritt, den zwei Ritter auf einer Bahre trugen; sie kam in großer Eile durch den Wald. Gawan erreichte sie und grüßte, und diese erwiederte aufs schönste seinen Gruß. „Fräulein," frug er sie, „wer liegt auf der Bahre?" — „Herr, ein Ritter, den man auf schmähliche Weise umgebracht hat." — „Und wohin reitet denn Ihr heute noch?" sprach Gawan. — „Herr, ich wünschte auf der Rothheide zu sein und führe diesen Ritter mit, der seiner Zeit ein wackerer Held war." — „Wozu bringt Ihr ihn mit?" — „Nun, damit der Sieger im Turnier seinen Tod räche." Die Maid zog ihres Weges; Gawan aber ritt zum Schloß, das er vor sich sah, fand indes darin nur einen bejahrten, alterthümlich aussehenden Ritter mit einem dienenden Knappen. Er stieg im Schloßhof ab. Der Hintersasse empfing ihn freundlich, ließ den Eingang sorgfältig schließen und ihm die Waffen abnehmen. Auch erwies er ihm den Abend alle nur erdenkliche Ehre. Als der Morgen aufstieg, dachte Gawan daran, abzureisen; sprach aber der Sasse zu ihm: „Ihr dürft nicht so ohne weiters fortziehen; denn das Thor dieses Schlosses war schon seit langer Zeit nicht mehr offen, außer gestern, wo ich es zu Eurer Aufnahme entriegeln ließ; hoffte ich aber, Ihr würdet mir beistehen

gegen einen Ritter, der auf meinen Tod sinnt, weil der König des Todesschlosses hierselbst gewohnt hat, als er die Königin des Jungfernschlosses bekriegte. So bitt' ich Euch denn, mich gegen diesen Feind vertheidigen zu helfen." — „Welchen Schild führt er?" frug Gawan. — „Einen goldenen mit grünem Kreuz." — „Und wer ist der Ritter?" — „Herr, er ist ein guter, kecker, selbstbewußter Mann." — „Meiner Treu," sprach Gawan, „wüßtet Ihr mir über einen andern Ritter, dessen Spur ich suche, Auskunft zu ertheilen, ich würde Euch gegen diesen schützen, so gut ich vermag, und wollte er auf meine Bitten nicht hören, so würde ich meine Kraft einsetzen, Euch zu schirmen." — „Welchen Ritter suchet Ihr denn?" — „Herr, sein Name ist Parzival; er hat vom Hofe des Artus einen Schild mit rothem Kreuz, mit silberweißem und azurblauem Rande und goldenem Gehänge abgeholt. Er will sich auf der Rothheide einfinden, wie mir eben jener Ritter kundthat, den Ihr so fürchtet."

Indes Gawan also mit dem Sassen redet, kommt der Ritter mit dem Goldschild und bleibt auf der Fläche zwischen Schloß und Wald stehen. Der Sasse gewahrt ihn aus dem Fenster des Saales und zeigt ihn seinem Gast. Dieser wirft sich rasch in den Sattel, nimmt Schild und Lanze entgegen und reitet in voller Wehr zum geöffneten Schloßthor hinaus und nähert sich dem Ritter, der auf seinem Rosse hält. Rührt sich aber selber beim Anblick Gawans nicht vom Fleck. Letzterer wundert sich sehr, daß er nicht gegen ihn ansprengt; denn dem Worte des Sassen schenkt er vollen Glauben. Den verdiente er nicht; denn der Ritter kam nicht dahin, jenem ein Leid anzuthun, sondern um solcher Ritter willen, welche da vorüberzogen und auf Abenteuer zogen; diese sah er sehr gerne und enthielt ihnen neckisch seinen Namen vor. Gawan schaut vor sich hinaus und dann hinter sich und gewahrt, daß das Thor dicht hinter ihm geschlossen und die Brücke aufgezogen ist. Staunend redet er den Ritter an: „Herr, ist Euer Kommen friedlich?" — „Bei meinem Haupte!" versetzt derselbe; „andernfalls thät' ich es Euch schon zu wissen." In dem gleichen Augenblicke reitet eine Dame in Eile herzu, die mit einer Peitsche ihr Maulthier antreibt; sie hält zur Seite der beiden Ritter inne. „Ach Gott!" ruft sie

aus, „werde ich wohl einen finden, der mir Rache verschafft gegen den verrätherischen Sassen auf dem Schlosse dort?“ — „Ist der ein Verräther?“ fragt Gawan. — „Ja, und der ärgste, den Ihr je sahet. Er beherbergte meinen Bruder vorgestern und gab ihm abends zu verstehen, daß ihn ein Ritter befeinde, sintemal da die Straße der Ritter vorbeiführe, und schmeichelte er meinem Bruder so sehr, daß er es auf sich nahm, den Ritter, den er ihm zeigen werde, aus Liebe zu ihm anzugreifen. Selbiger Ritter kam aber hier vorbei, ohne dem Hintersassen irgend ein Leid anthun zu wollen, noch auch meinem Bruder. War aber derselbe sehr stark und kühn und vom Schloß Askalon gebürtig. Mein Bruder ritt hinaus, voll thörichter Wuth wegen des Zuredens von dem Sassen, und stürzte sich, ohne ein Wort zu sagen, auf den Ritter, und konnte dieser nichts anderes thun, als sich seiner Haut erwehren. Sie prallten so gewaltig aufeinander, daß die Rosse unter ihnen stürzten und die beiderseitigen Lanzen durchs Herz drangen. So fielen beide auf diesem Fleck Erde; nahm aber der Sasse die Waffen und Rosse und brachte sie auf sein Schloß in Sicherheit und überließ die Leichname der Ritter den wilden Thieren, welche sie verzehrt hätten, wäre nicht ich mit zwei Rittern gekommen und hätte sie bei jenem Kreuz am Eingang des Waldes begraben.“ — „Beim Himmel!“ rief Gawan aus, „er hätte auch mir übel mitgespielt, wäre ich desselben Willens gewesen. Denn er gab mir zu verstehen, dieser Ritter hier befeinde ihn, und ich möge doch für ihn eintreten. Allein Gott bewahrte mich davor, darauf einzugehen; ich hätte sonst leicht dieser Thorheit verfallen können.“ — „Beim heiligen Namen Gottes!“ sprach der andere, „es scheint mir durchaus, daß der Hintersasse wollte, die Ritter sollten sich wechselseitig tödten.“ — „Ganz gewiß,“ sagte die Dame; „weil ihn nach den Harnischen und Rossen gelüstete, behandelte er die Ritter so.“ — „Fräulein,“ frug Gawan, „wohin geht Ihr?“ — „Herr, einem Ritter nach, den ich todt in einer Sänfte vortragen lasse.“ — „Ah, ich sah ihn gestern Abend vorbeiführen; es war schon spät.“

Der Ritter verabschiedet sich von Gawan, und dieser entschuldigt sich, so unhöflich gewesen zu sein, nicht nach seinem Namen

zu fragen. Jener aber entgegnet: „Beſter Herr, ich bitte Euch in Liebe, mich nicht eher nach meinem Namen zu fragen, als bis ich Euch nach dem Eurigen frage.“ Gawan begehrt nichts weiter von ihm, und zieht ſich derſelbe in den einſamen Wald zurück.

91. Gawan begegnete auf ſeinem weitern Zuge weder Rittern noch Frauen, ohne ihnen zu ſagen, wen er ſuche; alles wußte aber nur ſoviel, daß er auf der Rothheide erſcheinen werde[1]. Er nahm Nachtquartier bei einem Einſiedler. Abends frug ihn dieſer, woher er komme. „Ehrwürden,“ erwiederte er, „aus dem Lande der Jungfernkönigin.“ — „Habt Ihr etwan Parzival Gutritter geſehen, der an König Artus' Hof den Schild holte und einen andern dort zurückließ?“ — „Nein fürwahr, und es thut mir ſelbſt ſehr leid. Allein ein Ritter mit grünem Kreuz auf goldenem Felde ſagte mir, daß er auf der Rothheide erſcheinen werde.“ — „Herr,“ ſprach der Einſiedler, „Ihr ſagt die Wahrheit, und war es eben der Ritter ſelbſt, mit dem Ihr ſprachet. Es iſt jetzo die dritte Nacht, daß er bei uns ſchläft, und hier iſt der Hund, den er von König Artus' Hof mitbrachte; er hat ihn mir anvertraut, um ihn dem König-Eremiten, ſeinem Oheim, zu übergeben.“ — „Ach, ich Armer!“ rief Gawan, „wie unglücklich bin ich, wenn das wahr iſt.“ — „Herr,“ verſetzte der Einſiedler, „ich darf weder Euch noch irgend einem andern eine Lüge ſagen. Am Hündchen möget Ihr erkennen, ob ich die Wahrheit rede.“ — „Aber, ehrwürdiger Herr, er trägt nicht gewöhnlich einen ſolchen Schild.“ — „Ich weiß, Herr, welchen Schild er führen ſoll, welchen er führt und noch führen wird. Er will ſich durch dieſen Schild nur unkenntlich machen und nahm ihn aus der Einſiedelei Sepps mit, welcher der Sohn des König-Eremiten iſt, bei dem Lanzelot Herberge fand und vier Räuber, ſo nächtlicher Weile in die Klauſe einbrachen, henkte. Dort ließ der Ritter auch den Schild zurück, den er vom

[1] Das Märchen und überhaupt die Volksdichtung ſchreibt die oft ſchwer begreifliche Verbreitung gewiſſer Nachrichten einer geheimen Macht zu, nach der man nicht weiter fragen ſoll; es iſt die homeriſche Θεῶν Διός.

Hof des Königs Artus mitbrachte, und ist dieser Sepp meiner Schwester Sohn und sind die beiden Geschwisterkinder; wisset aber wohl, obschon Sepp Klausner ist, gibt es doch keinen Ritter in Großbritannien von soviel Herz und Muth." — „Gewiß," sprach Gawan, „ich bin sehr unglücklich, da ich ihn gestern vor dem Schlosse sah, wo alle Ritter vorbeiziehen, mit ihm redete und um seinen Namen fragte; er aber bat mich, ihn nicht um seinen Namen zu fragen, ehedenn er an mich dieselbe Bitte stelle. Er schied dann von mir und zog sich in den Wald zurück; ich aber kam von dort hierher. Nun bin ich so betrübt, daß ich mir selbst nicht mehr zu rathen weiß; denn König Artus hat mich ausgesandt, ihn zu suchen, und auch Lanzelot zieht seines Weges, um nach ihm zu forschen. Allein ich bin sehr unglücklich bei der Suche, da ich ihn zweimal sah, sprach und wieder verlor." — „Herr Ritter," entgegnete der Einsiedler, „er ist ein Ritter, der sich vor jedem Schatten eines Fehlers scheut, nie ein böses Wort sprechen, nie einen falschen Schein annehmen, nie einem Menschen etwas Unliebsames sagen mag, der nie seine Person entehrt oder eine Sünde des Fleisches begeht, sondern ganz jungfräulich rein und ohne Arg ist." — „Ich weiß recht wohl," erwiederte Gawan, „daß alle Tugenden und Vorzüge, welche ein Ritter besitzen soll, in ihm vereinigt sind; um so tiefer schmerzt es mich, daß ich nicht näher mit ihm bekannt bin; denn durch die Freundschaft eines echten Ritters gewinnt man selbst an Vortrefflichkeit." Gawan brachte beim Einsiedler eine traurige Nacht zu und reiste am Morgen nach Anhörung der Messe ab.

92. Josephus, der gute Geistliche, bezeugt uns in dieser hohen Märe, der Einsiedler habe Josias geheißen und sei einst ein Ritter von großem Preis und ungewöhnlicher Tapferkeit gewesen, habe aber aus Liebe zu Gott alles verlassen und sich selbst um Gottes willen in die Einöde gebannt. Alle Ereignisse und Wunder aber, von denen ihr vernehmet in diesem hehren Berichte, geschehen, sagt uns Josephus ferner, zur Förderung und Ausbreitung des Reiches Christi; er könne mit nichten aller Erwähnung thun, vielmehr nur derjenigen, auf die er sich am klarsten besinne, und kenne

er alle dieſe Dinge durch die untrügliche Mittheilung des Heiligen Geiſtes.

93. Dieſe ſelbe hohe Märe berichtet alſo, wie Gawan weiter zieht und zur Rothheide gelangt, allwo das Waffenſpiel ſtattfinden ſoll. Er ſieht bereits vor ſich die Zelte aufgeſchlagen und die Ritter ſich von allen Seiten verſammeln; viele legen ſchon in und vor ihren Zelten die Waffen an. Gawan blickt rings um ſich in der Hoffnung, den geſuchten Ritter zu entdecken; allein es gelingt ihm nicht, ſeiner oder des bekannten Schildes anſichtig zu werden. Er durchforſcht das ganze Zeltlager und prüft alle Wappen und kann ſich nicht genug verwundern. Allein es iſt kein Leichtes, jenen wieder zu erkennen, obwohl er nicht fern von Gawan ſteht; denn da er die Waffen gewechſelt hat, möget ihr leicht einſehen, warum er ihn nicht unterſcheidet. Inzwiſchen beginnt das Spiel allerſeits, Rotten und Reihen begegnen ſich kämpfend: ein herrliches Schauſpiel. Gawan muſtert, zureitend, die Schaaren und ſucht den Ritter und kann nicht umhin, mit jedwedem Ritter, dem er begegnet, eine Lanze zu brechen und ſich als Ritter zu bewähren; doch hätte er noch mehr geleiſtet, hätte nicht das Geſchäft des Suchens ſeine Aufmerkſamkeit getheilt. Obgemeldete Maid aber ſteht am Ende des Turnierplatzes, um zu ſehen, wer erliegt und wer gewinnt. Der Ritter, welchen Gawan ſucht, findet ſich nicht an der Spitze der Reihen, ſondern im dichteſten Gedränge und ficht ſo wacker, wie es nur ein Ritter vermag, und wirft alles umher zu Boden, und die Kämpfer fliehen vor ihm, wie Jagdhunde vor dem Leuen. „Mein' Treu!" rief Gawan aus, „ſintemal man über den Ritter mich übel berichtet hat, geb' ich für heut die Suche auf und will mein Leid bis zum Abend vergeſſen." Er ſieht den Ritter vor ſich, ohne ihn zu erkennen; hat er doch jetzt einen weißen Schild und alle Abzeichen von gleicher Farbe. Er ſtürzt auf ihn los, ſo ſchnell ſein Roß ihn trägt, und jener auf ihn. Die Stöße der Lanzen ſind ſo gewaltig, daß ſie die Schilde unter dem Knauf durchbohren. Doch brechen die ſtarken Schäfte nicht; ſie ziehen ſie an ſich und rennen einander von neuem ſo zornig an, daß ſich die Speereiſen auf der Bruſt verbiegen, die Schildſpangen brechen,

die Füße den Bügel verlieren und die Zügel aus der Hand fliegen; die Reiter aber schaukeln auf dem hintern Sattelbogen, und die Rosse wanken und sind nahe daran, zu stürzen. Flugs richten sich die Ritter wieder in Sattel und Bügel zurecht, ergreifen die Zügel mit der Linken und stoßen mit der Rechten, zorn- und grimmvoll wie Löwen, die Lanzen auf die Schilde und jagen sie bis zu den Fäusten hindurch. Die Zuschauer verwundern sich, daß die Eisen ihnen nicht durch den Leib gefahren sind; allein Gott wollte nicht, daß sich die wackeren Helden den Tod anthäten, sondern nur, daß der eine des andern Kraft erprobte; nicht so fast die Panzer schützten sie, als vielmehr Gottes Allmacht, an den sie glaubten. Denn es wohnte in ihnen alle Tugend, welche einem Ritter zukommt. Gawan verließ nie sein Nachtquartier, ohne vor der Abreise die Messe zu hören, wenn es sein konnte, und fand nicht Frau oder Maid rathlos, ohne Theilnahme zu fühlen. Der andere Ritter aber beging nie etwas Schimpfliches, selbst nicht in Worten oder Gedanken, und stammte, wie ich vernommen, aus der heiligen Familie Josephs und des guten Fischerköniges. Noch standen die Helden mitten im Kreis der Ritter, voll Erbitterung gegeneinander, und hielten bereits die blanken Schwerter in der Hand, die Schilde am Arm und hieben wuchtig auf die Helme ein. Da traten mehrere Ritter zu ihnen und sagten, das Turnier stocke ob ihres Zweikampfes. Sie schieden dieselben mit Mühe, und nun begann das Handgemenge aufs neue auf allen Seiten und dauerte, bis der Abend die Kämpfenden trennte. Zwei Tage währte auf solche Weise das Waffenspiel.

94. Das Fräulein, welches auf der Bahre den eingesargten Ritter mit sich führte, stellte an die Versammlung aller Ritter die Frage, wer es unter allen am besten gemacht; denn der Ritter, den sie habe hertragen lassen, könne nicht bestattet werden, ehedenn er gerächt sei. Sie erklärten, der Ritter mit dem weißen Schilde und der andere mit dem Goldaar auf Sinopelgrün hätten sich besser gehalten als alle anderen. Da aber der weiße Ritter eher am Kampfe theilgenommen, als der andere, gäben sie ihm den Preis; doch sei ihre Ansicht, daß Gawan seit seiner Ankunft sich nicht

minder ausgezeichnet habe. Suchte also die Maid den weißen Ritter in dem Kreise und in den Zelten, ohne ihn zu entdecken; denn er war bereits abgezogen. Nun trat sie zu Gawan mit den Worten: „Herr, sintemal ich den mit dem weißen Schild nicht ausfindig machen kann, so ist's an Euch, den Ritter, welcher hier todt auf der Bahre liegt, zu rächen." — „Fräulein," versetzte Gawan, „thut mir diese Schande nicht an, da man urtheilt, es habe jener höhern Ruhm erworben. Ihr wisset ja sehr gut, daß ich keine Ehre davon hätte, wenn ich Euer Anliegen auf mich nähme; habt Ihr ja selbst gesagt, es dürfe keiner für ihn Rache nehmen, als der, welcher in diesem Turnier das Größte leiste; das ist aber der Ritter mit dem weißen Schilde, und, so wahr Gott mir helfe, ich habe es wohl verspürt." Die Maid verstand, daß Gawan Recht hatte; sie sprach: „Ach Herr, nun ist er schon wieder fort in den Wald geritten; er ist der wunderlichste Ritter der Welt, obwohl der beste, welcher lebt; mit großer Mühe wird es mir gelingen, ihn wieder zu treffen." — „Der beste Ritter, sagt Ihr? Wie wißt Ihr das?" — „Ich weiß es genau, anerwogen ihm beim Fischerkönige der Gral erschien ob seiner ritterlichen Tüchtigkeit und Herzensgüte und Leibesreinheit. Allein er vergaß zu fragen, wem man damit diene: das brachte großen Schaden übers Land. Er kommt aber vom Hofe des Königs Artus, wo er einen Schild in Empfang nahm, den niemand außer ihm sich aneignen durfte. Bis dahin habe ich sein Gehen und Kommen wohl gewußt, aber nun werde ich nichts mehr von ihm erfahren, da er sich durch Schild und Wappen unkenntlich macht. Nun liegt mir die Arbeit mühevollen Suchens ob, denn ich werde ihn so bald nicht wiederfinden, und kam doch nur um seinetwillen zu diesem Turniere." — „Fräulein," entgegnete Gawan, „da habt Ihr mir eine Mittheilung gemacht, über die ich nicht froh sein kann; denn ich bin ebenfalls auf seiner Spur, ohne daß ich weiß, wie ich ihn entdecken soll; er will mir den Namen nicht nennen und wechselt zu oft den Schild. Doch weiß ich gewiß, wenn ich je wieder irgendwohin komme und wir miteinander kämpfen, so werde ich ihn wohl an den Schlägen wiedererkennen, die er auszutheilen versteht; denn

nie kam mir im Kampfe ein so furchtbarer Gegner vor. Allein gern möchte ich noch mehr Schläge erdulden, als ich empfing, wenn ich nur bei ihm sein dürfte." — „Herr Ritter," frug die Maid, „wie heißet Ihr?" — „Fräulein," erwiederte er, „man nennt mich Gawan." Damit befiehlt er sie Gott und geht nach der einen, die Maid nach der andern Seite fort. Denkt sie aber bei sich, Parzival sei der seltsamste Ritter der Welt, da er sich so oft unkenntlich mache; denn wenn man ihn auch sehe, könne man ihn doch nicht erkennen. Er aber reitet durch den Wald und bittet den Erlöser, ihn an irgend einem Orte den Ritter finden zu lassen, damit er seine Liebe und Freundschaft, nach der er so sehnlich verlange, erwerben möge. —

95. Nunmehr redet die Sage nicht weiter von Gawan, sondern von Lanzelot, wie er Parzival ebenso eifrig suchte. Kam er aber auf seiner Fahrt abermals in die Einsiedelei, wo er die Räuber henkte. Sepp war des nicht wenig froh und frug ihn, ob er Kunde vom Sohne der Wittib habe; „ich sah ihn nicht," fügte er bei, „seit er Artus' Hof verließ, außer einmal, und weiß ich nicht, wohin er ging." — „Ehrwürdiger Herr," sprach Lanzelot, „ich selbst sähe ihn gar so gern; Artus läßt ihn durch mich zu sich entbieten." — „Herr Ritter," versetzte der Einsiedler, „ich weiß nicht, ob ich ihn je wiedersehe; denn seit er von hier schied, ist er nicht mehr leicht zu finden." Trat aber Lanzelot mit dem Einsiedler in eine Kapelle und gewahrte hier den Schild, welchen Parzival von Hofe mitgebracht und neben dem Altare aufgehängt hatte. — „Ehrwürden, ich sehe ja dort seinen Schild, verhehlt ihn mir nicht." — „Nein, gewiß nicht; das ist freilich sein Schild, aber er nahm einen andern, goldenen mit grünem Kreuz von hier mit." — „Und wißt Ihr von Gawan keine Kunde, Vater?" — „Gawan sah ich seit meinem Einzug in die Einöde nie wieder. Doch wisset, Ihr habt Euch schweren Haß zugezogen durch die Aufknüpfung der vier Raubritter. Denn die Verwandten derselben machen Jagd auf Euch in diesem und in anderen Wäldern, und sind gleichfalls Räuber und hausen in den Wäldern, allwo sie ihre Raubbeute unterbringen. Seht Euch also vor gegen sie." —

„Daran soll's nicht fehlen," sprach Lanzelot, „so's Gott gefällt." Für die Nacht blieb er in der Einsiedelei; morgens ritt er nach Anhörung der Messe wieder fort, indem er zu Gott betete, ihn doch Parzival oder Gawan finden zu lassen.

96. Er zog durch Waldungen, die ihm fremd waren, weiter und weiter, bis er vor ein Schloß kam, welches eine wunderschöne Lage hatte. Indem er seinen Blick auf selbes richtete, gewahrte er einen Ritter, welcher herauskam und ihm eilends entgegenritt, und saß dieser auf einem starkgebauten Rosse und trug auf seiner Faust einen Jagdvogel. Da er Lanzelot nahen sah, hielt er still und grüßte ihn: „Herr Ritter, willkommen!" — „Glück auf!" rief Lanzelot erwiedernd, „welches Schloß ist dieses?" — „Herr, das Schloß des Goldreifs. Ich aber ziehe hinaus zum Empfang von Rittern und Damen, welche auf Besuch kommen; es ist aber heute der Tag, da man den Goldreif verehret." — „Was ist das für ein Reif?" — „Ei, die Dornenkrone, welche der Erlöser der Welt auf dem Haupte trug, als er ans Kreuz geschlagen ward. Die Königin dieser Burg hat sie in Gold und kostbare Steine fassen lassen; nun finden sich Ritter und Damen des Reiches einmal des Jahres zu deren Verehrung hier ein. Sagen aber die Leute, der Ritter, welcher zuerst beim Grale war, solle sie erstreiten, und derowegen wird kein fremder Ritter eingelassen. Indessen, so es Euch recht ist, führe ich Euch in mein Haus dort im Walde." — „Schönen Dank, Freund; allein noch ist nicht die Stunde, Quartier zu nehmen." Somit verabschiedet er sich, reitet voran und betrachtet das Schloß und muß sich sagen, daß der Ritter hohen Preis erwürbe, welcher eine so erhabene Reliquie, wie den Goldreif, durch eigene Tapferkeit und Tugend aus einer so starken Veste wiedereroberte. Indem er dann weiterreitet, sieht er vor sich die Maid kommen, welche den todten Ritter auf der Bahre mit sich führt. „Fräulein," beginnt Lanzelot, „Gott grüß' Euch!" — „Gott segn' und beglücke Euch!" entgegnet jene. „Herr Ritter, ich muß schweren Haß tragen gegen den Ritter, der diesen hier erschlug, dieweil ich denselben so durch Land und Wald führen muß. Ich habe groß Leidwesen mit dem Ritter, der ihn zu rächen

hat, und den ich nirgends finden kann." — „Fräulein, wer ist der Mörder dieses Ritters?" — „Herr, der sich vom brennenden Drachen nennt." — „Und wem kommt die Rache zu?" — „Herr, dem Ritter, der auf der Rothheide im Turnier mit Gawan stritt und den Preis erwarb." — „Wie? Uebertraf er Gawan?" — „So urtheilten die Ritter, weil er vor ihm am Turnier theilnahm." — „Dann ist's ein wackerer Held, wenn er Gawan ausstach." — „Bei meinem Haupt, ja, Ihr habt Recht, es ist der beste Ritter von der Welt." — „Und welchen Schild führt er?" — „Herr, im Turnier trug er weiße Waffen; vorher sah er aber anders aus und trug einen rothen Schild und wieder einen goldenen mit rothem Kreuz." — „Kannte ihn Gawan, Fräulein?" — „Nein, Herr, und er ist sehr verstimmt darüber." — „So ist er der Sohn der Wittib." — „Ja, bei meinem Haupt, Ihr sprecht die Wahrheit." — „Ach Gott," rief Lanzelot aus, „dann bin ich übel berathen, sintemal ihn Gawan nicht erkannte! Und wisset Ihr, welche Richtung er einschlug?" — „Nein, Herr, ich weiß weder Weg noch Auskunft, weder über ihn noch einen andern."

97. Lanzelot scheidet und reitet weiter bis nach Sonnenuntergang. Er kommt auf einen schattigen, bedenklich aussehenden Weg im Hochwalde. Nachdenklich, traurig und müde zieht er weiter, und schaut rechts und links aus, einen Ort zu erspähen, wo er Quartier nehmen könne. Ein Zwerg gewahrt ihn ungesehen und läuft auf einem Fußpfad des Waldes voraus zu einer Behausung von Raubrittern, welche seitwärts versteckt liegt und von einer Dame bewacht wird. Die Räuber selbst bewohnen ein anderes Haus, nicht das der Dame, in welchem die vorüberziehenden Ritter nur betrogen und umgarnt werden. Das Zwergmännlein läuft also geradeswegs zu dem Fräulein und spricht zu ihr: „Nun wird man sehen, wie Ihr's anfanget; da kommt der Ritter, der Euren Ohm und drei rechte Vettern von Euch henkte!" — „Werd' schon mit ihm fertig," erwiederte das Weibsbild, „soweit's auf mich ankommt, aber sorg' du fürs übrige." — „Bei meinem Schädel," spricht der Zwerg, „das soll geschehn, so's Gott gefallet; wird uns nit entwischen; es geht ihm an die Haut."

Die Dame war von reizender Schönheit und prächtig gekleidet, hatte aber ein tückisches Herz. Das darf niemanden Wunder nehmen, sintemalen sie einer Räuberfamilie entstammte und unter Diebstahl und Raub großgezogen und beim Morde mancher Ritter betheiligt gewesen war. Sie tritt, ohne sich mit einem Mantel anständig zu umhüllen, auf Lanzelots Weg, geht ihm entgegen, grüßt ihn und zeigt sich über seine Ankunft hoch erfreut. „Herr Ritter, biegt auf diesen Fußpfad ein, der waldeinwärts zu einer Behausung führt, welche meine Vorfahren zur Aufnahme fahrender Ritter im Gehölz erbaut haben. Es wird gleich dunkle Nacht, und so Ihr vorbeiziehet, trefft Ihr in zwanzig wälschen Meilen kein Haus mehr an." — „Großen Dank, Fräulein," spricht Lanzelot, „für die gütige Erinnerung; ich wünsche sehr ein Unterkommen, und es ist wohl Zeit dafür, und ich bleibe bei Euch lieber als bei einem andern." So redend ziehen sie dem Waldhaus zu, in welchem sie nur den Zwerg antreffen; denn die fünf Raubgesellen sind tiefer im Wald in ihrer Behausung. Nimmt der Zwerg Lanzelots Roß und führt es in den Stall, läuft dann hinauf in den Saal und zeigt sich geschäftig, ihn zu bedienen. „Herr," beginnt die Dame, „nun lasset Euch entwaffnen und glaubet Euch völlig sicher." — Er entgegnet: „Nein, Fräulein, die Waffen beschweren mich nicht; ich trage die Last ohne Mühe." — „Herr Ritter," spricht sie, „Gott verhüte, daß Ihr hier in Waffen schlafen solltet; das that nie ein Gast, welcher hier übernachtete." Doch je mehr die Dame in ihn dringt, die Rüstung abzulegen, desto weniger behagt es ihm; denn der Platz kommt ihm finster und ungeheuer vor und mag er an sothanem Orte Wehr und Waffen nicht von sich legen. Spricht sie abermals: „Herr, mich will bedünken, Ihr versehet Euch hier eines bösen Anschlags; ist hier aber keine Sorge vonnöthen; der Ort ist völlig gefahrlos. Ich weiß nicht, ob Ihr Feinde habt?" — „Fräulein, ich sah nie einen Ritter, der alle Welt zu Freunden hatte; nur will's nicht jeder gleich gestehen."

Kurz, Lanzelot wollte, wie uns die Geschichte meldet, sich nicht entwaffnen, sondern ließ den Tisch aufstellen und setzte sich, ge-

wappnet wie er war, an der Seite der Dame zum Essen nieder; Schild, Helm und Lanze hatte er sich in den Saal tragen lassen. Darnach legte er sich auf ein prächtiges Ruhebett, welches dort stand, den Degen neben sich, in voller Rüstung nieder. Da er müde war, schlief er auf dem weichen Lager bald ein. Inzwischen bestieg der böse Zwerg das noch gesattelte Roß und ritt zum andern Hause, wo die fünf Raubmörder, Lanzelots Todfeinde, weilten. Das Weib aber war ganz allein bei Lanzelot geblieben; sie fühlte einen mordgierigen Haß in sich und hätte ihn am liebsten selbst umgebracht, so es in ihrer Macht gestanden. Sie meinte, alle Welt werde es ihr zum Ruhm anrechnen; wußte sie ja wohl, daß er ein wackerer Ritter sei, und daß ihr nie ein so ausgezeichneter in die Hände gerathen. Nahm sie also das Schwert, das neben ihm lag, zog es aus der Scheide und erspähte sich eine Stelle, wo ihm am leichtesten beizukommen wäre. Das Haupt findet sie so geschützt, daß nur die Visierlöcher frei sind, und erkennt, daß ihm hier ein oder zwei Stöße nicht tödtlich sein würden; hebe sie hingegen den Schoß des Harnisches auf, ohne daß er erwache, so könne sie ihm wohl durch einen Stoß ins Herz den Garaus machen.

Indem sie Lanzelot, der schläft und keine Ahnung hat, also untersucht, träumt diesem, ein kleiner Bullenbeißer dringe in den Saal und mehrere große hinter ihm, welche selben von allen Seiten anfallen und wieder von dem kleinen gebissen werden. Die großen Hunde halten den kleinen so eng umringt, daß er nicht entfliehen kann. Er sieht auch, wie eine Windhündin mit Frauenhand das Schwert zückt und ihn todtschlagen will. Meint er aber im Traume, er entreiße derselben das Schwert, tödte sie und den allergrößten und den kleinsten von den Hunden. Darüber fährt er aus dem Schlummer auf, reckt sich und findet, erwachend, die Scheide des Schwertes noch neben sich; das Weib hat sie eben liegen lassen, damit er nichts merke. So schläft er richtig bald wieder ein. Mittlerweile gelangt der Zwerg, der ihm das Roß entführt hat, zu den Räubern und ruft sie auf: „Nun schnell fort, euch an eurem Todfeind zu rächen, welcher so schmählich den besten Theil

eures Stammes in den Tod geschickt hat. Ich bringe euch hier sein Roß zum Pfand und Zeichen." Er springt herunter und übergibt es ihnen. Die Räuber aber freuen sich nicht wenig über die erhaltene Kunde und lassen sich, ganz bewaffnet, vom Zwerg an Ort und Stelle bringen.

Lanzelot ist, noch erschreckt durch seinen Traum, wieder aufgewacht und sieht sie in voller Wehr hereindringen. Das Weib aber schreit ihnen zu: „Nun muß sich zeigen, was ihr vermöget!" Lanzelot springt auf und greift zum Schwert; allein er findet nichts als die leere Scheide. Das Weib aber stürzt sich zuerst mit dem Schwerte auf ihn; dann die fünf Ritter mit dem Zwerge von allen Seiten. Er erkennt, das Weib habe zu seinem größten Schaden sein gutes Schwert entwendet. So greift er denn nach der Lanze, die ihm zu Häupten steht, rennt den Führer der Rotte an und jagt ihm das Eisen mitten durch den Leib, mit solcher Wucht, daß es ein Klafter weit hindurchfährt, und der Kerl zur Erde stürzt. Doch bricht die Lanze beim Zurückziehen; drum springt er auf das Weib zu, welches das Schwert hält, entreißt es ihrer Hand und packt sie um den Leib und quetscht sie, während sie es zu seiner Verwunderung ihm gewaltsam wieder zu entwinden versucht. Er schwingt die Waffe über sie hinweg, indes die vier Ritter sich auf ihn werfen. Er will einem derselben einen Schlag versetzen, die Dame aber drängt sich zwischen beide und sucht ihn zu hindern: da fällt der Hieb, welcher dem Ritter galt, tödtlich auf ihr Haupt nieder. Das schmerzt Lanzeloten, wie immer sie gegen ihn gefrevelt hat. Die vier Ritter bedauern ihren Tod noch mehr. Schreit aber der Zwerg dazwischen: „Nun, Ritter, wird man sehen, wie ihr euren großen Schaden rächt! So Gott mir beistehe, es bringt euch große Schande, so ihr einen einzelnen Ritter nicht bewältigen könnt." Dringen sie also von allen Seiten auf ihn ein; er jedoch schlägt sich ihnen zum Trotz durch zum Stalle, wo er sein Roß zu finden hofft. Vergebens; er sieht, daß der Zwerg es fortgeführt hat. Da verdoppelt sich seine Wuth und wächst sein Grimm. Es sind aber die Raubritter schwer zu bezwingen; denn da sie ihren Hauptmann und die Dame, ihre

Richte, todt wissen, versetzen sie ihm mit ihren Schwertern gar gewaltige Hiebe. Er vertheidigt sich, so gut er kann. Zuerst erhascht er den bösen Zwerg, der nebenan steht und sie ermuntert, ihm zuzusetzen; er spaltet ihm den Kopf bis auf die Schultern herab. Dann verwundet er noch zwei Ritter sehr schwer, wird aber auch selbst an zwei Stellen getroffen. Allein auf keinen Fall kann er aus dem Haus heraus, da ihm sein Roß fehlt, und der Saalflügel nur einen Eingang hat. Die Ritter legen sich davor und halten Wache; Lanzelot bleibt mit den Todten drinnen.

Er setzt sich im Saale nieder, um zu ruhen; denn die ausgetheilten und empfangenen Schläge haben ihn erschöpft. Nachdem er sich ein wenig erholt hat, richtet er sich stehend hoch auf und gewahrt seine Belagerer vor dem Eingang des Saales. Nun steigt er mit den Leichen zum Fenster hinauf und wirft sie ihnen ins Freie zu. Mittlerweile erhebt sich schön und klar der helle Tag, und beginnen die Vöglein im Walde, der den Saal umschattet, zu singen. Er riegelt jetzt die Saalthür zu, um den Räubern den Eintritt zu wehren. Diese aber beschließen, nicht von ihm zu lassen, sie hätten ihn denn gefangen oder ausgehungert. Lanzelot würde ihren Haß gering anschlagen, wenn ihm sein Roß zu Gebote stünde; aber zu Fuß weiß er sich nicht so gut zu wehren, wie zu Pferd; so erging es Rittern stets. Die Belagerung gedenkt er indessen wohl auszuhalten, solange es Gott gefalle, sintemal der Saal mit Vorräthen in Hülle und Fülle versehen ist. So hält er sich denn drinnen, indes die Ritter draußen Wache stehen, damit er nicht entweiche. Allein er spürt wenig Lust, sich zu Fuß durchzuschlagen. Doch wißt, hätte er sein Roß, sein Muth würde ihn mit Ehre und Ruhm hinausführen, ob es denen drauß lieb oder leid wäre. —

98. Hier bricht die Sage die Geschichte Lanzelots ab, und erzählt, wie Gawan noch immer nach Parzival forscht und tief bedauert, ihn zweimal gefunden und nicht erkannt zu haben. Eben kehrt er zum Kreuze zurück, wo er Lanzelot gesagt hat, ihn zu erwarten, falls er vor ihm wieder da sei. Acht Tage lang zieht er hier auf und ab durch die Waldung, um ihn abzuwarten, kann aber kein Sterbenswort von ihm erfahren. An Artus' Hof mag

er nicht gehen; denn er müßte sich schämen, wenn er so unverrichteter Sache ankäme. So macht er sich abermals auf die Suche; es steht bei ihm fest, nicht zu ruhen, bis er Lanzelot und Parzival gefunden habe. Kommt er aber nach diesen Tagen zu Sepp, dem Einsiedler, der ihn ebenso freundlich als freudig aufnimmt. Bei ihm bleibt er für die Nacht und fragt ihn um Auskunft über Parzival, und sagt ihm dieser, daß er ihn vor dem Turnier auf der Rothheide zuletzt gesehen habe. „Und könntet Ihr mir nicht auf seine Spur helfen?" — „Nein, ich weiß Euch gar nicht zu sagen, wo er sich aufhalten mag." Indes sie also reden, reitet ein Ritter mit himmelblauem Wappen heran und sucht in der Klause Quartier. Der Einsiedler heißt ihn willkommen. Gawan fragt, ob er einen Ritter mit weißem Schild im Walde gesehen. — „Meiner Treu," erwiedert der Fremde, „ich sah und sprach ihn heute noch, und bat er mich um Auskunft über einen Ritter mit einem Goldaar auf Sinopelgrün; ich sagte, ich kenne ihn nicht. Frug ich ihn aber, warum er sich nach ihm erkundige, und sagte er, daß er mit selbigem Ritter auf der rothen Heide gekämpft und nie einen Gegner von so gewaltiger Kraft getroffen habe, und es nun sehr beklage, sich mit einem so vortrefflichen Kämpen nicht näher bekannt gemacht zu haben." — „Meiner Treu," spricht Gawan, „selbiger Ritter beklagt es noch mehr, dieweil er nichts in der Welt lieber sähe als jenen." Der Blick des Gastes fällt auf Gawans Schild; „ach Herr," ruft er aus, „ich glaube, Ihr seid es selbst!" — „Da habt Ihr Recht, ich bin es wirklich, mit dem er stritt, und bin ich sehr froh, daß ein so guter Ritter meinen Schild getroffen hat, und im Herzen betrübt, daß ich ihn nicht kennen gelernt habe. Doch saget mir, wo ich ihn finden mag." — „Herr," fiel Sepp ein, „diesen Wald verläßt er kaum, es ist sein Lieblingsaufenthalt, und hängt auch sein Schild, den er von Artus' Hof gebracht, hier in der Kapelle." Er weist ihn Gawan vor, der sich nicht wenig darüber freut. „Ach Herr," spricht aber der Ritter mit dem blauen Wappen, „heißet denn Ihr Gawan?" — „Bester Herr, so nennt man mich allerdings." — „Dann wisset, daß ich Euch seit geraumer Zeit rastlos gesucht

habe. Meliot von Logrien, Euer Lehensmann, der Sohn der Frau, die für Euch den Tod erlitt, läßt Euch sagen, daß Valigant vom Fels seinen Vater Marin um Euretwillen getödtet habe und nun ihm selbst sein Erbe streitig mache, und bittet er, Ihr möchtet ihm zu Hilfe eilen, wie es dem Lehnsherrn seinen Mannen gegenüber zukomme." — „Meiner Treu," spricht Gawan, „ich darf ihn nicht im Stiche lassen; meldet ihm, daß ich ihm Hilfe bringe, sobald ich vermag; sagt ihm aber auch, daß mir ein Geschäft obliegt, welches ich nicht unvollendet lassen kann, ohne meine Ehre zu opfern."

99. Beide Gäste herbergten die Nacht in der Klause; morgens sang der Einsiedler die Messe. Der fremde Ritter zog dann ab, Gawan aber blieb noch ein Weilchen. Sobald auch er bereit war, aufzusitzen, blickte er vor sich hin zum Waldessaum gegenüber der Klause und sah einen Ritter hoch zu Roß ruhigen Schrittes heranreiten; er war in voller Wehr und trug einen Schild, wie er ihn Parzival bei der ersten Begegnung hatte führen sehen. „Ehrwürdiger Priester," frug er schnell, „kennet Ihr den Ritter, der da kommt?" — „Wohl kenne ich ihn, es ist Parzival, nach dem Ihr forschet und so sehnlich verlanget." — „Gott sei dafür angebetet, daß er erschienen ist!" Er eilt ihm zu Fuß entgegen, und auch Parzival steigt sofort zu Thal, da er ihn gewahrt. „Herr Ritter," ruft Gawan, „seid willkommen!" — „Und Euch Freude und Frieden!" entgegnet Parzival. — „Herr," spricht zu ihm der Einsiedler, „Ihr mögt Euch freuen; dies ist Gawan, der Neffe des Königs Artus." — „Um so willkommener," erwiedert er; „Ehre und Freude müssen ihm alle bezeigen, so ihn kennen." Damit umarmt und beglückwünscht er den Freund. Sodann fragt er ihn, ob er Kunde von einem Ritter habe, der auf der Rothheide am Waffenspiele theilgenommen. — „Und welchen Schild führte er?" — „Sinopel mit Goldaar; nie aber erfand ich einen im Kampf so rüstig und stark, außer ihn und Lanzelot." — „Bester Herr," erwiedert Gawan, „Ihr dürft so höflich sein, wie Euch beliebet; aber ich selbst war auf der Rothheide und trug ebensolches Abzeichen, wie Ihr es beschreibet, und stritt mit einem weißen Ritter,

der alle ritterlichen Tugenden, die ein Mensch besitzen kann, in sich vereinigt." — „Herr," spricht Parzival, „auch Ihr versteht Euch schlecht aufs Tadeln." Dann fassen sie sich bei der Hand und gehen in die Klause.

100. „Herr Ritter," nimmt Gawan wieder das Wort, „als Ihr am Hof des Artus waret, um den Schild zu holen, war auch Eure Schwester dort und hatte um die Hilfe des Ritters nachgesucht, welcher den Schild in Empfang nehmen werde: denn sie sei die rathloseste aller Jungfrauen. Der König sagte es ihr zu, und Ihr nahmt den Schild. Sie begehrte also Euren Beistand und ahnte noch nicht, Ihr seiet ihr Bruder; erklärte sie aber, daß der König schwere Sünde begehe und harten Tadel verdiene, wofern er ihr diese Gunst verweigere. Wollte auch dieser sein Bestes thun, Euch ausfindig zu machen und das gegebene Versprechen zu halten, und hat er mich und Lanzelot ausgesandt, nach Euch zu forschen, und wäre selbst ausgezogen, wenn wir uns nicht hätten bereit finden lassen. Dreimal habe ich Euch getroffen, ohne Euch zu erkennen, und sehnte mich doch so sehr, Euch zu sehen; doch diesmal kenne ich Euch wieder und freue mich herzlich. Ich muß auch noch dankbar der guten Bewirthung gedenken, welche ich bei Eurer Mutter zu Kamaloth fand. Doch erregte sie mein innigstes Mitleid; denn sie, eine so gute Dame, verwittwet und hochbetagt, ohne Trost und Hilfe, war in einen schweren Krieg verwickelt, indem böse Leute, Nachbarn ihres Landes, ihre Schlösser wegnehmen wollten. Sie bat mich sehr inständig und unter Thränen, wenn ich Euch, ihren Sohn, finde, Euch von ihrer Bedrängniß zu sprechen, den Tod des Vaters zu melden, und zu erzählen, wie daß sie keine Hilfe und Rettung erwarte, als von Euch allein; und falls Euer Beistand noch länger ausbleibe, verliere sie das Schloß, das sie jetzo bewohnet, und müsse ganz elend werden. Denn von fünfzehn Schlössern, die sie bei Lebzeiten des Vaters besessen, habe sie keines mehr außer Kamaloth und von allen Rittern nur noch fünf zur Hut des Schlosses. So bitte ich Euch in ihrem Namen und bei Eurer Ehre, daß Ihr Kraft, Rath und alle Macht daransetzet, ihr zu helfen; durch keine andere Ritterthat erwerbet Ihr höhern Ruhm.

Sie ist in nicht geringerer Bedrängniß, als ich gesagt habe, und ich möchte nicht, daß sie durch die Schuld des Boten irgend einen Schaden erlitte. Ich würde Schuld und Schande auf mich laden; aber auch Ihr, die Ihr es in der Hand habet, Wandel zu schaffen, und dazu von Rechtswegen gebunden seid." — „Der Botschaft habt Ihr Euch trefflich entledigt," erwiedert Parzival, „und will ich ihr baldigst zu Hilfe eilen, so es Gott gefällt." — „Ja, Ihr thut damit, was Eure Ehre erheischt und was Euch Verdienst vor Gott und Preis vor den Menschen erwirbt." — „Wohl weiß ich das," spricht Parzival; „ja, Hilfe und Rath muß sie billig von mir erhalten, und wäre ich nicht dazu erbötig, träfe mich Tadel und Schande vor der Welt wie einen pflichtvergessenen, bösen Ritter." — „Beim Namen Gottes des Herrn," fügt der Einsiedler bei, „da sprecht Ihr der Schrift gemäß; denn wer Vater und Mutter nicht ehret, hat keinen Glauben nicht und keine Liebe zu unserm Herrn." — „Das ist mir alles wohl bekannt," erwiedert Parzival; „doch gefällt's mir, daran erinnert zu werden, und weiß ich, was ich denke, doch sag' ichs nicht jedermann. Allein wenn mir einer Kunde von Lanzelot, dem guten Ritter, geben könnte, vernähme ich sie gern und wüßte ihm Dank dafür." — „Herr," versetzt Sepp, „vor kurzem brachte er hier die Nacht zu und frug mich über Gawan, und sagte ich ihm alles, was ich von ihm wußte. Schon ein andermal hatte er hier Herberge genommen, als uns die Räuber überfielen, die er im Wald aufknüpfte, und wird er von ihrem ganzen Stamm so gehaßt, daß, könnten sie sein habhaft werden und hätten sie die Macht dazu, sie es ihn theuer entgelten lassen würden. Diesen Wald beunruhigen sie mehr als alle anderen. Das theilte ich ihm auch mit; allein er legte nur wenig Gewicht darauf; so sprach er wenigstens, und wird die That es wohl bewähren, solang man ihm nicht mit Uebermacht begegnet." — „Bei meinem Haupt," ruft Parzival aus, „ich verlasse diesen Wald nicht, ich habe denn erst Nachricht von ihm, so Gawan es zufrieden ist." Erwiedert dieser, er wünsche nichts anderes, seit er Parzival nun einmal gefunden habe; denn er könne jetzo nicht ruhig sein, ehedenn er Kunde

über Lanzelot habe; er besorge sehr, daß er Feinde in diesem Walde gefunden.

101. Parzival und Gawan brachten diese Nacht in der Waldklause zu; am andern Morgen nahm Parzival seinen Schild, den er vom Hofe des Königs Artus holte, und ließ den mitgebrachten da; Gawan aber schloß sich ihm an, froh, sein Begleiter sein zu dürfen. Sie ritten in voller Wehr durch den Wald, bis sie gerade um die Mittagsstunde einem Ritter begegneten, der voller Entsetzen dahergesprengt kam. Frug ihn Parzival, woher er so erschrocken fliehe. „Herr, ich komme aus dem Walde, in dem die Räuber wohnen und durch den Euer Weg führt. Sie haben mich eine wälsche Meile weit verfolgt, um mich zu tödten; dann aber wagten sie mir nicht länger nachzusetzen wegen eines Ritters, den sie in ihrer Wohnung belagern, sintemal dieser ihnen großen Schaden zugefügt, nämlich vier ihrer Ritter gehenkt und außerdem einen andern, wie auch das schönste Fräulein, das nur in irgend einem Lande zu sehen, erschlagen hat. Doch diese hatte den Tod sehr wohl verdient, da sie die Ritter mit heuchlerischer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit beherbergte und ihnen nachher Tod und Verderben bereitete. Auch stand sie im Bunde mit einem Zwerge, den sie liebte und den der Ritter gleichfalls todtschlug." — „Und wisset Ihr," frug Parzival, „wer der Ritter ist?" — „Nein, Herr," versetzte der Fremde; „ich hatte keine Muße, danach zu fragen, sintemal ich eher auf Flucht als auf Verzug zu denken hatte. Kann ich Euch aber sagen, daß der Ritter, als ihm die Nahrung in dem belagerten Haus ausging, wie ein rasender Leu ausbrach. Auch hätte er sich mit nichten so lange einsperren lassen, wenn ihn nicht zwei Wunden gehindert hätten; so wollte er vor seiner Heilung die Behausung nicht verlassen, zumal er sein Roß nicht zur Verfügung hatte. Doch sobald er sich gesund fühlte, stellte er sich den Vieren, die indessen solche Furcht vor ihm verspürten, daß sie ihm nicht zu nahen wagten. Zu Fuß mochte er sich nicht entfernen, und dachte, so sie ihm näher kämen, werde er nicht verfehlen, eines ihrer Rosse zu erbeuten. Allein diese bewachen ihn nur von ferne." — „Herr Ritter," sprach Parzival, „großen Dank für die Mittheilung."

Sie wollten sich nun verabschieden; indessen der Ritter bat: „Ach, ihr Herren, duldet mich so lange in eurer Gesellschaft, bis ich das Verderben jener bösen Rotte sehe, welche so viel Unheil in diesem Walde angerichtet hat. Ich bin", sprach er zu Gawan, „ein Vetter des armen Ritters im öden Walde, der die zwei Jungfern zu Schwestern hat, und bei dem Ihr und Lanzelot eine Nacht zu Gast waret, damals, als der Ritter, welcher Euch Nachricht brachte, in derselben Nacht starb." — „Meiner Treu," entgegnete Gawan, „Ihr redet von Dingen, die mir wohl bewußt sind; Ihr sprecht die Wahrheit, und ich sehe Euch aus Liebe zu dem armen Ritter gern in unserer Gesellschaft. Einen höflicheren Ritter und zuvorkommendere und gebildetere Mädchen fand ich niemals; gebe ihnen Gott soviel an Gut und Besitz, als ich ihnen wünsche!" Ließ nun Gawan den Ritter vorausreiten; denn er kannte die Behausung der Raubritter gut. Wenn die Ritter ihm nicht nachgejagt wären, hätte er wohl lieber seinen Weg fortgesetzt.

102. Lanzelot war aus der Behausung hervorgetreten und stand in voller Rüstung mit gezücktem Schwerte, wuthschnaubend wie ein Löwe, davor. Die Viere saßen ganz bewaffnet auf ihren Rossen, mochten ihm aber nicht nahen aus Furcht vor seinen wuchtigen Schlägen und seinem grimmigen Muthe. Nur einem däuchte es schmählich, daß sie einen einzelnen Ritter nicht sollten besiegen können; er ritt vor die anderen hinaus und gedachte, Lanzeloten einen starken Schwerthieb mitten auf den Kopf zu versetzen. Allein dieser sah ihn kommen, und bevor er noch ausholen konnte, gab er ihm einen solchen Schlag, daß er ihm den Schenkel und das ganze Bein herunterhaute, so daß er aus dem Sattel taumelte. Sprang er dann selbst auf das Roß und schien nun zuversichtlicher als zuvor. Die drei noch unverwundeten Räuber stürzten sich von allen Seiten auf ihn und begannen, ihm mit ihren Schwertern wüthig zuzusetzen.

In diesem Augenblicke langt jener andere Ritter beim Waldhaus an und ruft Gawan und Parzival zu: „Da höret nun das Schwertergeklirr und das Kampfgewühl!" Die beiden guten Ritter geben ihren Rossen die Sporen und eilen zur Stelle, wo die drei

Räuber Lanzeloten angefallen haben. Rennt aber jeder seinen Mann so grimmig an, daß er ihm die Lanze durch den Leib jagt und ihn auf die Erde bettet. Der dritte will entfliehen; allein der Ritter, welcher Gawan als Führer gedient hat, faßt sich unter dem Schutz der guten Ritter ein Herz und versetzt voll Muth dem Fliehenden einen so gewaltigen Stich, daß er ihm die Lanze ins Herz bohrt und ihn todt auf den Grund wirft. Der andere aber, dem Lanzelot den Schenkel abgehauen hat, wird so von den Hufen der Rosse zerstampft, daß ihm das Lebenslicht völlig erlischt.

Wie Lanzelot Parzivalen und Gawanen erkennt, jubelt er ihnen zu, und diese ihm. „Lanzelot," spricht Gawan, „dieser Ritter, der uns hergeführt, ist Vetter des armen Ritters vom verödeten Schloß, Bruders der beiden armen Jungfern, der uns so gastlich bewirthet hat. Wir wollen ihm diese Pferde zuschicken: eins gehöre dem Ritter, der uns Botschaft brachte, und zwei dem Eigner des verödeten Schlosses, und dieses eroberte Haus den beiden Maiden, und wir selbst wollen ihnen für die Zeit ihres Lebens Sicherheitsbürgen sein. So scheint es mir das Allerbeste." — „Gewiß," sagt Parzival, „Ihr sprecht nach Rittersitte." — „Ihr Herren," nimmt der Führer das Wort, „es war noch eine Wohnung hier im Walde, wo die Raubritter ihre Beute unterbrachten, um derentwillen sie die Vorübergehenden ermordeten. Bleibt die Habe dort, so ist sie verloren; ist deren aber soviel da, daß sie vielen Bedürftigen noch dienen könnte." Sie reiten hin und finden einen großen Vorrath in einem unterirdischen Keller; auch Tafelgeschirr und kostbare Zeuge, Schabracken und Zäume, was alles in einer tiefen Grube übereinander abgelagert ist. „Fürwahr," ruft Gawan aus, „das ist hübsch gethan von der Rotte, die wir vernichtet haben!" — „Ebenso hätten sie mich", spricht Lanzelot, „getödtet und geplündert, so sie es vermocht hätten. Nur um die Dame thut's mir leid, die wenige ihresgleichen hatte an Schönheit; doch habe ich sie nicht mit Wissen und Willen erschlagen, sondern wollte den Ritter treffen; sie aber sprang zwischen uns mit einem Muthe, den ich nie an einem Weibe fand." — „Ihr Herren," spricht der andere Ritter, „Gawan und Lanzelot mögen,

unter Parzivals Zustimmung, den Schatz den beiden dürftigen Schwestern des armen Ritters vom verödeten Schloß überweisen (Nr. 57) und Sepp, den Einsiedler, mit der Bewachung desselben betrauen, bis sie selber hinkommen." Sepp übernahm sehr gerne die Obhut und freute sich über die Aushebung des Raubnestes im Walde, von dem aus er selber oftmals war angefallen worden. Er hütete den Schatz und das Waldhaus in Treuen.

Der Schrecken und der Ruhm der guten Ritter, die den Wald gesäubert hatten, verbreitete sich allenthalben. Der Ritter aber, welcher die Rosse fortführte, wurde im verödeten Schloß freudig empfangen; der arme Ritter und die beiden Schwestern freuten sich besonders, als er sagte, er komme im Auftrag Gawans. Parzival aber trennte sich wieder von Gawan und Lanzelot und erklärte, er wolle nicht ruhen, bis er seine Schwester gefunden und seine Mutter gesehen habe. Sie wagen ihm nicht zu widersprechen; denn sie wissen wohl, daß er im Recht ist. Er bittet sie recht angelegentlich, König und Königin und alle Ritter am Hofe von ihm zu grüßen; wenn es Gottes Wille, werde er sie in kurzer Frist besuchen. Aber zuvor will er das von Artus der Schwester gegebene Versprechen erfüllen, damit derselbe nicht etwa durch seine Schuld in Schande komme, und es würde ja auch auf ihn selbst der härteste Tadel fallen, falls er ihr keinen Beistand leistete, da ihn die Sache viel näher als Artus angeht. —

103. So verabschiedete sich Gutritter und befahl beide Gott, und sie ihn ebenso. Gawan und Lanzelot kehrten an den Hof zurück, und Parzival durchstreifte fremde Wälder, bis er in einen ganz entfernten einritt, den er nie gesehen zu haben meinte. Er kam hier in ein Gebiet, das ihm sehr verödet schien und von keiner Menschenseele bewohnt war; nur wilde Thiere gewahrte er, die über die Felder liefen. Von hier gelangte er wieder in einen Wald, wo er zwischen Hügeln versteckt eine Einsiedelei entdeckte. Als er abgestiegen, hörte er, wie der Priester mit seinem Diener Trauergottesdienst hielt und eben ein Requiem begonnen hatte. Er schaute hinein und sah vor dem Altare auf dem Boden eine Matratze ausgebreitet und auf selber eine Leiche liegen. Bewaffnet

mochte er nicht in die Kapelle hineingehen, sondern hörte vor der Thüre fromm die Messe an und hatte ob seiner großen Liebe und Gottesfurcht große Andacht dabei. Als der Einsiedler die Messe gesungen und die Waffenrüstung Gottes abgelegt hatte, kam er zu Parzival und begrüßte ihn, und dieser grüßte wieder. „Hochwürdiger Vater, für wen habt Ihr den Dienst verrichtet? Ich denke, der Todte liegt drinnen, dem er galt." — „Ihr sprecht die Wahrheit; ich habe die Messe gesungen für Lohot, Sohn des Königs Artus, der unter diesem Tuche im Sarge liegt." — „Wer hat ihn denn getödtet?" — „Das will ich Euch nicht verhehlen. Die verödete Gegend bis zum Saum dieses Waldes, durch welche Euer Weg führte, ist der Anfang des Königreichs Logrien. Es hauste dort ein Riese, so groß, erschrecklich und grausam, daß niemand in der Umgegend zu wohnen wagte; er war es, der das Land so verwüstete und verödete, wie Ihr es gesehen habt. Lohot war nun aus dem Land und vom Hofe seines Vaters ausgezogen, um Abenteuer zu suchen, und gerieth durch Gottes Fügung in diesen Wald und in einen gefährlichen Strauß mit dem grausamen Logrin. Gefiel es nun zwar dem Himmel, ihm den Sieg zu verleihen; aber er hatte eine seltsame Gewohnheit. So oft er einen Feind erschlagen, legte er sich über der Leiche schlafen. War aber ein Ritter von Artus' Hof, den man Key den Seneschall nennt, durch Zufall in diesen logrischen Wald gekommen und hörte von ferne den Riesen brüllen, als Lohot ihm den Todesstreich gab. Schleunigst ritt er herzu und fand den Königssohn allbereits auf Logrin schlafen. Er zog das Schwert und hieb ihm das Haupt ab und nahm Rumpf und Haupt und legte beide in einen steinernen Sarg. Dann zersetzte er dessen Schild, damit er nicht erkannt werde, ging wieder zum Riesen, schlug ihm seinen gewaltigen, abscheulichen Kopf ab, hängte selben an seinen Sattelbogen, eilte an Artus' Hof und übergab ihn dem Könige. Freute sich aber der Fürst nicht wenig, wie auch alle am Hofe, und vermehrte ihm sein Besitzthum um vieles; denn er dachte nicht anders, als daß er die Wahrheit rede. Ich kam nun", fuhr der Einsiedler fort, „des andern Morgens zur Stelle, wo der todte Hüne lag,

da eine Maid es mir freudestrahlend gemeldet hatte. War aber des Hünen Rumpf so ungeheuer, daß ich nicht den Muth fühlte, näher hinzuzutreten. Die Maid führte mich dann zum Sarge, allda der Prinz ruhte, und begehrte von mir sein Haupt als Lohn, und ich gewährte ihre Bitte. Sie legte es sofort in ein Kästchen, welches ganz mit Edelsteinen besetzt war und inwendig von Balsam duftete, half mir auch den Leib in diese Kapelle bringen und aufbahren. Darauf verließ mich die Maid und nie hörte ich das geringste mehr von ihr. Habe ich Euch aber den Hergang der Sache nicht deshalb erzählet, weil ich wünschte, daß ihn der König Artus erfahre und an dem Ritter Vergeltung übe; das wäre eine große Sünde, ob er sich schon einer todeswürdigen und verrätherischen Treulosigkeit schuldig machte." — „Vater," erwiederte Parzival, „es ist sehr schade um den Königssohn, daß er auf solche Art sterben mußte; man sagte mir, daß er in jeglicher Rittertugend zunahm. Würde aber der König die Wahrheit erfahren, so müßte Key, der Seneschall, der ohnehin von allen wenig geliebt wird, den Hof für immer meiden müssen und das Leben verlieren, falls man seiner habhaft werden könnte, und geschähe ihm selber ganz recht dadurch." (Vgl. Nr. 84.)

104. Parzival brachte die Nacht in der Klause zu und reiste in der Frühe nach Anhörung der Messe wieder ab. Er ritt durch den Tann voll Sehnsucht, Kunde über seine Mutter zu erhalten; nie hatte er ein so starkes Verlangen verspürt. Just um die Mittagsstunde hörte er unter einem Baume eine Jungfrau so laut jammern, wie er nie etwas Aehnliches erlebt hatte. Sie hielt ihr Maulthier am Zügel, war aber abgestiegen und kniete, gegen Osten gewandt, auf bloßer Erde. Ihre Arme zum Himmel breitend, beschwor sie den Weltheiland und seine süße Mutter, ihr doch bald Hilfe zu senden. Sie sei die verlassenste Jungfrau der Welt und nie sei die Gabe des Trostes so wohl angebracht gewesen, als jetzo bei ihr. Sie müsse zum gefährlichsten Orte der Welt pilgern, und wenn sie nicht einer hingeleite, so würde ihrer Noth nicht gesteuert werden. Parzival hielt an, als er die Jungfrau also klagen hörte; er stand im Waldesschatten, so daß sie ihn nicht

gewahr ward. Weinend aber rief sie aus: „Ach, König Artus, du trägst große Schuld, daß du dem Ritter, welcher den Schild an deinem Hofe abholte, mein Anliegen nicht mitgetheilt hast! Durch ihn hätte meine Mutter Hilfe erhalten; nun verliert sie in Bälde das Schloß, wenn anders Gott nicht Rettung schafft. Ich armes Mädchen aber bin durch alle Provinzen Großbritanniens gewandert, ohne Nachricht von meinem Bruder zu erhalten, von dem sie doch sagen, daß er der beste Ritter auf dieser Erde sei. Was frommt uns seine Ritterlichkeit, wenn sie uns nicht Rath noch Hilfe bringt! Um so größere Schande fällt auf ihn. Meine Mutter ist ja doch die edelste und treusinnigste der Frauen und verlangt sehnsüchtig nach ihm. Gewiß, ich glaube, wenn er davon wüßte, er käme zu uns. Er ist entweder todt oder in so fernem Lande, daß ihm keine Kunde zukommen kann. Ach, unsere süße Frau," fuhr sie betend fort, „Mutter des Erlösers, hilf du uns, die wir bei niemanden Hilfe finden! Denn falls meine Mutter ihr Schloß verliert, müssen wir in fremdem Lande umherirren. Ihre Brüder sind ja fern, und der, welcher die größte Macht und Gewalt hatte, der gute Fischerkönig, liegt krank danieder, und auch ihn bekriegt der König vom Todesschlosse. Auch er ist mein Oheim und will nun meinem andern Oheim, seinem Bruder, sein Schloß auf die treuloseste Weise entreißen. Von einem so bösen Manne kann meine Mutter keinerlei Beistand erwarten. Der gute König Pelles aber hat seine Herrschaft aus Liebe zum Erlöser darangegeben und die Einsamkeit aufgesucht. Auch dieser ist wohl Bruder meiner Mutter; allein jetzo darf er keinen Krieg mehr führen, obgleich er der wackerste Einsiedler ist, den die Welt kennt. Alle Anverwandten meines Vaters sind im Kampfe gefallen; es waren ihrer elf und mein Vater der zwölfte. Wären die am Leben geblieben, sie hätten wohl vermocht, uns beizuspringen. Der Ritter aber, welcher zuerst beim Grale war, hat uns in schweren Schaden gebracht, sintemal durch ihn mein Oheim, auf den wir unsere größte Hoffnung setzten, in Krankheit verfiel."

105. Bei diesem Worte reitet Parzival voran und wird von der Jungfrau bemerkt. Sie richtet sich auf und sieht den Ritter

kommen, einen silberweißen und himmelblauen Schild mit rothem Kreuz am Halse. Zugleich erhebt sie die gefalteten Hände zum Himmel und spricht: „Ach, du unsere süße Frau, die den Erlöser der Welt getragen, du hast mich nicht verlassen! Kein Mensch kann rath- und hilflos bleiben, der dich von Herzen anruft! Hier sehe ich den Ritter kommen, der uns thatkräftig beistehen wird; Gott gebe ihm nach seinem Wohlgefallen den guten Willen dazu und verleihe ihm rüstige Kraft, uns zu schirmen!“ [1] Damit eilt sie auf ihn zu, umklammert ihm den Steigbügel und will ihm den Fuß küssen. Doch er entweicht und ruft aus: „Fräulein, Ihr thut nicht recht da!“ Sie aber vergießt einen Strom von Thränen und fleht ihn herzinniglich an: „Ach Herr, bei dem Mitleid, welches der Herr mit seiner süßen Mutter hatte an jenem Tage, da er den Tod erlitt und sie am Fuß des Kreuzes stehen sah, habet Mitleid und Erbarmen mit meiner Frau Mutter und mit mir! Denn wenn Eure Hilfe uns versagt, so wissen wir nicht, wo wir solche suchen sollen. Man hat mir erzählet, Ihr seiet der beste Ritter der Welt; um Eure Hilfe nachzusuchen, kam ich an Artus' Hof. So stehet uns denn bei! Aus Menschlichkeit und um Gottes willen, aus keinem andern Grunde! Gefalle Euch, zu thun, was die Pflicht von Euch erheischt! Wäret Ihr aber mein Bruder, den ich vergeblich suche, so würde ich ihm gegenüber ein stärkeres Recht geltend machen. Herr Ritter, erinnert Euch des Hündchens, welches am Hof des Artus auf Euch wartete, bis Ihr den Schild holen kamt. Damals ging es mit Euch; es wollte aber sonst mit niemand vertraut sein, als mit mir. Drum weiß ich gewiß, wenn Ihr unsere große Noth erkänntet, würdet Ihr für uns eintreten. König Artus, der Euch darum angehen sollte, hat es leider vergessen.“ — „Fräulein, er hat alles gethan, um der übernommenen Verpflichtung nachzukommen; er ließ es mir durch zwei der besten Ritter seines Hofes melden, und ich meinestheils thue, was ich zu leisten im Stande bin, daß Gott und der König mit mir zufrieden sein mögen.“ Die Maid empfand die

[1] Dindrane erkennt seinen vom Königshofe abgeholten Schild.

größte Freude über die Zusage des Ritters. Noch wußte sie nicht, daß es ihr Bruder sei, sonst wäre ihr Jubel doppelt so groß gewesen. Parzival erkannte seine Schwester wohl, wollte sich aber nicht verrathen, noch sein Mitleid offenkundig zeigen. Er half der Jungfrau auf ihr Maulthier und so ritten sie mitsammen.

106. „Herr Ritter," begann die Maid, „ich muß diesen Abend ganz allein zum Gefährlichen Friedhof hin." — „Zu welchem Zwecke wollt Ihr hin?" — „Herr, ich habe es gelobt. Ein Einsiedler nämlich hat mir gesagt, daß der Ritter, welcher uns befehdet, durch niemanden überwunden werden kann, wenn ich nicht erst etwas von dem Tuche hole, mit welchem der Altar des Gefährlichen Friedhofs bedeckt ist. Selbiges Tuch ist sehr ehrwürdig; denn unser Herr war darin eingehüllt, als er am dritten Tage vom Tode zum Leben erstand. Es darf aber niemand auf den heiligen Friedhof gehen, der einen Begleiter bei sich hat. Daher muß ich allein hingehen; möge mir der gute Gott heute Abend das Leben erhalten! Denn der Ort birgt große Gefahren. Wohl muß ich großen Haß tragen gegen den, der mich in solche Noth und Mühsal brachte. Ihr aber, Herr, reitet zum Schloß Kamaloth, allwo die verwittwete Dame, meine Mutter, wohnt, welche die Rückkehr und Hilfe des Guten Ritters erharret. Versäumet nicht, uns Beistand und Rettung zu bringen; denn Ihr sehet, wie sehr Hilfe noth thut!" — „Fräulein," sprach Parzival, „so mir Gott gnädig sei, ich helfe Euch nach bestem Vermögen." — „Herr Ritter," sagte sie, „hier ist mein Weg, ganz unbetreten, wie Ihr sehet; denn ich sage Euch, kein Ritter wagt sich hierher, ohne große Besorgniß vor der Gefahr. Gott behüte Euer Leben! Das meinige muß ich diese Nacht aufs Spiel setzen."

Verläßt also hier Parzival seine Schwester, voll Mitleid darüber, daß sie ganz allein an einen so gefährlichen Ort gehen muß. Er will sie nicht als Beschützer begleiten, weil er weiß, daß sie weder mit ihm noch mit einem andern ans Ziel gelangen kann. Das nämlich ist gerade der Brauch des Friedhofs, daß zwei die Schwelle nicht überschreiten können, vielmehr beide draußen bleiben müssen. Er will aber auch nicht, daß die Schwester ihr Gelübde

breche; sintemal noch nie einer seines Stammes sich wissentlich einer Untreue oder Bosheit schuldig gemacht oder eine übernommene Pflicht versäumt hat, außer jenem König vom Todesschlosse, in welchem ebenso viel Tücke wohnt, als in den anderen Güte.

Die Jungfrau zieht nun ganz allein und einsam zum Kirchhof hin; der ganze Wald aber ist schattig und sehr dunkel. Sie reitet weiter und weiter bis zum Sonnenuntergang und zum Einbruch der Nacht. Vor sich hinausblickend, gewahrt sie jetzt ein hohes und breites Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Das flößt ihr Muth und Trost ein. Sie naht sich dem Kreuze, küßt und verehrt es und betet zum Heiland der Welt, der sich am Kreuze martern ließ, daß er sie mit Ehren von dem Friedhof wieder heimführen möge. Der Kirchhof, an dessen Eingang das Kreuz steht, ist unüberschaubar groß, sintemal seit der ersten Bevölkerung des Landes mit Menschen und seit dem Beginn der Ritterabenteuer in den Wäldern kein Ritter im weiten Umkreis dieser Waldung starb, dessen Leichnam nicht hierhergebracht wäre; doch fand kein Ritter dort ein Grab, der nicht getauft war und im Tode Reue über die begangenen Sünden empfand. Die Maid reitet also heran und gewahrt eine große Menge Gräber und Särge, und darf es keinen Wunder nehmen, wenn sie in Furcht und Schrecken geräth; denn ein solcher Ort, an dem so viele im Kampfe gefallene Ritter liegen, muß wohl einer einsamen Jungfrau Bangigkeit verursachen. Bezeugt uns aber Josephus, der gute Geistliche, daß in die Einfriedigung des Friedhofes kein böser Geist eindringen konnte, dieweil der Apostel St. Andreas ihn mit eigener Hand eingesegnet hatte. Aber selbst kein Einsiedler konnte je darin wohnen von wegen der schlimmen Dinge, die jede Nacht rings um denselben zu schauen waren, indem sich Dämonen in die Gestalt der Ritter hüllten, die im Wald gefallen, aber nicht auf dem geweihten Friedhofe bestattet waren. Die Maid sieht auch allerseits um denselben die Gräber von ganz schwarzen Rittern umgeben, die mit Lanzen gegeneinander losstürmen und einen solchen Höllenlärm vollführen, daß der ganze Wald wiederhallt. Viele schwingen feuerrothe Schwerter, fallen sich gegenseitig an und zerschlagen sich

Geſicht, Naſe, Arme und Beine. Das Getümmel der Kämpfenden iſt entſetzlich; dem Friedhof aber können ſie ſich nicht nahen. Die Maid ſieht ſie und erſchrickt, wie ſie in die Nähe kommt, ſo ſehr, daß ſie faſt ohnmächtig zur Erde gefallen wäre. Das Maulthier, auf welchem ſie reitet, ſchnaubt mit den Nüſtern und wird ſcheu. Sie aber ſegnet ſich und empfiehlt ſich dem Erlöſer und ſeiner heiligen Mutter. Vor ſich im Hintergrunde bemerkt ſie die kleine, alterthümliche Kapelle und treibt ſchnell das Thier mit der Peitſche voran und ſteigt bei dem Kapellchen ab.

Wie ſie eintritt, findet ſie es wunderſam hell beleuchtet. Es hängt an der Wand ein Bild Unſerer Lieben Frau, und zu ihr betet ſie aus Herzensgrund, daß ſie ihr Beſinnung und Leben erhalten wolle, damit ſie wieder heil und geſund den gefahrvollen Ort verlaſſen möge. Auf dem Altar gewahrt ſie das alte, heilige Linnen, um deſſentwillen ſie gekommen iſt; es verbreitet einen Wohlgeruch, ſo ſüß und köſtlich, daß keine Süßigkeit der Erde ſich damit vergleichen kann. Wie ſie aber zum Altar hinzutritt und ſich anſchickt, das Tuch wegzunehmen, ſchwebt es plötzlich in die Luft empor, wie von einem Windhauch entführt, und hält ſich in der Höhe oberhalb des alten Crucifixes, welches auf dem Altare ſteht, ſo daß kein Menſch mehr daran hätte reichen können. „Ach Gott,“ ruft ſie da aus, „das geſchieht ob meiner Sünden und Untreuen; das heilige Tuch flieht vor mir! Ach, lieber Herrgott, ich that doch niemals einem Menſchen Böſes an, und niemals hat ein Menſch mich ſchwer gekränkt, und ich that nach beſtem Vermögen deinen Willen; ich liebe und fürchte dich und auch deine heilige Mutter, und trage alles Leid, das mich trifft, aus Liebe zu dir mit Geduld. Ich weiß wohl, daß es ſo dein Wohlgefallen iſt, und will auch nicht deinem Wohlgefallen widerſtreben. Doch ſo es dir genehm iſt, wirſt du mich und meine Mutter aus der gegenwärtigen Trübſal erretten. Du weißt ja wohl, daß man ihr mit Unrecht Schlöſſer und Land genommen hat, nur weil ſie eine hilfloſe Wittwe iſt. O Herr, der du alle Welt richteſt und frei walteſt über alle Dinge, laß mich doch bald Kunde erhalten von meinem Bruder, wenn er noch am Leben iſt; denn wir bedürfen ſeiner gar ſehr.

Verleihe auch Kraft und Sieg dem andern Ritter gegen unsere Feinde, da er aus Liebe zu dir und aus Mitleid mit meiner so rathlosen Mutter uns seinen Beistand anbietet. O Herr, wohl mußt du des eingedenk sein durch die erbarmungsreiche Güte, welche dir eigen ist, und das Mitleid, welches du trägst mit ihr, die man um all ihre Ehre bringt und die ohne deinen Beistand ganz hilf- und rathlos ist. Du bist ihr Vertrauen und ihr Heil, und darum wolle dich daran erinnern, daß der gute Ritter Joseph von Arimathäa, der deinen Leib vom Kreuze nahm, ihr Oheim war, ja er, der die Erlaubniß, dich vom Kreuze nehmen zu dürfen, allem Gut und Gold des Pilatus vorzog. O Herr, er hatte wohl Recht, dieweil er ja mit eigenen Armen dich herunternehmen und deinen Leib ins Grab legen und in das hochheilige Linnen hüllen durfte, um dessentwillen ich hierhergekommen bin. O lieber Gott, laß mich ein Stücklein davon empfangen nach deinem Wohlgefallen bei der Liebe des Ritters, welcher es in diese Kapelle brachte. Ich bin ja aus seinem Stamme. Laß mich das heute inne werden in dieser meiner Noth, wenn es also dein Wohlgefallen!" Und siehe da, plötzlich läßt das Tuch sich wieder auf den Altar herab, und ist schon ein so großes Stückchen abgetrennt, als es Gott gefallen hat, ihr zu schenken. Josephus aber thut uns kund, daß nie zuvor einer in die Kapelle kam, der das Tuch hätte berühren dürfen, als diese Maid ganz allein. Sie aber drückt Gesicht und Mund darauf und es bewegt sich nicht mehr fort, und sie nimmt, was ihr Gott bestimmt, und steckt es ehrfurchtsvoll bei. Unterdessen dauert der tobende Lärm der bösen Geister um den Kirchhof herum immer fort; sie schlagen so grimmig aufeinander los, daß es im ganzen Walde wiederhallt und blitzt und leuchtet von den Flammen, die von ihnen ausgehen. Die Furcht der Jungfrau wäre übergroß, wenn sie sich nicht in Gott und seiner süßen, theuern Mutter tröstete und auf das heilige Tuch der Kapelle vertraute.

Um Mitternacht läßt sich über der Kapelle eine Stimme vernehmen, welche alle Seelen mit Namen anruft, deren Leiber auf dem Friedhof ruhen: „Ach, wie großer Schaden hat euch soeben getroffen und alle anderen, deren Leiber auf anderen gesegneten

Friedhöfen ruhen innerhalb der Wälder dieſes Reiches! Der gute Fiſcherkönig iſt verſchieden, er, der Tag um Tag unſern Dienſt verſah in der heiligen Kapelle, allwo täglich der heilige Gral erſcheinet und die Gottesmutter von Samstag bis Montag nach Beendigung des Dienſtes verweilet. Und jetzt hat der König des Todesſchloſſes ſeine Burg in Beſitz genommen, und iſt die Folge davon, daß nie mehr ſeitdem der heilige Gral ſich zeigte und alle anderen Reliquien verborgen ſind. Noch weiß man nicht, was aus den Prieſtern, ſo in der Kapelle dienten, oder den zwölf alten Rittern und den dort verweilenden Jungfrauen geworden iſt. Und du, Jungfrau in der Kapelle unten, vertraue nicht auf einen fremden Ritter; kein anderer als dein Bruder kann in dieſer Noth Hilfe und Rettung bringen!" Nun verſtummt die redende Stimme, und erhebt ſich ein Klagen und Jammern unter den Todten auf dem Friedhof, ſo laut, daß kein ſterblicher Menſch es ohne Rührung hören könnte. Die böſen Geiſter draußen ziehen in demſelben Augenblick lärmend und tobend fort, ſo daß die ganze Erde zu erbeben ſcheint. Die Maid aber fällt bei der Nachricht vom Tode ihres Oheims beſinnungslos zur Erde, und wie ſie wieder zu ſich kommt und ſich aufrichtet, beginnt ſie alſo zu klagen und zu beten: „Ach lieber Gott, nun erſt haben wir unſern größten Troſt und beſten Freund verloren, und muß mich das wieder untröſtlich machen, daß ich in der augenblicklichen Noth keine Hilfe durch den guten Ritter finden ſoll, von dem ich mächtigen Beiſtand hoffte, und der auch große Bereitwilligkeit zeigte. Nun weiß ich nicht mehr, worum ich ihn bitten ſoll; er gewährte mir alles ſo gern; möge es ihm Gott vergelten, als ob er es vollbracht hätte!" Sie iſt ganz niedergedrückt von Furcht und Betrübniß; denn wer der Ritter iſt, weiß ſie noch nicht, und ihres Oheims Tod erfüllt ſie mit Beſorgniß und Trauer. So bleibt ſie bis Tagesanbruch in der Kapelle, empfiehlt ſich Gott, dem Herrn, und verläßt den Ort, beſteigt wieder ihr Maulthier und reitet allein über den Friedhof zurück.

107. Frau Sage will wiſſen, daß die Maid auf dem geradeſten Wege zum Schloß ihrer Mutter eilte und untröſtlich war,

weil ihr die Stimme gesagt hatte, sie könne keine Hilfe finden, außer durch ihren Bruder. Ritt sie aber jenes Tages so weit, daß sie das Thal von Kamaloth erreichte und schon ihrer Mutter Schloß, von breiten Wassern umgeben, vor sich schaute. Sie bemerkte auch Parzival, der im Schatten eines Baumes abgestiegen war, um das Schloß seiner Mutter, das er als Knabe nach der Tödtung des rothen Ritters verlassen hatte, in Augenschein zu nehmen. Nachdem er Burg und Land ringsum mit Muße betrachtet, stieg er, befriedigt und erfreut, wieder auf. Indem nähert sich ihm die Maid. „Herr Ritter," beginnt sie, „ich war in großer Noth und Gefahr, seit ich Euch nicht mehr sah, und habe einen Bescheid erhalten, der sehr schlimm und schmerzlich für meine Mutter und mich selbst ist. Der Fischerkönig, mein Oheim, ist todt, und seine Burg hat ein anderer Oheim, der König vom Todesschlosse, in Besitz genommen, und sollte sie doch viel eher meine Mutter zu eigen haben, oder auch mein Bruder." — „Ist es wirklich so, ist er gestorben?" fragt Parzival. — „Ja, Herr, ich weiß es nur zu gut, und so mir Gott helfe, es thut mir sehr leid; und dachte ich nicht, daß er so bald sterben sollte, sonst wäre ich ihn frühzeitig besuchen gegangen. Ja, Herr, und auch Eurethalben bin ich trostlos, sintemalen mir auch gesagt wurde, daß mir keine Kraft und Hilfeleistung irgend eines Ritters frommen könne für und für, außer wenn mein Bruder mir zu Hilfe komme. Doch wenn dem also ist, so haben wir alles verloren. Denn meine Mutter hat nur noch eine Frist von vierzehn Tagen ihres Verbleibens auf dem Schlosse, und weiß ich nicht mehr, wo ich meinen Bruder suchen soll, und ist die Entscheidung so nahe, wie ich sage. Nun werden wir thun müssen, was allein in unserer Macht steht, nämlich das Schloß zu räumen, und weiß ich keinen andern Zufluchtsort für uns als beim König Pelles in der Einsiedelei. Wäre die Mutter nur schon da! Er würde es uns an nichts fehlen lassen." Parzival schweigt, aber sein Herz ist gerührt bei den Worten der Schwester. Sie reitet ihm weinend zur Seite und zeigt ihm die Thalebene von Kamaloth und die Schluchten der Berge, in denen die Schlösser stehen, und die breiten Wiesengründe und die sie umgürtenden

Waldungen. „Herr Ritter," ſpricht ſie, „all dies hat der Herr von Moorland meiner Mutter abgenommen, und nach nichts gelüſtet ihn jetzt ſo ſehr als nach dieſem Schloß; er wird es nun bald in Beſitz bekommen."

Wie ſie dem Schloſſe ſich nähern, ſteht die Dame des Hauſes am Fenſter und erkennet ihre Tochter. „Ach Gott!" ruft ſie aus, „ich ſehe meine Tochter kommen in Begleitung eines Ritters. Lieber Herre Gott, iſt es dein Wohlgefallen, ſo gib, daß dies mein Sohn ſei! Denn ſo er es nicht iſt, geht mein Schloß verloren, und ſind meine Kinder enterbt." Inzwiſchen nähert ſich Parzival mit ſeiner Schweſter. Er erkennt die Kapelle wieder, die zwiſchen Wald und Schloß auf vier Marmorſäulen ſteht, allwo ſein Vater ihm ſagte, daß man einen guten Ritter ſehr lieben müſſe, und daß kein irdiſches Gut deſſen Werth aufwiegen könne, und daß man nie erfahren werde, wer in dem Sarge ruhe, bis zur Stunde, da der beſte Ritter der Welt komme; dann aber ſolle es offenbar werden. Parzival will an der Kapelle vorüberreiten, aber ſeine Schweſter ſpricht zu ihm: „Herr, kein Ritter zieht hier vorbei, ohne den Sarg in der Kapelle zu betrachten." Er ſteigt alſo ab und hilft auch ihr vom Maulthier, ſtellt dann Schild und Lanze zur Erde und tritt an den ſchönen, prächtigen Schrein heran und legt ſeine Hand darauf. In demſelben Augenblicke öffnet ſich der Sarg nach der einen Seite, ſo daß der darin ruhende Todte ſichtbar wird. Voll Freude fällt ihm die Schweſter zu Füßen. Es hatte aber auch die Herrin des Schloſſes die Gepflogenheit, allemal, wenn ein Ritter dem Sarge nahekam, ſich von den fünf bejahrten Rittern ihrer Burg begleiten und hinführen zu laſſen; dieſe wichen nie von ihrer Seite und geleiteten ſie auch jetzt zur Kapelle. Sowie ſie dort den Sarg offen und die Tochter in Jubel ſieht, erkennt ſie die Ankunft ihres Sohnes; ſie eilt in ſeine Arme und küßt ihn und weiß nicht, wie ſie ihrer Freude Ausdruck geben ſoll: nie war eine Frau alſo froh. „Nun weiß ich für gewiß," ruft ſie aus, „daß Gott mich nicht vergeſſen hat, dieweil ich meinen Sohn wieder habe; jetzo beſchweret mich wenig mehr all das Leid und all der Schade, den man mir anthut! Heute erprobet ſich

deutlich," spricht sie zu Parzival, „daß du der beste Ritter der Welt seiest; denn nie hätte sich sonst der Schrein aufgethan, und nie wäre kund geworden, wer der sei, den du hier offen vor dir siehst." Befiehlt sie dann ihrem Kapellan, einen versiegelten Brief aus dem Schreine zu nehmen. Dieser sieht ihn durch und liest ihn und erklärt, der Brief besage, der Todte sei einer der Männer, welche unsern Herrn vom Kreuze abnehmen halfen. Man findet auch die ganz blutige Zange noch an seiner Seite, mit welcher die Nägel herausgezogen wurden, kann aber weder sie noch den Leichnam noch den Sarg von der Stelle bewegen. So erzählet uns Josephus, und sobald sich Parzival entfernte, habe der Sarg sich wieder zusammengelegt und geschlossen wie zuvor.

108. Die Wittib führt ihren Sohn voll Freude auf ihr Schloß und theilt ihm all das schreiende Unrecht mit, welches man ihr zugefügt, und wie Gawans Tapferkeit ihr den Besitz auf ein Jahr gesichert habe. „Mein liebes Kind," spricht sie, „der Tag ist nahe, an welchem ich mein Schloß verloren hätte, wenn du nicht gekommen wärest; aber anjetzo weiß ich sicher, daß du es schützen werdest. Der Ritter, welcher es haben will, ist einer der rücksichtslosesten, die da leben. Er hat mir mein Land und die Thäler von Kamaloth ohne irgend einen vernünftigen Anlaß entrissen; aber so es Gott dem Herrn gefallet, wirst du dein verlorenes Erbe wiedergewinnen; ich verlange nichts mehr auf dieser Erden, seit ich dich zurückhabe. Räche du deine Schmach und mehre deinen Ruhm. Denn niemand soll sich sein Recht von einem andern verkümmern lassen. Das vielfache Leid, welches man mir angethan, schlummere nicht in deinem Herzen; denn die Schmach, welche einem biedern und kräftigen Manne zugefügt wird, darf in seiner Erinnerung nicht einschlafen, sondern soll immer frisch und wach und lebendig bleiben. Immer muß man seinen Feind in Aug' und Sinn behalten, ohne es jedoch an den Tag zu legen. Denn wenn selbiger Feind sich in Blick und Benehmen und Drohungen offen kundgibt, wird er es nothwendig einmal bei guter Gelegenheit ins Werk richten. Wisse, seinen Feinden kann man nicht genug Eintrag und Schaden thun — wofern man es ihnen nicht

aus Liebe zu Gott erlassen will[1]. Ist aber die Wahrheit allerdings, daß die Schrift sagt, man müsse seinen Feinden nie etwas Böses anthun, sondern zu Gott beten, daß er sie bessere. Ich möchte gern, daß unsere Feinde von der Art wären, ihr Benehmen gegen uns zu bessern, und daß wir ihnen unsererseits so viel Gutes erweisen könnten, als sie uns Böses gethan, und daß wir beide ihnen unsern Zorn erlassen dürften, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Was mich betrifft, so schenke ich ihnen gern all meinen Groll; ich brauche ja niemanden etwas Böses anzuwünschen, und sagt ja doch Salomon, der Sünder schmähe sich selbsten, wenn er einen andern Sünder schmähe[2]. Lieber Sohn, dieses Schloß gehöret dir, und dieses Land ringsum, welches man mir abgenommen hat, sollte von Rechtswegen dein eigen sein; es ist dein Erbe von Vaters und Mutters Seite. Laß also den von Moorland, der es mir geraubet hat, wissen, er solle es dir herausgeben. Für mich verlange ich nichts mehr, sondern dir trete ich alles ab; denn ich wüßte nicht, was von diesem Lande mir noch dienen könnte bis auf ein Begräbnißplätzchen für meinen Leib. Werde es ja so wie so nicht lange mehr machen, seit mein Bruder, der Fischerkönig, todt ist; sein Hinscheiden betrübt mich tief in meiner Seele, und sicher wäre der Schmerz noch größer, wenn nicht deine Ankunft mir eine so große Freude brächte. Doch sag' ich's dir offen, mein Sohn, du trägst schwere Schuld an seinem Tode. Du bist der Ritter, der ihn zuerst in die Krankheit stürzte; jetzo wird mir völlig klar, wärest du später zu ihm zurückgekehret und hättest die Frage gestellt, die du das erste Mal versäumtest, er wäre wieder gesund geworden. Allein auch das war wohl so Gottes Wille, und müssen wir mit seiner Fügung und seinem Wohlgefallen uns

[1] Hier wird die nöthige Berichtigung zu der vorausgehenden Aufforderung gegeben. Der Christ „rächt", d. h. straft erlittenes Unrecht nur soweit, als Gerechtigkeit und Klugheit es erheischen, läßt um Gottes willen vieles nach und trägt keinen eigentlichen Haß im Herzen.

[2] Sir. 21, 30: „Wenn der Gottlose seinem Gegner flucht, so flucht er der eigenen Seele."

zufrieden geben." Parzival hört die Rede seiner Mutter an und spricht wenig, aber alles, was sie sagt, gefällt ihm gut. Sein Angesicht flammt von Muth, und sein Herz wallt auf von Kühnheit. Mit Genugthuung schaut die Mutter ihn an. Inzwischen hatte sie ihm die Waffen abnehmen und ein herrliches Feierkleid anlegen lassen: so erschien er ganz als stattlicher Ritter, der an schmucker Schönheit der Gestalt und seiner Sitte des Benehmens in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hatte.

109. Der Moorländer, welcher ganz sicher zu sein wähnte, das Schloß der Wittib in seine Gewalt zu bekommen, erfuhr Parzivals Ankunft. Er gab sich den Anschein, als nähme ihm das den Muth keineswegs, und er wollte es seinetwegen nicht unterlassen, durch Felder und Wälder zu streifen, und rühmte sich tagtäglich, daß das Schloß sein werden solle genau an dem Termin, den er angesetzt hatte. Einer der fünf Ritter der Wittib aber war einst in den Einsamen Wald gezogen und hatte nach Herzenslust Hindinnen und Hirsche gejagt. Als er mit dem Wildpret heimritt, begegnete ihm der Moorländer und warf ihm seine Vermessenheit vor, in dem Wald das Wild zu schießen. Erwiederte ihm aber der Ritter, daß ihn der Wald nichts angehe, sondern der Herrin von Kamaloth und ihrem heimgekehrten Sohne zu eigen gehöre. Der Moorländer ergrimmte. Er griff zum Schwerte und stieß es ihm in den Leib, daß er entseelt zur Erde stürzte. Man trug ihn aufs Schloß und legte ihn vor die Augen der Wittib und ihres Sohnes. „Lieber Sohn," sprach die Wittib, „Gaben dieser Art habe ich von dem Moorländer mehr, als mir lieb war, empfangen; er kann nimmer satt werden, mein Land zu schädigen und das Blut meiner Ritter zu vergießen. Du magst daraus entnehmen, wie viel Unbild er mir allbereits zugefügt hat seit deines Vaters Tode und in deiner Abwesenheit, da er mich sogar in deiner Gegenwart nicht verschont. Du bist Parzival, d. h. Thalritter, genannt worden, dieweil man schon vor deiner Geburt begann, deinem Vater die Thäler von Kamaloth zu entreißen. Er war schon ein bejahrter Ritter, und alle seine Brüder todt, und legte er dir darum in der Taufe diesen Namen bei, damit du dich

an ſeinen und deinen Verluſt erinnern und einſt ihm helfen möchteſt, die Thäler von Kamaloth wo möglich wiederzuerobern.“ Ließ die Frau darauf den Ritter, welchen ſie herzlich betrauerte, aufbahren, am andern Morgen ihm eine Meſſe ſingen und die Begräbnißfeier halten.

110. Darauf ließ aber Parzival zwei der alten Ritter die Waffen anlegen, zog zum Schloß hinaus und ritt in den großen, dunklen Wald hinein, bis er vor ein Schloß kam. Hier traf er fünf Ritter, welche bewaffnet herausritten. Fragte er ſie, wem ſie angehörten; ſie antworteten, ſie ſeien Leute des Herrn von Moorland und ſuchten den Sohn der Wittib in dem Walde; „wenn wir ihn einbringen,“ fügten ſie bei, „ſo wird uns großer Lohn dafür.“ — „Bei meiner Treue,“ entgegnete Parzival, „der ſteht vor euch, ſucht ihn nicht weiter!“ Damit gibt er ſeinem Roß die Sporen, rennt den erſten an, bohrt ihm die Lanze durch den Leib und ſtürzt ihn zur Erde. Flugs erkieſen auch die beiden anderen Ritter je ihren Mann und bringen ihm ſehr ſchwere Wunden bei. Wollten nun die beiden letzten das Weite ſuchen, aber Parzival hält ſie feſt und ſie ergeben ſich ihm als Gefangene aus Furcht vor dem Tode. Führt er alſo alle vier noch Lebende aufs Schloß Kamaloth und übergibt ſie ſeiner Mutter. „Frau Mutter, hier iſt ein Erſatz für den getödteten Ritter; der fünfte liegt, ebenſo zugerichtet, wie der Eurige, noch an Ort und Stelle.“ — „Mein Sohn,“ ſpricht ſie, „ich wünſchte den Frieden lieber auf eine andere Weiſe, ſo es hätte ſein können.“ — „Mutter, es geht nicht anders; man muß ernſten Krieg führen mit kriegeriſchen Feinden und Frieden halten mit Friedfertigen.“ Er wirft die Ritter ins Verließ.

111. Die Kunde kommt dem Herrn von Moorland zu, wie daß der Sohn der Wittib einen ſeiner Ritter erſtochen und vier gefangen weggeführt. Da entbrennt der Zorn in ſeinem Herzen, und ſchwört er und betheuert er, daß er ſich nicht eher Ruhe gönnen wolle, als bis er ihn eingefangen oder erſchlagen, und verſpricht jedem Ritter ſeines Landes, der ihn ihm überliefere, den Beſitz eines der prächtigſten Schlöſſer der ganzen Gegend. Mehrere machen ſich anheiſchig, Parzival zu fahen. Ihrer ſieben ziehen

ihrem Herrn bewaffnet voran in den Wald von Kamaloth und jagen und birschen auf wilde Thiere am Waldessaum, so daß die Bewohner des Schlosses sie sehen können. Parzival befindet sich annoch in der Kapelle seiner Mutter und wohnt der Messe bei. Nach Absingung derselben kommt die Schwester zu ihm: „Lieber Bruder, sieh hier das heilige Linnenstück, das ich vom Gefährlichen Friedhof mitgebracht; küsse und rühre es an dein Angesicht; ein heiliger Klausner versicherte mir, unser Land könne nicht wiedergewonnen werden, ehedenn du davon empfangen." Parzival legt es an Lippen, Augen und Stirn. Dann läßt er sich und den vier Rittern die Waffen anlegen. So eilt er aus dem Saale, besteigt sein Roß und sprengt zum Thore hinaus wie ein entketteter Löwe; er ist stattlich anzusehen, wie er auf seinem ganz gepanzerten Rosse daherkommt. Er nähert sich den sieben Rittern, welche alle in voller Wehr auf ihren Pferden sitzen. Fragt er sie, wessen Leute sie seien und was sie suchen. Sie erwiedern, daß sie Feinde der Wittib und ihres Sohnes seien. „So biete ich euch Fehde!" ruft Parzival und stürzt voll Grimm auf sie ein, und die vier Genossen mit ihm. Jeder wirft seinen Mann hinters Roß, so kraftvoll, daß derselbe eine tüchtige Wunde oder einen Arm- oder Beinbruch davonträgt. Die übrigen wehren sich noch, solang sie standhalten können. Aber Parzival macht sie zu Gefangenen und läßt sie mit den fünf zu Boden Geworfenen aufs Schloß bringen.

Auch der Moorländer ist nun im Jagdrevier angelangt, hört den Tumult und eilt, wohl gerüstet, auf den Kampfplatz. „Herr," spricht einer der bejahrten Ritter zu Parzival, „da kommt der von Moorland, der Eurer Mutter das Land entrissen und die Unterthanen derselben getödtet hat. Gedenket der Vergeltung! Seht, wie er wuthschnaubend heranreitet!" Parzival schaut auf ihn hin, wie man auf einen Feind schaut, sprengt in vollem Galopp auf ihn ein und versetzt ihm einen Stoß auf die Brust, daß er mitsammt seinem Roß auf den Boden taumelt. Dann springt er zur Erde und zückt das Schwert. „Ha!" ruft der Moorländer, „wollt Ihr mich denn tödten oder ärger zurichten, als ich schon bin?"

— „Bei meinem Haupt," spricht Parzival, „nicht sogleich, aber in kurzer Frist geht's Euch ans Leben!" — „Wie's Euch beliebt," erwiedert jener, „das geschieht aber nicht so bald." In demselben Augenblick springt er auf die Füße und wirft sich mit blankem Schwerte auf Parzival; gern thäte er ihm ein Uebel, wenn er vermöchte. Allein Parzival schützt sich als echter Ritter und begegnet ihm mit einem so wuchtigen Schlage, daß er ihm Arm und Schwert zugleich herunterhaut. Die dem Moorländer folgenden Ritter stieben auseinander, da sie ihren Herrn also zugerichtet sehen. Läßt ihn nun der Sieger auf ein Pferd heben, aufs Schloß führen und der Mutter überliefern. „Mutter," spricht er zu ihr, „da ist der Moor, von dem du meintest, du müßtest ihm übermorgen das Schloß abtreten." — „Edle Frau," beginnt aber der König, „Euer Sohn hat mich kampfunfähig gemacht und mitsammt meinen Rittern gefangen genommen. Ich gebe Euch gern alle Schlösser zurück, die ich im Besitze habe; doch schenkt mir die Freiheit." — „Und wer vergütet ihr dann", fiel Parzival ein, „den erlittenen Schaden und gibt ihr die gemordeten Ritter zurück, mit denen Ihr kein Mitleid hattet? Gott soll mir nicht mehr beistehen, so sie wirklich mit Euch Erbarmen hat, und ich mich dann noch in irgend einer Noth, die sie treffen mag, bemühe, ihr Hilfe zu leisten! Ich werde mit Euch dasselbe Mitleid haben, das Ihr mit meiner Mutter und Schwester gehabt habt! Gott befahl im alten und neuen Gesetz, gegen Mörder und Verräther Gerechtigkeit walten zu lassen; ich werde so mit Euch thun, daß sein Gebot nicht übertreten wird."

Nun läßt er eine große Kufe mitten im Schloßhof aufstellen, die elf Ritter herbeiführen und ihnen über der Kufe den Kopf abschlagen, so daß alles Blut in den Behälter strömt, die Köpfe und Rümpfe aber fortwerfen, so daß nur reines Blut übrig bleibt. Dann befiehlt er, den von Moorland zu entwaffnen und an die blutgefüllte Kufe zu führen. Hier schnürt man ihm Hände und Füße fest zusammen; Parzival aber redet ihn also an: „Nie konntet Ihr satt werden am Blute der Ritter meiner Mutter; so will ich Euch nun sättigen am Blute der eigenen Ritter." Heißt er ihn nun über der Kufe an den Füßen aufhängen, so daß das Haupt

bis zu den Schultern ins Blut hinabreicht; in dieser Stellung wird er festgehalten, bis er erstickt und ertränkt ist. Darnach läßt Parzival seinen Leichnam und die der anderen und die abgehauenen Köpfe auf einen alten Schindanger schleppen, der sich in der Nähe einer verfallenen Waldkapelle befindet. Die Kufe mit dem Blute aber stürzt man in den Fluß, dessen Wasser ganz davon geröthet wird [1].

Die Kunde verbreitet sich bald rings in den Burgen, daß der Sohn der Wittib den von Moorland und die besten seiner Ritter getödtet hat. Das jagt allen Todesschrecken ein. Die meisten sagen sich, er werde ihnen das Gleiche thun, falls sie sich nicht freiwillig seiner Botmäßigkeit unterwerfen. Daher bringt man ihm freiwillig die Schlüssel aller Burgen, so man seiner Mutter abgenommen, und alle ihr früher untreu gewordenen Ritter versichern sie wieder gehorsamen Dienstes, um ihr Leben zu erhalten. Das ganze Land hat wieder Frieden und die Wittib Freude ohne Leid, es sei denn über den Tod des Fischerkönigs, ihres Bruders, dessentwegen sie sich nicht trösten noch beruhigen kann.

112. Eines Tages saß die Wittib bei Tische, und eine große Anzahl Ritter speisten mit ihr im Saale; Parzival hatte seinen Platz an der Seite der Schwester. Da erschien auf einmal die Wagenmaid mit ihren beiden Begleiterinnen. Sie trat vor die Edelfrau und ihren Sohn hin und grüßte sie aufs freundlichste. Parzival erwiederte den Gruß: „Fräulein, Gott grüße Euch!“ Sie fuhr fort: „Herr, Ihr habt Eure Aufgabe hier trefflich gelöst; nun handelt anderswo ebenso, es thut sehr noth. Der König-Eremit, Bruder Eurer Frau Mutter, läßt Euch melden, falls Ihr nicht schleunigst ins Land des Fischerkönigs, Eures andern Oheims, ziehet, werde dem neuen Gesetze, so uns der Herr gebracht, großer Eintrag gethan. Denn der König vom Todesschlosse, welcher Land

[1] Eine grausame, ob auch gerechte Rache. So etwa pflegte das ältere, naturwüchsige Ritterthum Gerechtigkeit zu üben. Man erinnere sich an Karls des Großen Blutbad bei Verden. Siehe auch unten Nr. 213.

und Burg sich angemaßt, habe im ganzen Umkreis des Reiches ausrufen lassen: Alle, welche den alten Glauben aufrecht halten und sich von dem neuen abwenden wollten, würden an ihm einen Beschützer, Helfer und Berather haben, und alle, welche sich dessen weigerten, sollten vernichtet und ausgetilgt werden." — „Ach, lieber Sohn," sprach da die Wittib, „hörst du da von der argen Treulosigkeit des bösen Mannes, der mein Bruder ist? Wie schmerzt es mich, daß er mir so nahe steht!" — Parzival erwiederte: „Nein, Mutter, er hat aufgehört, dein Bruder und mein Oheim zu sein, da er Gott verläugnet hat. Er ist unser Todfeind und verdient mehr als ein Wildfremder unsern Haß." — „Lieber Sohn," sprach wieder die Wittib, „ich bitte dich recht sehr, Gottes Gesetz nicht in Vergessenheit und Versäumung fallen zu lassen, wo du es zu Ehren bringen kannst. Keinem Herrn kann man dienen, der besser wäre und reichlicher lohnen könnte. Lieber Sohn, keiner kann auch ein guter Ritter sein, der nicht ihm seinen Dienst weiht und seine Liebe zuwendet. Hab Acht, ihm für und für ergeben zu bleiben, und vergiß aus keiner Ursache je auf ihn; nein, sei treu seinen Geboten am Abend und am Morgen, so entartet dein Blut und dein Stamm nicht! Gott der Herr gebe dir Weisheit und guten Willen, wie du löblich begonnen hast." Erhob sich nun die Wittib vom Tische und alle Ritter mit ihr, und war sie überzeugt, ihr Land nunmehr in größerer Sicherheit zu besitzen, als je zuvor. Sie dankte auch oftmals dem Erlöser der Welt von ganzem Herzen dafür und bat ihn, wenn es also sein Wohlgefallen, ihrem Sohne ein langes Leben zu schenken und glückliches Gedeihen an Leib und Seele. Parzival aber blieb noch ziemlich lange bei Mutter und Schwester und stand in hoher Achtung und Ehre bei allen Rittern des Landes ob seiner Weisheit, seiner Stärke und seiner ritterlichen Tugend. —

113. Diese hohe Geschichte berichtet nun weiter, wie daß Gawan und Lanzelot nach ihrer obgemeldeten Forschungsreise zu Artus' Hof zurückgekehrt waren, und daß sie König und Königin in großen Jubel versetzten. Geschah es aber nach dieser Zeit, daß der Fürst einstmals bei Tafel saß an der Königin Seite und man

eben das erſte Gericht aufgetiſcht hatte. Da erſchienen zwei Ritter in voller Rüſtung, die je einen todten Ritter vor ſich auf dem Pferde hatten, und waren ſelbige Todte noch ganz gewappnet. „Edler Fürſt," begannen ſie, „Schade und Schande dieſer That gilt Euch. So thut man bald allen Euren Rittern, ſo Gott nicht bei Zeiten Rath und Hilfe ſchafft." — „Ritter, wie ſind dieſe ſo übel zugerichtet worden?" frug der König. — „Herr," entgegneten ſie, „das ziemt Euch wohl zu vernehmen. Der Ritter mit dem flammenden Drachen iſt in Euer Grenzgebiet eingefallen und richtet Burgen und Leute, wie er ſie nur erreichen kann, freventlich zu Grunde, und kann keiner den Streit mit ihm aufnehmen, ſintemal er einen Fuß größer iſt, als irgend einer der Eurigen, von erſchröcklichem Ausſehen, und mißt ſein Schwert die doppelte Länge von irgend einem andern Ritterſchwert, und wiegt ſeine Lanze an Schwere wohl einen Menſchen auf. Mit ſeinem Schild können ſich gut zween Ritter decken, und zeigt ſelbiger nach außen das Haupt eines Drachens, welcher ganz nach des Eigners Willen Feuer und Flammen ſprüht, und iſt Euch gar grimmig und furchtbar, ſo daß dagegen niemand lange ſtandhalten kann. Iſt Euch kein Abenteuer, und wäre es noch ſo entſetzlich, das ſich damit vergleichen ließe, und wie Ihr es hier ſeht, ſo hat er alle Ritter, die ſich mit ihm meſſen wollten, verbrannt und verſtümmelt." — „Von welchem Lande her," frug der König, „iſt der Menſch gekommen?" — „Vom Schloß der Hünen, Herr, und bekriegt er Euch um Logrins des Rieſen willen, deſſen Haupt Key an Euren Hof brachte; nie will er ſich mehr freuen, ehedenn er an Eurem Leib und Leben oder an Euren liebſten Rittern Rache genommen." — „Gott im Himmel," erwiederte der König, „wird uns gegen einen ſolchen argen Wicht ſchirmen!" Damit erhebt er ſich von der Tafel, von Entſetzen ergriffen; er läßt die beiden Todten zur Erde beſtatten und verabſchiedet die Ritter, welche die Botſchaft gebracht haben.

114. Darnach rief Artus Gawan und Lanzelot zu ſich und frug ſie, was bezüglich des Ritters, der in ſein Land gefallen, zu thun ſei: „Bei meinem Haupt, ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, wenn ihr mir keinen Rath ſchafft." — „Herr," erwiederte Lanzelot,

„ich und Gawan, wir beide ziehen gegen ihn aus, ſo es Euch recht iſt.“ — „Nein, bei meinem Haupt,“ ſprach der König, „für ein Königreich laſſe ich euch nicht fort. Denn ſo ein Wicht iſt euch kein Ritter, ſondern der leibige Satan ſelber, und aus einer Höllengrube empor ans Licht geſtiegen. Ich will nicht ſagen, daß es nicht ruhm- und preiswürdig ſei, ihn zu tödten oder zu beſiegen; aber wer ihm die Stirn böte, ſetzte ſich allzu großer Gefahr aus und könnte ebenſo übel davonkommen, wie die beiden Ritter, die ich ſah.“ War alſo der König in der größten Angſt und Noth und wußte nicht, was er thun oder reden ſollte, und ſein Hof war nicht minder rathlos und erſchrocken, und zeigte kaum der eine oder andere ſeiner Ritter Luſt, den Kampf aufzunehmen. —

115. Hier aber beginnt nun ein Hauptzweig der Märe vom Grale im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geiſtes. Parzival hatte ſo lang bei der Mutter verweilt, als ihm gut däuchte, und erbat dann von ihr und von der Schweſter Urlaub zu ſeiner Fahrt, und verſprach ihnen, baldmöglichſt heimzukehren. Ritt er alſo in den Einſamen Wald hinein, tiefer und tiefer, bis er eines Tages gerade um Mittag auf eine herrliche Au gelangte und einen andern Wald vor ſich ſchaute. Auf der Au erblickte er ein rothes Kreuz und im Hintergrunde einen ſtattlichen Ritter im Waldesſchatten gelagert; er war weiß gekleidet und hielt ein goldenes Gefäß in ſeiner Hand. Gegenüber bemerkte er eine Jungfrau, ſehr jung, ſchön und adelig von Ausſehen, mit weißem, goldſchimmerndem Sammt angethan. Erzählt nun Joſephus auf Grund einer göttlichen Schrift, daß aus dem Walde ein Thier, weiß wie friſcher Schnee, kleiner als ein Fuchs und größer als ein Haſe, hervorkam. Erſchrocken ſprang es in die Lichtung; trug es doch in ſeinem Leibe zwölf Junge, welche kläfften gleich Hündchen im Gebüſch, und ſo floh es daher aus Furcht vor den eigenen lärmenden Jungen die Au auf und ab. Parzival ſtützt ſich auf die Handhabe ſeiner Lanze, um das merkwürdige Thier, das ihn dauert, zu betrachten. Das Ausſehen desſelben hat etwas Sanftes und Mildes, Geſtalt und Farbe ſind ſchön, und die Augen leuchten wie ein Paar Smaragde. Es eilt zuerſt auf den

Ritter zu, bleibt bestürzt ein Weilchen stehen; aber die Jungen erschrecken es wieder, und so läuft es zu der Jungfrau hin; doch kann es auch hier nicht lange ruhig bleiben; denn die Jungen in seinem Bauche hören nicht auf zu bellen und es zu ängstigen. Es wagt sich nicht in den Wald zurück, gewahrt Parzival und sucht bei ihm Hilfe. Dieser hält ihm die Hand hin und nimmt es auf den Nacken seines Rosses, zu dem es hinanspringt. Die Jungen aber bellen immer noch, und der andere Ritter ruft Parzival zu: „Herr Ritter, laßt das Thier gehen, haltet es nicht fest; denn das kommt weder Euch noch irgend einem andern Menschen zu; laßt es sein Geschick erfüllen!" Wie das Thier sieht, daß es keine Hilfe findet, kehrt es sich zum Kreuze hin und nun bleiben die Jungen nicht länger in ihm, sondern treten ans Licht, frisch und lebendig wie andere Hündchen; jedoch zeigen sie keineswegs die Sanftmuth und Schönheit der Mutter. Diese duckt sich zwischen ihnen dicht an den Boden, als wolle sie dieselben demüthig um Erbarmen anflehen, und schmiegt sich so nahe als möglich ans Kreuz. Die Hündchen umringen und umbellen sie und greifen sie von allen Seiten an und zerbeißen sie mit ihren Zähnen. Haben sie aber doch keine Gewalt, von ihrem Fleische zu fressen oder sie vom Kreuze wegzuzerren; nur das Haupt verzehren sie und laufen dann wie rasend in den Wald auseinander. Ritter und Maid kommen nun zur Stelle, wo am Fuß des Kreuzes das zerstückelte Thier liegt, nehmen jeder seinen Theil davon und thun ihn in ihr Goldgefäß und sammeln dann das auf der Erde rinnende Blut mit dem abgerissenen Fleische, küssen den Grund, verehren das Kreuz und wenden sich auch zum Walde zurück. Parzival steigt ab, wirft sich vor dem Kreuze auf den Boden, küßt und verehrt es, ebenso die Stelle, wo das Thier getödtet worden, gerade wie er es den Ritter und die Maid hat thun sehen. Bei dieser Handlung nimmt er an der Erde unter dem Kreuze einen so süßen Wohlgeruch wahr, daß sich demselben keine irdische Süßigkeit vergleichen kann. Indem er aufblickt, sieht er zwei Priester zu Fuß aus der Waldung kommen. Der erste ruft ihm zu: „Herr Ritter, ziehet Euch vom Kreuz zurück; Ihr dürft ihm nicht nahen!" Parzival tritt zurück;

der Prieſter aber kniet vor dem Kreuze nieder, verehrt es, beugt ſich vor und küßt es mehr denn zwanzigmal und äußert dabei freudiges Entzücken. Kommt aber nun der andere Prieſter mit einer langen Gerte in der Hand, drängt den erſten mit Gewalt fort und ſchlägt unter heißen Thränen von allen Seiten auf das Kreuz los. Parzival ſchaut ihn verwundert an und ruft ihm zu: „Herr, Ihr ſcheinet mir nichts weniger als ein Prieſter zu ſein; warum begehet Ihr ſolche Gemeinheit?“ — „Herr Ritter,“ erwiedert dieſer, „Euch geht's nichts an, was wir hier thun, und ſollt Ihr's von uns auch nicht erfahren.“ Wäre es kein Prieſter, dem Anſchein nach, Parzival würde ergrimmen; aber jetzo wagt er nicht, ſich an ihm zu vergreifen. Er wendet ſich ab, ſchwingt ſich in den Sattel und zieht, den Schild am Hals und die Lanze in der Fauſt, in den Wald fürbaß.

116. Nicht weit iſt er gekommen, ſo begegnet ihm Ritter Haſenherz (ſ. Nr. 89), welcher ihm von ferne, als er ſein kaum anſichtig geworden, zuruft: „Beim Himmel, Herr, habe ich von Euch ein Leid zu beſorgen?“ — „Wer ſeid denn Ihr, Freund?“ fragt Parzival. — „Herr Ritter, ich bin Haſenherz zubenannt und gehöre der Wagenmaid, und bitte ich Euch demüthig, mir kein Leid anzuthun.“ Parzival mißt ihn mit den Augen und findet, daß er groß und ſchlank gewachſen, ſchön und herrlich geſtaltet iſt und wohlgerüſtet auf hohem Roſſe ſitzt. Spricht er zu ihm: „Wenn Ihr denn ſo feige ſeid, was reitet Ihr denn ſo gewappnet?“ — „Herr, das iſt von wegen der Bosheit eines Ritters, den ich fürchte; könnte ſelber mir entgegenkommen, er würde mir das Leben ausblaſen.“ — „Seid Ihr in Wirklichkeit ſo ein Haſenherz?“ — „Freilich, das bin ich, Herr, mehr als billig iſt.“ — „Bei meinem Haupt, da will ich Euch den Haſen austreiben! Kommt einmal her; es wäre ſchade, wenn in der Bruſt eines ſo ſchönen Ritters Feigheit wohnte. Aendert nur ſchnell Euern Namen; ſo 'ne Benennung iſt ſchmachvoll für einen Ritter.“ — „Ach Herr, ſchont meiner; ich ſehe wohl, Ihr wollt mir den Tod anthun; ich kann aber weder Sinn noch Namen ändern.“ — „Bei meinem Haupt, ſo ſind Eure Lebenstage kurz gezählt!“ Läßt er ihn nun vor ſich

herreiten, ob's ihm lieb oder leid, und Hasenherz schickt sich ins harte Unvermeidliche. Nicht weit sind sie vorangekommen, so hören sie im Walde, seitab vom Wege, zwei Mädchen laut aufschreien und jammern und zum Himmel rufen, daß er ihnen rasche Hilfe senden möge. Parzival schwenkt mit seinem Ritter, den er gewaltsam vorantreibt, nach dieser Seite ab und findet einen stattlichen, ganz bewaffneten Ritter, welcher die beiden Mädchen fortführt. Ihr Haar ist aufgelöst und ihr Gesicht schlägt der Ritter von Zeit zu Zeit mit einer Gerte, daß das Blut herabrinnt. „Ha, Ritter!" ruft Parzival ihn an, „was wollt Ihr diesen Fräulein anthun, die Ihr so schmählich fortführt?" — „Herr, sie nahmen mir mein Erbe weg, ein Haus in diesem Walde, das ihnen Gawan schenkte." — „Herr Ritter," sprechen die Fräulein, „er ist ein Raubmörder; außer ihm ist keiner mehr in diesem Walde übrig, seit Gawan mit Lanzelot und einem Dritten, der sie begleitete, das Gesindel ausrottete. Wegen der großen Noth und Armuth aber, in welcher Gawan und Lanzelot uns einstmals im Hause unseres Bruders fanden, als sie daselbst Nachtquartier nahmen, wollten sie uns jenes Haus und den Schatz, welchen sie besagten Raubrittern abgewannen, aus Liebe schenken, und nun schleppt dieser aus Haß uns fort, um uns Qual und Tod anzuthun. Euch würde er nicht besser behandeln und alle ehrlichen Ritter, so es in seiner Macht stände." — „Herr Ritter," beginnt nun Parzival, „laßt die Damen frei; denn daß sie die Wahrheit sprechen, ist mir nicht unbekannt; ich war Zeuge, als ihnen die Wohnung übermacht wurde." Spricht der Ritter: „So halst Ihr also mit zum Verderben meines Stammes; dafür biete ich Euch Fehde." — „Weh!" schreit Hasenherz da Parzival zu, „nein, laßt es Euch nicht kümmern, was der Euch sagt; erbost Euch nicht; reitet Eures Weges!" — „Das thue ich wahrlich nicht," erwiedert aber Parzival; „nein, ich will diesen Frauen ihre Ehre schützen helfen." — „Ach Herr," fährt der Feige fort, „durch mich werden sie schlecht beschützt." Nun zieht sich Parzival rasch hinter ihn zurück und spricht zu jenem: „Seht hier meinen Schirmherrn, dem ich meine Rolle übertrage." Im Nu rennt der Raubritter

ihn an und trifft ihn so gewaltig auf den Schild, daß ihm selbst die Lanze zersplittert, doch ohne Hasenherz vom Fleck zu bringen, da er sich rasch wieder aufrecht in den Sattel schiebt. Hasenherz sieht nun den Gegner das Schwert zücken, blickt angstvoll nach rechts und links und wäre gern entflohen, wenn er es nur wagen dürfte. Allein Parzival ruft ihm zu: „Tragt Sorge, Ritter, meine Ehre und Euer Leben und das Recht der beiden Fräulein zu schirmen!“ Der Feind versetzt ihm inzwischen wuchtige Hiebe, die ihn fast betäuben; doch Hasenherz steht und regt sich nicht. Staunend blickt ihn Parzival an und denkt bei sich, daß er einen memmenhaften Vertreter gestellt habe, und erkennt, daß selber nur allzu wahr gesprochen. Der Räuber haut von allen Seiten auf ihn ein und langt ihm solche Hiebe, daß Hasenherz sein eigen Blut fließen sieht. „Bei meinem Haupt!“ ruft er da aus, „Ihr habt mir eine Wunde geschlagen; doch Ihr sollt es mir büßen! Ich dachte nie, Ihr hättet es auf mein Leben abgesehen.“ Spricht's und legt die Lanze vor, die fest und scharf ist, setzt seinem Roß kräftig die Sporen ein und trifft den Ritter so gewaltig, so grimmig mitten auf die Brust, daß er ihn vom Roß hinunter aufs Gras schleudert; springt dann auf den Boden und stürzt mit dem Schwert über ihn, schnürt ihm das Visier auf, nimmt ihm die Haube weg, haut ihm das Haupt ab und reicht es Parzival: „Herr, hier ist die Beute aus meinem Erstlingsstrauße!“ — „Bei meinem Haupt!“ spricht Parzival, „die Gabe ist mir werth und theuer! Nun hütet Euch, noch einmal der alten Feigheit zu verfallen! Ist doch eine gar so große Schande für einen Rittersmann.“ — „Nein, nie mehr,“ erwiedert er; „ich hätte niemals geglaubt, daß man so schnell kühn würde, wär' es sonsten lange schon gewesen und hätte Gut und Ehre dabei gewonnen; jetzo aber hat mich mancher Ritter verachtet, der mich sonsten hochgeschätzt hätte.“ Entgegnet Parzival, daß es ganz recht und vernünftig sei, die wackeren Ritter höher zu halten als die anderen. „Ich befehle nun diese Damen Eurer Obhut; steht ihnen nach Wunsch und Willen allewege zu Diensten und saget allerorts, Ihr heißet Ritter Löwenherz; dieser Name klingt Euch hübscher als der andere.“ — „Ja, Herr, Ihr habt

wohl Recht, und dieſen Namen danke ich Euch.“ Die Jungfrauen ſprechen Parzival ihre Erkenntlichkeit in herzlichen Worten aus und verabſchieden ſich; auch dem Ritter, der mit ihnen zieht, wiſſen ſie Dank dafür, daß er ihren Feind erſchlagen hat, und nennen ſie ihn hinfüro den Ritter Löwenherz.

117. Parzival verließ die Stelle, wo der gefallene Räuber lag, und ritt auf Kardeil zu, wo König Artus weilte. Als er der Stadt nahe kam, traf er große Beſtürzung und Entmuthigung rings im Lande. Wunderte er ſich höchlich, woher es kommen möge, und frug die Bauersleute, was ſie in ſolchen Schrecken verſetze: „Lebt denn der König nicht mehr?“ — „Wohl, Herr,“ ſagten ihm einige, „er iſt drüben in ſeinem Schloß, war aber nie bislang alſo rathlos und beſtürzt, wie eben jetzt, ſintemal ein Ritter ihn befehdet, dem kein anderer Ritter ſtandhalten kann.“ Parzival ritt weiter bis vor den Hauptſaal und ſtieg am Perron ab. Lanzelot und Gawan kamen ihm voll Freude entgegen, nach ihnen König und Königin und der geſammte Hof. Sie ließen ihm die Waffen abnehmen und ein koſtbares Kleid anlegen. Mit Luſt ſchauten da alle auf ihn, die ihn nie geſehen, wegen ſeiner preiswürdigen Rittertugend. Der Hof wurde nach der großen Beſtürzung, welche vorausging, wieder ganz froh durch ihn.

Saß aber einſtmals nach dieſen Tagen der Fürſt an der Tafel: da erſchienen vier ganz bewaffnete Ritter in dem Saale, jeder mit einem todten Ritter im Arm, dem man Füße und Hände abgehauen hatte; der Rumpf war noch gepanzert, doch der Harniſch wie von Feuer oder Blitz geſchwärzt und brandig. Sie warfen die Leichname mitten im Speiſeſaale ab, indem ſie zum Könige ſprachen: „Herr, dies iſt eine neue Probe von der Schmach, die man Euch anthut; ſie iſt noch im mindeſten nicht abgeſtellt. Der Drachenritter verheert Euer Land und mordet Eure Leute und bedrängt uns in immer größerer Nähe; ſchon prahlt er damit, daß er an Eurem Hofe keinen Rittersmann mehr antreffen werde, der Herz genug habe, ihm zu ſtehen oder feindlich zu begegnen.“ Der König fühlt ſich tief beſchämt ob ſolcher Kunde, und Gawan und Lanzelot mit ihm, und ſchmerzt es ſie nicht wenig, daß der Fürſt ſie nicht

hat ziehen lassen. Die Viere entfernten sich aus dem Rittersaal und ließen die vier Todten darinnen; der König besorgte die Bestattung derselben bei den obgenannten. Entstand aber unter den versammelten Rittern ein lautes Murren; nie, so sagten sie, hätten sie von einem Feinde vernommen, welcher Ritter so grausam und so zahlreich gemordet habe, wie dieser. Gawan und Lanzelot zwar dürfe man nicht tadeln, weil sie nicht ausgezogen seien; denn es lebe kein Ritter in dieser Welt, der einen solchen Unhold ohne besondern Beistand des Himmels besiegen könne, da sein Schild, so oft es ihm beliebe, Feuer und Flammen sprühe.

118. Noch dauerte das dumpfe Gemurmel im weiten Rittersaale fort, als die Maid, welche jenen Ritter auf der Bahre nachtragen ließ, erschien und vor den König hintrat: „Edler Fürst, ich bitte Euch angelegentlich, daß mir an Eurem Hofe mein Recht werde. Hier steht Gawan, welcher dem Turniere auf der Rothheide beiwohnte, wo sich viele Ritter einfanden und auch der Sohn der Wittib, den ich an Eurer Seite sitzen sehe. Er und Gawan erwarben den höchsten Ruhm im Turnier. Jener trug ein weißes Wappen, und erklärten die Turniergäste, er habe es Gawan zuvorgethan, weil er zuerst auf der Wahlstatt erschienen sei. Es wurde mir zugesagt, ehe noch das Spiel begann, daß der Sieger für einen gewissen Ritter Rache zu nehmen habe. Herr, ich bin ihm nun so lange nachgegangen, bis ich ihn hier an Eurem Hofe finde. Nun bitte und beschwöre ich Euch, laßt ihn vollbringen, was seine Ehre erheischt. Denn Gawan weiß gar wohl, daß ich die Wahrheit rede; aber der Ritter entfernte sich so schnell, daß ich nicht wußte, wo er geblieben. Gawan selbst bedauerte die Abreise sehr, dieweil er nach ihm geforscht und ihn nicht wiedererkannt hatte." — „Ja, Fräulein," bestätigte Gawan, „es ist die lautere Wahrheit, daß er auf der Rothheide den Preis errang, und zudem wird er es Euch selbst bezeugen, so Gott will." — „Gawan," sprach aber Parzival, „mir däucht, Ihr übertraft alle." — „Meiner Treu," erwiederte Gawan, „Ihr wollt nur höflich sein; doch wie immer ich oder ein anderer gekämpft haben, Euch sprach das Urtel des Ritterkreises den Preis zu. Soviel

wenigſtens wage ich der Dame öffentlich zu bezeugen." — „Herr Ritter," verſetzte ſie, „großen Dank dafür! Er darf nicht verſagen, worum ich ihn bitte. Denn der Ritter, deſſen Bahre ich lange folgte, war ſeines Oheims Sohn, des Elinant von Kavalon." — „Fräulein," fiel Parzival ein, „wohl weiß ich, daß Elinant von Kavalon mein Oheim von Vaters Seite war; aber ich weiß von ſeinem Sohne nichts." — „Herr Ritter," entgegnete ſie, „er machte ſich recht wohl bekannt; durch ſeine Tapferkeit und Kühnheit hat er den Tod gefunden; er hieß Alan von Kavalon. Die Maid vom Goldring liebte ihn von Herzen, und war er ein ſchönerer Ritter, als man ſeiner Zeit je geſehen, und wäre gewiß der allerbeſte Ritter geworden, der lebte, wenn er nicht ſo früh geſtorben wäre. Und ließ ſelbige Maid aus großer Zuneigung zu ihm ſeinen Leib einbalſamiren, nachdem ihn der Drachenritter getödtet hatte; iſt Euch dieſer aber ein alſo grauſamer Ritter, daß er alle Länder und Inſeln verheeret. Der Maid vom Goldreif hat er den Krieg erklärt, einen großen Theil ihrer Ritter erſchlagen und das Schloß umzingelt, ſo daß ſie ſich gar nicht mehr hinauswagt. Sagen aber alle Ritter und Damen ihrer Burg, daß, wer an ihm Rache übe, den Goldreif erhalten ſolle, von dem ſie ſich ſonſt nimmer ſcheiden wolle, und ſei ſelbiger Reif der höchſte Preis, den ein Ritter erwerben könne. Herr Ritter," fuhr ſie fort, „Ihr ſolltet Euch die Mühe nicht verdrießen laſſen, den Goldreif zu erſtreiten. Denn wenn Ihr den Ritter erſchlagt, habt Ihr zugleich das Reich des Königs Artus, welches der arge Wicht zu verwüſten droht, ſichergeſtellt und mit ihm alle angrenzenden Länder, ſintemal er keinen König alſo haſſet wie Artus, ob jenes Rieſenhauptes, das ſo großen Jubel an ſeinem Hofe hervorrief." — „Fräulein," frug Parzival, „und wo hauſet der Drachenritter?" — „Herr, auf den Elefanteninſeln, wo ſonſt das ſchönſte und reichſte Land der Erde war; nun iſt's ganz verödet, ſagt man, ſo daß niemand dorten mehr zu wohnen wagt; liegt aber das Eiland, auf welchem er lagert, dem Schloß der Reifenkönigin gerade gegenüber, und muß ſie ihn, zu ihrem tiefſten Schmerze, Tag um Tag die Ritter aus dem Wald herſchleppen und zerſtückeln ſehen."

Parzival lauſcht der Rede der Jungfrau voll Verwunderung und denkt bei ſich, ſintemal einmal dieſer Strauß ihm zugefallen ſei, ſo werde er große Schande ernten, wenn er ſich demſelben entziehe. So nimmt er denn Abſchied von König und Königin und verläßt den Hof. Auch Gawan und Lanzelot gehen mit ihm fort; ſie ſagen, ſie wollten ihm bis an Ort und Stelle das Geleit geben, ſolange es niemand hindere. Parzival iſt ihrer Geſellſchaft herzlich froh. Der König und ſein Gemahl aber bedauern ihn, ſintemal ihnen nicht unbewußt, daß nie ein Ritter einer ſo furchtbaren Gefahr entgegenging, und ſei es doch der größte Verluſt von der Welt, falls er umkäme. Beſchicken ſie daher alle Einſiedler und tugendreichen Leute des Waldes von Kardeil, damit ſie für ihn zu Gott beten, ihn doch gegen den grimmigen Feind, mit dem er den Kampf aufzunehmen im Begriff ſteht, beſchützen zu wollen.

119. Lanzelot und Gawan zogen mit Parzival durch unbekannte Wälder, welche ſie alle menſchenleer, und durch das Inſelreich, wo ſie Stadt für Stadt verwüſtet und entvölkert fanden. Die Maid mit dem todten Ritter folgte ihnen. Kamen ſie nun auf ihrem Wege einſt aus einem Walde auf eine offene Fläche, auf welcher ſie vor ſich ein Schloß erblickten; es lag inmitten eines herrlichen Wieſengrundes, war von breiten Flüſſen umſtrömt und von hohen Mauern umgeben, hinter denen man weite Säle mit Fenſtern gewahrte. Wie ſie näher kamen, ſahen ſie es raſcher als eine Windfahne im Kreiſe ſich herumdrehen. Oben darauf ſtanden Schußmaſchinen mit kupfernen Armbrüſten von ſolcher Kraft, daß keine Rüſtung der Welt dagegen ſtandgehalten hätte. Seltſame menſchliche Geſtalten bedienten ſie, trieben ſie im Kreis um und läuteten mit Glocken ſo laut, daß die ganze Erde unter der Bewegung zu erzittern ſchien. Unten am Eingang lagen ein Löwe und ein Bär angekettet, welche ein mächtiges und grimmiges Brüllen und Brummen hören ließen, daß rings Hügel und Thal davon wiederhallten. Die Ritter machten Halt und ſchauten ſich das Wunderwerk an. „Herren," begann die Maid, „da ſeht ihr vor euch das Schloß der ‚Rieſenkraft'. Gawan und Lanzelot,

bleibet ihr zurück, kommt den Schußmaschinen nicht zu nahe, es wäre euer sicherer Tod. Ihr aber, Herr Ritter," sprach sie zu Parzival, „gebt mir Lanze und Schild, wenn Ihr ins Schloß wollet, ich trage sie Euch zum Schutz vor, Ihr aber reitet mir nach und benehmt Euch, wie es einem guten Ritter geziemen mag. Auf diese Weise werdet Ihr ins Schloß eindringen. Allein Eure Gefährten mögen sich nur zurückziehen; für sie ist die Stunde der Einkehr noch nicht gekommen, sintemal nur der da hinein darf, der den Ritter überwinden, Goldreif und Gral erstreiten und den Lügenglauben bei dem Kupferhorn ausrotten soll." Parzival ist ob solcher Rede der Maid sehr betrübt, weil Gawan und Lanzelot nicht mit in das Schloß dürfen, und sind doch die besten Ritter der Welt. Traurig verabschiedet er sich, und auch sie trennen sich ungern von ihm. Bitten sie ihn aber inständig, so Gott ihn von dem Ziele seines Unternehmens lebend entkommen lasse, ihnen doch wieder einmal Ort und Gelegenheit zu verschaffen, ihn zu sehen und zu erkennen. Die Maschinenmänner auf dem Schlosse halten stille, um Gutritter zu betrachten, der eben Schild und Lanze der Maid übergibt. Diese legt ihren Schild auf die Bahre des todten Ritters und hält dann ganz offen den Schild empor, den einst der gute Kriegsmann Joseph trug, und gibt jenen zu verstehen, daß selber dem Ritter gehöre, der hinter ihr hält. Parzival sitzt unterdessen ohne Schild mit gezücktem Schwert im Sattel und schiebt sich mit solcher Wucht in den Bügeln zurecht, daß sich dieselben verlängern und das Roß den Rückgrad biegt. Darauf blickt er auf Lanzelot und Gawan zurück und spricht: „Freunde, ich befehle euch dem Erlöser der Welt." Diese erwiedern mit dem Wunsche, daß derselbe Herr, welcher am heiligen, wahren Kreuze körperliche Qual für uns erdulden wollte, ihm Leib und Seele und Leben erhalten möge.

120. Er gibt nun seinem Roß die Sporen und sprengt, so schnell es ihn tragen kann, auf das Drehschloß zu. Hier führt er mit dem Schwerte einen solchen Schlag auf das Thor, daß er die Schneide wohl drei Finger breit in eine Marmorsäule treibt. Löwe und Bär, die am Eingang Wache halten, fliehen erschreckt

in ihre Ställe, und das Schloß ſteht miteins ſtill, und die Schützen ſtellen ihre Thätigkeit ein. Er überſchreitet die drei Schloßbrücken, die ſich hinter ihm aufrichten. Nun gedenken auch Lanzelot und Gawan von der Stelle aus, wo ſie dem Wunder zugeſchaut, ſich dem Schloſſe wieder zu nähern, da ſie ſehen, wie es ſtille ſteht. Allein von den Zinnen herab ruft ihnen ein Ritter zu: „Ihr Fremdlinge, falls ihr voranreitet, ſchießen die Schützen wieder und dreht ſich das Schloß und ſenken ſich die Brücken, und erfahrt ihr ſelbſt eine ſchlimme Enttäuſchung.“ Sie ziehen ſich alſo zurück. Nun vernehmen ſie drinnen einen Freudenlärm, wie nie in ihrem Leben, und hören viele ausrufen, daß ihnen jetzo eine doppelte Rettung in Ausſicht ſtehe, die Rettung des Leibes und der Seele, falls Gott Parzivalen den Ritter überwinden laſſe, in deſſen Bruſt der Geiſt des leibhaftigen Teufels herberge.

Darauf aber machen Lanzelot und Gawan Kehrt, voll Sorge und Kümmerniß, da ſie am Schloß nicht vorüber dürfen und keinen andern Weg erkennen als den, welchen ſie gekommen ſind. Sie reiten voran, bis ſie zur menſchenleeren Stadt gelangen, wo Lanzelot den Ritter enthaupten mußte. „Wehe mir,“ beginnt er zu Gawan, „nun iſt der Tag nahe, da ich in dieſer Stadt ſterben muß, ſo Gott nicht Rath ſchafft!“ Er theilt Gawan die ganze Wahrheit des dort gehabten Abenteuers mit. Eben will er ihm Lebewohl ſagen, da erſcheint der arme Ritter von dem verödeten Schloſſe. „Herr,“ ſpricht dieſer zu Lanzelot, „ich habe Euch rückſichtlich des hier enthaupteten Ritters in der Stadt Ausſtand erwirkt und verließ ſeitdem das Schloß, wo Ihr Einkehr nahmet, nicht wieder und hätte ſelbes vor Eurer Wiederkehr zur Einlöſung Eures Ritterwortes niemals verlaſſen, und bleibe auch jetzt ſo lange hier, bis Ihr an dem feſtgeſetzten Termin Euch wieder ſtellet. Danke ich Euch aber recht ſehr für die überſchickten Pferde, ſo uns wohl noth thaten, und für den Schatz mit dem Waldhaus, welche Ihr meinen lieben dürftigen Schweſtern zu eigen gabt. Ich ſelbſt werde aus meiner Armuth nicht erlöſt, bis Ihr in der Zeit, für die ich Euch Aufſchub erwirkt habe, zurückkehret. Wegen des mir erwieſenen Guten aber habe ich unter großen Mühen Euch Gnade bei Euren

Feinden verschafft. Nun aber bitte ich Euch nur, nicht zu vergessen, Euer Treuwort einzulösen." — „Bei meinem Haupte," erwiedert Lanzelot, „sicherlich nicht, und großen Dank für die mir erlangte Frist!" Damit scheiden sie von dem Ritter und kehren nach Kardeil zurück, wo König Artus Hof hält.

121. Hier verstummt die Sage, die uns von Lanzelot und Gawan sprach, und berichtet weiter, wie Parzival auf dem Drehschloß war. Von selbem erzählt uns aber Josephus in aller Wahrheit, daß Virgil es war, der es in Kraft seiner Weisheit also aufbaute, zur Zeit, da die Philosophen das irdische Paradies suchten, und wurde damals geweissagt, es werde das Schloß nicht eher stille stehen, als bis der Ritter erscheine mit dem Goldhaupte, Löwenblicke, Stahlherzen, mit dem Leibe, den jungfräuliche Reinheit ziere, mit den Gliedern, die keine Gemeinheit kennen, mit menschlicher Tugend und göttlichem Glauben, und werde sothaner Ritter den Schild des guten Kriegsmannes tragen, der den Welterlöser vom Kreuze nahm. Auch wurde verkündet, daß alle Bewohner dieses Schlosses und der selbem unterstehenden Schlösser so lange am alten Glauben festhalten würden, bis Gutritter komme, sowohl ihre Seelen zu retten, als sie vor zu frühem Tode zu bewahren. Denn es würden dieselben bei seiner Erscheinung sich beeilen, die Taufe zu empfangen und den Glauben an sein Gesetz anzunehmen. Die große Freude auf dem Schlosse entstund aber ob der Hinausschiebung des Todes, welcher diesen Rittern von ihrem Feinde drohte, und ob der Furcht, welche sie vor der Sündbefleckung durch den falschen Glauben hatten.

122. Parzival war sehr froh darüber, daß er die Schloßbewohner sich zum heiligsten Glauben des Erlösers bekehren sah. Sprach aber die Maid zu ihm: „Herr, Ihr habt Eure Bahn glücklich durchlaufen; es erübrigt nur noch ein Rest Eurer Aufgabe. Die Schloßbewohner dürfen den Ort nicht verlassen, solange noch der Drachenritter (siehe Nr. 113) lebt. Zögert nicht; denn je länger Ihr säumet, desto mehr Land wird er verheeren und desto mehr Leute morden." Nimmt also Parzival von den Schloßbewohnern Abschied; diese bezeigen ihm großen Jubel, sind aber

auch voll Sorge für ihn ob des vorhabenden Kampfes mit dem Ritter und erklären, durch Besiegung desselben werde er das größte Abenteuer vollenden, das je einem Ritter zustieß. Vor seiner Abreise hörten sie eine Messe und brachten große Opfergaben zu Ehren des Erlösers und seiner heiligen Mutter für ihn dar. Auch die Jungfrau entfernte sich mit ihm wieder, da sie den Aufenthaltsort des bösen Ritters kannte. Sie ritten mitsammen bis zur Elefanteninsel. Der Unhold war unter einem Oelbaum abgestiegen und hatte eben vier Ritter vom Schloß der Königin des Goldreifs gemordet, indes sie vom Fenster des Schlosses aus betrübten Herzens den Tod der Ihrigen schauen mußte. „Ach Gott," seufzte sie, „werde ich denn nie einen Ritter sehen, der mich rächt an dem Mörder meiner Leute und dem Verheerer meines Landes?" Da fiel ihr Blick auf Parzival und die Jungfrau. „Herr Ritter," rief sie hinab, „so Ihr nicht Kraft und Stärke und Tapferkeit für vier andere in Euch tragt, so naht Euch diesem Teufel nicht. Doch fühlt Ihr Euch stark genug, ihm die Stirn zu bieten, so setze ich Euch als Preis des Sieges über ihn den Goldreif aus, so in meinem Besitze ist, und bekenne mich zu dem Gesetze, welches jüngst verbreitet worden ist. Ich sehe ja an Eurem Schilde, daß Ihr Christ seid, und werde ich an Eurem Siege über diesen Unhold erst erkennen, daß Euer Glaube besser als der unsrige, und daß Gott von der Jungfrau geboren worden ist." Parzival freute sich solcher Worte; er bekreuzte, segnete und befahl sich Gott und seiner süßen Mutter, und der Grimm und die Kühnheit eines Löwen erfaßten ihn.

123. Der Drachenritter ist mittlerweile wieder zu Pferd gestiegen. Er betrachtet ihn mit Staunen; denn er ist ein Riese von Gestalt, wie er nie einen sterblichen Menschen gesehen hat. Ein pechschwarzer, garstiger, aber gewaltiger Schild hängt ihm am Halse; das Drachenhaupt in der Mitte desselben sprüht Feuer und Flammen nach allen Seiten, so daß der abscheuliche Qualm und Stank sich über die ganze Umgegend verbreitet. Die Maid zieht sich seitwärts dem Schlosse zu und wendet den Ritter auf ihrer Bahre zum Felde hin. „Herr," spricht sie zu Parzival,

„auf dieſer Fläche wurde der Sohn Eures Oheims getödtet, und ich laſſe ihn Euch nun hier zurück; ich habe ihn weit genug mit mir geführt. An Euch iſt es nun, für ihn Rache zu nehmen, ſoweit es in Eurer Macht ſteht; ich übergebe und überantworte ihn Euch anjetzt; meine Ehrenpflicht an ihm iſt erfüllt.“ Damit ſcheidet ſie. Der Drachenritter ſetzt ſich in Bewegung, da er Parzival allein herankommen ſieht; doch verachtet er ihn und würdigt ſich nicht einmal, die Lanze zu gebrauchen, ſondern rennt ihn nur mit gezücktem Schwert an; das aber iſt rieſig groß und rothglühend wie eine Kohle. Parzival hält ihm die eingelegte Lanze entgegen und ſtürmt, ſo raſch ſein Roß ihn tragen will, auf ihn ein, und gedenkt ihm die Bruſt zu durchſtoßen; allein der Feind wirft den Schild vor, und die Flamme aus dem Drachenſchlund verſengt ihm den Schaft bis auf die Fauſt herab. Parzival erhält ſeinerſeits einen Schlag von oben auf den Helm; er deckt ſich aber zeitig mit ſeinem Schilde, auf den er das Vertrauen ſetzt, daß das Schwert des Gegners ihn nicht verletzen könne. Bezeugt uns aber Joſephus, daß der Ritter von Arimathäa in den Buckel des Schildes etwas von dem Blute und von dem Gewande des Herrn einſchließen ließ.

Wie der Drachenritter ſieht, daß er den Schild nicht beſchädigt habe, nimmt es ihn höchlich Wunder; denn er hat noch keinen Ritter getroffen, den er nicht mit einem Schlage tödtete. Nun wendet er das Drachenhaupt gegen Parzivals Schild und hofft ihn zu verſengen und in Brand zu ſetzen; allein die Flamme aus dem Drachenſchlund wird wie von einem Windhauch zurückgeſchlagen, ohne jenen nur zu berühren. Der Ritter ergrimmt, ſpringt vor und richtet ſeinen Schild mit dem Drachenkopf gegen die Bahre des todten Ritters; ſofort brennt die Leiche desſelben, wie auch die Pferde der Erſchlagenen, zu Aſche und Staub. „So ſeid Ihr der Beſtattung überhoben!“ ruft er Parzivaln zu. — „Gewiß, da habt Ihr Recht,“ erwiedert Parzival, „und es ſchmerzt mich ſehr; allein, ſo Gott will, wird noch Wandel geſchafft.“ Die Maid, welche die Bahre mit der Leiche hergebracht, ſtand neben der Königin am Fenſter des Palaſtes; ſie rief aus: „Parzival, du ſtattlicher

Ritter, nun ſind Schande und Schade doppelt groß, wenn Ihr das Blatt nicht dreht!" Parzival iſt ſehr betrübt über ſeinen Vetter, der vollſtändig zu Aſche gebrannt daliegt, aber indem er auf den Ritter blickt, welcher den Teufel auf dem Schilde trägt, weiß er nicht, wie ihm beikommen. Doch ſtürzt er ſich auf ihn und verſetzt ihm einen ſo gewaltigen Schlag auf den Schild, daß er ihm ſelben bis zur Mitte, bis aufs Drachenhaupt zerſpaltet. Nun lodert die Flamme an ſeinem Schwerte ſo glühend empor, daß ſie es ganz durchdringt und entzündet, gerade ſo, wie das Schwert des Gegners. Ruft aber die Maid von oben ihm zu: „Jetzo werden wir ſehen, was Ihr leiſten könnt! Man hat mir für wahr erzählet, daß der Ritter da nur von einem Gegner und durch einen Schlag getödtet werden könne; doch die Art und Weiſe kenne ich leider nicht."

Zugleich blickt Parzival zu ſeinem Schwert empor und ſieht zu ſeinem größten Staunen, daß es in Feuer und Flammen glüht, und gibt damit dem Gegner einen ſo wuchtigen Hieb, daß derſelbe den Kopf bis auf den vordern Sattelbogen ſenkt. Doch richtet er ſich wieder auf, voll Grimm, daß er ihm noch keinen Schaden beibringen konnte, und haut ſo fürchterlich auf ihn ein, daß er ihm den Harniſch aufreißt und das Fleiſch von der rechten Schulter ſchneidet und den Leib bis auf das Gebein verſengt. Kaum hat er indeſſen das Schwert zurückgezogen, ſo erreicht ihn Parzivals Schwert und haut ihm in urkräftigem Schwunge die Fauſt mitſammt der Waffe herunter. Laut brüllt der Getroffene, die Königin aber jubelt auf.

Noch gibt's jener nicht verloren, ſondern ſtürmt von neuem gegen Parzival an und läßt die Flammen ſeines Schildes auf den des Feindes ſchlagen; vergebens, ſie verfangen nicht. Parzival ſieht hart vor ſeinen Augen das lange, breite, furchtbare Drachenhaupt, richtet ſein Schwert darauf und bohrt dasſelbe, ſo gerade er kann, in den Rachen hinein. Da ſtößt der Drache ein ſolches Geheul aus, daß ringsum Wald und Feld auf zwei wälſche Meilen hin wiederhallen, und zur ſelben Zeit kehrt er ſeinen Grimm gegen den eigenen Herrn, verbrennt ihn zu Pulver und ſchwingt ſich dann wie ein Blitz zum Himmel auf.

124. Die Königin mit allen ihren Rittern steigt zu Parzival herab; sie bemerken, daß er auf der rechten Schulter schwer verwundet ist, und sagt ihm die Maid, daß nur der Staub des gefallenen Ritters seine Wunde heilen werde. Sie führen ihn jubelnd auf das Schloß, lassen ihm die Waffen abnehmen und die Wunde auswaschen, um selbe durch aufgelegten Staub des Todten zu heilen. Dann bescheidet die Königin alle Ritter ihres Landes zu sich und spricht sie also an: „Edle Ritter, hier steht der Held, welcher mein Land vertheidigt und euer Leben gerettet hat. Nun wisset ihr wohl, daß geweissagt ward, es solle der Ritter mit dem Goldhaupt erscheinen und euch allen Rettung bringen. Er ist da, und kann die Erfüllung der Weissagung nicht verkannt werden. Er verlanget aber, daß ihr nach seinem Gebot thuet." Dazu erklären sich alle bereit. Weiter führt ihn die Fürstin zu ihrem Goldreif und setzt ihm selben persönlich aufs Haupt, und nimmt das Schwert, mit welchem er den Riesen-Dämon, nämlich den Teufel und den Ritter, der ihn auf dem Schilde trug, überwunden hat, überreicht es ihm und spricht: „Herr Ritter! Alle, so die Taufe nicht annehmen wollen und Euren Glauben, sollen durch Euer Schwert fallen! Das ist die Gabe, welche ich Euch darbringe." Sie selbst ließ sich zu allererst über die Taufe heben, und alle anderen folgten ihrem Beispiele. Josephus erzählt uns, daß sie den Taufnamen Elisa erhielt, ein tugendreiches, heiliges Leben führte und als Jungfrau starb. Noch jetzt ruhet ihr Leib im Königreich Irland und genießt daselbst hohe Verehrung. Parzival verweilte bis zu seiner Heilung auf ihrem Schlosse. Die Kunde aber lief durch das Land, daß der Ritter des Goldreifs den Drachenritter erschlagen habe, und allerorts ward großer Jubel laut. Auch an Artus' Hof wurde die Rede vernommen; hier aber wunderte man sich darüber, daß der Ritter vom Goldreif, den man nicht kannte, die Heldenthat vollbracht habe.

125. Als Parzival geheilt war, verließ er das Schloß der Reifenkönigin, deren ganzes Land seiner Botmäßigkeit unterstand. Die Fürstin erklärte, sie wolle ihm die Goldkrone aufbehalten, so lange er es wünsche, und so ließ er sie dort; denn mitnehmen

mochte er sie darum nicht, weil er noch nicht wußte, wohin er seine Fahrt richten werde. Erzählt nun aber die Sage, daß er eines Tages nach langem Ritte zum Kupferschloß kam. In selbigem lebten viele Leute, welche das Kupferhorn verehrten und sonst an keinen Gott glaubten. Das Horn war mitten im Schloß über vier kupfernen Säulen angebracht und ertönte zu jeder Tagesstunde so laut, daß es auf eine Meile in der Umgegend hörbar war; es steckten aber böse Geister darin, die auf jegliche Frage eine Antwort gaben. Am Eingang des Thorweges waren durch Zauberkunst zwei menschliche Figuren aufgestellt, welche mit zwei dicken Hämmern beständig aufeinander losschlugen, so gewaltig, daß nichts in der Welt zwischen ihnen hindurchkonnte, ohne ganz zermalmt zu werden. Auf der andern Seite war die Burg unzugänglich abgeschlossen. Parzival sah sich die Veste mit ihrem gefahrdrohenden Zugang an und wunderte sich nicht wenig. Doch schritt er über eine Brücke weg und näherte sich den Thorwächtern. Nun aber rief ihm eine Stimme aus der Höhe zu, er solle zuversichtlich vordringen und von den Kupferkerlen, so das Thor hüteten, und deren Schlägen nichts besorgen, sintemalen sie keine Macht besäßen, einem so guten Ritter zu schaden. Diese Stimme tröstete ihn sehr; er ritt an die Kupfermenschen heran, und sieh, allsobald unterbrachen sie die Schläge und hielten ihre Hämmer in Ruhe. So kam er auf den Schloßhof und fand eine große Menge Ritter da, welche ungläubig oder schwach im Glauben waren. Auch das Kupferhorn sah er mitten im Schloß und ringsum Leute, die es verehrten und anbeteten; es war aber groß und schreckenerregend von Ansehen. Es tönte so laut, daß man im Schloß nur mit großer Mühe etwas anderes als seinen Schall vernehmen konnte. Obschon nun Parzival auf dem Hofe stand, bemüßigte sich doch keine lebende Seele, ihn anzusprechen, sintemal sie also in die Anbetung des Hornes vertieft waren, daß, hätte sie jemand in dieser Lage todtschlagen wollen, sie es hätten geschehen lassen und ihres Heiles gewiß gewesen wären; einen solchen Glauben gab es in der Welt nicht mehr. Uebrigens waren die Bewohner dieses Schlosses ans Tragen der Waffen nicht gewohnt; denn der Zugang war so wohl

verwahrt, daß niemand ohne ihren Willen und Ruf hinein konnte, es sei denn, Gott selbst geleitete ihn. Die Teufel aber, welche sie in ihrem Trugbann und im Afterglauben hielten, gaben ihnen drinnen so große Fülle an allen Dingen, die sie wünschen mochten, daß ihnen gar nichts abging.

Als Parzival sah, man wolle ihn nicht ansprechen, wendete er sich seitwärts einem großen Saale zu und beschied alle vor sich. Manche gehorchten, andere blieben zurück. Da ruft ihm nach einer Weile die Stimme zu, er solle alle durch den Thorweg zwischen den Eisenhämmern durchgehen heißen; dabei werde offenkundig werden, wer an Gott glaube und wer nicht. Gutritter zieht das Schwert, treibt sie alle zu einem Haufen und zusammen vor sich her, ob es ihnen lieb oder leid; wer aber nicht willig und bereit voraufgeht, ist des Todes versichert. So jagt er sie durch den Thorweg, allwo die Kupferkerle wieder gewaltige Schläge führen. Von 15000 — so viele waren ihrer — werden nur 13 im ganzen gerettet, die übrigen allesammt getödtet und zu Brei geschlagen zwischen den Eisenkolben. Die Dreizehn hingegen haben ihren Glauben fest auf Gott gerichtet, und darum geschieht ihnen nichts. Der böse Geist im Kupferhorn fährt aus wie ein Blitz vom Himmel, und das Horn schmilzt miteins zusammen, daß auch nichts davon übrig bleibt. Die Geretteten rufen einen Einsiedler aus dem Wald herbei und lassen sich über die Taufe heben. Dann nehmen sie die Leichname der Ungläubigen und werfen sie in ein Wasser, das seitdem der Höllenstrom heißt. Dieses Wasser fließt ins Meer und gibt ihm eine so abscheuliche Beimischung, daß kaum ein Schiff an der Mündung vorbeifährt, ohne unterzugehen. Josephus bemerkt noch, der Einsiedler, welcher die Dreizehn taufte, habe Dionys geheißen und das Schloß Probeschloß. Besagte Ritter aber hielten sich treu, bis die neue Religion in allen Reichen gesichert und erstarkt war, und führten ein tugendreiches, heiliges Leben; nie aber betrat mit ihnen einer das Schloß, ohne getödtet und in Stücke gehauen zu werden, wofern er nicht fest an Gott glaubte. Als dann aber die 13 Getauften auszogen, vertheilten sie sich nach allen Richtungen in die Wälder, bauten Einsiedeleien

und Kapellen und bannten sich selbst in die Einsamkeit zur Buße für die Aufrechthaltung des falschen Glaubens und aus Verlangen nach der Gunst und Liebe des Weltheilandes.

126. Parzival war, so wie ihr vernommen, ein rechter Kämpe unseres Herrn, und dieser gab auch wohl zu erkennen, wie lieb ihm seine Rittertugenden seien; denn Gutritter erhielt von ihm gar manche Mühsal und Arbeit aufgetragen und erfuhr die Gnade seines Wohlgefallens. Eines Tages nun war er wieder zu dem König-Eremiten gekommen, der sehnlichst verlangt hatte, ihn wiederzusehen, und bei der Ankunft ebenso viel Freude an den Tag legte, als er im Herzen trug. Erzählte ihm Parzival alle größeren Abenteuer, so ihm seit dem Abschiede von ihm mancherorts und bei vielen Anlässen begegnet waren, und staunte der Einsiedler über mehrere derselben nicht wenig. „Oheim," sagte Parzival, „mich wundert ein Abenteuer sehr, das ich beim Austritt aus einem Walde fand (Nr. 115). Ich sah auf einer Waldwiese ein kleines weißes Thier, das zwölf laut kläffende und bellende Hündchen im Leibe trug. Endlich traten selbe ans Licht und tödteten dann die Mutter bei einem Kreuz am Ausgange des Waldes, fraßen jedoch von ihrem Fleische nicht. Ein Ritter und eine Maid saßen an den entgegengesetzten Enden der Wiese; sie eilten herbei, sammelten Fleisch und Blut des Thieres und füllten damit zwei Goldvasen; die vom Thiere geborenen Jungen zerstoben ins Gebüsch." — „Lieber Neffe," gab der Eremit zur Antwort, „ich erkenne wohl, daß Gott dich lieb hat, da du solche Dinge schauetest; es sind Werke der Allmacht Gottes und geschehen um deiner Tugend und um der Keuschheit willen, so in deinem Leibe wohnt. Das Thier, sanftmüthig, schlicht und gut, bedeutet unsern Herrn Jesus Christus, die zwölf im Leibe des Thieres kläffenden Hündchen die Menschen des Alten Bundes, welche Gott schuf und formte nach seinem Gleichnisse, und nach der Erschaffung erproben wollte in seiner Liebe. Er schickte sie vierzig Jahre in die Wüste, allwo doch nie das Tuch ihrer Kleider verdarb, und ihnen, wenn sie trinken und essen wollten, das Manna vom Himmel regnete, und Uebel, Kummer, Krankheit fern blieb, und Freude und Vergnügen nach Herzens-

luſt geboten wurden. Allein es geſchah nach manchen Tagen, daß ihre Häupter berathſchlagten und untereinander alſo ſprachen: wenn einmal Gott ihnen zürnte und das Manna entzöge, ſo würden ſie nichts mehr zu eſſen haben, und alle Zeit könne es doch nicht dauern, zumal Gott es in ſo großer Menge herabregne; ſo wollten ſie alſo einen guten Vorrath zurücklegen und, ſo oft ihnen Gott zürnen ſollte, davon nehmen: damit könnten ſie ſich eine gute Weile behelfen.

„Sie kamen wirklich dahin überein und thaten ſo, wie ſie geſagt und mitſammen geplant hatten. Allein Gott, der alles ſieht und weiß, durchſchaute ihre Gedanken; er entzog ihnen das Himmelsbrod, das ihnen in Fülle zukam. Wohl nahmen ſie ihre Zuflucht zu den unterirdiſchen Kellern und Kammern und vermeinten dort das aufgeſpeicherte Manna zu finden; aber ſieh da, es war in Eidechſen, Schlangen, Würmer und Inſecten verwandelt. Sie ſahen nun wohl, daß ſie mißgehandelt, und zerſtreuten ſich in fremde Länder. Schöner ſüßer Neffe," fuhr der Einſiedler fort, „jene zwölf Hunde, welche die Mutter anbellten, ſind die Juden, die vom Gottesſohne, nämlich in dem von ihm einſt begründeten Geſetze geboren waren, aber ihn nie ihres Glaubens und ihrer Liebe würdigten, ſondern ans Kreuz ſchlugen und ſeinen Leib zerfleiſchten und auf jede mögliche Weiſe mißhandelten. Doch vermochten ſie ſein Fleiſch nicht zu vermindern und zu vernichten. Der Ritter nämlich und die Maid, ſo die Stücke in goldene Gefäße ſammelten, bedeuten die Gottheit des Vaters, welche nicht wollte, daß das heiligſte Fleiſch zu Grunde gehe. Die Hunde zerſtoben in den Wald und wurden wild, nachdem ſie die Mutter zerſtückelt hatten: das ſind die der Verwilderung anheimgefallenen Juden, die indeſſen ſtetsfort den Anhängern des neuen Geſetzes unterworfen bleiben."

„Schöner Ohm," ſagte Parzival, „ſie haben mit Fug und Recht Schmach und Kümmerniß zu böſem Lohn erhalten, ſintemalen ſie den Herrn tödteten, der ſie ſchuf und formte und in dem mit ihnen geſchloſſenen Bunde als Menſch geboren werden wollte. Kamen aber hernach zween Prieſter; der eine küßte das

Kreuz und betete recht von Herzen an und bekundete große Freude, hinwieder aber stieß ihn der andere mit Gewalt davon weg, schlug es mit einer langen Gerte und weinte heftig und jammerte in herzzerreißender Weise. Gegen diesen hätte ich gern meinem großen Zorne freien Lauf gelassen, wäre er mir nicht als Priester erschienen." — „Schöner Neffe," gab der Eremit zur Antwort, „der eine, so das Kreuz schlug, glaubte so fest an Gott, wie der andere, welcher es darum verehrte, weil daran der Leib des aus lauterer Huld und Gnade für uns gestorbenen Welterlösers gehangen. Dieser war heiter und froh, weil der Herr so seine Freunde vor der Höllenpein errettete, in welcher sie für immer und ewig hätten wohnen müssen, und auch derohalben jubelte er, weil er ihn als den Gottmenschen erkannte und in festem, unentwegtem Glauben dafür hielt, daß der nicht recht denke, der nicht die gleiche Ueberzeugung im Herzen trage. Schöner Neffe, es schlug hinwieder der andere Priester dasselbe Kreuz, dieweil er die große Todesnoth und das schwere Leiden und die bitteren Schmerzen beweinte, welche der Herrgott an selbem erduldet hat; war doch seine letzte Angst und Noth so groß, daß die Felsen davon barsten, und daß kein Menschenmund die Zahl und Schwere seiner Kreuzespeinen erzählen und schildern könnte. Und war dies die Ursache, warum er das Kreuz mit Schlägen und Lästerungen überhäufte, sintemal der Herr an selbes angeheftet worden. Nicht anders würde ich dem Speer oder Schwerte thun, das dir, süßer Neffe, den Tod gebracht hätte. Er that's aus gar keinem andern Grunde, und auch nicht allemal; da er sich die von Gott am Kreuze erlittene Qual zu Gemüthe führte, kam er so, wie du schauteſt, zu dem Kreuze. Beides sind in jenem Walde siedelnde Klausner, und heißet derjenige, so das Kreuz küßte und verehrte, Jonas, der andere, welcher es schlug und lästerte, Alexis."

127. Parzival vernahm des Oheims Worte und Bescheid mit Vergnügen. Er theilte ihm ferners mit, wie er sich mit dem Teufelsritter schlug, der da das Drachenhaupt auf dem Schild führte, wie selbiger Drache Feuer und Flamme spie, aber zu guter Letzt den eigenen Herrn verbrannte (Nr. 123). „Schöner Neffe," erwiederte

der Einſiedel, „mich freuet ſehr, was du mir da vermeldeſt, ſintemal man mir hatte zu verſtehen gegeben, der Ritter vom Goldreif habe ihn erſchlagen.“ — „Herr Ohm,“ ſprach Parzival, „das mag wohl ſein; ſah ich aber niemals einen ſo ſchrecklichen Rieſen.“ — „Beſter Neffe, es konnte ihn aber niemand erlegen außer Gutritter; doch müſſen alle die wackerſten Helden mit dem Teufel ſtreiten, und wäre der kein rechter Held, welcher ſich ſolchen Strauſſes nicht unterwände. Ebenſo wie das Teufelsbild auf dem Schilde ſeinen Herrn tödtete und verbrannte, ſo quält und mißhandelt auch in der andern Welt der eine Dämon den andern; es konnte dir aber der Teufelsritter keinen größern Schaden anthun, als daß er den Leichnam deines Vetters zu Aſche brannte, ſo wie ich habe erzählen hören. Er hatte Gewalt über den Leib, allein die Seele zu brennen hatte er nicht die Macht, ſo es Gott dem Herrn gefällt.“ — „Beſter Onkel, kam ich einſtmals auch zu einem Schloſſe, das ſich im Kreiſe drehte (Nr. 119), wo ich kupferne Maſchiniſten vom Thurme ſchießen und Bären und Löwen am Thoreingang angekettet ſah. Sobald ich in die Nähe kam und mit dem Schwerte aufs Thor ſchlug, ſtand das Schloß ſtill.“ — „Beſter Neffe, nichts beſaß der Teufel mehr als ſelbiges Schloß; dort war die Schwelle ſeiner Höllenveſte; nie hätten ſich die Inſaſſen bekehrt, wenn du nicht erſchienen wäreſt.“ — „Herr Ohm, iſt mir doch ſehr leid um Gawan und Lanzelot, deren Geſellſchaft ich mir wünſchte und die mich nöthig gehabt hätten.“ — „Lieber Neffe, wenn ſie ebenſo keuſch wie du wären, ſo hätten ſie um ihrer Rittertugenden willen wohl auch hinein gedurft. Denn ſie ſind die beiden beſten Ritter der Welt, doch leider dem ſinnlichen Vergnügen ergeben. Schöner Neffe, du haſt in der Zeit deines Ritterlebens das Geſetz des Erlöſers weit gefördert und zu hoher Ehre gebracht, ſintemal du den falſcheſten Glauben der Welt ausgerottet haſt, auf dem Schloß nämlich, wo man ans Kupferhorn und den darin wohnenden Teufel glaubte. Wären dieſe Heiden dort geblieben, und wäre dir das Abenteuer mißlungen: ſie wären bis zum Ende der Zeiten nicht vernichtet worden. Derowegen ſollſt du dich nicht darob verwundern, daß du Mühſal im Dienſte Gottes zu erdulden

haſt, nein, trag' ſie gern; denn nie erwirbt ein Held Ehre ohne Beſchwerde."

128. „Doch nunmehr," fuhr der Einſiedel fort, „haſt du eine andere Aufgabe zu erfüllen. Alle Inſaſſen im Lande des Fiſcherkönigs, deines Oheims, haben das neue Geſetz wieder verlaſſen und ſind zu dem von Gott verbotenen Glauben zurückgekehrt. Jedoch handeln die mehrſten vielmehr aus Zwang und aus Furcht vor dem Könige, der ſich des Reiches angemaßt hat und der kein anderer iſt als mein Bruder und dein Oheim; ſie haben keinen andern Grund. Nun iſt's an dir, Rath und Abhilfe zu ſchaffen; denn dieſes Werk kann nur durch dich und ſonſt durch keinen Menſchen auf dieſer Erden vollbracht werden. Das Schloß und das Land iſt dir zum Eigenthum beſtimmt. Doch iſt es Schade genug, daß ein Fürſt aus ſo hohem und ſo heiligem Stamme zum treuloſen Verräther an Gott geworden iſt. Lieber Neffe," fügte der Biedere noch hinzu, „das Schloß iſt gar feſt, ſintemalen es neun neugebaute Brücken zählt, an deren jeder drei große, ſtarke, kecke Ritter ſtehen; ſo iſt es wohl verwahrt und geſchützt, und dein Ohm befindet ſich drinnen und behütet es. Aber keiner der Ritter oder der Prieſter, ſo beim Fiſcherkönig lebten, erſchien ſeither mehr dorten, und weiß man nicht, was aus ihnen geworden iſt. Die Kapelle, in welcher der heilige Gral ſich zeigte, hat alle ihre heiligen Reliquien eingebüßt. Die Eremiten des Waldes ſehnen ſich nach deiner Ankunft, dieweil ſie nie mehr einen Ritter vorbeiziehen ſehen, der an den wahren Gott glaubte. Wenn du aber ſothanes Werk vollbrächteſt, ſo wäre es eine That, für welche der Herrgott ſelbſt dir Dank wüßte." — „Lieber Ohm, ſo gehe ich hin, da du es mir anbefiehlſt. Es iſt ja gewiß unrecht, daß der Eindringling das Schloß beſitze; eher ſollte meine Mutter es haben, welche die älteſte iſt nach dem Fiſcherkönig, deſſen Tod ſie ſehr betrauert." — „Schöner Neffe, ganz recht; ja, und durch dich verfiel er in die Krankheit, und ſagen die Leute oft, er würde wieder geheilt worden ſein, wenn du ſpäter zu ihm zurückgekehrt wäreſt. Doch weiß ich dies durchaus nicht für gewiß; vielmehr glaube ich, daß Gott der Herr ſo ſeine Krankheit und ſeinen Tod

wollte. Denn wäre es sein Wohlgefallen gewesen, so hättest du die Frage gestellt, aber er wollte es so nicht, und wir schulden ihm Dank und Anbetung, was immer er thut und zuläßt, sintemal er einem jeden sein Lebensschicksal vorbestimmt hat. Nun wisse, ich habe hier eine sehr alte, weiße Mauleselin; schöner Neffe, die nimmst du mit dir; sie wird dir sehr gerne folgen. Du selbst trägst ein Fähnlein, vertrauend auf Gottes Allmacht, die mehr vermag als deine Kraft. Siebenundzwanzig Ritter bewachen die neun Brücken, alle auserwählte Degen, erprobt durch große Kühnheit, und kein Ritter darf hoffen, so vielen Feinden gewachsen zu sein, wenn nicht Gottes Kraft wunderbar dazu mitwirkt. Darum will ich dich dringend gebeten haben, stets Gott und seine süße Mutter vor Augen zu behalten. Bist du aber vom Kampf ermattet, so besteige das Maulthier und nimm die Fahne in die Hand: so erlahmet ganz die Kraft deiner Feinde. Denn nichts macht alles Feindliche so rasch zu Schanden, wie Gottes Allmacht. Mir ist's vollkommen bewußt, du seiest der beste Ritter von der Welt; aber traue und baue ja nicht auf deine eigene Stärke und Tüchtigkeit im Angesichte so vieler Ritter; du könntest sie nimmer bestehen." Parzival hört des Oheims Weisung und Warnung mit herzlicher Freude und merkt sie sich wohl; denn er setzt großes Vertrauen auf dessen Worte. „Lieber Neffe," fuhr der Einsiedel fort, „es halten zwei Löwen am Eingang des Thores Wache, ein rother und ein weißer. Auf den weißen darfst du dich verlassen, dieweil er von Gott kommt. Blicke allemal auf ihn, wenn deine Kraft erschöpft ist; er blickt dann auf dich, und du durchschaust alsbald, nach Gottes Willen und Wohlgefallen, seine Gedanken. Dann thue, was du in seinen Augen liesest, sintemal er nur Gutes denkt, was dir frommen mag, und ohne ihn kannst du nimmer dahin gelangen, die neun Brücken zu erobern und die siebenundzwanzig Ritter zu besiegen. Möge es dich Gott der Herr also vollführen lassen, daß du Leib und Leben rettest und das Gesetz des Heilandes, so dein Oheim mit aller Macht unterdrückt hat, zu Ehren bringest!"

129. Parzival verläßt nun die Einsiedelei und nimmt die Fahne und das weiße Maulthier mit, so wie der Oheim ihm ge-

rathen. So reitet er aufs Land des Fischerkönigs zu und trifft bald auf einen Einsiedler, der aus seiner Klause flieht und eilends in den Wald läuft. Wie derselbe das Kreuz auf Parzivals Schild erschaut, hält er im Laufe inne. „Herr Ritter," hebt er an, „ich erkenne, daß Ihr ein Christ seid; es ist lange her, seit ich keinen mehr sah. Der König des Todesschlosses verjagt uns aus diesem Walde, und hat er Gott und seine heilige Mutter abgeschworen, und können wir nicht wagen, seinem Verbot zum Trotz hier zu verbleiben." — „Bei meiner Treue," entgegnet Parzival, „Ihr solltet bleiben; Gott zuerst und ich demnächst wollen Euch Führer und Schützer sein. Gibt es der Klausner mehr in diesem Revier?" — „Ja Herr, ihrer zwölfe; sie harren mein dorten am Kreuze vor uns, und sind wir willens, uns ins Land Logrien zu flüchten und uns ein zweites Mal zu verbannen, indem wir auch diese unsere Wohnungen und Kapellen verlassen, aus Furcht vor jenem treulosen Könige, der sich des Landes angemaßt hat; denn er will auch keinen, der an Gott glaubt, mehr hier wohnen lassen." Inzwischen ist Parzival mit dem Einsiedler zum Kreuze gelangt, allwo die heiligen Klausner sich versammelt haben. Er trifft hier Sepp, den jungen Sohn des Königs Pelles, was ihn gar sehr erfreut, und bittet sie alle, mit ihm zurückzukehren: er wolle sie mit Gottes Hilfe im Lande schützen und erhalten, und legt ihnen sehr ans Herz, für ihn zu unserm Herrn und Heiland zu beten, daß er ihm das erobern helfe, was ihm zu eigen gehören müsse. So reitet er aus dem Wald hinaus; die Einsiedler folgen ihm. Sie gelangen vor das Schloß mit dem wohlvertheidigten Zugang.

Einige der Insassen erkennen gleich, daß Parzival sie besiegen werde; denn es ist vordem über ihn geweissagt worden, daß ein Ritter mit so gezeichnetem Schilde Gewalt haben werde über jedweden Gotteslängner. Sie sehen ihn nun herannahen und die Schaar der Eremiten hinter ihm in schönem Aufzuge.

130. Zwei Bogenschüsse oberhalb der Brücke steht eine Kapelle, genau so gebaut wie die von Kamaloth, und in derselben ein Sarg, dessen Inhalt bislang niemand erfuhr. Parzival hält mit seiner Geleitschaft hier stille, lehnt Schild und Speer an die

Kapelle und bindet Roß und Maulthier an. Indem er dann auf den Schrein hinblickt, sieh da hebt sich von selbst der Stein, es theilt und öffnet sich der Sarg, so daß man einen Ritter darin liegen sieht; der Leib haucht aber einen so süßen Duft aus, daß es den Anwesenden vorkommt, als sei er ganz in Balsam eingewickelt. Sie finden auch einen Brief, der besagt, Joseph sei dieses Ritters Name gewesen. Sprechen aber die Eremiten, da sie den Sarg so aufgeschlossen sehen, zu Parzival: „Herr, jetzo erkennen wir für gewiß, daß Ihr der gute, keusche und heilige Ritter seid, der da kommen sollte!" Die Ritter aber, welche die Brücke bewachen, gewahren auch ihrestheils, daß der Schrein sich vor dem Ankömmling aufgethan hat, und verlieren den Muth, dieweil sie in ihm den Ritter erkennen, der zuerst beim Grale war. Die Kunde kommt auch dem Könige zu Ohren, welcher das Schloß im Besitz hat. Er schilt seine Ritter, weil sie vor einem einzelnen Manne erschrecken: derselbe werde gegen sie nichts vermögen, und nie sei es erhört worden, daß ein einziger so viele überwunden habe.

131. Parzival sitzt wieder bewaffnet auf seinem Rosse; die Eremiten segnen ihn mit dem Kreuzzeichen und befehlen ihn Gott. Er schwingt seine Lanze in der Faust und reitet gegen die drei Ritter heran, welche an der ersten Brücke Wache halten. Sie sprengen mitsammen ihm entgegen und brechen ihre Lanzen auf seinem Schilde. Er aber trifft einen derselben so zornentbrannt, daß er ihn mit dem Pferde, welches ihn trägt, in den Bach unterhalb der Brücke hinabwirft. Vor dem ist er hinfort gesichert; denn das Wasser ist breit, tief und reißend. Die anderen schlagen sich noch lange mit ihren scharfen Schwertern; doch er überwindet sie, haut sie in Stücke und wirft die Leiber ins Wasser. Nun brechen die Ritter der zweiten Brücke hervor; es sind starke Männer und setzen ihm in grimmigem Kampfe zu. Sepp, der Sohn seines Oheims, steht in der Nähe. Er sagt zu den anderen Eremiten, daß er von Herzen gern mitthäte, wenn er es nicht für Sünde halten müsse. Erwiedern aber die übrigen, ihnen sei darum nicht bange; es sei vielmehr ein gar verdienstvoll Werk, die Feinde unseres Heils zu

vernichten. Daraufhin zieht Sepp die graue Kutte aus und behält nur sein Unterkleid an, ergreift dann einen der drei, so mit Parzival kämpfen, wirft ihn über die Schulter und stürzt ihn, bewaffnet wie er ist, in den Fluß hinunter. Parzival tödtet die beiden anderen und wirft sie dem ersten nach. Doch fühlt er sich nach Erstürmung der beiden Brücken müde und erschöpft und gedenkt nun des Löwen, dessen Art ihm der Oheim erklärt hat. So blickt er denn auf den Eingang des Thores hin und sieht den weißen Löwen auf den Hintertatzen aufgerichtet, als ob er sich bemühe, zu ihm hinüberzuschauen. Parzival sieht ihm klar in beide Augen und erkennt die Gedanken des Löwen — so ist es Gottes Wille und Wohlgefallen —, daß nämlich die Ritter an der dritten Brücke so kühn und so stark seien, daß sie kein Mensch ohne des Herrn gnädigen Beistand überwinden könne; er solle also das Maulthier holen und die Fahne mitbringen, falls er sie besiegen wolle. Diesen Gedanken des weißen Löwen versteht Parzival und dankt Gott dafür; er zieht sich mit Sepp, dem jugendlichen Eremiten, über die beiden Brücken zurück. Als sie sodann wieder hinter sich schauen, sehen sie die erste Brücke hinter ihrem Rücken aufgezogen. Parzival jedoch geht zur Stelle, wo das Maulthier seiner wartet; ein rothes Kreuz prangt auf der Stirn desselben. Er besteigt es, nimmt die Fahne in die eine Hand und zückt mit der andern das Schwert. Sowie der weiße Leu ihn kommen sieht, reißt er sich von seiner Kette los und läuft der aufgezogenen Brücke zu, gerade durch die Mitte der Ritter hindurch, und läßt jene schleunigst wieder nieder.

Der König des Todesschlosses steht unterdessen hoch auf den Zinnen der Burg und ruft von da den Rittern, so die Brücke bewachen, zu: „Edle Krieger, ihr seid die auserlesensten und unternehmendsten Ritter meines Landes. Wie? Nun beweiset ihr euern Muth durch Aufziehen der Brücke, weil ihr nicht einmal einen einzelnen Ritter Stirn an Stirn zu erwarten wagt? So handeln Memmen, nicht Helden. Der Löwe ist kühner als ihr alle, da er die Brücke muthig niederläßt. Ja weiß ich nun für gewiß, hätte ich den Löwen zur Bewachung der ersten Brücke geschickt, er hätte

ſelbe beſſer behütet als die, welche ſich aus nichtswürdiger Feigheit todtſchlagen ließen!“ Doch ſieh, da kommt Parzival auf dem Maulthier zur Stelle, das blanke Schwert in der Fauſt; er reitet gegen die dritte Brücke an und verſetzt einem einen ſolchen Hieb, daß er ins Waſſer taumelt. Dann ſpringt Sepp, der Einſiedler, vor und macht Miene, die beiden anderen zu packen. Doch dieſe flehen Parzival um Erbarmen an und erklären, ſie wollten ſich in allem ſeinem Willen fügen, an Gott und ſeine ſüße Mutter glauben und ihren böſen Herrn verlaſſen. Die an der vierten Brücke ſprechen ebenſo. Sie erhalten auf Sepps Rath das Leben geſchenkt, liefern die Waffen aus und räumen die Brücken. Parzival aber ermiſſet ſtill in ſeinem Herzen die Größe der Allmacht Gottes; doch denkt er auch, es müſſe ein Ritter, der Kraft und Muth im Buſen trage, dieſes alles für den Herrn einſetzen, ſintemal dieſer ihm für alles, was er ſeinethalben thue und leide, Dank wiſſen werde. Wohl könne der Herrgott, wenn auch die ganze Welt gegen ihn ſtünde und jeder Menſch ſeinestheils alle Macht und Kraft einſetzte, dieſelbe leicht in einer Stunde beſiegen; aber er wolle einmal, daß man ſich für ihn mühe, ebenſo, wie er ſich ſelbſt großen Mühen für ſein Volk unterzogen habe.

132. Derhalben reitet Parzival wieder zurück, ſteigt von dem weißen Maulthier und übergibt Sepp die Fahne, ſetzt ſich dann wieder auf ſein Roß und wendet ſich gegen die fünfte Brücke. Die Vertheidiger derſelben ſchlagen ſich wacker, wie es kühnen Rittern geziemt, und machen Parzivalen viel zu ſchaffen. Kommt nun auch Sepp, der Einſiedler, wieder herzu und greift ſie mit Macht an; doch hätte Gott ihn nicht geſchützt, dieſe hätten ihn getödtet und verſtümmelt. Allein er trägt ja die Fahne in der Hand, und ſo umarmt und würgt er alle, welche er fahen kann, bis ihnen die Kraft verſagt; Parzival aber tödtet ſie dann und ſtürzt ſie in das tiefe Waſſer, welches mit reißender Gewalt unter der Brücke herfließt. Als die Ritter der ſechſten Brücke ihre Vormänner beſiegt ſehen, flehen ſie Parzival um Gnade an, ergeben ſich ihm und überreichen ihm ihre Schwerter. Die der ſiebenten Brücke thun desgleichen.

Gewahrt es aber auch der rothe Löwe, daß allbereits die siebente Brücke erobert ist, und daß die Wächter derselben und der vorausgehenden sich Parzival ergeben haben. Da springt er wuthschnaubend auf und reißt sich, als wäre er rasend geworden, von seiner Kette los; er stürzt sich auf einen der Ritter und verschlingt ihn; doch der weiße, darüber ergrimmt, wirft sich auf ihn und zerreißt ihn mit Krallen und Zähnen. Gleich darauf richtet er sich auf den Hintertatzen auf und schaut Parzival und dieser ihn an. Parzival erkennt des Löwen Gedanken: die Ritter der letzten Brücke[1] seien viel schwerer zu besiegen als die anderen, wenn sie nicht durch den Willen Gottes und ihn, den Löwen, überwunden würden; er solle auch nicht mit der Fahne streiten, so heilig sie sei, weil es Verräther seien; solle vielmehr aufs Maulthier steigen, das von Gott komme, und Sepp die Fahne tragen, und die tugendreichen Eremiten vor ihm herziehen, den verrätherischen König zu schrecken: auf diese Weise werde der Fall und die Wiedergewinnung des Schlosses bald erfolgen.

Parzival vertraut fest auf des Löwen Gedanken, steigt vom Roß und setzt sich wieder auf das weiße Maulthier, und Sepp trägt die Fahne voraus; die Schaar der zwölf Mönche ist zur Hand, ebenso schön von Ansehen wie tugendhaften Wandels. So nähern sie sich dem Schlosse. Die Ritter der letzten Brücke sehen nun Parzival kommen, und Sepp, den Einsiedler, als Fahnenträger, den sie ihre Genossen haben würgen und so übel mitnehmen sehen. Die Kraft entsinkt ihnen, sintemal Gottes Kraft und die Würde der Fahne und der Segen des weißen Maulthiers und die Heiligkeit der guten Einsiedler, die sich im Gebete an unsern Herrn und Heiland wenden, ihnen arg zusetzen. Dennoch will der Verrath nicht aus ihrem Herzen weichen; auch sind sie voll Zorn ob ihrer Verwandten, welche vor ihren Augen getödtet wurden. Ihre Stimmung ist solcher Art, daß, würden sie auch hier be-

[1] Die Eroberung der achten Brücke scheint durch ein Versehen im Texte ausgefallen zu sein. Der wälsche Text weist eine Lücke auf bis Nr. 135.

gnadigt und aus der Gefahr erlöset, sie doch nicht ruhen und nicht rasten wollten, sie hätten denn Parzival das Leben genommen. Sie kommen ihm entgegen und bitten um Schonung, scheinbar demüthig und unterwürfig und zu jedem Dienst erbötig, wenn er sie nur heil und gesund davonkommen lasse. Parzival schaut auf den Löwen, um zu erfahren, was er thun solle. Des Löwen Gedanken sind, daß es treubrüchige Verräther seien und erst mit ihrem Untergang der König des Schlosses seine Kraft verliere; wenn Parzival sich auf sie werfe, werde er, der Löwe, ihm beistehen, sie zu verderben. Sagt also Gutritter zu den Wächtern der letzten Brücke, daß er nie und nimmer Erbarmen mit ihnen haben werde, und dringt mit gezücktem Schwert auf sie ein. Zu seinem Leidwesen versuchen sie keine Abwehr, und es fehlt wenig, so ließe er sie frei, weil sie sich nicht widersetzen. Allein der Löwe denkt anders, wirft sich auf sie, umkrallt und verschlingt sie; die Glieder und Stücke, die er übrig läßt, stürzt er in den Bach hinab. Parzival sieht ruhig und vergnügt seinem Treiben zu; nie ward ihm ein Thier so werth und theuer.

133. Der König des Todesschlosses steht unterdessen auf einer Mauerzinne und sieht den Fall seiner Ritter und die Hilfe des Löwen zum Tode der letzten. Da tritt er auf den höchsten Punkt der Mauer, hebt den Schoß seines Harnisches empor, zieht das blanke Schwert aus der Scheide und bohrt die scharfe Spitze desselben sich tief in den Leib; im Nu stürzt er lothrecht die Mauer hinab in das tiefe, reißende Wasser. Wie Parzival das sieht und alle die wackeren Einsiedler, sind sie erstaunt und bestürzt über einen solchen Tod. Sie sprechen mit der Schrift: das Ende der Bösen sei böse. So ist böse in der That auch das Ende des Königs, von dem ich Euch gesagt. Füget Josephus noch bei, daß man sich nicht wundern dürfe, wenn unter drei Brüdern oder Blutsverwandten einer schlecht sei, daß es im Gegentheil sehr zu verwundern, falls ein einziger Schlechte nicht die übrigen Guten verderbe, maßen ja die Nichtswürdigkeit allewege rücksichtslos, gewaltthätig und auf Verführung bedacht sei, da hingegen die Gutherzigkeit, Einfalt und Demuth sich in Gesellschaft der Tugend

finden. Waren doch Kain und Abel rechte Brüder, und nichtsdestominder verrieth jener seinen Bruder: ein Blut wird des andern Verderber und Betrüger. „Ist aber ein groß Leidwesen," spricht Josephus, „wenn die, so ein Fleisch und Blut sein sollten, sich nichtswürdiger und tückischer Weise hintergehen." Sothanermaßen redet Josephus von dem bösen Könige, der da zum Verräther und Verführer wurde und doch dem Blute des „Guten Kriegsmannes" entstammte. Selbiger war nämlich, als uns die Bücher bezeugen, dem schlechten König sein Oheim, und dieser war rechter Bruder des Fischerkönigs und des guten Königs Pelles, welcher auf sein Land Verzicht that, um Gott allein zu dienen, und war auch Bruder der Wittib, so Parzivals Mutter und die treusamste Frau in ganz Großbritten genannt werden muß. Ihre ganze Sippe stund in unseres Herrn Sold vom Anfang ihres Lebens bis zu ihrem seligen Ende; nur dieser schlechte König nicht, des bös Ende ihr vernommen habt.

134. Wir haben euch vermeldet, daß der König, so das Schloß des Fischerkönigs in Besitz hatte, berührtermaßen sich den Tod gab und seine Ritter überwunden wurden. Parzival drang nun ins Schloß ein und die wackeren Eremiten mit ihm. Als sie drinnen im Herrensaale waren, däuchte es ihnen, als ob man in einer Kapelle das Gloria in excelsis Deo singe und Gott mit lauter Stimme lobpreise. Sie fanden alle Räume prächtig ausgestattet und gezieret und die Kapelle, allwo sonsten die heiligen Reliquien waren, offen stehend. Die heiligen Eremiten traten ein und flehten inbrünstig zum Erlöser der Welt, daß er ihnen bald den hochheiligen Gral und die Reliquien wiederschenke, so einst in selber aufbewahrt wurden und ihnen zur Stärkung und Erhebung dienten. So beteten drinnen die heiligen Männer mit Parzival, der sich ihrer Gesellschaft freute.

Josephus gibt weiter Zeugniß, daß auch die alten Ritter des Schlosses, Ingesinde des Fischerkönigs, mit den Priestern und Jungfrauen den Ort verlassen hatten, sobald der nun kläglich verendete König sich der Herrschaft angemaßt. Denn sie wollten nimmer an seinem Hofe leben. Gott aber hatte sie beschützt gegen

ihn und an einen Ort geleitet, wo sie vor ihm sicher waren. Nun war es jedoch dem Weltheilande keineswegs unbewußt, daß Gutritter das Schloß, welches sein Eigenthum werden sollte, durch seine Tapferkeit erobert hatte, und sandte er derhalben alle die zurück, so im Dienst des Fischerkönigs gestanden hatten. Als Parzival sie sah, freute er sich darob; man konnte aber an ihnen wohl verspüren, daß sie von einem Orte herkamen, allwo Gott und Gottes Gebote geherrscht hatten und annoch herrschten.

Die hohe Märe weiß ferners, daß der Welterlöser an der Wiedereroberung der Gralburg große Freude und inniges Wohlgefallen hatte. So ließ er denn den Gral wieder in der Kapelle erscheinen, und die Lanze, deren Spitze von Blut troff, und das Schwert, damit Johannes das Haupt abgeschlagen ward und das Gawan erstritten hatte, und nicht minder die ganze große Menge der anderen Reliquien. Denn die Stätte war Gott, dem Herrn, lieb und werth.

Die Einsiedler zogen in ihre Waldklausen heim und dienten Gott, wie sie ehedem pflagen. Sepp jedoch blieb bei Parzival, solange es diesem gefiel. Allein Gutritter durchforschte bald wieder die Lande, wo man Christi Gesetz abgeworfen oder die Beobachtung unterlassen hatte, und nahm er allen das Leben, so sich des Glaubens und des Wandels nach dem Glauben weigerten. Er schützte und stützte das Reich und erhöhte unseres Herrn Gesetz mit großer Kraft und Tapferkeit. Die Priester und Ritter aber, die zur Gralburg zurückgekehrt waren, liebten Parzival von Herzen; sahen sie doch seine Güte nimmer abnehmen, sondern seine Würde von Tag zu Tag sich mehren und seinen Glauben und seine Tugend sich verdoppeln. Sie zeigten ihm auch das Grab des Fischerkönigs, seines Oheims, in der Kapelle vor dem Altare. Der Schrein und das Bahrtuch waren prächtig und mit edlem Gestein ganz beladen, und gaben die Priester und Ritter Zeugniß, daß sie, nachdem der Leib eingesargt war und sie sich entfernt hatten, bald darauf die Decke darüber gebreitet fanden. Man habe nie etwas Prächtigeres gesehen, aber nie erfahren, wer sie an die Stelle gebracht; es müsse denn durch Gottes Fügung geschehen sein. Jede Nacht sei die

Kapelle hell erleuchtet gewesen, und habe doch niemand gewußt, woher das komme, es sei denn von Gott.

Es war also die Gralburg auf Gottes Befehl von Parzival erobert worden; das Heiligthum erschien wieder in der heiligen Kapelle mit den anderen Reliquien, so wie ich euch kundgethan; der schlechte Glaube wurde im Reiche ausgetilgt und alle lebten friedlich und sicher durch die Kraft des „Guten Ritters". (Siehe Auslegung und Würdigung des IV. Buches unten Nr. 247 ff.)

5. Artus' Gralfahrt.

135. Hier schweigt die Märe ein Weilchen von Parzival und kommt auf Artus zurück; wahr ist, was sie enthält, gemäß dem Zeugniß der Geschichte, die da in keinem Punkte gefälscht ist, dafern das Latein nicht selber lügt. Es war an einem schönen, klaren Pfingsttage; Artus weilte zu Kardeil und saß an der Tafel im Herrensaale, und seine Ritter in großer Zahl um ihn. Sein Blick fiel auf die Fenster zur Rechten und zur Linken; da bemerkte er zwei lichte Sonnenstrahlen, die den ganzen Saal hell erleuchteten. Er sendet, höchlich erstaunt, jemand hinaus, um zu sehen, was das sein könne. Der Diener kommt zurück und meldet, daß zwei Sonnenscheiben am Himmel stehen, die eine im Osten, die andere im Westen. Verwundert betet der König zu unserm Herrn, daß er ihn erkennen lassen möge, warum solchermaßen zwei Sonnen erscheinen. Da vernimmt man an einem der Fenster eine Stimme, die also spricht: „Verwundere dich nicht, o König, wenn sich zwei Sonnen am Firmamente zeigen; hat doch Gott, der Herr, wohl die Macht, solches zu bewirken. Wisse aber, daß es seinen Grund hat in der Freude über die Eroberung, welche der Gute Ritter gemacht hat, der hier aus deines Saales Mitte den Schild abholte. Er hat das Land des guten Fischerkönigs wiedergewonnen und jenen schlechten König besiegt, welcher den Glauben im Reiche ausgerottet und bewirkt hatte, daß der Gral sich verbarg. Gott will nun, du sollest mit den besten Rittern deines Hofes hinziehen; denn bessere Pilgerfahrt kannst du nimmer machen. Thust du es, so wird nach deiner Rückkehr der Glaube an Kraft und Ausbreitung um das Doppelte gewinnen, und werden die Völker Großbritanniens den Dienst des Erlösers besser in Ehren zu halten wissen."

136. Die Stimme schweigt; die Worte aber gefallen dem Könige durchaus. Während er noch an der Seite der Königin bei Tische sitzt, sieh da erscheint eine Maid, so schön, wie man keine je wieder sah, und auf das herrlichste gekleidet. Sie bringt ein Kästchen von seltener Pracht, aus purem Golde gefertigt und ganz beladen mit Edelsteinen, die wie Sterne funkeln. Mit diesem tritt sie vor den König und grüßt ihn und die Königin in höflichster Weise. Der Fürst erwiedert den Gruß. „Sire," beginnt sie, „ich bin an den Hof Ew. Majestät gekommen, weil er der vornehmste von allen ist. Diese kostbare Truhe, die Ihr sehet, bringe ich Euch zum Geschenke dar. Sie enthält das Haupt eines Ritters und kann von keinem geöffnet werden, als von jenem, der den Ritter erschlagen hat. So bitte und ersuche ich Euch, edler Fürst, als den besten aller jetzt lebenden Könige, zuerst selbst die Hand auf diese Lade zu legen und demnächst Eure Ritter die Probe machen zu lassen. Und kommt die That auf Eure Rechnung oder die eines hier anwesenden Ritters, so ist mein Wunsch, daß er Frieden habe, bis vierzig Tage nach Eurer Rückkehr vom Grale verflossen sind." — „Fräulein," entgegnet der König, „woran wird man erkennen, welcher Ritter den Mord verübt hat?" — „Sire," spricht sie, „gar leicht; es liegt ein versiegelter Brief bei dem Todten mit seinem und seines Mörders Namen." Der König gewährt der Maid ihre Bitte und ihr Begehren, nimmt das Kästchen in Empfang und heißt sie ehrenvoll bewirthen. Nach der Mahlzeit tritt die Jungfrau wiederum vor: „Sire, nun lasset die Ritter sich nähern, wie Ihr mir zugesagt, und kommet selbst zuerst heran." — „Sehr gern, Fräulein", erwiedert der König und legt die Hand auf und erwartet, daß die Lade sich öffnen werde. Allein ihm kommt es nicht zu, selbe zu erschließen; wie seine Hand die Lade berührt, beginnt sie nur auf allen Seiten zu schwitzen, als wäre sie ganz mit Wasser durchtränkt oder übergossen. Der König ist voller Verwunderung und heißt Gawan und Lanzelot und alle Ritter des Hofes die Hand auflegen. Aber keinem war es bestimmt, die Truhe zu öffnen.

Key, der Seneschall, hatte bei Tafel aufgewartet und hörte nun, daß der König und die Uebrigen sich vergebens an dem

Käſtchen verſucht hätten. Er eilt ungerufen herbei. „Ganz recht," ſpricht der König, „komm her, Key, ich dachte nicht an dich." — „Bei meinem Haupte, Majeſtät," ruft Key, „Ihr hättet mich nicht vergeſſen ſollen; bin ich doch ein ebenſo guter und tüchtiger Ritter, als die, welche Ihr zuerſt gerufen habt. Ihr hättet nicht verſäumen ſollen, edler Fürſt, nach mir zu ſchicken; andere habt Ihr beſtellt und mich nicht, und habe doch ebenſo viel Gewalt und muß ſie haben, das Käſtchen zu öffnen, wie dieſe da, habe mich mit ebenſo vielen Feinden geſchlagen, wie ſie alle, und habe ihrer nicht weniger zu gerechter Selbſthilfe erſchlagen, als ſie!" — „Key," ſpricht der König, „wirſt du ebenſo froh ſein, falls es dir gelingt, das Käſtchen zu öffnen, und ſich herausſtellt, daß du den Ritter getödtet haſt, welcher darin liegt? Bei meinem Haupt, ich, der ich König bin, möchte es nicht geöffnet haben; denn es gibt keinen ſo armen Ritter in der Welt, der nicht irgend einen Verwandten oder Freund hätte; wer aber auch nur von einem Menſchen gehaßt wird, kann ſich nicht der Freundſchaft eines jeden verſichert halten." — „Bei meinem Hirn," ruft Key, „ich wollte, daß alle Häupter der von mir erſchlagenen Ritter, bis auf eines, hier im Saale wären, und verſiegelte Zeugniſſe, daß ſie von mir getödtet ſeien, dabei! Dann würdet Ihr an meine Tapferkeit glauben, wogegen Ihr Euch geſträubt habet wegen all meiner Neider, die da mehr bei Euch gelten wollen als ich und Euch doch nicht ſo treu gedient haben." — „Key," ſagt der König, „tritt nun heran; alles übrige braucht es nicht." Der Seneſchall nähert ſich dem Tiſch, auf welchem die Truhe ſteht, faßt ſie kühn an und legt dann eine Hand darauf und hält die andere darunter. Die Truhe klappt auf, ſobald er ſie an ſich zieht; man ſieht das Haupt des Ritters offen darin liegen. Ein überaus ſüßer Duft geht von demſelben aus, den alle Ritter im Saale wahrnehmen. „Sire," ſpricht Key zum Könige, „erkennet nun, daß ich eine wackere, kühne That in Ew. Majeſtät Dienſte vollbracht habe; keiner von Euern Rittern, die Ihr ſo hoch hieltet, vermochte heute die Truhe zu erſchließen. Soviel an ihnen lag, hättet Ihr heute nicht erfahren, wer darin ſei; durch mich erfahret

Ihr es, und müßt Ihr mir dafür Dank wiſſen." — „Sire," ſagt die Maid, welche das Käſtchen gebracht, „laſſet das Document leſen, das Euch ſagt, weſſen dieſes Haupt iſt, von welchem Stamm der Ritter und bei welcher Gelegenheit er getödtet wurde." Der König ſitzt noch zur Seite der Königin an der Tafel, läßt einen ſeiner Kapellane kommen, heißt ihn Platz nehmen und die goldene Schrift entziffern und laut und treu vorleſen. Allen Rittern im Saale befiehlt er Schweigen. Blickt der Kapellan auf das Schriftſtück, prüft und durchmuſtert es und beginnt dann, aufſeufzend, alſo: „Fürſt und Fürſtin und all' Ihr Ritter, höret mich an! Dieſe Schrift beſaget, daß der Ritter, deſſen Haupt in dieſer Lade eingeſchloſſen wurde, Lohot hieß und Sohn des Königs Artus und der Königin Ginevra war. Und hatte er eines vergangenen Tages Logrin den Rieſen mit kühnem Muthe erſchlagen. Da kam Key, der Seneſchall, an dem Orte vorüber und fand Lohot auf Logrin, dem Rieſen, ſchlafen; denn alſo pflag er zu thun, daß er ſich auf erſchlagenen Feinden ſchlafen legte. Key hieb nun Lohot das Haupt ab, ließ aber dieſes mit dem Rumpfe an Ort und Stelle; das Haupt des Rieſen jedoch nahm er mit ſich und trug es an Artus' Hof. Dort gab er König und Königin und allen Baronen zu verſtehen, daß er den Hünen erſchlagen; dem war aber nicht alſo, ſondern er ſchlug Lohot, den Königsſohn, wie dieſes Schriftſtück hier beſaget und bezeuget" (ſiehe Nr. 103).

Indem die Königin ſothanes Document höret und die Kunde vom Tode ihres Sohnes vernimmt, fällt ſie ohnmächtig über das Käſtchen hin. Wieder zu ſich kommend, nimmt ſie das Haupt zwiſchen beide Hände und erkennt es wieder an der Wunde des Geſichtes, die Lohot als Kind empfangen hat. Der König ſelbſt beginnt ſo laut zu klagen, daß ihn niemand getröſten kann. Wähnte er doch vor dieſer Kunde, daß ſein Sohn noch am Leben und der beſte Ritter der Welt ſei, und damals, als die Nachricht zu Hofe getragen wurde, der Ritter mit dem Goldreif habe den Drachenritter getödtet, hatte er vermeint, weil von Parzival, Gawan und Lanzelot keine Rede ſei, werde es ſein Sohn Lohot ſein. Der ganze Hof betrauerte den Tod des Prinzen. Key aber entfloh,

und hätte nicht die Maid die Gnadenfrist bis zum vierzigsten Tage nach des Königs Rückkehr festgesetzt, es hätte ihn die Rache ereilt, ehedenn er den Rücken gewandt. Denn nie sah man so tiefe Trauer an einem Fürstenhofe, als die der Tafelrunde um den jungen Helden. König Artus und die Königin waren so in Schmerz versunken, daß keiner sie zur Freude aufzumuntern wagte. Die Jungfrau, welche das Kästchen gebracht, hatte sich an Key, dem Seneschall, schwer gerächt wegen der Schande, die er ihr zu einer frühern Zeit angethan hatte. Denn diese Sache wäre mit nichten so bald ans Licht gekommen, wenn nicht jene sie enthüllt hätte[1].

137. Als der Schmerz um den Tod des Prinzen sich in etwa beruhigt, sprachen Lanzelot und andere zum Könige: „Sire, Ihr erinnert Euch, daß es Gottes Wille, Ihr solltet eine Wallfahrt zum heiligen Grale machen, der auf dem Schlosse, welches dem Fischerkönig gehört hat, wieder erscheinet; man darf ja niemals etwas versäumen, was uns Gott aufgetragen hat." — „Ihr Ritter," versetzte der König, „ich ziehe gern dorthin, und steht mir selber Herz und Sinn auf diese Fahrt." Der Fürst rüstete sich also zur Reise und bestimmte Gawan und Lanzelot zu seinen Gefährten; keinen andern Ritter wollte er mitnehmen, sondern nur noch einen Knappen als Leibdiener. Gern hätte er die Königin in seiner Begleitung gesehen; allein die Trauer um ihren Sohn machte sie ganz untröstlich und unfähig zur Reise. Der König aber ließ noch vor seiner Abreise das Haupt seines Sohnes zur Insel Avalon bringen und in einer Kapelle Unserer Lieben Frau beisetzen, allwo ein tugendsamer, gottergebener Einsiedel seine Klause hatte. Dann nahm Artus Abschied von der Königin und allen seinen Rittern und verließ Kardeil; mit ihm Lanzelot und Gawan und ein Waffenträger.

Inzwischen war Key, der Seneschall, der aus Furcht vor dem König und seinen Rittern den Hof geräumt hatte und auch in Großbritten nicht zu bleiben wagte, nach Kleinbritten übergeschifft.

[1] Es ist also die Gralbotin, gegen welche Key im Anfang des Romans zu freveln gedachte (Nr. 13).

Briant von Eilanden besaß in jenen Tagen große Macht und hatte Ritter voller Muth und Tapferkeit an seinem Hofe; ganz Großbritten wußte von mancher Fehde zwischen ihm und König Artus zu erzählen. Sein weites Land war reich an Schlössern, Wäldern und Gütern aller Art, und mancher streitbare Held wohnte darin. Sobald dieser in Erfahrung brachte, daß Key, der Seneschall, besagtermaßen sich vom Hofe entfernt und übers Meer begeben habe, beschied er ihn zu sich, nahm ihn unter sein Gefolge auf und verhieß ihm Schutz gegen den König und alle Welt. Als er nun weiter vernahm, Artus sei abgereist, fing er an, sein Land zu beunruhigen, seine Unterthanen zu tödten und seine Schlösser anzugreifen.

138. Die Märe sagt, daß Artus, Lanzelot und Gawan mittlerweile ihre Reise fortsetzten und eines Tages nach langem Ritte mitten in einem Walde von der Nacht überrascht wurden und kein Unterkommen zu finden wußten. Es war ihnen gar auffallend, daß sie einen ganzen Tag hindurch weder eine Herberge noch eine Einsiedelei angetroffen hatten. Nun wurde es finsterer und finsterer in dem dunklen Walde; sie waren rathlos, ob sie nach rechts oder links reiten sollten, um eine Lagerstätte zu suchen. „Ihr Ritter," frug der König, „wo finden wir die Nacht ein Quartier?" — „Herr," sprachen sie, „wir wüßten es gern, sintemal der Wald gar widerwärtig ist." Ließen sie dann den Knappen auf einen Baum klimmen und befahlen ihm, soweit auszuschauen, als die Dunkelheit gestatte, um ein Haus oder eine Hütte zur Herberge zu erspähen. Hielt also dieser Umschau nach allen Richtungen; dann sagte er, daß er in großer Ferne ein Feuer gewahre, wie in einem ganz einsamen Häuschen; außer dem Feuer und der Wohnung erblicke er nichts. „Hab Acht," rief Lanzelot ihm zu, „daß du die Richtung merkest und uns sicher hinführen könnest!" Er entgegnete, er wolle ihnen den geraden Weg weisen. Nun klomm er herunter und setzte sich auf sein Pferd. Sie ritten in Eile weiter, bis sie Feuer und Haus vor sich hatten. Nachdem sie eine Brücke aus Flechtwerk passirt, fanden sie den Hof verwildert und den Wohnraum lang und breit, aber häßlich. Doch brannte ein

großes Feuer darinnen, an dem man sich prächtig wärmen konnte. So stiegen sie von ihren Pferden, und indes der Knappe die Thiere in einen Seitenraum führte, setzten sie sich, bewaffnet wie sie waren, ums Feuer. Der Knappe entdeckte irgendwo eine Kammer und trat hinein, um etwas Futter für die Pferde zu finden, stürzte aber Hals über Kopf wieder heraus und rief: „Maria, Maria!" Frugen sie ihn, was er habe; er antwortete, er habe dort den schändlichsten Greuel wahrgenommen, der ihm je vorgekommen: es seien da lauter Köpfe und Arme von Gemordeten, gewiß über zweihundert, aufgespeichert; nie habe ihm etwas solchen Schrecken eingeflößt. Außer sich vor Furcht, setzte er sich zu den Rittern. Lanzelot ging in die Kammer, um zu sehen, ob er die Wahrheit rede. Er gewahrte die Leichen und Gliedmaßen und betastete sie Kopf um Kopf und fand einen gar großen Haufen. Dann kam er zurück und setzte sich laut lachend wieder ans Feuer[1]. Frug der König, ob der Knappe die Wahrheit gesprochen. Lanzelot erwiederte mit Ja, und habe er nie so viel Gemordete beisammen gesehen. Sprach Gawan: „Ich meine, sintemal sie todt sind, braucht uns vor ihnen nicht bang zu sein; doch schütze Gott uns vor den Lebendigen!"

Wie sie eben so reden, sieh da erscheint eine Dame, tritt zu Fuß und ganz allein in den Hof und beginnt kläglich zu jammern: „Ach Gott, wie lange währt die mir verhängte Buße, wann wird sie ein Ende nehmen!" Indem sieht sie die Ritter am Feuer sitzen: „Herre Gott!" ruft sie aus, „fände ich den da, welcher mich aus dieser Qual erlösen soll!" Die Männer hören sie höchlich verwundert also reden, schauen sich einander an und betrachten sie, wie sie eben durch die Thür hereinkommt: ihr Kleid ist von den Dornen und Stacheln des Waldes ganz zerrissen, ihre Füße bloß und blutig, doch ihr Antlitz schön und vornehm; eine verstümmelte Leiche trägt sie in den Armen und wirft dieselbe zu den anderen in die Kammer. Sowie sie Lanzelot erblickt, kennt sie ihn wieder: „Ach Gott, Herr Ritter, seid willkommen hier,

[1] Das Abenteuerliche erweckt in Lanzelot Behagen; das paßt zu seinem heitern Charakter.

Ihr und Eure Gefährten!“ Sieht Lanzelot ihr voller Staunen ins Geſicht: „Fräulein, ſeid Ihr ein gottgeſandtes Weſen?“ — „Getroſt, Herr, beſorget nichts; ich bin die junge Herrin des Bartſchloſſes, die da ſo manchen Ritter mißhandeln ließ, wie Ihr ſelber es habt verſpüren können. Ihr machtet den Rittern die Straße wieder frei und übernachtetet bei Eurer Vorbeireiſe im Schloſſe, und nahm ich Euch das Verſprechen ab, falls der hochheilige Gral Euch erſcheine, zu mir zurückzukommen; unter keiner andern Bedingung wollte ich Euch ziehen laſſen. Ihr kehrtet nie zurück, dieweil Ihr den Gral nie ſahet. Für die Schmach aber, ſo ich den Rittern anthat, ward mir die Buße auferlegt, in dieſem Walde und in dieſem Hauſe zu weilen, bis Ihr hinkämet, ſintemal die von mir verübte Grauſamkeit ſehr groß war; denn nie führte man mir einen Ritter zu, dem ich nicht die Naſe abſchneiden, die Augen ausreißen oder gar Füße und Arme abhauen ließ, wie Ihr es an einigen beobachten konntet (Nr. 54). Nun hab' ich das alles theuren Kaufes bezahlen müſſen; alle Ritter, ſo in dieſem Walde erſchlagen werden, muß ich in jene Kammer ſchleppen, und zwar ich ganz allein und ohne Hilfe; das iſt meine Lebensweiſe. Der Ritter, den ich eben brachte, hat ſo lange im Walde gelegen, daß ihn die wilden Thiere zur Hälfte aufgefreſſen haben. Endlich bin ich nun dieſer abſcheulichen Buße enthoben; Gott dem Herrn und Euch ſei Dank dafür! Sobald es tagt, muß ich aber auf dieſelbe Weiſe, wie ich kam, zurückkehren.“ — „Fräulein,“ ſprach Lanzelot, „es dünkt mir Eurethalben ein glücklicher Zufall, daß wir heut Nacht hier herbergen kamen; nie ſah ich eine Frau eine ſo entſetzliche Buße üben.“ — „Herr,“ verſetzte ſie, „Ihr wiſſet noch lange nicht, was das bedeuten will; allein in kommender Nacht werdet Ihr es erfahren, Ihr und Eure Genoſſen, und möge Gott Euch vor Tod und Schaden bewahren! Es erſcheint hier allnächtlich eine Rotte ſchwarzer, garſtiger, abſcheulicher Ritter; man weiß nicht, woher ſie kommen; ſie ſtreiten grimmig miteinander, und dauert der Kampf eine ſehr geraume Zeit. Indes hat ein Ritter, welcher, wie Ihr, zufällig zur Stelle kam, als ich die erſte Nacht hier verbrachte, mit ſeinem Schwerte einen Kreis rund um mich her gezogen;

in dieſem hielt ich mich, ſobald ich jene kommen ſah, und richtete meine Gedanken auf den Erlöſer und ſeine ſüße Mutter: ſo hatte ich von ihnen kein Leid zu befürchten. Ihr thuet heut dasſelbe, falls Ihr mir Vertrauen ſchenket; denn es ſind wahre Teufelsritter." Lanzelot zog alſo mit ſeinem Schwerte einen großen Kreis innerhalb des Hauſes, und man hielt ſich in demſelben.

Doch ſieh, plötzlich ſprengen ſchon die den Wald durchſchwärmenden Ritter in ſolchem Sturm daher, als ob ſie alle Bäume mit ſich fortriſſen. Mit großen, hellodernden Feuerbränden dringen ſie ins Haus und werfen ſelbe der eine auf den andern. Indem ſie alſo kämpfend in die Wohnung ſtürmen, gewahren ſie die Ritter und kehren gegen ſie all' ihre Wuth. Doch ſie können ihnen nichts anhaben, obſchon ſie aus der Ferne auf ſie die Feuerbrände ſchleudern; dieſe halten die Schilde vor und die Schwerter gezückt. Lanzelot macht ernſtlich Miene, auf ſie einzudringen, ſintemal es ihm Feigheit dünkt, ſich nicht zu regen. „Herr Ritter," ruft ihm die Dame zu, „hütet Euch, aus dem Kreis zu treten; es hieße, Euch in große Todesgefahr ſtürzen; ſeht Ihr ja ſelbſt, wie arge Wichte es ſind!" Allein Lanzelot kann es nicht verheben; er ſtürmt gegen ſie an und ſchwingt hoch das Schwert. ſie begegnen ihm und hauen von allen Seiten auf ihn ein; doch er wehrt ſich tapfer und ſchlägt ihnen die Brände aus der Fauſt, daß die Funken ſprühen, und bearbeitet mit ſeinem Schwerte ihre Geſichter. König Artus und Gawan ſpringen ihm bei und werfen ſich auf die böſen Wichte und ſetzen ihnen ſo mit Hieben zu, daß ſie ein hölliſches Gebrüll ausſtoßen und rings der Wald davon wiederhallt. Doch ſowie einer zu Boden fällt, iſt's aus mit ihm: er wird zu Heu und Aſche, und aus ſeinem und ſeines Roſſes Leichnamen krabbelt ein rabenſchwarzes Teufelchen heraus. Die Ritter können nicht genug ſtaunen über ſolch ein Wunder, und denken, es ſeien das gar arge Feinde. Es gelingt ihnen aber, alle niederzuhauen. Dann ſetzen ſie ſich wieder ans Feuer, um auszuſchnaufen.

Kaum haben ſie ſich niedergelaſſen, da ſtürmt eine andere noch ſchwärzere Bande heran; ſie führen Feuerbrände, flammende

Lanzen und zum Theil noch Leichname erſchlagener Ritter mit ſich. Letztere ſchmeißen ſie im Hauſe ab und heiſchen von der Dame, ſie ſolle ſie zu den anderen werfen. Dieſe erwiedert, das thue ſie nicht, ſie ſtehe nicht mehr unter ihrem Befehl und in ihrem Dienſte und brauche ihnen nie mehr den Willen zu thun: ihre Buße habe ein Ende. Dann aber legen ſie gegen den König und ſeine zwei Gefährten die Lanzen ein, als wären ſie erſchienen, um ihre Geſellen an denſelben zu rächen. Dieſe ſpringen vor und liefern ihnen eine grimmige Schlacht. Doch iſt dieſe Bande viel zahlreicher als die vorige, und entſetzlicher anzuſchauen, und treiben ſie den König und ſeine Ritter ſehr in die Enge; ſie ſind mit nichten ſo leichter Hand zu vernichten, wie die erſten. Eben iſt der Kampf am hitzigſten entbrannt und die Entſcheidung nahe, da ertönt ein Glockenſchlag. Die Teufelsritter ſtieben auseinander. „Ihr Ritter," ſpricht die Dame, „dieſer Glockenſchlag hat euch errettet; ihr hättet ſchwerlich ſtandhalten können; es war noch eine große Meute dieſer Unholde im Anzug, mit denen ſich niemand meſſen könnte! Allnächtlich vernahm ich den Glockenton, und ſtets ward durch ſelben mein Leben gerettet."

Hier erzählt uns Joſephus, daß es in jenen Tagen noch keine Glocken in Groß- oder Kleinbritten gab, und man die Leute mit einem Horn, mancherorts mit Stahlhämmern und anderwärts mit Holzklöppeln zuſammenzuberufen pflegte. Artus der König erſtaunte nicht wenig über den Glockenklang und dachte, da er ſo ſchön und lieblich ſich vernehmen ließ, er müſſe wohl von Gott kommen, und könne man die Glocken ſehen, ſo müſſe es eine Wonne ſein.

Sie brachten den übrigen Theil der Nacht im Waldhauſe zu. Wie ich vermeldet, mußte die Dame morgens ſich verabſchieden und entfernen. Als auch die Ritter die Wohnung verließen, begegneten ſie drei Eremiten, welche erklärten, daß ſie dort die Leiber der Erſchlagenen zum Begräbniß in einer einſamen Kapelle abholen wollten: es hätten ſo wackere Ritter in dem Hauſe übernachtet, daß der böſe Spuk nunmehr aufhören werde, und die Geiſter keine Macht mehr hätten, irgend jemanden ein Leid anzuthun, und ſie gedächten darum einen frommen Eremiten allda anſiedeln, die

Stätte in Heiligkeit und treuem Dienste des Herrn zu bewohnen. Der König war dessen froh, sagte aber, es sei ein gar ungeheurer Ort gewesen. Sie trennten sich wieder von den Eremiten und schlugen sich in den Wald, und nie mehr verging ein Tag auf König Artus' Wanderungen, daß er nicht stündlich den Ton einer einsamen Glocke gehört hätte, und das freute ihn herzlich sehr.

139. Sagte der Fürst damals zu Gawan und Lanzelot, sie sollten allenthalben seinen Namen verhehlen und ihn nicht ihren Herrn, sondern ihren Genossen und Gespan nennen. Sie thaten ihm seinen Willen, und baten auch unsern Herrn, ihnen Führer und Wegweiser zu sein, damit sie auf einem Schloß oder sonst in einer Herberge ein gut und ehrenvoll Unterkommen fänden. So ritten sie bis zum Abend fort, wo sie ein sehr schönes Waldhaus antrafen und Quartier nahmen. Die Dame des Hauses trat zu ihnen heraus, hieß sie freundlichst willkommen und ließ ihnen die Waffenstücke abnehmen und kostbare Gewänder reichen. Indem sie Lanzelot anschaute, erkannte sie ihn wieder. „Herr Ritter," begann sie, „Ihr habt an einem vergangenen Tage einmal großes Mitleid mit mir gehabt und meine Ehre gerettet. Ich bin dadurch in großes Unglück gerathen; aber lieber will ich Leid und Elend in Ehren tragen, als Reichthum und Fülle mit Schande haben; denn Leid vergeht, Ehre besteht." Sieh da kommt der Hausherr aus dem Walde vom Bogenschießen und Waidwerk; eine große Menge Hirsche und Wildschweine trägt man vor ihm her. Er steigt vom Jagdroß, die Ritter zu begrüßen, und bricht in Lachen aus, da er Lanzeloten gewahr wird. „Bei meinem Haupte!" ruft er aus, „ich kenne Euch. Ihr schiedet mich von dem holdseligsten Wesen dieser Welt und zwanget mich zur Vermählung mit diesem Weibe, das doch an mir nie Freude erlebte oder erleben soll." — „Bester Herr," sagt Lanzelot, „Ihr behandelt sie nach Eurem Gutbefinden, da sie Euer Weib ist; auch gestehe ich, Euch zu dieser Heirat genötigt zu haben, weil Ihr nicht nur ihr selber, sondern ihrer ganzen Sippe Schimpf und Schande anthun wolltet." — „Bei meinem Haupte," versetzt der Ritter, „auch die Dame, welche ich früher liebte, ist Euch noch

keineswegs hold; ſie würde, ſo ſie es vermöchte, Euch Verdruß, Schaden und Schande bereiten, und beſitzt große Macht in dieſem Walde." — „Herr," entgegnet Lanzelot, „ich ſprach ſie ſeitdem, und hat ſie mir ihren böſen Willen ſattſam kundgethan." Darauf gebeut der Wirth, daß man Waſchwaſſer bringe, und es nimmt die Dame ein Becken und hält es den Rittern dar. „Bah, bah, edle Frau," ruft der König, „fort mit dem Becken! Das geſchieht nimmer, ſo es Gott gefällt, daß wir von Euch einen ſolchen Dienſt annehmen!" — „Bei meinem Haupt," ſpricht wieder der Wirth, „Ihr werdet Euch wohl bequemen müſſen; keine andere als die leiſtet Euch heint dieſen Dienſt, oder aber, Ihr übernachtet nicht in meinem Hauſe!"

Lanzelot hört die unzarten Worte des Mannes, ſieht aber zugleich den Tiſch mit einladender Jagdbeute beladen. Denkt er bei ſich, daß es doch das Schlimmere ſei, auf die Mahlzeit Verzicht zu leiſten, zumal ſie geſtern ſo übel ankamen. Redet er alſo dem Könige zu, das Waſchwaſſer von der Dame anzunehmen, und ſo bedient ſie denn alle drei. Der Wirth heißt die Gäſte Platz nehmen. Will nun der König der Dame einen Sitz an ſeiner Seite geben; allein der Gatte duldet es nicht. Sie muß unter den Knappen und Knechten vorlieb nehmen; ſo war ſie es auch ſchon gewohnt. Trotz all ihrer Theilnahme wagen die Ritter keinen Widerſpruch. Nach der Tafel ſpricht der Wirth zu Lanzeloten: „Nun möget Ihr erkennen, was ſie an mir gewonnen hat, dieweil ſie mir gewaltſam angetraut ward. So wahr mir Gott helfe, ſie wird es zeitlebens nicht beſſer bei mir bekommen; das habe ich der zugeſagt, die mir vielmal theurer war." — „Herr Ritter," entgegnet Lanzelot, „mir däucht, daß Ihr Unrecht und Sünde thut, und möget Ihr wiſſen, daß Euch der Tadel aller Menſchen trifft, ſo davon hören, und nehme ich von der Schande nicht das Geringſte auf mich; die ganze Laſt bleibt Euch." Sagt Lanzelot auch zu Artus und Gawan: wenn er nicht hier im Hauſe Gaſt wäre, ſondern den böſen Gatten draußen träfe, ſo würde er eher Leben und Blut daranſetzen, als daß er nicht auf dem Wege der Güte oder der Gewalt, wie einſt bei der Heirat, die Ehrenrettung

der Dame zu Wege brächte. Die Nacht über blieben sie alldort und waren bestens aufgehoben.

140. In der Frühe verabschiedeten sie sich und ritten raschen Trabes waldeinwärts. Sie gelangten zu einem ganz seltsamen, kaum von Menschen bewohnten Landstriche, und fanden in einer Niederung ein kleines Schloß. Sie näherten sich und bemerkten, daß es von einem gähnenden Abgrund eingeschlossen und völlig unzugänglich war. Doch hatte es eine stattliche Brücke mit einem weiten Thorweg. Sie nahmen auch eine prächtige Kapelle und einen geräumigen alterthümlichen Rittersaal wahr. Ein ergrauter Priester war eben aus der Kapelle getreten und erschien mitten vor dem Schlosse. Sie ritten auf ihn zu, stiegen ab und fragten den Priester, was das für ein Schloß sei. Er antwortete, es sei das große Tintanell. — „Und wie ist diese Kluft um das Schloß entstanden?" fragte der König. — „Herr, das will ich Euch sagen. Der König Uter Pendragon, Artusens Vater, hielt einstmals festlichen Hof und lud alle Barone zu sich. Der Fürst, welcher damals dieses Schloß bewohnte, hieß Galoes. Er ging mit seiner Gemahlin Igerne zu Hofe; es war aber diese die schönste Frau im ganzen Königreiche. Uter Pendragon bewunderte sie ob ihrer großen Schönheit und erwies ihr vorzügliche Hochachtung und Freundlichkeit vor allen anderen Damen. Galoes, der Fürst, reiste nach dem Feste wieder ab und ließ auch aus Furcht vor Uter Pendragon die Gemahlin auf dieses Schloß zurückkehren. Der König erzürnte sehr darob und verlangte, er solle sie wieder zu Hofe schicken. Galoes verweigerte ihm den Gehorsam, und das war recht. Bald darauf widersagte ihm Uter Pendragon und belagerte dieses Schloß. Galoes war inzwischen verreist, um einen Bundesgenossen zu gewinnen; die Gemahlin aber war auf dem Schlosse. Hatte aber der König den erfinderischen Merlin bei sich, von dem Ihr zweifelsohne schon einmal gehört habt. Auf seinen Rath verkleidete sich Uter als Fürst Galoes und kam so durch Merlins Klugheit aufs Schloß. Er wohnte bei der Fürstin, und so wurde ihm ein Sohn Artus geboren. Wegen solcher Sünde aber versank der Saal hart an der Umfassungsmauer, allwo selbe

begangen war, in den Grund, und klaffte an selber Stelle der Abgrund auf, den Ihr sehet."

Der Priester geleitete die Gäste zu der Kapelle; diese war sehr schön anzusehen, und am Eingang stand ein kostbarer Schrein. „Ihr Ritter," sprach der Führer, „das ist der Sarg, in welchen man Merlins Leichnam legte. Nie wollte es gelingen, den Sarg ins Innere der Kapelle zu bringen, man war genöthigt, ihn draußen zu lassen. Und wisset für ganz wahr, daß der Leichnam nicht mehr in dem Schreine liegt, sondern gleich nach der Einsargung verschwand, und wissen wir nicht, wer ihn fortnahm, Gott, oder der Teufel." Frug Artus: „Und was ist denn aus Fürst Galoes geworden?" Der Priester versetzte: „Ihn hat der König am nächsten Tag nach seinem Besuche auf dem Schlosse erschlagen und dann die Fürstin Igerne geehelicht. Auf sothane Weise aber wurde, wie ich Euch sagte, der König Artus in Sünden empfangen, und ist doch jetzt der beste König der Welt." Diese Erzählung von seiner Geburt, die er nie vernommen, hörte Artus nicht ohne Beschämung und Verlegenheit an, besonders um Gawans und Lanzelots willen. Er bedauerte sehr, daß der Priester so viel darüber gesagt hatte, und wußte nicht, was er davon denken sollte.

141. Die Nacht brachten sie auf dem Schlosse zu und reisten dann am Morgen nach Anhörung der Messe wieder ab. Lanzelot und Gawan, welche die Wälder zu kennen meinten, fanden doch alles so verändert, daß sie nicht wußten, wohin sie gerathen. Indes gelangten sie doch in vierzig Tagen in das Land, welches dem Fischerkönige gehörte; hätte einer den Weg ein zweites Mal wieder machen sollen, er hätte ihn in einem Jahre nicht gefunden. Denn, wie uns Josephus Zeugniß gibt, änderte das Aussehen des Inselreiches sich je nach den Ereignissen, welche dort nach Gottes Willen vorfielen. Nie wäre sonst den Rittern das Aufsuchen der Abenteuer eine solche Lust gewesen, hätten sie nicht immer alles verwandelt gefunden. Wenn sie nun in einen Wald, auf eine Insel kamen, wo ihnen schon ein Abenteuer begegnet war, fanden sie bei der Rückkehr Häuser, Schlösser und alles anders. Das geschah, damit ihnen alle Mühe und Arbeit nie Ueberdruß errege, und weil Gott

wollte, daß das Land recht im neuen Geſetz und Glauben befeſtigt und begründet werde. Es waren das aber auch Ritter, welche ſelbſt jene übertrafen, welche vor ihnen die meiſte Mühe und Arbeit auf abenteuerlichen Fahrten zur treuen Erfüllung der übernommenen Ritterpflichten getragen hatten. Von keinem Hofe irgend eines Königs in aller Welt gingen ſo viele gute Ritter aus, als von Artus' Königshofe, und hätte Gott ſie nicht ſo werth gehalten, ſie hätten nie all die Mühſale aushalten können, denen ſie ſich Tag für Tag unterzogen. Gute Ritter waren's ſonder Zweifel, die auch gar nicht allein auf Kampf und Hader bedacht waren, ſondern auch Treue und Wahrheit liebten, den Glauben an den Weltheiland und ſeine heiligſte Mutter bewahrten und die Schande fürchteten und die Ehre ſuchten.

142. König Artus zog alſo dieſes Weges weiter, und Gawan und Lanzelot mit ihm. Nachdem ſie manches fremde Land paſſirt, gelangten ſie in einen großen Wald. Hier erinnerte ſich Lanzelot an den Ritter, den er in der menſchenleeren Stadt getödtet hatte, und er wußte wohl, daß Tag und Stunde der Rückkehr nahe ſei. Er theilte auch dem König die Sache mit und erklärte, daß er nun hin müſſe, um ſein Wort nicht zu brechen. Sie ritten noch zuſammen bis zu einem Kreuze, bei dem ſich der Weg gabelte. „Herr," ſprach hier Lanzelot, „ich muß nun ſcheiden, um in großer Leibes- und Lebensgefahr mein Treuwort einzulöſen, und weiß ich nicht, ob ich je zurückkehre. Ich ſchlug dort einem Ritter das Haupt ab — es geſchah zu meinem Leidweſen —, und mußte ich ihm vor ſeinem Tode ſchwören, mein Haupt ganz derſelben Gefahr preiszugeben, wie er ſeines. Nun iſt der Tag nahe, da ich erſcheinen muß, wenn ich nicht dem Vertrage untreu werden und ſchweren Tadel auf mich laden will. Doch wenn mich Gott davonkommen läßt, ſo reite ich Euch bald nach." Der König umarmte und küßte ihn beim Abſchied und Gawan ebenſo; ſie flehten auch zum Erlöſer, ihn heil und geſund zu erhalten und ihnen bald wieder zuzuführen.

Lanzelot hätte ſehr gern einen Gruß an die Königin beſtellt, wenn er es nur hätte wagen dürfen, ſintemal ſie ihm mehr als

irgend etwas in der Welt am Herzen lag; doch wollte er nicht, daß der König und Gawan an eine sündige Liebe dächten und ihm darob zürnten. Trug er aber diese Neigung so tief gewurzelt in seinem Herzen, daß er ihr selbst im Angesichte des Todes nicht entsagen konnte und unaufhörlich zu Gott betete, der Königin die Gesundheit und ihm das Leben zu erhalten. So ritt er voran, bis er um die Mittagsstunde zur menschenleeren Stadt kam, die er so verlassen fand, wie bei seinem ersten Besuche. In dieser Stadt, zu der nun Lanzelot gelangte, gab es manches verödete Haus und manchen verfallenen, einst prächtigen Palast[1]. Er hatte kaum die Straßen betreten, so vernahm er lautes Schreien und Jammern von Frauen und Mädchen, ohne zu wissen, woher es komme. „Ach Gott," so hörte er sie klagen, „wie hat uns der Ritter betrogen, der den andern Ritter enthauptete, da er nun nicht wiederkommt! Eben ist der Tag, an dem er sein Wort halten sollte; niemals soll ihm ein Ritter mehr glauben, wenn er wortbrüchig wird, nachdem er dem schönsten und besten Helden im Königreiche das Haupt abschlug! Nun sollte ihm das Gleiche geschehen; allein er hat sich klüglich entzogen, wenn dies ihm anders glücken mag." So klagten die Frauen. Lanzelot fragte sich verwundert, wo sie sein möchten; denn er gewahrte keine menschliche Seele. So ritt er vor den Palast, wo er dem Ritter den Tod gegeben hatte, saß ab und band sein Roß an einen Ring des marmornen Perrons. Alsbald trat ihm ein Ritter entgegen, groß, stark und stattlich, in hoch aufgeschürztem, seidenem Unterkleid. Er hielt das Beil in der Hand, mit welchem Lanzelot dem andern Ritter das Haupt abgeschlagen hatte, und schickte sich an, es an einem Wetzstein zu schärfen, damit es besser schneide. Frug Lanzelot: „Was gedenkt Ihr mit diesem Beile zu thun?" — „Bei meinem Haupt," lautete die Antwort, „das sollet Ihr so gut erproben, wie mein Bruder, dem Ihr damit das Haupt abschluget, wenn anders ich es ins Werk richten kann!" — „Wie," erwiederte Lanzelot, „Ihr wollt mir das Leben nehmen?" — „Das erfahret

[1] Es ist eben die Stadt Nr. 58.

Ihr noch, bevor Ihr diesen Ort verlasset. Habt Ihr nicht in aller Form versprochen, Euer Haupt der nämlichen Gefahr preiszugeben, wie jener Ritter das seinige sonder Widerstand opferte? Ihr hättet auch sonst keinen freien Abzug erhalten. Nun tretet ohne Säumen näher, kniet nieder und haltet den Nacken hin, genau so, wie es mein Bruder that. Ich haue Euch dann den Kopf herunter; und seid Ihr nicht willig, so findet Ihr in mir den Mann, Euch zu zwingen, und wären der Ritter zwanzig hier, wie Ihr jetzo einer seid! Doch ich weiß sehr gut, daß Ihr zu gar keinem andern Zwecke hier erschienen seid, als um Euer Versprechen einzulösen, und daß Ihr an keinen Widerstand denket."

Lanzelot macht sich auf den Tod gefaßt, entschlossen, ohne Wanken sein gegebenes Wort zu halten. Daher wirft er sich in Kreuzesform auf den Boden und fleht Gott den Herrn um Gnade an. Er gedenket der Königin und seufzt zum Himmel empor: „Ach, edle Frau, so seh' ich Euch nimmer wieder! Könnte ich Euch nur ein einziges Mal vor meinem Tode noch sehen, es wäre mir ein sehr großer Trost, und meine Seele würde viel leichter von hinnen fahren! Aber daß ich Euch nun niemals wiedersehen werde, wie mich dünket, das ist mir bitterer als der Tod, den ich allsobald erleiden muß, sintemalen der Tod doch einmal kommt, nachdem ein Mensch seine Zeit gelebt hat. Allein ich versichere Euch heilig, daß meine Liebe Euch niemals fehlen wird, und meine Seele nie und nimmer Euer vergessen soll; nein, wie ich Euch mit Herz und Sinn liebte in dieser Welt, so liebt Euch mein Geist und meine Seele in der andern, sofern sie dessen noch fähig ist!" Dabei rollten ihm die Thränen aus den Augen; es füget aber die Sage bei, daß er seit seiner Schwertnahme niemals über kein Ereigniß oder Unglück weinte, als dieses eine und noch ein anderes späteres Mal. Nahm er dann drei Grashalme, legte sie übereinander und bekreuzte und segnete sich damit. Hiernach richtete er sich auf, setzte sich auf die Kniee und streckte den Hals vor. Der Ritter schwang das Beil. Lanzelot, der es sausen hörte, senkte den Kopf, und es fuhr darüber hinweg. Sprach jener: „Herr

Ritter, ſo that mein Bruder nicht, ſondern er hielt Euch Kopf und Hals ruhig hin, und ſo müſſet auch Ihr thun."

Indem erſchienen zwei Damen an dem Fenſter des Palaſtes; ſie waren von hoher Schönheit. Dieſe erkannten Lanzelot wieder. Sowie der Ritter zum zweiten Schlage ausholte, rief die eine ihm zu: „Heda, höret! Wollt Ihr für immer meine Gunſt verdienen, ſo werfet das Beil fort und laßt den Ritter frei! Wo nicht, ſo habt Ihr es mit mir zu thun!" Auf dieſes Wort wirft der Ritter alsbald das Beil weg, fällt Lanzelot zu Füßen und bittet ihn um Verzeihung, ihn, den treueſten Ritter in aller Welt. „So habt denn Ihr Erbarmen," ſpricht Lanzelot, „und ſchont mein Leben, das ich von dem Fräulein da erflehen muß." — „Herr Ritter," verſetzt der andere, „das will ich gewiß thun und Eure Bitte nach Kräften unterſtützen und Euch gegen jedermann vertheidigen, obſchon Ihr meinen Bruder getödtet habt." Mittlerweile war das Fräulein herabgekommen und trat zu Lanzelot heran. „Herr Ritter," ſprach ſie zu ihm, „wir ſchulden Euch große Liebe, größere als allen Rittern der Welt. Wir ſind die beiden Schweſtern, welche Ihr ſo arm antrafet im verödeten Schloſſe, allwo Ihr bei unſerm Bruder Quartier nahmt. Ihr und Gawan und noch ein dritter ſchenktet uns Hab und Gut und Behauſung der von Euch erſchlagenen Raubritter (Nr. 102). Nun hätten die menſchenleere Stadt und das verödete Schloß ſich nie wieder mit Menſchen bevölkert, und hätten wir unſern Beſitz nie wiedererlangt, wenn nicht ein Ritter von höchſter Treue, wie Ihr es ſeid, erſchienen wäre. Es ſind wohl zwanzig Ritter hierher gekommen, ganz in der Art wie Ihr, und war ihrer keiner, der nicht einem Bruder oder Vetter von uns das Haupt abgeſchlagen hätte, wie Ihr es dem einen Ritter thatet, und verſprachen ſie männiglich auf Ehrenwort, an dem anberaumten Tag zurückzukehren, und wurden doch alleſammt treubrüchig. Denn keiner von ihnen wagte auf den Tag wiederzuerſcheinen, und hättet auch Ihr verſagt, wie alle anderen, ſo wären wir der Stadt und der zugehörigen Schlöſſer auf immer verluſtig gegangen."

Es führten nun der Ritter und die Damen Lanzeloten in den Palaſt und ließen ihm die Waffen abnehmen. Sie vernahmen

bald auf mehreren Seiten laute Freudenrufe, die aus dem vor der Stadt liegenden Walde tönten. „Herr Ritter," sagten die Damen zu Lanzelot, „höret da die Freude, welche Eure Ankunft hervorgerufen hat. Es sind die Bürger und Sassen dieser Stadt, welchen bereits die Kunde zugekommen ist." Lehnte sich Lanzelot ins Saalfenster und sah, wie sich die Stadt mit wackeren Bürgern wieder bevölkerte, und die breiten Straßen und weiten Wohnräume sich füllten, und Cleriker und Priester in stattlicher Schaar Einzug hielten. Diese lobten und priesen den Herrn für die wiedergeschenkte Freiheit, in ihre Kirche zurückzukehren; sie segneten auch den Ritter, durch dessen Vermittlung sie die Möglichkeit der Rückkehr erlangt hatten. Lanzelot wurde in der ganzen Stadt hoch gefeiert, und die beiden Fräulein beeiferten sich, ihn zu bedienen, und Achtung und Ehrerbietung erwiesen ihm alle, welche das Schloß bewohnten oder besuchten, Laien und Priester.

143. An dieser Stelle verstummt die Märe von Lanzeloten und spricht wieder von dem Könige und Gawan, die seinetwegen in großer Besorgniß sind und sehr gerne über ihn Kunde erhielten. Sie begegnen einem Ritter, der in voller Wehr daherreitet, und fragt ihn Gawan, woher er komme. Antwortet er, daß er aus dem Lande der Reifenkönigin komme, welcher großes Unglück zugestoßen sei. Der Sohn der Wittib nämlich habe den Goldreif durch Besiegung des Drachenritters rechtlich erworben, ihn aber der Königin zur Aufbewahrung und gelegentlichen Wiedererstattung zurückgegeben (Nr. 125). Nun habe ihn Nabigant vom Fels, ein ebenso gewaltthätiger als mächtiger Ritter, ihr abgenommen und einer Dame überlassen, damit sie ihn zu einem bevorstehenden Turnier bringe, und solle selbiges Turnier stattfinden auf einer Wiese bei dem Zelte zweier Fräulein, allwo Gawan den bösen Brauch abstellte. Die Dame, welche den Goldreif bringe, werde ihn dem Sieger im Turniere zum Geschenke machen. Nabigant mache sich anheischig, ihn wiederzuerwerben, wie er ihn schon einmal mit bewaffneter Hand erstritten habe. „Ich aber ziehe als Herold hinaus für alle Ritter, so von der Sache noch keine Kunde haben, auf daß sie sich an Ort und Stelle verfügen mögen."

Der König und Gawan reiten voran bis zu dem Zelte, wo Gawan dem abscheulichen Brauche ein Ende machte und dafür jene zwei Ritter erschlug. Er fand das Zelt aus- und inwendig ebenso herrlich geschmückt, wie beim ersten Besuche (Nr. 32). Gawan ließ den König auf dem kostbaren Ruhebett Platz nehmen und durch einen Diener entwaffnen und legte auch selbst die Wehr ab. Darauf wuschen sie den Eisenschmutz von Gesicht und Händen, und Gawan fand die Truhen zu Häupten des Prunkbettes aufgeschlossen und reichte dem Könige ein weißes Untergewand und einen Ueberrock aus golddurchwirkter Seide. Sich selbst kleidete er in gleicher Weise. Die Truhen waren reich an prächtigem Schmucke, wie auch das ganze Zelt herrlich ausgestattet. Als sie sich also herausgeputzt hatten, wäre es schwer gewesen, schmuckere Ritter zu finden. Doch sieh, da kamen die beiden Fräulein des Zeltes. „Fräulein," sprach Gawan, „Gott grüß' euch!" — „Ihr Herren," entgegneten sie, „wir wünschen euch beiden Glück und Segen! Dünkt uns aber, daß ihr euch keck genug zueignet, was unser ist, und wollet doch nie für eine von uns thun, was von euch begehrt wird." — „Gawan," fuhr die ältere fort, „es gibt keinen Ritter im ganzen Königreiche, der nicht überglücklich wäre, falls er sich meiner Liebe versichert halten dürfte; Euch aber bat ich an einem gewissen vergangenen Tage um Eure Zuneigung und beschwor Euch bei all Eurer Rittertugend, und Ihr versagtet mir alles. Wie könnet Ihr es wagen, Euch auf mein Wohlwollen zu verlassen und mit solcher Kühnheit mein Eigenthum zu entwenden, da ich Euch nicht das Geringste zutrauen darf?" — „Fräulein, bei Eurer Höflichkeit und bei der feinen Sitte dieses Landes! Ihr sagtet ja, als der böse Brauch fiel (Nr. 32 ff.), daß hinfüro alle Ehren und Dienste, die man einem Ritter schulde, hier im Hause allen denen zu Gebote stehen sollten, so allhier Herberge nähmen." — „Herr Gawan, Ihr sagt die Wahrheit, aber man muß ja wohl in der Dienstfertigkeit säumig werden, wenn man angethane Schmach mit Schmach zu vergelten hat. Morgen nimmt das Ritterspiel auf diesem prächtigen Anger seinen Anfang; es wird zahlreich besucht werden und dabei ein Goldreif als Preis ausgesetzt sein.

Wir wollen ſehen, wer ihn erſtreitet. Das Turnier dauert drei Tage, und dürfet Ihr ſtolz darauf ſein, daß Ihr und Euer Gefährte für dieſe Zeit das ſchönſte, annehmlichſte und ruhigſte Quartier gefunden habt; kein Ritter unter allen Turniergäſten trifft es ſo glücklich." Das jüngere Fräulein ſchaute König Artus an und ſprach: „Und Ihr, Herr Ritter, was gedenket Ihr zu thun? Werdet Ihr ebenſo fremd thun gegen uns, wie Gawan ſich ſpröde gegen alle zeigt?" — „Fräulein," antwortete der König, „Gawan thut, wie er will, und ich thue, was ich will. Ich werde gegen Euch nicht fremd und ſpröde thun, noch überhaupt gegen ritterliche Damen. Nein, ich halte ſie in Ehren zeitlebens, und jetzo ſtehe ich Euch zu Befehl." — „Herr Ritter, habt Dank; ſo bitte ich Euch denn, im Turnier mein Ritter zu ſein." — „Fräulein, das wird Euch nicht verſagt, und ſoll es mir eine herzliche Freude ſein, Euch einen Gefallen zu thun; denn für Frauen und Damen müſſen ſich Ritter mühen." — „Herr, was iſt Euer Name?" — „Fräulein, ich heiße Artus und bin von Tinkardeil." — „Steht Ihr in Beziehung zu König Artus?" — „Ja, Fräulein, ich war gar oft an ſeinem Hofe. Wenn er mir nicht zugethan wäre und ich ihm, ſo befände ich mich nimmer in Gawans Geſellſchaft. Er iſt ein König, den ich in aller Welt am zärtlichſten liebe." Die Dame blickt ihn nochmals an, ahnt aber noch nicht, daß er es ſelber ſei; doch gefällt ihr ſein Weſen und Benehmen ſehr wohl. Der König könnte nun verſichert ſein, eine Freundin gefunden zu haben, ſo viel es auf ſie ankommt. Allein von ſeinen Aeußerungen bis zu ſeinen Gedanken iſt noch ein weiter Weg, und wäre da noch gar vieles zu erzählen. Denn er gibt ſich ganz den Anſchein vor der Dame, als dürfe ſie ſich ihm ganz vertrauen; aber ſein Herz ſteht auf Ginevra die Königin, an welchem Ort der Welt er ſich auch aufhalten mag, und er kann nichts ſo innig lieben wie ſie allein. Es ließen nun die Damen beide Roſſe in den Stall führen und die Ritter für die Nacht aufs beſte beſorgen. Sie ſchliefen auf zwei koſtbaren Ruhebetten mitten in dem Saale, und hatten ihre Waffen in guter Ordnung vor ſich liegen. Die Damen wollten ſich nicht eher entfernen, als bis ſie eingeſchlafen waren.

144. Die Ritter, welche ringsher wohlgerüſtet zum Waffenſpiel ſich eingefunden, ſtrömten des andern Morgens auf der Waldwieſe zuſammen und ſchlugen ihre Zelte auf. Als ſich Artus der König und Gawan in der Frühe vom Lager erhoben, ſahen ſie das Gedränge zu dem Anger hin. Trat die ältere Dame zu Gawan heran und ſprach zu ihm: „Herr Ritter, ich wünſchte, Ihr trüget heute mir zu lieb rothe Waffen, wie ich ſie Euch geben will. Habt aber Acht, ſie in Ehren zu halten! Indeſſen ſoll man Euch nicht perſönlich erkennen, ſondern es ſoll nur heißen, Ihr ſeiet der rothe Ritter, und ſo laßt Ihr es gelten.“ — „Fräulein, ſchönen Dank! Ich will mich Euch zu Gefallen im Kampfe mühen, ſo gut ich vermag.“ Kam aber die jüngere zu Artus: „Herr Ritter, meine Herrin hat ihr Geſchenk gemacht; ſo mache ich nun das meinige. Ich beſitze eine goldene Waffenrüſtung, die koſtbarſte, die je ein Ritter tragen mag; die ſchenke ich Euch, dieweil ich meine, ſie ſei bei Euch beſſer angebracht, als bei irgend einem andern Ritter. Ich bitte Euch denn, Euch meiner im Kampfe zu erinnern, und ſo werde auch ich Euer oft gedenken.“ — „Fräulein, tauſend Dank! Es gibt keinen Ritter, ſo Euch nicht in herzlicher Erinnerung behielte, falls er Euch nur einmal geſehen, von wegen Eurer Zuvorkommenheit und Eurer anderen Vorzüge.“

Die Ritter erſcheinen vor ihren Zelten. Der König und Gawan haben die Waffen angelegt und die reichgedeckten Roſſe vorführen laſſen. Auch die Maid, ſo den Goldreif verſchenken ſoll, iſt angelangt. Nabigant vom Fels führt zahlreiche Rotten von Kriegern zur Wahlſtatt. Das Spiel ſoll beginnen [1].

[1] In der Schilderung des Turniers ſind beide Texte lückenhaft und nicht wohl verſtändlich, aber glücklicherweiſe genau ſo, daß ſie ſich gegenſeitig ergänzen. Der franzöſiſche Text läßt den erſten der drei angekündigten Tage weg (bis S. 263 Z. 13 v. u.), der wälſche hingegen, obwohl auch er von drei Tagen redet, den letzten. Die dadurch entſtehende Verwirrung und Dunkelheit ſchwindet durch die Ergänzung der Erzählung. Wir entlehnen alſo aus dem wälſchen Text die Erzählung von dem erſten Tag des Ritterſpiels; dieſelbe iſt ſchon darum unentbehrlich, weil auf die zur Einleitung des zweiten Tags erwähnte Bitte lange zuvor (Nr. 41) hingewieſen worden iſt.

Die jüngere Dame sprach zu Artus: „Wisset, daß kein Ritter heute eine Rüstung hat, so kostbar wie Eure; sorgt also auch dafür, mir als Ritter Ehre zu machen." — „Gott helfe mir dazu!" entgegnete Artus. Beide zogen nun die Zügel ihrer Rosse an und sprengten davon. Die jüngere Dame neckte die andere: „Sag an, gefällt dir mein Ritter wohl?" — „Ja," erwiederte die andere; „Gawan sagt mir weniger zu." Darauf warfen sich Artus und Gawan wie zwei Löwen mitten in den Haufen und stießen im Anprall zwei Ritter auf den Grund unter die Füße ihrer Rosse. Gawan nahm die erbeuteten Rosse und übergab sie einem dienenden Knappen, sie für die beiden Damen aufzuheben. Von nun an aber dachten sie nicht länger auf Gewinn; sie durchbrachen rings Reihen und Rotten mit einer Wucht, der niemand widerstehen konnte. Nabigant gewahrte Gawan und griff ihn an; dieser aber rannte seinerseits so gewaltig auf ihn ein, daß er ihn mitsammt dem Rosse zu Falle brachte. Artus war inzwischen auch nicht müßig; ein jeder von beiden machte vor sich reine Bahn. Noch manche andere fochten wacker; doch jenen kam keiner gleich. Unzählig waren die Schläge, die sie an diesem Tage austheilten und empfingen. Nachdem es Abend geworden, ging man in das Quartier zurück; überall aber hieß es in den Zelten, daß der Ritter mit der goldenen und der mit der rothen Rüstung sich heute vor allen hervorgethan hätten. Artus und Gawan kehrten auch zu ihren Zelten zurück, ließen sich die Waffen abnehmen und legten saubere Kleider an; die Damen beeiferten sich, ihnen zu dienen. Sieh da kam der Zwerg der Damen und rief: „Freuet euch und seiet lustig; denn allesammt erklären sie, eure Ritter seien heut die besten gewesen." Artus und Gawan setzten sich zu Tisch; die Frauen bedienten sie mit Fleisch aller Art und Wein aufs reichlichste. Der König ließ seine Dame sich gegenüber Platz nehmen; ebenso that Gawan. Nach dem Essen gingen die Ritter schlafen; denn sie waren ermüdet und erschöpft infolge der erhaltenen und ausgetheilten Schläge. Sie ruhten bis zum Morgen.

Als der Tag angebrochen und sie aufgestanden waren, stellte sich die jüngere Dame bei Artus ein, um ihn zu begrüßen. Der

König grüßte wieder: „Gott ſchenke auch Euch Ehre und Frieden.“ Auch die andere trat zu Gawan und ſprach: „Erinnert Ihr Euch noch des Königs, deſſen Land rings mit einer Mauer aus Stein umgeben war und bei dem Ihr eine Nacht zubrachtet auf jener Reiſe zur Erwerbung des Johannisſchwertes? Der König, wißt Ihr, wollte es Euch abnehmen, was Euch großes Leid verurſachte. Indes wurde es Euch doch überlaſſen unter der Bedingung, daß Ihr die erſte Bitte, die eine Jungfrau an Euch ſtellen würde, bereitwillig gewährtet. Das verſpracht Ihr auf Eure Treue“ (Nr. 36. 41). — „Ich entſinne mich deſſen recht wohl“, erwiederte Gawan. — „So befehle ich Euch alſo um Gottes willen, damit ich erkenne, ob Ihr ſo worttreu ſeid, wie man ſagt, heute als der ſchlechteſte Ritter aus dem Turnier heimzukehren. Doch diesmal tragt Ihr keine anderen Waffen als die eigenen, damit Euch alle erkennen mögen. Thut Ihr nicht ſo, dann habt Ihr die Treue gebrochen, und ich ſelbſt gehe es dem König melden, daß Ihr dem getroffenen Uebereinkommen untreu geworden ſeid.“ — „Edle Frau,“ ſprach Gawan, „ich brach nie einem Menſchen das gegebene Wort, wenn ich es zu halten im Stande war, und irgend eine Möglichkeit zur Leiſtung des Uebernommenen übrig blieb.“

Die Stunde des Waffenſpiels iſt da. Die beiden Helden verabſchieden ſich und ſitzen auf. König Artus ſetzt als guter Ritter die Sporen ein und wirft zween Ritter im Anlauf nieder. Gawan aber dringt zwiſchen zwei Reihen ein, um ſich beſſer allen Augen kenntlich zu machen. Schon hört man einige ſagen: „Seht da Gawan, den guten Ritter, König Artus' Neffen!“ Nabigant vom Fels ſprengt nun, ſo raſch ſein Roß ihn tragen will, mit vorgeſtreckter Lanze auf ihn los. Gawan ſieht ihn kampfwüthig nahen — wirft ſeinen Schild zu Boden und flieht, ſo ſchnell er vermag. Da rufen alle, die es ſehen, ihrer vierzig oder mehr voll Verwunderung aus: „Ums Himmels willen, was ſoll man einer ſolchen Feigheit vergleichen!“ Nabigant hält es unter ſeiner Würde, einen ſolchen Ritter zu verfolgen: es bringe wenig Ehre ein, ihm noch das Roß abzujagen. Auch andere Ritter bieten ihm den Kampf

an; aber er duckt sich wieder und biegt aus, so gut er kann, und benimmt sich ganz wie einer, der keinem zu stehen den Muth hat, und drängt sich zu Artus heran, um bei ihm Schutz zu finden. Den König beschämt sein Benehmen, und hat derselbe große Noth, ihn von sich fernzuhalten, da er sich an ihn schmiegt, wie die vom Falken verfolgte Elster sich in den Busch duckt. Dieselbe Schmach und Schande lag auf Gawan, so lang das Spiel währte. Die Ritter sagten, sein Ruhm sei doch größer als sein Verdienst; nie hätten sie in einer Turnierversammlung einen so memmenhaften Ritter gesehen wie ihn, und nie wollten sie sich mehr, wie bislang, vor ihm fürchten, und dürften inskünftig wohl viele um ihrer Verwandten und Freunde willen, so er ihnen in den Wäldern erschlagen, Rache an ihm nehmen. Das Turnier ward geschlossen, als es dunkelte; des waren der König und Gawan gleich froh. Die Ritter entwaffneten sich in ihren Quartieren, Artus und Gawan im Zelte der Damen.

Sieh da springt ein Zwerg herbei: „Bei meinem Schädel, edle Fräulein, eure Ritter haben sich schlecht gehalten. Den mit den goldenen Waffen könnt' man noch hingehen lassen; allein Gawan, der ist ein Hasenherz, wie ich noch keins nit sah. Griffe der mich morgen am Tage an, und wär' ich ebenso bewaffnet wie er, ich mein', ich würd' ihn wohl bestehen. Die Teufel ließen ihn in den Kreis so vieler Ritter gerathen, sintemal je mehr Zuschauer da sind, je besser erkennt man seine nichtswürdige Art. Und Ihr, Herr," spricht er zu Artus, „warum haltet Ihr Euch in seiner Gesellschaft? Ohne ihn hättet Ihr Euch heut viel besser ausgenommen. Der schmiegte sich so hart an Euch, aus Furcht vor den Hieben, wie der Haas vor dem Hunde in den Busch schlüpft. Es steht einem guten Ritter schlecht an, ein Hasenherz zum Gespan zu haben. Doch wisset, ich wollt', er wäre noch erbärmlicher, als er ist, von wegen der zween Ritter, so er vor diesem Zelte erschlug." Die ältere Dame hörte den Zwerg reden und lachte dazu; sie verstand wohl, daß Gawan große Schande aus dem Ritterspiel davongetragen habe.

Die Ritter sagten in ihren Quartieren, daß sie nun nicht wüßten, wem der Goldreif zukomme; denn der Ritter in der

goldenen Rüſtung und der in der rothen ſtellten ſich nicht mehr ein; dieſe hätten's doch am erſten Kampftage am beſten gemacht[1]. Des folgenden Tages ſollte das Turnier wieder aufgenommen werden. „Gawan," ſprach alſo der König, „Ihr habt heut viel Unehre geerntet, und ich bin um Euretwillen ſehr beſchämt worden. Ich glaube nicht, daß je ein tüchtiger Ritter, wie Ihr es ſeid, ſo den Feigen zu ſpielen fertig brachte, wie Ihr es thatet. Ihr habt aus Liebe zu dem Fräulein etwas Außerordentliches gethan, und ſie hat ſich an Euch weiblich gerächt, ſo großen Verdruß Ihr derſelben auch einſt zugefügt haben mögt. Wenn Ihr aber morgen wieder ſo feige ſeid, wie heute, ſo kommt nie der Tag, daß man Euch nicht darob ſchelten wird." — „Meiner Treu," entgegnete Gawan, „muß ich dem Fräulein doch eine Freude machen, da wir einmal unter ihre Botmäßigkeit gerathen ſind." Nach dem Eſſen legten ſie ſich ſchlafen.

Am Morgen, da ſie aufſtunden, kam die ältere Dame zu Gawan und ſprach: „Ich wünſchte, daß Ihr gleiche Waffen anlegtet, wie Euer Gefährte am erſten Tag; ich gebe Euch eine ganz koſtbare Rüſtung und will, daß Ihr ein ſo guter Ritter ſeiet, wie Ihr Euer Lebtage nur jemals waret. Aber ich empfehle Euch auf die Treue, welche Ihr mir geſtern gelobtet, daß Ihr Euch keinem zu erkennen gebet, und falls Euch einer fragt, ihm erkläret, Ihr ſeiet der Ritter mit der goldenen Rüſtung." — „Fräulein," ſprach Gawan, „habt Dank; ich thue nach Eurem Wohlgefallen." Ging auch die jüngere Dame zum König und ſprach zu ihm: „Herr Ritter, ich will Euch die Waffen vertauſchen; Ihr ſollt die rothe Rüſtung tragen, wie Gawan am erſten Tage, und bitte ich Euch, ſo wacker zu ſtreiten wie zuvor, oder beſſer." — „Fräulein, ich muß mich nun wohl noch beſſer halten; ich weiß Euch vielen Dank für das Wort, das Ihr zu ſprechen geruht."

Die Pferde werden gedeckt und die Ritter ſteigen in voller Wehr auf. Sie reiten mit ſolchem Eifer auf und über den Plan,

[1] Artus und Gawan haben heute in ihren eigenen Waffen gekämpft.

daß sie, an allen größeren Rotten vorüberlaufend, Ritter und Pferde und alles niederwerfen. Artus gewahrt Nabigant, welcher in stattlicher Rüstung daherkommt; er stößt ihm die Lanze so wuchtig auf die Brust, daß er ihn hinters Roß wirft; derselbe bricht im Fall das Schlüsselbein des Halses. Der König läßt das Pferd durch den Knappen der jüngern Dame überbringen, welche große Freude darüber an den Tag legt. Auch Gawan durchstöbert allerseits die Reihen und haut so wacker drein, daß kaum einer seine Streiche aushält. Artus ist inzwischen nicht müßig, sondern durchbohrt Schilde und schlägt Helme ein, daß alle staunend auf ihn und Gawan blicken. Die Sage will, daß es der König wohl noch besser gemacht hätte; allein er blieb absichtlich hinter seinem Vermögen zurück und leistete weniger, weil er Gawan, der sich Tags zuvor so schlecht gehalten hatte, jetzt den Preis des Kampfes zuwenden wollte.

145. Die Maid mit dem Goldreif (Nr. 143) stand mitten im Kreis der Ritter; sie hatte das Kleinod in einem kostbaren Gefäße aus Elfenbein mit reicher Edelsteinverzierung sorgsam aufgehoben. Als sie wahrnahm, wie das Waffenspiel erlahmte, ließ sie alle Ritter einhalten und bat sie, ohne Hehl und Fehl das Urtel zu sprechen, wer durch seine Waffenleistung den Goldreif verdienet habe. Sprachen nun alle nach bestem Wissen und Gewissen sich dahin aus, daß die Ritter mit den goldenen und mit den rothen Waffen den Preis vor allen anderen verdienten; von diesen Zweien aber gebühre dem mit der goldenen Rüstung der Vorzug, sintemal ihn am ersten Tag kein Ritter zu übertreffen vermochte und ebenso wenig am zweiten; wenn sich jedoch der rothe Ritter am zweiten Tage nicht geflissentlich zurückgehalten hätte, so würde er nicht minder, oder wohl gar noch mehr geleistet haben. Man brachte Gawan den goldenen Reif, ohne daß man wußte, daß er es sei[1]; er hätte selbst lieber gesehen, man hätte ihn dem König Artus überreicht. Die Ritter zerstreuten sich. Der König und

[1] Man weiß auch nicht, daß der Ritter mit der goldenen Rüstung vom ersten Tage ein anderer, nämlich Artus, ist.

Gawan kehrten zum Zelte zurück und brachten den Goldreif mit; die Damen hatten große Freude daran.

Doch sieh, da kommt das Zwergmännlein wieder: „Edle Damen, so ein Ritter ist besser als Gawan, der Hase, die Memme, der so viel Schand' aus dem Turnier heimtrug. Euch selbsten traf schwerer Unglimpf, dieweil Ihr ihm 's Quartier gabt. Doch der da erstritt den Goldring, Gawan aber Schimpf und Schande." Die Fräulein lachten seines Geredes und befahlen ihm, so ihm seine Augen lieb, sich fortzutrollen. Man nahm dem König und Gawan die Waffen ab. „Herr Ritter," frug die jüngere Dame, „was werdet Ihr mit dem Goldreif thun?" Entgegnete Gawan: „Ich stelle ihn dem zurück, der ihn zuerst mit Gefahr des Lebens erwarb, ihn der Königin überließ, die ihn bewahren sollte, und durch Gewalt und Raub verlor." Der König und Gawan nahmen ihre Nachtruhe in dem Zelte. Kam das jüngere Fräulein zu Artus: „Herr Ritter, Ihr habt mir zulieb, so sagte man mir, im Turniere große Waffenthaten vollführt; ich bin geneigt, es Euch zu entgelten." — „Fräulein, es ist gut; Euer Dank und Dienst ist mir lieb, aber Eure Ehre noch lieber, und möchte ich Euch deren so viel wünschen, wie keine andere Dame hat. Auf eine Frau ohne Ehre ist kein Verlaß; Gott helfe Euch, die Eure treu zu bewahren!" — „Frau," sprach sie da zu ihrer Herrin, die vor Gawan saß, „dieser Ritter und Gawan haben sich abgesprochen; es ist ihm um unsere Gewogenheit und unsere Gesellschaft nicht zu thun. Lassen wir sie; schlechte Nacht wünsche ich ihnen, und bewahr' uns der Himmel allzeit vor so gearteten Gästen." — „Bei meinem Haupt," sagte das ältere Fräulein, „wäre es nicht wegen des Goldreifs, den er der Königin zurückzuerstatten hat, die ihn in ihrer Obhut hatte, meiner Herrin nämlich, so käme er nicht so guten Kaufes wie jetzt wieder aus diesem Lande heraus. Allein ich weiß wohl, so ungeschliffen Gawan gegen Damen ist, so ist er doch sonst ein Mann von Treue, der niemals sein Wort brechen wird." Die Fräulein zogen sich nun zurück.

146. Bei Tagesanbruch entfernten sich Artus und Gawan. Den Nabigant trug man in einer Sänfte fort, weil er im Tur-

nier verwundet war. Meliot von Logrien aber, der Gawan ſuchte, traf die Ritter und ihr Waffengeräth, wie es vom Turniere heimgefahren wurde. Er fragte mehrere, ob ſie Kunde hätten von Gawan, dem Neffen des Königs Artus. Man erwiederte: „Ja, Herr, aber gar ſchlechte", und frug zugleich, warum er ſich nach ihm erkundige. Sprach er: „Ich bin ſein Lehnsmann und er mein Herr, und muß er mir mein Land ſchützen, das mir der eben in der Sänfte heimgetragene Nabigant abgenommen hat. Das iſt der Grund, warum ich Gawan ſuche, auf daß er mir und meinem Lande zu Hilfe komme." — „Meiner Treu," entgegnete ein jeder, „ich weiß nicht, wie er anderen helfen ſoll, da er ſich ſelbſt nicht helfen kann. Gawan war beim Turniere; aber ich ſage Euch in Wahrheit, er ſpielte die allererbärmlichſte Rolle." — „Ach Gott," rief Meliot von Logrien aus, „ſo iſt mein Land verloren, wenn er ſo herabgekommen iſt, wie Ihr da ſaget." — „Ja," ſprachen ſie, „Ihr würdet es uns leichter glauben, wenn Ihr ihn beim Turniere ſelbſt geſehen hättet." Meliot ritt traurig von dannen.

147. Artus und Gawan hatten das Zelt verlaſſen und waren in größter Eile weiter gezogen, um das Ziel ihrer Fahrt baldmöglichſt zu erreichen. Sie ſehnten ſich immer mehr nach Lanzelots Rückkehr. Eines Abends ſpät kamen ſie zu der verfallenen Wohnung, wohin Gawan durch den Bracken geführt wurde und wo er den von Lanzelot erſchlagenen Ritter fand (Nr. 27). Sie nahmen hier ihr Abſteigequartier und trafen Ritter und Damen, die ſie erkannten. Die Herrin der verlaſſenen Wohnung ſandte gleich um Hilfe: ſie hätte Artus, welcher den anderen Rittern das Verderben bereite, und Gawan, ſeinen Neffen, da in ihrem Hauſe. Es wäre ihr Wunſch geweſen, Lanzelot möchte ſie begleitet haben, ſintemal er es war, der ihren Bruder getödtet hatte. Eilten nun die Ritter in großer Zahl herbei, um Artus und Gawan anzugreifen. Die Frau indeſſen hatte ſoviel Anſtand und Rückſicht, daß ſie nicht geſtattete, den Gäſten in ihrem Hauſe ein Leid anzuthun. Doch behielt ſie ſieben Ritter von hohem Muthe zurück, um den Zugang zur Brücke zu bewachen, damit Artus und Gawan

nicht anders als mitten zwiſchen ihren Schwertern hin abziehen könnten.

148. Die hohe Märe bezeugt uns, daß mittlerweile Lanzelot aus der menſchenleeren Stadt, wo man ihn ſo hoch in Ehren gehalten (Nr. 142), hinausgeritten war bis in das Herz eines Waldes und hier Meliot von Logrien traf, der durch jene über Gawan erhaltene Auskunft (Nr. 146) noch ſehr erſchrocken war. Frug ihn Lanzelot, woher er des Weges komme. Er entgegnete: „Von der Suche nach Gawan, über den ich betrübende Kunde vernahm.“ — „Wie ſo,“ frug Lanzelot, „iſt er nicht gut daran?“ — „Nein, fürwahr,“ ſprach er, „ſoviel ich habe ſagen hören. War er doch ſonſten ein gar wackerer Kämpe, und jetzo iſt er ein Schwächling geworden. Er beſuchte das Turnier, von dem man die Rüſtungen und Roſſe dieſes Weges heimbrachte, und ſagten die Ritter mir, daß nie ſo große Feigheit an einem Ritter erfunden ward; doch hatte er einen Genoſſen, der ſich auszeichnete. Sei dem, wie ihm wolle, ich fände ihn nur allzu gern, und kann ich's trotz aller Verſicherung nicht glauben, daß er ſo feige geworden.“ — „Auch ich forſche nach ihm,“ ſprach Lanzelot; „kehrt um mit mir, ſo es Euch gefällt.“

Meliot von Logrien wendete ſein Roß, und beide ritten mitſammen voran, bis ſie jene verfallene Wohnung erreichten, wo der König und Gawan Quartier genommen hatten und ſich nun eben mit bewaffneter Hand den Auszug erzwingen wollten, indes die Sieben am Thore Wache ſtanden. Es war nämlich den beiden Eingeſchloſſenen im Hauſe unbehaglich geworden, und ſo ritten ſie über die Brücke den ſieben Belagerern entgegen und warfen ſich auf ſie. Dieſe aber erkannten ſie an dem Eiſen der Lanze und kämpften um ſo wüthender.

Da erſcheint Lanzelot mit dem Ritter. Sie haben ſich einer ſolchen Scene nicht verſehen. Lanzelot erkennt den König und Gawan. Die Ritter ſchreien auf; er aber ſtürzt ſich unter ſie wie ein Sperber zwiſchen die Vögel, daß ſie auseinanderſtieben. Einen erhaſcht er und bohrt ihm die Lanze durch den Leib. Meliot tödtet einen zweiten. König Artus freut ſich nicht wenig, da er

Lanzelot erkennt und ihn gesund und wohl sieht, und Gawan desgleichen. Lanzelot und Meliot machen ihnen die Bahn frei; die Belagerer wagen das Feld nicht länger zu behaupten und ziehen ab. Auch die Dame des Hauses erkennt Lanzelot wieder, und alsbald ergreift sie die Hand eines hübschen Knaben, der bei ihr steht, und ruft: „Lanzelot, Ihr habt den Bruder dieses Knaben erschlagen; so es Gott gefällt, nimmt er oder ein anderer einmal Rache dafür!" Lanzelot hört die Dame rufen, aber schweigt und wendet der verfallenen Wohnung den Rücken. Nun erkennt auch Meliot von Logrien Gawan, und dieser ihn; sie äußern beide große Freude beim Wiedersehen. „Herr," beginnt Meliot, „ich bin gekommen, bei Euch Klage zu führen gegen Nabigant vom Fels, welcher mein Land befehdet, das ich von Euch zu Lehen habe, und weigert er sich, gegen irgend einen, außer gegen Euch, sein Recht zu verfechten. Nun ist der Termin des Austrags unserer Sache nahe vor der Thüre, und so Ihr an dem Tage nicht erscheinet, habe ich den Handel verloren. Ihr gabet mir, als ich Euer Vasall wurde, das Wort, zu Schutz und Trutz mein Helfer zu sein." — „Ich gehe gern mit Euch", spricht Gawan, beurlaubt sich beim König und bei Lanzelot und verspricht, baldmöglichst wieder zu ihnen zu stoßen.

149. Indes Artus und Lanzelot ihre Fahrt zum Land des Fischerkönigs beschleunigen, reitet Gawan ins Land Nabigants vom Fels. Meliot ließ diesen wissen, daß Gawan erschienen, und er selbst sich erbiete, durch diesen seinen Schirmherrn sein Recht auszufechten. Nabigant war inzwischen von den im Turnier empfangenen Wunden geheilt, hatte aber eine große Verachtung Gawans heimgebracht wegen der an ihm beobachteten Feigheit. Er verbot also seinen Rittern, sich zwischen sie beide zu drängen, sintemal er wohl viere solcher Helden zu bestehen gedenke. Das Schloß hinabreitend kommt er an den Ort, wo Gawan ihn erwartet. Da dieser ihn kommen sieht, biegt er ein wenig zur Seite. Nabigant aber, in ungestümem Drange, legt ohne weitere Worte die Lanze ein und rennt ihn an. Seine Lanze aber springt beim Anprall auf den Schild in Stücke. Gawan seinerseits trifft ihn

gerade auf die Bruſt und ſtößt ihm die Lanzenſpitze mitten durchs Herz, daß er entſeelt zu Boden ſinkt. Nun ſtürmten die Ritter auf ihn ein; doch er ſchützt ſich ohne Mühe gegen ihren Angriff, und den Meliot von Logrien desgleichen. Gawan bahnt ſich unter beſtändigem Kampfe mit den Rittern gewaltſam den Weg zum Schloſſe und zwingt ihnen die Pflicht auf, dem Meliot von Logrien zu huldigen, die Schlüſſel der Burg zu überreichen und alles wieder zur Stelle zu ſchaffen, was ſie ihm genommen haben. Dann zieht er wieder ab und ſucht den König Artus einzuholen.

150. Im Walde trifft er eine Dame, die in beſtürzter Eile flieht. „Fräulein," ſpricht Gawan, „Gott geleite Euch auf Eurem Wege; doch wohin eilt Ihr in ſolcher Haſt?" — „Herr, ich reite zur glänzendſten Turnierverſammlung, die Ihr je ſahet." — „Welche denn?" — „Herr, auf der Palaſtwieſe; ich aber ſuche den Ritter in der goldenen Rüſtung, der auf der Zeltwieſe den Goldreif erſtritt. Könntet Ihr, werther Ritter, mir über ihn Beſcheid ſagen?" — „Fräulein, was wünſchet Ihr von ihm?" — „Ihn zu finden wäre meine größte Freude; denn meine Herrin, die den Goldreif von dem Sohne der Wittib, der ihn das erſte Mal erwarb, in Verwahr hatte, ſchickt mich, ihn zu ſuchen." — „Zu welchem Zwecke?" — „Herr, meine Herrin läßt ihn durch mich dringend erſuchen und beim Erlöſer der Welt beſchwören, wenn er je Mitleid mit einer Frau oder Maid hatte, ſo möge er Rache an Nabigant nehmen, weil er ihre Leute getödtet und ihr Land verheert habe. Wiſſet aber, es wurde ihr geſagt, daß der Ritter, ſo den Goldreif erwerbe, die Rache zu vollbringen habe." — „Fräulein," erwiedert Gawan, „bemüht Euch in dieſer Sache nicht weiter; denn ich kann Euch verſichern, daß der Ritter, welcher den Goldreif erbeutete, Nabigant das Leben genommen hat." — „Herr Ritter, wie erfuhrt Ihr das?" — „Weil ich den Ritter ſehr gut kenne und ihn den Nabigant erſchlagen ſah, und hier habe ich zum Beweiſe den goldenen Reif, damit ihn der Sieger dem Wiedereroberer des heiligen Grales einhändige und das Wort Eurer Herrin einlöſe." Damit zeigt Gawan den Goldreif in einem elfenbeinernen Käſtchen, welches er wohlverwahrt bei ſich trägt. Die

Maid freut sich über den Ausgang dieser Sache und eilt zurück, um ihrer Herrin davon Nachricht zu geben.

Gawan reitet zum Turniere, dieweil er nicht zweifelt, daß auch Artus und Lanzelot sich daselbst einfinden werden, wenn sie davon Bescheid wissen. Er wendet sich also nach der Palastwiese und sucht selbe auf dem geradesten Wege so schnell als möglich zu erreichen. Nicht lange ist er vorangeritten, so kommt ihm ein Knappe entgegen; Reiter und Mähre scheinen müde und erschöpft. Gawan fragt, woher er komme; der Knappe spricht: „Aus König Artus' Reich, wo große Kriegsnoth herrscht, sintemal man nicht weiß, was aus ihm geworden ist, und sagen ihrer viele, er sei todt, da seit seiner Abreise aus Kardeil keine Kunde von ihm an den Hof kam. Gawan und Lanzelot sind mit ihm ausgezogen. Die Königin aber trauert über ihren Gemahl und ihren verstorbenen Sohn so tief und unaufhörlich, daß manche meinen, es werde ihr den Tod bringen. Briant von Eilanden ist mit Key ins Land gefallen und sengt und brennt, und entführt im Angesichte aller Schlösser seine Beute. Von allen Rittern der Tafelrunde sind nur mehr fünfunddreißig bei Hofe, dazu zehn derselben schwer verwundet. Die wenigen schützen das Land, so gut es angeht. Den König suche ich leider schon lange vergebens."

Als Gawan die böse Nachricht vernahm, befiel ihn schweres Herzeleid; er eilte stracks dem Turnierplatze zu, und der ganz erschöpfte Knappe mit ihm. Dort traf er Artus und Lanzelot und die Ritter aus dem ganzen Reiche bereits versammelt. Es war aber ein Gast auf weißem Roß erschienen und führte eine überaus werthvolle goldene Krone mit sich, und war in allen Ländern, so an dieses grenzten, ausgerufen worden, daß der Sieger im Turniere Roß und Krone, deren Eignerin todt sei, erwerben und behalten solle, mit der Pflicht, ihr Land zu hüten und zu schirmen. Auf solche Kunde waren Leute aller Art hier zusammengeströmt. Gawan und Lanzelot hatten sich bereits auf die eine Seite geschlagen. Es meldet aber die Sage, daß König Artus bei diesem Turniere den rothen Schild jener einen Jungfer trug, Gawan seinen gewöhnlichen und Lanzelot einen grünen, aus Liebe zu dem Ritter,

der in dem Walde erſchlagen wurde, weil er ihm beigeſtanden. Sie ſtürmen auf den Plan wie losgekettete Löwen und werfen auf den erſten Gang drei Ritter nieder; dann durchreiten ſie die Schaaren nach allen Seiten und ſtürzen Ritter und Roſſe in den Staub. König Artus rennt keinen Ritter an, ohne ihm den Schild durch den Buckel zu durchbohren; alles meidet und fürchtet ſeine Stöße. Gawan und Lanzelot ſind ihrerſeits nicht müßig, ſondern behaupten wacker ihren Platz. Doch man ſchaut immer wieder ſtaunend auf Artus, der ſteht und kämpft wie ein Löwe, wenn ihm die Rüden nahen. So verlief das Waffenſpiel, bis es erlahmte.

151. Dann ſprachen die Gäſte das Urtel, daß der Ritter mit dem rothen Schilde alle im wackern Kampfe übertroffen habe. Der Ritter, welcher die Krone hergebracht, trat zum Könige, ohne ihn irgendwie zu erkennen. „Herr," ſprach er zu ihm, „Ihr habt durch Tapferkeit dieſe Goldkrone und dieſen Schimmel erworben, und müſſet Ihr Euch ſehr darüber freuen, falls Ihr Muth genug in der Bruſt tragt, um das Land der beſten Königin der Erde, welche geſtorben iſt, zu ſchützen. Denn ob der König noch am Leben iſt oder nicht, weiß niemand zu ſagen. Es wird Euch zu hoher Ehre gereichen, falls Ihr im Stande ſeid, das Land zu behaupten; denn es iſt groß, reich und herrlich." — „Wem", frug Artus, „gehöret das Land? Wie hieß die Königin, deren Krone ich hier ſehe?" — „Herr, Ritter, der König hieß Artus und war der beſte König der Welt; aber in ſeinem Lande denken die meiſten, er ſei geſtorben. Dieſe Krone trug die verſtorbene und begrabene Königin Ginevra; große Trauer herrſchte um ſie im Reiche. Die Ritter, welche Kardeil nicht verlaſſen wollten, damit es Briant von den Eilanden nicht in Beſitz nehme, entſandten mich ins Königreich Logrien und übergaben mir Krone und Roß, weil mir die Inſeln und fremden Waldungen bekannt ſind, und baten ſie mich, die Ritterturniere zu beſuchen, um Nachrichten über König Artus zu erhalten, und auch über Gawan und Lanzelot, und ſo ich ſie träfe, ihnen zu ſagen, daß das ganze Land in tiefe Trauer verſunken ſei." König Artus iſt betroffen durch ſolche Kunde und zieht ſich zur Seite zurück, und ſeine Ritter ſind betrübt und ergriffen, wie

nur je zuvor. Lanzelot weiß vor Schmerz vollends nicht, was er beginnen soll; dabei murmelt er leise zwischen den Zähnen: „Nun ist alle meine Freude hin und meine Ritterkraft gebrochen, seit ich die hehre Königin verlor, die Tugendreiche, die meinem Herzen Muth und Trost und Aufmunterung zu wackeren Thaten war." Die Thränen rinnen ihm aus den schönen Augen über Wangen und Kinn unter dem Visier, und wagte er, andere Zeichen des Schmerzes an den Tag zu legen, er würde sich noch ganz anders geberden. Ueber des Königs Trauer aber kann ich euch nicht reden; denn sein Leid gleicht keinem andern; wieder und wieder hält er die Krone empor und blickt auf das Roß, das er selbst ihr geschenkt hat. Auch Gawan kann sich mit Klagen nicht ersättigen; er spricht: „Fürwahr, nun darf ich wohl sagen, daß die beste Fürstin der Welt nicht mehr ist; nie wird ihr eine an Tugend gleichkommen!" — „Herr," beginnt Lanzelot zum Könige, „so es Euch gefiele und Gawan es zufrieden wäre, ginge ich nach Kardeil und hülfe Euer Land beschützen, soweit es mein Vermögen zuläßt; denn es ist übel berathen, bis Ihr vom Grale heimkehret." — „Gewiß," sagt Gawan, „Lanzelot hat Recht, so es Euch nicht anders dünkt." — „Ich weiß ihm großen Dank," erwiedert der König, „und bitte ihn dringend, zurückzukehren und Hüter meines Hauses und meines Landes zu sein, bis zur Stunde, da Gott mich wieder heimführt." Lanzelot nimmt von Artus Abschied und wendet sich nach Kardeil, tiefe Betrübniß und ritterlichen Zorn im Herzen.

152. Von Lanzelot schweigt aber vorderhand die Geschichte, und es hebt eine neue Offenbarung über den Gral hier an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Ihr möget ermessen, ob König Artus auf dieser Fahrt freudig gestimmt war. Den Schimmel ließ er hinter sich herführen; die goldene Krone hielt er nahe bei sich. So ritten sie voran, bis sie zu dem Schlosse kamen, das einst dem Fischerkönig gehörte. Sie finden es so schön und herrlich, wie ihr es wiederholentlich habet erzählen hören. Parzival, der jetzige Herr, bezeigt herzliche Freude über ihre Ankunft und mit ihm alle die Priester und betagten Ritter. Parzival läßt dem König die Waffen abnehmen und ge-

leitet ihn sodann zur Kapelle, allwo der Gral sich befindet. Gawan schenkt dem Freunde hier den Goldreif, als von der Reifenkönigin gesendet, und berichtet von Nabigants frechem Raube und nachherigem Tode. Der König aber opfert die Krone, welche einst Ginevra getragen hat. Wie Parzival ihren Tod vernimmt, wird sein Herz betrübt; er trauert und klagt. Darauf zeigt er Artus das Grab des Fischerkönigs und theilt ihm mit, daß niemand, es seien denn Gottes Engel, den Sarg dort einsenkte; weist ihm auch das herrliche Bahrtuch, welches darüber gedeckt ist, und erzählt ihm, daß man Tag für Tag ein neues, ebenso prächtiges vorfinde. Artus betrachtet das Grab und muß gestehen, daß er niemals ein so herrliches sah; ein duftiger Wohlgeruch geht von demselben aus.

Es kam die Nacht; der König blieb auf dem Schlosse und wurde hoch in Ehren gehalten. Danach aber nahm er den Reichthum und die Herrlichkeit der Burg und die Fülle des ihr zuströmenden Segens in Augenschein; denn es gebrach ihr an nichts, was zum Leben guter Menschen ersprießlich sein mochte. Die Leichname der bei der Eroberung getödteten Ritter hatte Parzival wegschaffen und auf einem Leichenacker neben einer alten Waldkapelle begraben lassen; ebenso den Leichnam seines Oheims, der sich selbst den bösen Tod gegeben hatte. Es floß aber hinter dem Schlosse ein Wasser vorüber, wie uns die Sage meldet, das demselben Güter jeglicher Art zuführte; es war ein schöner, herrlicher Segensstrom. Josephus bezeuget uns, daß selbiger im Paradies entsprang, das Schloß umströmte und dann die Richtung in den Wald nahm zu einem wackern Eremiten, allwo er sich verlor und in die Erde hinabsank. Auf der ganzen Fläche, die er bespülte, erzeugte er Ueberfluß an allen Gütern. Dem reichen Schlosse, welches Parzival erobert hatte, fehlte es an gar nichts. Es trug aber, wie die Märe sagt, drei Namen: Eden, Freudenburg, Waffenschloß. Josephus fügt noch bei, daß niemand je dort starb, dessen Seele nicht ins Paradies aufgenommen worden wäre.

153. Einstmals nach diesen Tagen stand König Artus mit Gawan am Fenster des Schlosses. Da erblickte er jenseits der

Brücke einen langen Zug von Menschen, welche processionsweise hintereinander herschritten. Ein ganz in Weiß gekleideter Mann trug ein sehr großes Kreuz voran, jeder der anderen ein kleines. Mehrere kamen mit brennenden Fackeln und unter lieblichen Gesängen nach. Der letzte des Zuges brachte eine Glocke, und deren Klöppel hing an seinem Halse. „Ach Gott!" rief Artus verwundert, „was sind das für Leute?" — „Herr," entgegnete Parzival, „ich kenne sie alle, außer dem letzten; sind Einsiedler dieses Waldes, welche an drei Tagen der Woche hier vor dem hochheiligen Grale singen kommen." Als die Einsiedler sich dem Schlosse näherten, ging ihnen der König entgegen, und die anwesenden Ritter bezeigten dem Kreuze ihre Verehrung und verneigten sich vor den tugendsamen Gästen. Kaum waren selbe in die Kapelle getreten, so nahmen sie dem letzten die Glocke ab, trugen sie zum Altare und setzten sie auf die Erde nieder. Dann begannen sie den heiligen, freudenreichen Dienst des Grales. Die Märe kündet, daß es zu selbiger Zeit im Lande des Königs Artus noch keine Kelche gab. Der Gral erschien nun bei der Wandlung der Messe in fünffacher Gestalt, welche niemand beschreiben darf, sintemalen die heiligen Geheimnisse nur der aussprechen und verkünden soll, dem Gott dazu die Vollmacht gegeben. König Artus schaute alle Wandlungen bis zur Kelchform. Der Eremite aber, so die Messe sang, fand unter dem Corporale einen Brief, dessen Schrift besagte, daß Gott verlange, es solle in diesem Gefäße sein Blut geopfert werden, und solle man es sorgsam aufbewahren. Es berichtet aber die Geschichte nicht, es habe an anderen Orten keine Kelche gegeben, sondern daß es in Großbritten und in allen dessen Reichen annoch keine gab. Artus freute sich sehr über das, was er gesehen hatte, und man merkte sich wohl Namen und Form des heiligen Kelches.

Dann fragten sie den Einsiedler, der die Glocke gebracht hatte, woher er komme. „Herr," sprach dieser zu Gawan, „ich bin der König, für den Ihr den Hünen erschluget, damals, als Ihr das Schwert erwarbet, mit welchem der hl. Johannes enthauptet wurde und welches ich hier auf dem Altare sehe. Ich ließ mich vor Euern Augen taufen und alle Unterthanen mit mir, die das neue

Geſetz annahmen, und ging in eine Einſiedelei am Meeresſtrande, weit vom Geräuſch der Welt, wo ich lange verweilte. In einer Nacht nun erhob ich mich zur Stunde der Metten, da gewahrte ich, wie unterhalb meiner Einſiedelei ein Schiff in den Hafen einlief. Ich begab mich, als das Meer ebbete, hinab und fand in dem Fahrzeug drei Prieſter mit ihren Clerikern, und ſagten mir dieſe ihren Tauf- und Familiennamen. Alle hießen Gregor und kamen aus dem Lande der Verheißung und erklärten mir, wie daß Salomo einſt drei Glocken gegoſſen habe für den Welterlöſer und ſeine ſüße Mutter und zur Ehre ſeiner Heiligen. Eine davon hätten ſie für dieſe Inſel mitgebracht, weil wir noch keine Glocken beſäßen. Wenn ich ſelbe auf dieſes Schloß bringen wolle, ſo verſprachen ſie, nach Gottes Willen und Wohlgefallen alle meine Sünden auf ſich zu nehmen, ſo daß ich ihrer völlig ledig würde. Und derowegen nun habe ich ſelbe wirklich hierher gebracht, mit dem Befehle Gottes, daß ſie zum Muſter aller deren diene, ſo man in dieſem Inſelreiche, wo es noch keine gebe, nachbilden werde." — „Fürwahr" ſprach Gawan, „ich kenne Euch als Mann von Tugend und Klugheit; Ihr hieltet mir in der That Euer Treuwort." Alle Bewohner des Schloſſes waren der Glocke froh, und König Artus nicht am wenigſten. Es däuchte ihm durchaus, daß ſelbe einen ähnlichen Ton habe, wie die, welche er ſeit ſeinem Aufbruch aus Kardeil läuten hörte. Die Eremiten zogen nach Vollendung ihres Dienſtes jeder in ſeine Einſiedelei zurück.

154. Eines Tages ſitzt nun König Artus mit Parzival, Gawan und den altersgrauen Rittern im Herrenſaale bei Tiſche. Sieh da erſcheint die Wagenmaid mit einer tiefen Wunde am rechten Arme. „Herr," ſo redet ſie Parzival an, „habet Erbarmen mit Eurer Mutter und Eurer Schweſter und uns. Ariſtot von Moranien, Vetter deſſen von Moorlanden, den Ihr getödtet habt (Nr. 111), bekrieget Eure Frau Mutter und hat Eure Schweſter mit Gewalt auf das Schloß eines ſeiner Hinterſaſſen entführet und erkläret, daß er ſie zum Weibe nehmen und Euch zum Trotz das ganze Land, welches Eurer Mutter von Rechtswegen zukommt, mit Beſchlag belegen wolle. Aber wiſſet, daß niemals ein Ritter einer

ſo grauſamen Sitte pflag, wie jener. Denn ſobald er die Maid geehelicht hat, werden alle ihre Vorzüge ihm nicht ſo viel Liebe einflößen, daß er ihr nicht mit eigener Hand das Haupt abſchlüge. Dann ſucht er in gleicher Weiſe eine andere Frau. Dabei iſt er von ſolchem Weſen und Benehmen, daß ſich keine ſeiner ſchämt, bis ſie ſein Weib geworden. Herr Ritter, und ich war bei Eurer Fräulein Schweſter, als er mich ſo verwundete. Es erſuchet und bittet Euch aber Eure Frau Mutter, ihr zu Hilfe zu kommen. Ihr nahmt es auf Eure Ehre, ihr Beiſtand zu leiſten, ſobald ſie desſelben bedürftig und Ihr es gewahr würdet. Ja, und ſtimmt Ihr zu ihrer Schande und Schaden zu, ſo fällt die Schmach auf Euch." Parzival hört dieſe Kunde mit tiefer Betrübniß. „Bei meinem Haupte!" ſpricht da der König zu Parzival, „ich und mein Neffe geh'n Euch beizuſteh'n, ſo es Euch genehm iſt." — „Herr," erwiedert Parzival, „habt Dank dafür; allein Ihr ſolltet ſelbſt die Euch obliegende Aufgabe zu erfüllen eilen, und bitte ich Euch nur, doch der Hort und Hüter des Schloſſes von Kamaloth zu ſein, ſobald meine Mutter hierher zu mir kommt. Ich mache Euch zum Vogt und Herrn davon; ſo ferne es Euch immer liegt, ſchützt und ſchirmt es; denn es iſt an günſtigem Orte gelegen."

Glaubet nicht, ihr freundlichen Leſer, das Kamaloth, von dem dieſe Märe ſingt, ſei jenes, in welchem König Artus ſo oft Hof hielt. Das Kamaloth der hehren Wittib lag am äußerſten Ende der wildeſten Inſel von Wales, nahe am Weſtmeere; es war dort nichts anderes zu finden, als ihr Schloß, der Wald und das umſtrömende Waſſer. Das zu Artus' Reich gehörige Kamaloth lag an der Grenze von Logrien und war dicht bevölkert; es war wie ein Vorwerk ſeines Reiches, weil es an alle Länder ſtieß, welche das ſeinige auf dieſer Seite begrenzten.

155. Ueber Parzival verſtummt hier die Geſchichte und meldet zuvor von Artus und Gawan, die von ihrem Wirthe und allen Schloßbewohnern Abſchied nahmen. Der König überließ Parzival das ſtattliche Roß, welches er mit dem Goldreif erworben hatte. Er und Gawan gelangten auf dieſem Ritte zu einem alterthümlichen, verlaſſenen Schloſſe, das mitten im Walde lag. Es wäre

eine prächtige Wohnung gewesen, wenn sich Menschen darin gefunden hätten; allein es lebte dort nur ein einziger Priester mit seinem Diener, welche sich mit ihrer Hände Arbeit unterhielten. Der König und Gawan kehrten für die Nacht dort ein. In der Frühe besuchten sie zur Anhörung der Messe die herrliche Kapelle. Dieselbe war rings mit Gold-, Azur- und anderen Farben bemalt. Die Zeichnung der Bilder war schön, und die Standbilder derjenigen, zu deren Ehre die Gemälde hergestellt waren, ganz vortrefflich; es war ein wonniger Anblick für den König und Gawan. Nach der Messe kam der Priester zu ihnen und sprach: „Herr, diese Bilder sind prächtig, und der Mann, welcher sie anfertigen ließ, war seiner Herrin und ihrem Sohne, zu deren Ehre er sie bestimmte, in treuester Liebe zugethan. Herr," fügte der Priester bei, „es ist eine wahre Geschichte." Frug König Artus: „Von wem, bester Herr, ist die Geschichte?" — „Von einem biedern Hintersassen, dem dieses Haus zu eigen war, und von Gawan, dem Neffen des Königs Artus, und von Gawans Mutter. Hier, Herr, wurde Gawan geboren und über die Taufe gehoben, wie Ihr es dorten dargestellt sehet; den Namen Gawan erhielt er von dem Herrn dieses Schlosses, der sich also nannte. War aber das Kind ein Sohn des Königs Loth, und legte seine Mutter, welche seine Geburt verheimlichen wollte, es in ein schönes Körbchen und bat den biedern Sassen, es auszusetzen, damit es sterbe, und wenn er sich dessen weigere, so wolle sie es durch einen andern thun lassen. Gawan aber, der treusame Hintersasse, wollte das Kind nicht zu Grunde gehen lassen. Er legte ihm ein versiegeltes Zeugniß zu Häupten, welches besagte, daß er väterlicher- und mütterlicherseits aus königlichem Blute stamme. Er sparte weder Gold noch Silber, den Knaben seiner Herkunft würdig erziehen zu lassen. In kostbare Windeln gehüllt, trug er ihn in ein fernes Land. Auf dieser Fahrt kam er einstmals zu einem kleinen Anwesen, wo er einen braven Köther traf. Diesem und seinem Weibe übergab er den Knaben mit dem Auftrage, ihn sorgsam zu hüten, zu hegen und zu pflegen, woraus ihnen hohes Glück erwachsen könne. Der Sasse zog wieder heim, und jene hüteten und nährten das Kind,

bis es groß und ſtark geworden. Dann reiſten ſie mit ihm nach Rom zum Papſte und zeigten ihm das verſiegelte Document. Der Papſt nahm Einſicht davon und erkannte, es ſei ein Königskind. Aus Theilnahme für den Knaben nahm er ihn in ſeine Obhut und gab ihm zu verſtehen, daß er zu ſeiner hohen Familie gehöre. Später wurde er zum Kaiſer von Rom erkoren. Das wollte er aber durchaus nicht werden, auf daß man ihm nicht etwa die bislang verhehlte Herkunft vorwerfen möge. Er verließ Rom und lebte hernach in dieſem Hauſe. Nun rühmt man ihm nach, er ſei einer der beſten Ritter der Welt, und wagt kein Feind dieſes Schloß zu belagern, noch dieſen großen Wald ringsum zu befeinden, aus Furcht vor ihm. Gawan nämlich als ſeinem angenommenen Kinde ließ der Hinterſaſſe beim Tode dieſes Schloß nach und ſetzte mich zum Hausbewahrer ein bis zu deſſen Rückkehr." Der König ſchaut auf Gawan und ſieht ihn zur Erde gebeugt vor Scham. „Lieber Neffe," ſpricht er zu ihm, „laßt Euch die Sache nicht zu Herzen gehen; der gleiche Vorwurf trifft mich. Eure Geburt brachte Segen der Welt, und man muß die Stätte ehren und werthhalten, wo ein ſo trefflicher Ritter das Licht der Welt erblickte." Als hierauf der Prieſter hörte, Gawan ſtehe vor ihm, bezeigte er ihm herzliche Freude, ſchämte ſich aber der unverhüllten Erzählung ſeiner Geburt. Doch ſprach er zu ihm: „Herr, Euch trifft wenig Tadel bei dieſer Sache. Denn Ihr wurdet erzogen und befeſtigt in Gottes heiligem Geſetze und zwar während der geſetzmäßig geſchloſſenen Ehe des Königs Loth und Eurer Mutter; das weiß König Artus ſehr wohl, und Gott wurde angebetet, als Ihr hier wieder erſchienet." [1]

156. Die Märe erzählt nichts weiter vom Reich des Königs und von Artus und Gawan, welche zu Schutz und Schirm des Schloſſes blieben, bis es wieder bevölkert war. Hier ſpricht ſie von dem Sohne des Ritters in der verfallenen Wohnung, wohin der Bracke Gawan geleitete; Lanzelot aber hatte den Ritter er-

[1] D. h.: Die Mutter und Loth wurden Chriſten und chriſtlich vermählt. Gawan kannte die Vorgeſchichte nicht.

ſchlagen (Nr. 27). Deſſen Sohn Meliant nun konnte ſeines Vaters Tod nicht vergeſſen; die Rachſucht hatte tiefe Wurzeln in ſeinem Herzen geſchlagen. Er hörte ſagen, daß Briant von Eilanden große Macht habe und Artus' Land befehde und allbereits manchen ſeiner Ritter getödtet habe. Dieſem erzählte er, wie Lanzelot ſeinem Vater das Leben genommen habe, und bat flehentlich, ihn zum Ritter zu ſchlagen; denn er würde gern Rache nehmen für ſeinen Vater, und wolle nach beſtem Vermögen ihm den Krieg führen helfen. Briant hieß ihn freudig willkommen und ertheilte ihm feierlich den Ritterſchlag; er wurde der ſtattlichſte und tapferſte Ritter an Briants Hofe in den dermaligen Zeitläuften. Jetzo wünſchte er nichts ſehnlicher, als mit Lanzelot zuſammenzutreffen. Im ganzen Land und Reiche des Artus wunderte man ſich aber ſehr über Lanzelots Ausbleiben, und dachten manche, er ſei ums Leben gekommen. Dem war mit nichten alſo; Lanzelot war geſund und friſch und froh, nur daß der Tod der Königin Ginevra ihn niederdrückte; denn über ſie trauerte alleweile ſein Herz und konnte ſie nicht vergeſſen.

157. Als er eines Tages durch den Wald ritt, holte er einen Ritter und eine Dame ein, die mitſammen ſcherzten, ſangen und ſchäkerten. „Beim Himmel," ſprach das Weib, „wollte dieſer Ritter, der da kommt, verweilen, er ſollte gutes Quartier finden; es iſt auch ſchon nahe der Dämmerung, und wird er heute keine ſo gute Herberge mehr antreffen." — „Fräulein," fiel hier Lanzelot ein, „eine gute Nachtherberge thäte mir noth; denn ich bin ziemlich erſchöpft." — „Ja, das ſind ſie alle," erwiederte ſie, „welche aus dem Lande des reichen Fiſcherkönigs herkommen, ſo zwar, daß keiner die Mühſal und Strapaze ertragen könnte, der nicht ein wackerer Rittersmann wäre." — „O, ich bitte Euch, Fräulein," ſprach Lanzelot, „wo iſt der Weg zu dem Schloſſe, von dem Ihr redet?" — „Herr," antwortete der begleitende Ritter, „Ihr reitet auf jenes Kreuz zu, und wir ſchlagen dieſen andern Weg ein, um heimzukommen. Vielleicht finden wir uns auf dem Schloſſe wieder zuſammen, ehe Ihr ſelbes verlaſſet." Lanzelot verabſchiedet ſich und reitet ſeines Weges fürbaß. „Bei meinem Haupte," ſprach die Dame, „der Ritter da iſt Lanzelot; er kennt mich nicht wieder,

aber ich ihn; das Leid, welches er mir anthat, und die Furcht, die er mir einjagte, setzten mir einmal sehr zu, und, gefällt's Gott, werde ich gerächt, ehedenn er von dem Schlosse wieder abzieht, in welchem er Einkehr nimmt. Er zwang einen gewissen Ritter, welcher mich über alles lieb hatte, sich zu vermählen mit einer Dame, welche er gar nicht liebte (Nr. 80). Dies ist noch jetzo wohl zu erkennen, sintemalen sie noch nie an seinem Tische aß, sondern bei den Knappen und Knechten sitzen muß; auch höret da kein Mensch auf ihr Wort. Dennoch wollte der Ritter um seiner Ehre willen — und zu meiner Schande — sie nicht verlassen."

158. Inzwischen sank der Abend herab, und ritt Lanzelot auf das Schloß zu, welches als gefährlich verrufen war. Er entdeckte es am Waldessaum: die Ringmauer war lang und dick, die Barbakane fest und wohlgerüstet, über dem Thore fünfzehn Ritterhäupter angespießt. Vor dem Schlosse traf er einen Ritter, welcher aus dem Walde kam; er fragte ihn nach dem Namen des Ortes. Dieser antwortete, man heiße es das Greifenschloß. „Und warum sind diese Köpfe am Eingang aufgesteckt?" — „Herr, das will ich Euch sagen. Die Tochter des Burgherrn ist die schönste Maid des Landes und der Welt, soviel man ihrer kennet; um sie müssen alle Ritter werben, welche dort Herberge nehmen, und derjenige Bewerber, welcher aus einer Säule inmitten des Saales ein Schwert herauszuziehen vermag, soll sie in rechter Ehe heimführen. Alle, deren Köpfe Ihr an der Pforte da hangen seht, haben sich daran versucht, und konnte doch ihrer keiner das Schwert von seiner Stelle bringen, sondern büßte bei selbigem Anlaß den Kopf ein. Auch sagen sie, es werde es keiner herausziehen, der nicht ein besserer Ritter als die anderen und einmal beim heiligen Grale gewesen sei. Doch so Ihr von mir Rath annehmet, lieber Herr, so wendet Ihr Euch anderswohin, sintemal übel herbergen ist an einem Orte, wo man Leib und Leben aufs Spiel setzt, und niemand ja keinen Tadel verdienet, der seinem eigenen Schaden aus dem Wege geht. Herr Ritter, es ist Euch ein gar arges Schloß; es hat da unter der Erde am Boden einer Cisterne einen Gang, in welchem ein Löwe und ein Greifenpaar hauset." — „Mein Herr,"

entgegnete Lanzelot, „es iſt Abend, und ich wüßte die Nacht nicht zu bleiben; ich ſehe nicht, wohin ich mich wenden ſoll, und kenne weder Wege noch Anweſen hier im Walde.“ — „Herr,“ wiederholte der Ritter, „ich ſage es Euch nur in beſter Abſicht; Gott laſſe Euch ohne Leibesſchaden davonkommen!“

Lanzelot findet das Burgthor offen, ſperrangelweit, und reitet, bewaffnet wie er iſt, in den Hof ein. Vor dem Ritterſaale ſitzt er ab. Der König, welcher eben am Fenſter ſteht, gibt Befehl, ſein Roß zu ſtallen. Beim Eintritt in den Saal findet Lanzelot Ritter und Damen um die Tiſche herum beim Schachſpiel ſitzen; doch ſagt ihm keiner einen Gruß oder freundlichen Willkomm außer dem Burgherrn allein; ſo wollte es der Brauch dieſes Schloſſes. Der Fürſt heißt ihn die Waffen ablegen. „Herr,“ ſpricht Lanzelot, „die Waffen ſind mir nicht läſtig, ſie ſind mein beſter und reichſter Schmuck.“ — „Herr Ritter,“ entgegnet der Wirth, „kein Ritter ſetzt ſich hier bewaffnet an den Tiſch, ſondern wer immer bewaffnet eintritt, legt hier nach Brauch die Wehr ab; doch kann er ſelbe ohne Widerſpruch wieder anlegen, wenn entweder ich oder ein anderer ihm Böſes wollen.“ Darauf nehmen zwei Knappen ſeine Waffen in Empfang. Der Burgherr läßt ihm ein prächtiges Feſtgewand bringen. Die Tafel ſteht gedeckt, die Speiſen ſind aufgetragen, und die junge Dame des Hauſes tritt aus ihren Gemächern: zwei Ritter zur Rechten geleiten ſie in den Saal. Ihr Auge fällt auf Lanzelot und erkennt in ihm einen ſchmucken Ritter von wohlanſtändigem Benehmen; ſie denkt auch bei ſich, es ſei wohl ſchade, wenn einem ſo ſtattlichen Ritter das Haupt abgeſchlagen werde.

159. Lanzelot grüßte die Dame und begegnete ihr mit großer Freundlichkeit. Als man die Tafel aufhob, ſieh, da erſchien die Dame, welche er im Walde mit dem Ritter geſehen hatte. „Herr,“ ſprach ſie zum Schloßherrn, „Ihr habt heute Euren Todfeind im Quartier; dieſer iſt's, der Euren Bruder in der verlaſſenen Wohnung erſchlagen hat.“ — „Meiner Treu!“ rief der Herr des Schloſſes, „ich kann das nicht glauben, ich hätte ihn nimmer in mein Haus gelaſſen; ich muß Euch widerſprechen, bis ich ihn erſt erprobt habe.“ Sprach er alſo zu Lanzelot: „Herr Ritter, thut

die Frage, welche die anderen thun!" — „Welche?" erwiederte Lanzelot. — „Seht hier meine Tochter, begehrt sie von mir; habt Ihr die erforderlichen Eigenschaften, so geb' ich sie Euch!" — „Edler Herr, es gibt keinen so ausgezeichneten Ritter in der Welt, der sich nicht glücklich dünken würde, sie zu besitzen, falls sie selber zustimmte, und könnte ich glauben, daß Ihr sie mir gäbet, ich würde sie von Euch erbitten." Lanzelot sprach hier anders als er dachte, um sich freien Abzug zu sichern; aber die Trauer um die Königin drückte noch so schwer sein Herz, daß er keiner Dame oder Maid in aller Welt seine Neigung hätte zuwenden können. Er begehrte vom Schloßherrn die Tochter und trat vor, um durch Wahrung des örtlichen Brauches jeden Tadel zu vermeiden. Der Wirth zeigte ihm ein Schwert, das in einer Säule stak und mit goldenen Nägeln befestigt war: „So geht nun und thut nach dem Brauche, den alle Ritter ehren!" — „Was ist's? Erkläret Euch!" — „Die übrigen vermochten das Schwert nicht aus der Säule zu ziehen und verscherzten dadurch die Hand meiner Tochter und ihr eigenes Leben." — „Gott schütze mich", rief Lanzelot, „gegen einen sothanigen Brauch!" und eilte hurtig zu der Säule und erfaßte das Schwert mit beiden Fäusten. Kaum hatte er es gepackt, so zog er es mit solcher Wucht heraus, daß die ganze Säule den Einsturz drohte.

Die Tochter wäre des von Herzen froh gewesen, hätte sie nicht der Treulosigkeit und Grausamkeit ihres Vaters gedacht; denn nie sah sie einen Ritter, den sie so hätte lieben mögen, wie Lanzeloten. „Herr," rief die fremde Dame aus, „sagte ich Euch nicht, es sei Lanzelot, der rücksichtslose Mörder Eures Bruders? Doch ist's keine Lüge, daß er einer der wackersten Ritter der Welt ist. Allein durch seine ritterliche Kraft und Vortrefflichkeit hat er anderen manchen Unglimpf angethan und wird es auch ferner thun, so er Euch entwischt. Wollet Ihr mir glauben, so lasset Ihr ihn nicht so wieder abziehen. Wenn Ihr ihn tödtet und aus der Welt schaffet, so rettet Ihr manchem Ritter das Leben." Die Tochter des Hauses weiß der Dame wenig Dank für solch ein Wort; seufzend blickt sie von Zeit zu Zeit nach Lanzelot hinüber;

mehr wagt sie nicht zu thun. Sie wundert sich sehr, daß er, der doch das Schwert aus der Säule gezogen hat, sie selbst nicht als sein gutes Recht von ihrem Vater begehrt. Sie weiß nicht, daß er ganz andere Gedanken hegt; denn nie trug er so großes Leid um eine Frau, als um Ginevra die Königin. Doch worauf immer ihm Sinn und Herz stehen, so bittet er doch den Wirth, das Wort einzulösen, welches galt seit der Stunde, da das Schwert in die Säule gesteckt wurde. „Ich brauche mein Wort", spricht der Herr, „gegen Euch nimmermehr zu halten; ich breche es nicht, wenn ich Euch lüge; denn niemand braucht je seinem Todfeinde seine Tochter zu vermählen. Der seid Ihr wirklich, weil Ihr meinen Bruder erschluget, und wollte ich sie Euch verbinden, so müßte sie es selbst verweigern; thöricht wäre sie und wahnwitzig, wenn sie dazu einwilligte." Das Fräulein ist tief betrübt bei diesem Wort des Vaters. Sie hätte wohl gewünscht, mit Lanzelot allein in einem unzugänglichen Walde zu wohnen. Er aber wünscht keineswegs ein Gleiches. Der Burgherr läßt nun den Eingang sorgfältig bewachen, damit Lanzelot nicht hinauskönne. Dann gibt er seinen Rittern Befehl, so ihnen ihr Leben lieb, in der Morgenfrühe sich bereit zu halten und in voller Waffenrüstung zu erscheinen; er wolle auch Lanzelot das Haupt abschlagen und es über den anderen aufspießen.

160. Diese Kunde vernimmt auch die Tochter des Hauses und ist sehr betrübt; sie meint nie wieder froh werden zu können, wenn er in solcher Weise umkomme. Sie sendet ihm durch einen geheimen Boten ihren Gruß, so herzlich, als ob sie kein lebendes Wesen auf dieser Erde inniger lieben könne; sie mahnt und beschwört ihn, sich wohl zu rüsten und auf die Vertheidigung seines Lebens vorzusehen; denn ihr Vater gedenke ihm das Haupt abzuschlagen. „Herr," spricht der Bote, „es würde Euch all Eure Stärke nicht frommen gegen meinen Herrn; er wird morgen mit elf ganz bewaffneten Rittern am Thorweg stehen, wo Ihr hereinkamt, und will Euch an derselbigen Stelle enthaupten lassen, wo er die übrigen Ritter enthauptete. Außerhalb des Thores werden noch zwölf andere bewaffnete Krieger stehen. Es gibt keinen so

vorzüglichen Ritter in der Welt, daß er mitten durch diese Zwölfe hindurch den Weg aus dem Schlosse fände. Läßt Euch nun die Maid sagen, daß sich unten im Schloß eine Cisterne befindet, aus der ein unterirdischer Gang in den Wald führt. Es kann da ein gut bewaffneter Ritter ganz leicht hindurch; allein es haust ein Leu drinnen, der wildeste und schreckhafteste der Welt, mit zween Drachen, so man Greifen nennt, mit menschlichen Gesichtern, Vogelschnäbeln, Eberaugen, Hundszähnen, Eselsohren, Löwenklauen und Schlangenschwänzen. Die Greifin hat Junge geworfen und ist Euch so grausam und bösartig, wie man nie ein Thier sah. Die Maid räth Euch, dort den Durchgang zu versuchen. Sie hat nichts, was sie so aufrichtig liebte wie Euch, und will und kann Euch nimmermehr täuschen. Sie will selbst mit Euch reden am Ausgang der Cisterne in einem Obstgarten nahe bei einem breiten Flusse unfern dieses Schlosses; sie wird Euch das Roß über der Erde nachkommen lassen." — „Bei meinem Haupte," versetzt Lanzelot, „hätte sie mich nicht in dieser Weise beschworen, und wäre es nicht um ihrer großen Liebe willen, so würde ich eher mit den Rittern als mit den wilden Bestien den Kampf versuchen; das Abenteuer brächte mir mehr Ehre, wenn ich mich aus ihrer Hand befreite, als wenn ich so entweiche." — „Sie lässet Euch sagen," fügt der Bote bei, „wenn Ihr auf diesen Rath nicht einginget, so gebe sie Euch auf. Doch vertraut und hofft sie auf Eure Liebe und schickt Euch durch mich ein Hündchen, das Ihr mit in die Cisterne nehmen sollet. Sowie Euch dann die Greifdrachen sehen, werft ihnen das Hündchen zu; denn die Greifen lieben Hunde, wie nur je ein Thier ein anderes liebhaben kann. Die Freude und die Aufmerksamkeit auf den Hund, mit dem sie spielen werden, macht, daß sie Euch ruhig vorbeiziehen lassen, Euch Dank dafür wissen und Euch keinen bösen Blick mehr zuwerfen. Sonst ist auch kein Mensch in der weiten Welt, wäre er noch so wohl gerüstet und geistesgegenwärtig, der nicht verschlungen würde, falls er auf andere Weise den Durchgang versuchte. Doch gegen den Leuen kann nichts Euch schützen, als Gott und Euer Muth." — „So saget der Maid," spricht Lanzelot, „daß ich nach ihrer Wei-

sung thun werde, obschon diese Feigheit keiner andern gleicht, daß ich mich mit den Bestien herumschlage und den Kampf mit den Rittern meide." Der Maid wird also gemeldet; sie staunt über solche Worte und denkt, Lanzelot sei der kühnste Ritter der Welt.

161. Dieser legt gen Tagesanbruch die Waffen an, gürtet sein gutes Schwert um, hängt sich den Schild an den Hals und nimmt die Lanze in die Faust. So steigt er nicht ohne Scham vor sich selber in die Cisterne hinab; das Hündchen folgt ihm, denn es zu tragen, hält er doch unter seiner Würde. Er wendet sich zunächst der Stelle zu, wo die Greifen kauern. Sowie sie ihn gewahr werden, stellen sie sich auf die Hinterfüße und bäumen sich wie Schlangen, und sprühen dann solche Flammenglut aus, daß das Felsgestein der Cisterne davon ganz erhellt wird; in demselben Augenblick aber bemerken sie im Feuerschein des eigenen Rachens das Hündlein. Sie eilen und tragen's zu ihren Jungen und wissen nicht, was sie thun sollen vor lauter Freude. Lanzelot zieht unbehelligt vorüber, sieht aber schon am Ende des Ganges den Leuen, der eben hungrig aus dem Walde kommt. Er zieht das Schwert und tritt ihm kühn entgegen. Der Leu stürzt sich mit gähnendem Rachen auf ihn und will ihm die gezückten Krallen durch den Harnisch schlagen. Aber Lanzelot erhascht ihn und trifft ihn mit solcher Kraft, daß er ihm Schenkel und Tatze herunterhaut. Da der Leu sich schwer verwundet fühlt, packt er ihn mit den Zähnen und den Krallen der einen Vordertatze und reißt ihm die Hälfte seines Panzerrockes vorn weg. Lanzelot ergrimmt, wirft seinen Schild zu Boden und wirft sich auf den Leuen. Er sieht den Schlund weit geöffnet, ihn zu verschlingen, und bohrt ihm das Schwert auf dem geradesten Wege in den Hals. Der Leu sinkt brüllend zur Erde und verendet. Die Maid, welche eben über den unterirdischen Gang hinwegschreitet, hört das letzte Gebrüll der sterbenden Bestie.

162. Lanzelot tritt hervor ins Freie und kommt in den Baumgarten am Waldessaume und wischt hier sein Schwert am frischen, grünen Grase ab. Nun erscheint auch das Fräulein. „Herr Ritter," fragt sie hastig, „seid Ihr nirgends verwundet?" — „Nein,

Fräulein, dem Himmel sei Dank!" Eine andere Maid führt ihm sein Pferd zu. Die Tochter des Schlosses sieht Lanzelot ins Gesicht und spricht: „Mir däucht, daß Ihr nicht fröhlich seid." — „Fräulein, Ihr habt Recht, ich bin's wirklich nicht; denn ich habe verloren, was mir in aller Welt das Liebste war." — „Doch habt Ihr mich gewonnen," entgegnet sie, „so Ihr ernstlich wollet; ich bin die Schönste im Bereiche dieses Landes, und habe ich Euch darum das Leben gerettet, daß Ihr mir Eure Liebe schenken möchtet; ich schenke Euch meine." — „Fräulein, schönen Dank für Eure Liebe und Euer Wohlwollen, die ich anerkenne. Aber weder Ihr noch eine andere Jungfrau dürfte mir je wieder vertrauen, schlüge ich die Neigung zu jener Frau mir aus dem Sinne, der mein ganzes Herz gehörte, ob der großen Tugend und Liebenswürdigkeit, so ihr eigen waren. Solange ich lebe, werde ich keiner andern so große Zuneigung schenken; vielmehr empfehle ich alle anderen Frauen Gott, und Euch selbst sag' ich nur, daß ich Euch zu Diensten stehe, so oft Ihr meiner benöthigt seid und ich nach Ort und Umständen für Eure Ehre einzutreten vermag." — „Ach Gott," ruft die Maid aus, „so bin ich verrathen, wenn ich den besten Ritter der Welt verlieren muß! Lanzelot, Ihr habt geleistet, was nie ein Ritter wieder leisten wird. Nun muß ich, falls Ihr Euch von mir entfernet, es bedauern, daß ich Euch auf solche Weise das Leben gerettet habe. Lieber wollte ich Euch todt vor meinen Augen sehen, als daß Ihr lebet für eine andere! Jetzo wollte ich, man hätte Euch das Haupt abgeschlagen und es wäre mit den anderen Ritterhäuptern aufgespießt; ich hätte doch einen Trost bei solchem Anblick!" Lanzelot macht sich nichts aus allem, was er hört, ob der leidreichen Trauer um Ginevra, die Königin. Er besteigt sein Roß und reitet durch ein Pförtchen zum Obstgarten hinaus in den Wald hinein und befiehlt sich Gottes Schutze.

Der Herr des Greifenschlosses wundert sich inzwischen sehr, wo Lanzelot so lange bleibt, und denkt, er wage sich nicht heraus, und spricht zu seinen Rittern: „Sintemal er nicht den Hof herabkommen will, so schlagen wir ihm oben auf dem Schlosse das Haupt ab." Er läßt im Saale und in allen Gemächern nach-

forſchen; aber man findet ihn nicht. „Er iſt durch die Ciſterne entwichen," ſpricht er; „gut, ſo haben ihn die Greifen verſchlungen." Zwei der kühnſten Ritter müſſen hinab, um zuzuſehen. Iſt aber mittlerweile das Hündchen zu ſeiner Herrin zurückgelaufen, und ſind die Greifen ſo wild darüber, daß ſie die zwei herabſteigenden Ritter im Nu packen, zerreißen und verſchlingen. Wie das der Burgherr gewahr wird, geht er in die Kammer ſeiner Tochter und trifft ſie weinend. Er wähnt, es ſei um die beiden umgekommenen Ritter. Da bringt man ihm die Nachricht vom Tode des Löwen am andern Ende des Ganges. Er begreift nun, daß Lanzelot entkommen ſein müſſe, und gibt ſeinen Rittern Befehl, ihn zu verfolgen; aber keiner derſelben hat den Muth, ihm nachzuſetzen. Die Tochter hätte es gern geſehen, wenn man ihn verfolgt und wiedereingebracht hätte; denn ſie war zu Tode krank vor Liebe, ſo daß ſie an nichts anderes mehr denken konnte.

163. Aber Lanzelot, der nur an Eine dachte, ritt ruhig quer durch den Wald. Von Zeit zu Zeit blickte er auf ſeinen Panzer, deſſen Schöße der Löwe ihm abgeriſſen hatte. Gegen Abend kam er in ein weites, beiderſeits von Wäldern eingeſchloſſenes Thal; es hatte wohl zehn wälſche Meilen in der Länge. Indem er aufſchaute, gewahrte er auf der Höhe zur Rechten eine neugebaute Kapelle, ſehr anſehnlich und prächtig, mit bleiernem Dache und zwei goldſchimmernden Kreuzen auf der Vorderſeite. Neben derſelben lagen drei reichverzierte Wohnungen, jede von den anderen getrennt, aber an die Kapelle angelehnt. Ein ſchöner Friedhof umgab das Bethaus, welches rings von Wald umkränzt war. Eine klare Quelle rieſelte von der bewaldeten Höhe vorn an der Kapelle vorüber und ſtrömte in raſchem Laufe zum Thalgrund hinab. Jedes Häuschen droben hatte ſein Obſtgärtchen mit beſonderer Einfriedigung. Lanzelot hörte, wie man in der Kapelle die Veſper ſang, und ſah einen Fußſteig, der hinaufführte. Der Berg war aber ſo ſteil, daß er nicht hinaufreiten konnte; ſo ſtieg er denn ab und zog das Roß am Zügel nach bis zur Kapelle.

Er traf hier drei Eremiten, welche eben die Veſper beendigt; ſie verneigten ſich, als ſie ihm begegneten; er grüßte ſie wieder.

„Was ist dies für ein Ort?" — „Herr Ritter, hier ist Avalon." Sie ließen ihm das Roß stallen und die Waffen draußen vor der Kapelle abnehmen. Dann trat er mit ihnen ein. Er mußte gestehen, nie eine so schmucke und so reiche gesehen zu haben. Sie hatte drei sehr schöne Altäre, welche mit seidenen Tüchern bedeckt, mit kostbaren goldenen Kreuzen und anderer Kunstarbeit verziert waren. Die Bilder der Kapelle und das Crucifix waren ganz neu und die Wände rings in herrlichen Farben bemalt. In der Mitte standen zwei Särge, der eine im andern, und an den vier Ecken ebenso viele brennende Kerzen auf kostbaren Ständern. Die Särge waren mit zwei Bahrtüchern gedeckt; die Cleriker wendeten sie von einer Seite auf die andere. „Hochwürdiger Herr," frug Lanzelot einen der Einsiedler, „für wen sind diese Särge bestimmt?" — „Für König Artus und die Königin Ginevra." — „Aber Artus ist ja noch nicht todt!" — „Gewiß nicht, behüte Gott! Aber der Leib der Königin liegt hier vor Euch in dem Sarge, und im andern liegt vorderhand das Haupt ihres Sohnes, bis zum Tode unseres gnädigen Königs, dem Gott langes Leben schenken möge! War aber der Wunsch der sterbenden Königin, man solle ihn dereinst an ihrer Seite bestatten. Darüber besitzen wir Brief und Siegel hier in der Kapelle, welche sie selbst vor ihrem Hinscheiden erneuern ließ.

Da Lanzelot vernahm, die Königin ruhe in dem Sarge, war sein Herz so beklommen und seine Zunge so gelähmt, daß er kein Wort herausbrachte. Doch wagte er keine besonderen Zeichen des Schmerzes kundzugeben, damit man nichts merke, und war es ihm ein großer Trost, daß ihr ein Bild Unserer Lieben Frau zu Häupten lag. Er kniete also nieder und schmiegte sich ganz dicht an den Schrein, wie um das Bild zu küssen, und näherte Gesicht und Mund so weit er konnte dem steinernen Sarge und seufzte aus tiefster Seele. „Ach, hohe Frau," sprach er, „wenn ich nicht den Tadel der Menschen fürchtete, so wünschte ich diese Stätte nie mehr zu verlassen; ich würde hier das Heil meiner Seele sichern und für Euer Heil beten, und das wäre mir ein großer Trost, Euch so nahe zu wissen und das Grab anzuschauen, in dem Eure

ſterbliche Hülle ruht, die einſt ſo viel Liebenswürdigkeit und Güte umſchloß. O Gott, laß es dir wohlgefallen, daß ich im Tode ihr nahe ſei und an dieſer Stätte ſterbe und in dieſer heiligen Kapelle beſtattet werde, wo ihr Leib begraben liegt!"

Die Nacht war nahe; einer der Kirchendiener kam zum Eremiten und ſprach: „Vater, noch niemals betete ein Ritter ſo innig zu Gott um Gnade und zur ſüßen Gottesmutter, wie der Ritter, welcher jetzt in der Kapelle iſt." Ihm antworteten die Eremiten, daß die meiſten Ritter treu an Gott glaubten. Sie gingen dann aber ſeinethalb wieder zur Kapelle und baten ihn, herauszukommen; das Mahl ſei bereit, er möge nicht länger ſäumen; dann möge er ſchlafen und ruhen; es ſei wohl die Zeit dazu. Er antwortete, daß er heute nichts zu ſich nehmen wolle, da ihn ſein Herz dränge, in der Kapelle vor einem Bilde Unſerer Lieben Frau zu wachen; er möchte vor Tagesanbruch den Ort nicht verlaſſen und eher wünſchen, daß die Nacht länger währe als gewöhnlich. Die frommen Klausner wollten ihm nicht weiter zuſetzen, um ihn von ſeinem Willen abzubringen; ſie ſagten ſich, es ſei ein wackerer Held von hoher Tugend, der da ohne Eſſen und Trinken und anſcheinend bei großer Müdigkeit die Nacht in ſothaniger Weiſe durchwachen wolle. So blieb denn Lanzelot bis zum Morgen in der Kapelle vor dem Sarge knieen. Die Eremiten kamen herein, um ſich zum Gottesdienſte zu bereiten; denn ſie ſangen da alltäglich für die Seelen der Königin und ihres Sohnes die Meſſe. Es war Lanzeloten eine große Freude, dieſelbe anzuhören. Nach Abſingung aller Meſſen verabſchiedete er ſich von den Einſiedlern und warf noch einen Blick auf den Schrein zurück, indem er die darin Ruhende Gott und ſeiner ſüßen Mutter befahl. Vor der Kapelle fand er ſein Roß bereit, ſaß eilends auf und ritt fürbaß, ſchaute aber oft zu der Kapelle um, ſolange er ſie noch erblicken konnte.

164. Er war bald ſo weit gekommen, daß er ſich Kardeil näherte. Hier fand er allenthalben das Land verheert und entvölkert und die Ortſchaften eingeäſchert. Das betrübte und ſchmerzte ihn ſehr. Da traf er einen Ritter, welcher von der Stadt her kam und ſchwer verwundet war. Frug ihn Lanzelot, woher er

komme; er sprach: „Herr, von Kardeil her; Key der Seneschall führt mit noch zwei anderen Rittern den Iwein von Aolter gefangen zum Schlosse Hartstein. Ich wähnte, ihm Beistand leisten zu können; da hat man mich also verwundet, wie Ihr es sehet." — „Sind die Ritter wohl weit fort?" — „Herr, sie werden eben ans Ende jenes Waldes gelangt sein. Wollet Ihr ihnen nachsetzen, so kehre ich mit Euch sehr gern zurück und helfe Euch nach Kräften." Lanzelot setzt dem Roß die Sporen ein und der Ritter jagt ihm nach. Bald sieht man Key den Seneschall der in großer Eile Iweinen abführt; er hat ihn auf eine trabende Mähre gesetzt, da er an eine Verfolgung nicht mehr denkt. Lanzelot holt ihn bald ein und schreit ihm nach: „Bei meinem Haupte, Seneschall, Ihr hättet Euch genügen lassen sollen an dem Unglimpf, den Ihr Artus durch die Ermordung seines Sohnes zugefügt hattet, und nun führet Ihr noch Krieg gegen ihn!" Damit rührt er seinem Roß die Flanken und legt die Lanze ein. Key der Seneschall wendet sich gegen ihn um. Beide durchbohren einander im Anprall die Schilde, daß die Lanzen bis auf eine Elle des Schaftes hindurchfahren. Doch diese sind stark und brechen nicht; sie ziehen selbe mit großer Kraft wieder an sich und begegnen sich mit Wucht ein zweites Mal, daß die Rosse wanken und sie selber die Steigbügel verlieren. Lanzelot trifft mit durchfahrender Lanze Key den Seneschall auf die Brust und bohrt ihm die Spitze, soweit das Eisen reicht, ins Fleisch. Key zersplittert im Stoß die seinige und gewahrt zu seinem schweren Leidwesen, daß er verwundet sei. Der Genosse Lanzelots wirft trotz seiner Wunde einen der zwei anderen Ritter nieder.

Key liegt am Boden, und Lanzelot setzt nun Iwein von Aolter, der sehr schwer verwundet ist, auf dessen Roß. Key der Seneschall hilft seinem Ritter wieder auf und schwingt wie ein Rasender das gezückte Schwert. Lanzelot sieht die beiden anderen Ritter schwer verwundet und denkt, wenn er säume, so könnten sie vielleicht auf dem Platze bleiben. Er läßt sie also vor sich herreiten; Key der Seneschall aber bleibt mit seinen zwei Rittern ihm auf der Ferse. Key glüht vor Zorn ob der Wunde, die ihn schmerzt, und des

Blutes, das er fließen ſieht. Lanzelot führt aber ſeine Ritter fort, unter beſtändigem Kampf mit jenen, wie der Eber mit den Hunden ſtreitet; Key verſetzt ihm tüchtige Schwertſchläge, ſo oft er ihn erreichen kann, und er ihm; aber jene ziehen voran, indem ſie ſich alſo gegen die Verfolger ſchützen.

Als Key einſah, er könne ihm nichts anhaben, zog er wuthentflammt wieder heim, drohte aber laut, er wolle ſich einmal rächen, wenn ſich die Gelegenheit biete; gegen keinen Ritter des Hofes trug er größern Haß. So kam er auf Schloß Hartſtein zurück. Briant von Eilanden frug ihn, wer ihm die tiefe Wunde geſchlagen; er erzählte ihm, wie er Iwein Aolter gefangen weggeführt, und wie Lanzelot ihn befreit habe. „Und iſt der König zurück?“ frug Briant. — „Ich habe darüber keine Kunde,“ ſprach Key; „denn ich hatte nicht Muße, danach zu forſchen.“ Briant und ſeine Ritter geriethen in großen Zorn über die Ankunft Lanzelots; ſie dachten aber, er ſei darum ſo allein gekommen, weil der König und Gawan todt ſeien, und darüber waren ſie nicht wenig froh. Key der Seneſchall ließ ſich die Waffen abnehmen; man unterſuchte ſeine Wunde und fand, daß dieſelbe nicht tödtlich, aber doch ſehr ſchwer ſei.

165. Lanzelot gelangte in die Nähe von Kardeil, er und ſeine verwundeten Ritter. Er fand alles voller Schrecken; manche betrauerten und beweinten ſchon König Artus und gaben offen alle Hoffnung auf Hilfe von irgend einer Seite preis, weil er und Gawan todt ſeien. Mit Freuden begrüßte man daher allenthalben Lanzelot, der Iwein Aolter gerettet hatte, und fühlte ſich gar ſehr getröſtet. Die Zeitung kam auch zu den Rittern, welche auf dem Schloſſe wohnten; ſie kamen ihm alle, außer den Verwundeten, entgegen und geleiteten ihn ins Schloß hinauf, ihn und Iwein und den andern verwundeten Ritter. Alle Herren des Schloſſes wurden wieder froh und fragten ihn um Beſcheid über König Artus, ob er lebe oder todt ſei. Lanzelot erzählte nun, wie derſelbe auf der Palaſtwieſe von ihm geſchieden ſei, weil er dort den Schimmel und die goldene Krone erſtritten und bei dieſem Anlaß den Tod Ginevra's der Königin erfahren habe (Nr. 151). —

„Saget uns denn der Wahrheit gemäß, daß Artus lebt und Gawan mit ihm!“ — „Seid des gewiß“, sprach Lanzelot. Da wurde ihre Freude größer als zuvor. Sie berichteten ihm von ihrem Mißgeschicke, wie Briant von Eilanden so gewaltthätig vorgegangen sei, und Key der Seneschall in seiner Gesellschaft dem Lande zusetze; denn dieser sei es vor allen, welcher sich bemüht habe, ihnen Böses zu thun. „Bei meinem Haupt,“ rief Lanzelot, „dieser Seneschalk hätte sich hüten und nicht so eilig sein sollen, Euch zu befeinden. Er verließ das Feld von meiner Lanze durchbohrt, als ich Iweinen rettete!“ Die Ritter schöpften große Beruhigung aus Lanzelots Rückkehr; er aber war sehr betrübt über mehrere, die er verwundet fand.

166. Meliant von der verfallenen Wohnung (Nr. 156) lebte inzwischen auf Hartstein; er und Key verstanden sich gut. Er freute sich der Nachricht von Lanzelots Wiederkehr und machte kein Hehl daraus, daß er keinen Ritter in der Welt so hasse, wie gerade ihn; er wolle nun an ihm seinen Vater rächen, wofern er ihm begegnen könne. Nun kam er aber einst mit neun anderen Rittern vor das Schloß Kardeil, und sie häuften zwischen Wald und Schloß ihre Beute auf. Lanzelot ritt ihnen in Begleitung von sieben der besten Streiter ganz bewaffnet entgegen. Er setzte den Beuteführenden nach und jagte einem derselben den Speer mitten durch den Leib; seine Begleiter warfen sich auf die anderen. Da gab es ein Lanzenbrechen und Scharmützeln, daß ihrer viere auf jeder Seite im Kampfe fielen, und noch einige sehr schwere Wunden davontrugen. Meliant von dem verfallenen Waldhaus erschaute Lanzeloten und jubelte auf und that einen so gewaltigen Stoß auf dessen Schild, daß ihm die Lanze zersplitterte. Lanzelot aber traf ihn mitten auf die Brust und zwar mit solcher Wucht, daß er rücklings über den Bogen des Hintersattels und über das Kreuz des Pferdes, die Beine nach oben, hinabflog und von den Hufen des Lanzelot'schen Rosses verwundet ward. Der Sieger wollte absteigen, um ihn zu packen, wurde aber durch Briant von Eilanden genöthigt, im Sattel zu bleiben. Nun wuchs beiderseits die Zahl der Ritter, die von Kardeil und von Hartstein zu Hilfe

eilten. Groß war das Lanzenſplittern, Schwertgeklirr und Getöſe ſtürzender Roſſe und Ritter.

Lanzelot und Briant von Eilanden begegnen ſich ſo zornvoll, daß ſie ſich Schilde und Harniſche durchbohren, wobei die Lanzenſpitzen das Fleiſch von den Rippen ſchneiden und die Schäfte in Stücke gehen; der Anprall beim durchfahrenden Stoße iſt ſo gewaltig, daß ihnen die Augen im Kopfe funkeln, und die Pferde wanken. Mit gezücktem Schwerte werfen ſie ſich ein zweites Mal wie Löwen aufeinander. Mit kraftvollen Hieben ſchlagen ſie ſich die Helme platt, daß Eiſen und Stahl blitzend Feuer ſprühen. Nun erſcheint auch Meliant wieder in voller Wehr, um Briant von Eilanden zu unterſtützen. Kommt ihm aber raſch der Schenke entgegengeſprengt und durchbohrt ihm mit einem kräftigen Lanzenſtoß den Schild und preßt ihm den Arm hart an die Seite; doch bricht der Schaft, indem er ſich hindurchzwängt, und ebenſo das Schwert Meliants, der aber ſehr ſchwer verwundet iſt. Jener packt ihn dann beim Zügel, um ihn fortzuführen, allein die umſtehenden Ritter und Briants Stärke retten ihn.

Der Zweikampf zwiſchen Briant von Eilanden und Lanzelot währte lange, denn beide waren durch empfangene Wunden in großen Zorn verſetzt. Oft griff der eine dem andern in die Zügel; jeder wollte den Gegner nur zu gern auf ſein Schloß zerren. Allein die Menge der beiderſeitigen Ritter brachte ſie immer wieder auseinander. So dauerte das Getümmel, bis der ſpäte Abend ſie trennte. Briant konnte ſich beim Abſchied des Sieges nicht rühmen, da Lanzelot und die Seinen vier von ſeinen Leuten ſchwer verwundet hatten und gewaltſam abführten, von denen abgeſehen, welche todt auf dem Felde blieben. Briant von Eilanden und Meliant zogen ſich alſo voll Trauer über die gefangenen und die gefallenen Ritter zurück. Lanzelot ritt heim nach Kardeil. Hier waren den Schloßbewohnern die Gefangenen eine beſondere Augenweide; ſie erklärten offen, daß die Gegenwart Lanzelots ihnen zum größten Troſte gereichen werde bis auf die Stunde, da Artus und Gawan wieder erſchienen. Die Verwundeten auf dem Schloſſe genaſen bald, was Lanzeloten hoch erfreute. Es gab bis zu

fünfunddreißig Ritter auf dem Schlosse; von allen königlichen Streitern aber war keiner tapferer als Lanzelot und jener verwundete Ritter, den er mitgebracht hatte.

167. Die Märe über Lanzelot und die Ritter zu Kardeil verstummt hier; eine andere erzählet, wie Artus der König mit Gawan auf dem Schlosse weilte, wo der Priester Gawanen seine Geburt und Herkunft mittheilte. Sie blieben widerwillig länger, als ihnen lieb war. Anuret nämlich, genannt der Bastard, Bruder Nabigants vom Fels, den Gawan erstach, als er für Meliot von Logrien eintrat (Nr. 149), wußte von ihrer Anwesenheit, hatte eine Anzahl Ritter um sich versammelt und umlagerte sie in einer Weise, daß sie ohne schweren Leibesschaden nicht ins Freie konnten. Denn während eine so große Zahl von Rittern draußen Wache stand, hatten der König und Gawan nicht mehr als fünf Männer aus der Nachbarschaft bei sich, die es mit ihnen hielten, und waren so eng eingeschlossen, daß sie das Schloß nicht verlassen konnten. Der Bruder Nabigants hatte aber den Schwur gethan, nicht von der Stelle zu weichen, bis er Gawan gefangen und auch an dessen Gefährten den Tod seines getödteten Bruders gerächt habe. Sprach Artus zu Gawan, daß er sich beschämt fühle, so lange drinnen eingeschlossen zu bleiben, und daß er lieber mit Ehren fallen, als mit Schande auf dem Schlosse sitzen möge. Sie brachen also mit eingelegter Lanze hervor, und Anuret und seine zahlreichen Ritter waren sehr froh darüber.

Der König und Gawan stürzen sich zwischen sie und werfen jeder seinen Mann nieder. Anuret wird bleich vor Scham, da er seine Ritter durch so wenige niedergestochen sieht, legt die Lanze ein und jagt sie einem Ritter des Königs Artus mitten durch den Leib und streckt ihn zu Boden. Dann wirft er sich auf Gawan und rennt ihn so gewaltig an, daß er ihm den Schild durchbohrt und ihn so stark erschüttert, daß er die Steigbügel verliert. Gawan erbost und gibt auch ihm einen so wuchtigen Stoß, daß er ihn ganz über den Bogen des Hintersattels hebt. Allein Anuret ist voll Kraft und Stärke und gewinnt den Sattel wieder. Er läßt nun Gawan stehen und stürmt gegen Artus an, den er vor sich

erblickt, ohne ihn zu erkennen. Der König aber trifft ihn mit solcher Kraft, daß er ihm mit dem Eisen seiner Lanze den Arm von der Schulter trennt.

Die Menge der Ritter ist groß, und so werfen sie sich von allen Seiten auf ihn. Er und Gawan kämen schwerlich gesund und heil davon, wenn nicht eben Meliot von Logrien mit noch vierzehn Rittern herankäme. Dieser hat davon Nachricht erhalten, daß man Gawan auf dem Schlosse belagert, und daß er und Artus völlig eingeschlossen seien. Obschon nun dieselben nach Verlust ihrer fünf Ritter sich bereits ganz allein vertheidigen, wollen sie doch trotz des Mißverhältnisses von zwei zu dreißig den Platz nicht räumen. Da kommt eben Meliot mit seinen vierzehn zur Stelle, wo der König und Gawan so hart bedrängt sind und sich tapfer schlagen. Schon hat man ihre Zügel ergriffen, als die Helfer erscheinen und zehn der Feinde niederstoßen; die übrigen suchen mit ihrem schwer verwundeten Herrn das Weite. Gawan spricht Meliot seinen Dank für seine Dienste aus und bekennt, daß er ihnen beiden das Leben gerettet. Er schenkt ihm dafür das Schloß als Gegengabe: er wisse es keinen besseren Händen anzuvertrauen als denen, welche ihn aus dieser Noth errettet hätten. Meliot dankt ihm herzlich dafür und bittet ihn dringend, auch ihm wieder einmal zu Hilfe zu kommen, wenn er ihn in Bedrängniß wisse; er wolle ihm seinerseits allewege den gleichen Dienst leisten. Gawan erwiedert, daß es eine solche Bitte nicht brauche; es gebe keinen Ritter in der ganzen Welt, dem er so zu Lieb' und Treue verbunden sei. Der König und Gawan verabschiedeten sich nun von Meliot und machten sich wieder auf den Weg, und jener übernahm die Obhut des Schlosses, welches schön, reich und wohl gelegen war.

168. Soweit über Meliot. König Artus aber und Gawan ritten voran bis zur Insel Avalon, der Ruhestätte der Königin. Sie kehrten bei den hocherfreuten Eremiten ein. Doch möge der freundliche Leser selbst ermessen, ob Artus froh war beim Anblick des Sarges, in welchem der Leib Ginevra's ruhte, und des andern, welcher das Haupt seines Sohnes umschloß. Er erneuerte hier

seine tiefe Trauer und sagte, daß er die heilige Stätte dieses hehren Heiligthums höher halte, als alles in der Welt. Sie zogen in der Morgenfrühe nach Anhörung der Messe wieder ab. Artus beeilte sich, Kardeil zu erreichen. Er fand das Land im Zustand völliger Verödung, was ihn sehr betrübte; er vernahm auch, daß Key der Seneschall im Bunde mit den anderen ihn bekriege, und wunderte sich sehr über solche Verwegenheit. So kam er wieder nach Kardeil; als die Schloßbewohner von seiner Annäherung hörten, ritten sie ihm jubelnd entgegen. Die Kunde lief bald durch das ganze Land und erweckte Freude allenthalben, sintemal die meisten ihn todt glaubten. Die Ritter auf Schloß Hartstein erfuhren auch davon und freuten sich wenig. Key der Seneschall, welcher von seiner Wunde geheilt war, besann sich und dachte, es sei Thorheit, nun länger im Lande zu bleiben und Krieg zu führen. Er wußte wohl, wenn er dem Könige in die Hände falle, so habe sein Sterbestündlein geschlagen. So verließ er denn Hartstein und zog plündernd zurück. Als er in Kleinbritannien wieder anlangte, befestigte er mit Erlaubniß und Unterstützung des Königs Briant ein Schloß, welches man Chinon nennt, und lebte dort lange, ohne von Artus belästigt zu werden; denn dieser hatte erst noch manchen andern Strauß auszufechten.

Durch die Rückkehr des Königs und Gawans nach Kardeil war, wie jeder leichtlich ermessen kann, große Freude und frohe Hoffnung im Lande und unter dessen Bewohnern wieder eingezogen, und die Ritter strömten von allen Seiten aufs neue an seinen Hof. Mit der Zeit wurden auch die im Kriege Verwundeten geheilt. Briant von Eilanden aber entsagte noch nicht seinem Stolze und seiner Gewaltthätigkeit, sondern setzte mit aller Macht die Feindseligkeiten fort. Meliant legte noch größern Eifer an den Tag und versprach ihm bis zu seinem Tode treue Hilfe; denn er wolle nicht ruhen, bis er sich an Lanzelot gerächt habe.

169. Einstmals nach diesen Tagen saß der König zu Kardeil bei der Tafel; eine große Anzahl von Rittern speiste mit ihm in dem Saale. Gawan hatte an seiner Seite Platz genommen, weiterhin saßen der Reihe nach Lanzelot, Iwein, König Urians

Sohn, Segramor Disradan. Iwein Aolter und viele andere Ritter um den Tisch; doch war die sonst gewöhnliche Zahl noch nicht voll. Lukan der Schenke bediente den König mit der goldenen Schale. Indem der König den Tisch überschaute, gedachte er der Königin und versank in Gedanken und aß wenig mehr; denn er sah, wie der Hof verödet und herabgekommen sei nach ihrem Hinscheiden. Indes er also denkt, sieh da schreitet ein Ritter in voller Rüstung in den Saal, tritt vor den König hin und spricht, auf die Handhabe seiner Lanze gestützt, wie folgt: „Edler Fürst, höret mich in Gnade an, und ihr anderen alle, vernehmet meine Worte! Madeglant vom Osten entbietet Hochdenselben durch mich seinen Gruß und heischt von Euch die Abtretung der Tafelrunde: Ihr hättet darauf seit der Königin Tod kein Recht mehr, und sei er ihr nächster Anverwandter und zu ausschließlichem Besitze berechtigter Erbe. Falls Ihr diese Forderung abwieset, so biete er Euch Fehde als dem Räuber seines Erbes. Aus zween Gründen sei er Euer Feind: wegen der Tafelrunde, die Ihr mit Unrecht besitzet, und wegen des neuen Glaubens, den Ihr angenommen. Doch thut er Euch durch mich kund, falls Ihr diesen Euren Glauben darangäbet und Jandre seine Schwester zur Frau nähmet, so trete er Euch die Tafelrunde förmlich ab; widrigenfalls möchtet Ihr Euch von ihm hinfort keinerlei Freundschaft mehr versehen. Solches lässet er Hochdenselben durch mich ansagen und verkünden."

Der Ritter scheidet, und der König bleibt nachdenklich sitzen. Nach dem Essen erhebt er sich mit den Rittern vom Tische, spricht mit Gawan und Lanzelot und pflegt auch Raths mit den anderen allen. „Herr," spricht Gawan, „Ihr könnet Euch aufs beste schützen und vertheidigen; wir alle helfen Euch, Eure Feinde zu demüthigen. Großbritten steht ganz zu Ew. Majestät Diensten. Keines Eurer Schlösser ist verloren, zerstört oder eingeäschert; nur das offene Land ist verheert, die Meiereien und Pachtgüter haben gelitten. Das haltet für kleinen Schaden, aber für ein großes Gut, die Makel der Schmach auszumerzen. Madeglant vermißt sich hoher Dinge; wenn er Euch hier im Westen mit Krieg heimsucht, so

ſchicket ihm nur einen Eurer beſten Ritter entgegen, um das Land zu ſchützen und zu ſchirmen."

170. König Artus verweilte noch lange in Kardeil. Er glaubte in allen guten Treuen an Gott unſern Heiland und an ſeine ſüße Mutter. Von der Gralburg hatte er das Muſter zur Anfertigung von Kelchen mitgebracht, und befahl nun ſolche im ganzen Lande anzufertigen, damit man dem Welterlöſer in größeren Ehren diene. Er ließ auch für jeden Diſtrict ſeines Reiches eine eigene Glocke gießen und kam ſelbſt für die Koſten auf. Den Unterthanen gefiel das ſehr; denn das Land nahm dadurch einen merklichen Aufſchwung. (Siehe Auslegung und Würdigung des V. Buches unten Nr. 252 ff.)

6. Briant von Eilanden.

171. Eines Tages wurde aber dem Könige gemeldet, Briant und Meliant seien mit großen Rotten ihm ins Land geritten, um Pennenoisense zu belagern. Artus verließ mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern Kardeil und ritt Briant entgegen. Als sie einander in Sicht kamen, ordneten sich beide Parteien in Schwadronen und sprengten mit solcher Wuth und Macht aufeinander los, daß die Erde zu erbeben schien. Es erhub sich im Anprall ein Rasseln und Prasseln der Speere, daß der Schall weithin vernehmbar war. Gegen vierzehn stürzten im Getümmel, ohne wieder aufzustehen. Meliant vom verfallenen Waldsitz sucht Lanzelot im Gedränge; wie er ihn findet, wirft er sich mit aller Macht auf ihn und jagt ihm die Lanze durch den Schild. Lanzelot aber trifft ihn mit solcher Wucht mitten auf die Brust, daß ihm die Lanze in die Schulter fährt und so tief sich einbohrt, daß der Schaft bricht und der Stumpf im Fleische haften bleibt. Von neuem stürzt sich Meliant, obschon durchbohrt, auf ihn, treibt ihm seinen Speer mitten durch den Schild und verwundet ihn an Arm und Seite; der durchfahrende Schaft aber zerbricht. Dann kehrt er mit gezücktem Schwert zu einem neuen Kampfe zurück und versetzt ihm solche Hiebe, daß er ihm den Helm platt schlägt. Da wallt Lanzeloten in bitterem Zorn das Herz auf, zumal er sich verwundet fühlt; er springt mit blankem Schwert auf ihn und läßt es ihm wuchtig auf Helm und Schild niederfallen. Der Schlag ist so gewaltig, daß er ihm die Schulter bis in die Seite herab glatt weghaut, und der Lanzenschaft, mit welchem er ihn durchbohrt hat, wieder herausfällt. Tödtlich getroffen und schmerzlich betrübt, zieht sich Meliant zurück.

172. Nun stürmten andere Ritter auf Lanzelot ein und setzten ihm zu. Iwein aber und Segramor Disradan und Gawan kamen auf der andern Seite in große Noth. Denn die Schaaren Briants von Eilanden mehrten sich in einem fort und umzingelten sie auf allen Seiten; das brachte die besten Ritter in große Gefahr. König Artus und Briant von Eilanden standen mitten im Gewühl der Schlacht und tauschten wuchtige Hiebe aus. Eben ergriffen Briants Leute die Zügel des Königs; dieser wehrte sich als guter Ritter, haute rings um sich und spielte die Rolle des Ebers zwischen Hunden. Iwan und Lukan der Schenke eilen schleunigst herbei und durchbrechen mit Gewalt den dichten Haufen. Segramor Disradan aber sprengt, so schnell ihn sein Roß tragen will, auf Briant von Eilanden zu und versetzt ihm vor den Augen seiner Leute einen so gewaltigen Lanzenstoß, daß er miteins auf die Erde taumelt, und das Pferd über ihn. Briant zerschmettert im Sturze den Schenkel. Segramor hält schon das Schwert gezückt, um es ihm in den Leib zu stoßen; doch der König ruft ihm zu, das Leben desselben zu schonen. Die Ritter Briants haben nicht mehr die Macht, ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen, und ziehen sich auf allen Seiten zurück.

Der Kampf hatte lange Zeit gewüthet. Endlich dachte man daran, die Todten und Verwundeten zu besorgen, deren beiderseits viele auf dem Plane lagen. König Artus ließ Briant von Eilanden nach Kardeil bringen; ebenso die übrigen Ritter, welche von den Seinigen gefangen genommen waren. Alles war voller Freude in Kardeil, als der König wieder einritt. Den Meliant vom verfallenen Waldhaus trug man auf seinem Schilde nach Hartstein; aber er lebte nur kurze Zeit mehr. Briant von Eilanden hingegen fand Heilung zu Kardeil und blieb in Artus' Haft, bis er ihm sein ganzes Land abtrat und sein Vasall wurde. Der König machte ihn darauf zum Reichsseneschall, und er diente ihm in Treuen.

Auch die Wunden Lanzelots und aller anderen Ritter wurden geheilt. König Artus lebte nun in Frieden und war angesehen und gefürchtet in allen Landen, wie schon sonst in seinem eigenen. Briant vergaß alles und wurde des Königs gehorsamster Diener

und vertrautester Rathgeber, gegen welchen die übrigen Ritter zu ihrem nicht geringen Verdrusse in den Schatten traten. Key's Treulosigkeit ging dem König noch immer sehr nach, und er versprach jedem, der ihn an jenem räche, seine ganz vorzügliche Huld und Gnade. Denn, sagte er, die Felonie des Seneschalls sei so groß, daß er sie unmöglich vergessen könne; es sei auch sehr bedauerlich für die ganze Welt, wenn ein Mensch von so geringer Bedeutung einen Ritter von so hohem Range, wie sein Sohn gewesen, ohne dessen Verschuldung morden und meucheln dürfe. Darum müßten Fremde so gut wie Bekannte und er selbst es zu ahnden suchen, damit hinfüro andere vor einer gleichen Schandthat zurückbebten [1].

173. Briant war angesehen und gefürchtet in Großbritannien; König Artus hatte auch allen den Gehorsam gegen ihn zur Pflicht gemacht. Eines Tages nun, als der König im Rittersaal zu Kardeil saß, trat unerwartet eine Dame ein und sprach: „Edler Fürst, die Königin Jandre sendet mich an Ew. Majestät und ersuchet Hochdieselbe, ins Werk zu setzen, was ihr Bruder durch einen Ritter von Euch gefordert habe (Nr. 169). Sie wolle Königin und Gebieterin in Eurem Lande sein, und Ihr solltet sie zu Eurer Gemahlin nehmen; denn sie sei von edlem Geblüte und im Besitze großer Macht. Auch lässet sie durch mich Ew. Majestät auffordern, den neuen Glauben fallen zu lassen und an dieselben Götter zu glauben, wie sie. Wofern Ihr solches nicht thätet, könntet Ihr Eures Landes nicht länger sicher sein. König Madeglant habe schon sein Heer bereit, um in Euer Grenzgebiet einzufallen, und habe den Schwur gethan, nicht zu ruhen, ehe er die Inseln, so Euer Land umkränzen, in Besitz genommen, Großbritannien mit aller seiner Macht angegriffen und die Tafelrunde, welche ihm von Rechtswegen zugehöre,

[1] Man sieht, wie der Erzähler den Gedanken an eine persönliche, unchristliche Rachsucht fernzuhalten bemüht ist. „Rächen" bedeutet in unserm Roman zunächst nichts anderes als „ahnden, bestrafen", was oft genug die Gerechtigkeit oder die Noth zur Pflicht macht. Daher konnte z. B. oben Nr. 108 die Mutter Parzivals zugleich zur Rache und zur christlichen Milde ermahnen.

erobert habe. Meine Herrin selbst würde den Zug mitmachen, wäre es nicht wegen eines gewissen Hindernisses, wegen des Hasses nämlich gegen alle, die sich zu dem neuen Gesetz bekennen, und die sie nimmer sehen will oder kann. Es war kaum ins Land gebracht, so ließ sie sich die Augen verbinden, um die Bekenner desselben nie zu Gesicht zu bekommen, und die Götter, denen sie Glauben, Liebe und Anbetung zollt, erwiesen ihr die Gnade, daß sie Augen und Gesicht wieder enthüllen konnte und doch nichts mehr sah. Das ist ihr eine große Freude; ihre Augen aber glänzen schön und lieblich unter ihrer Stirn. Sie setzt großes Vertrauen auf ihren Bruder und seine Macht, und hat ihm das Versprechen abgenommen, alle zu vertilgen, so an das neue Gesetz glauben, wo immer er solche erreichen könne. Wenn er dieselben aber in Großbritannien und auf dessen Inseln völlig ausgerottet hat, so daß meine Herrin nie mehr einen zu Gesicht bekommt, so wird die Gunst der hohen Götter, denen sie dient, ihr Augenlicht vollkommen wiederherstellen. Bis dahin will sie die Sonne nicht mehr schauen."

„Fräulein," entgegnete der König, „ich habe gehört, was Ihr im Auftrag Eurer Herrin meldet; so bringt ihr denn von mir folgenden Bescheid. Das Gesetz und die Religion, so der Erlöser der Welt durch seinen Tod am Kreuze begründet hat, werde ich ihr zulieb nimmermehr verlassen. Aber sagt ihr, sie solle vielmehr an Gott und seine süße Mutter glauben und seinem neuen Gesetze sich unterwerfen. Denn der falsche Glaube, dem sie anhange, habe sie blind gemacht, und sie werde nie wieder den klaren Blick der Augen erlangen, als bis sie sich zu Gott wende. Kündet ihr also, was ich ihr entbiete: solang ich lebe, wird nie eine Frau Königin in diesem Lande sein, wenn sie nicht dieselbe Religion und Tugend übt, wie die Königin Ginevra." — „So verkünde ich Euch," sprach die Botin, „daß Ihr binnen kurzem Dinge hören sollet, die Euch übel frommen werden." Die Dame verließ Kardeil und kam an den Ort, wo die Königin sich aufhielt, und erzählte ihr, was ihr Artus entbiete. „Fürwahr," rief diese aus, „ich liebte ihn mehr als alle anderen Ritter; doch es reut mich

dieſe Neigung und der Antrag, den ich ihm gemacht habe. Nun kann er nicht länger mehr dauern!" Sie ließ ihrem Bruder, dem König Madeglant, melden, daß ſie ihm alle ihre Liebe und Freundſchaft aufkündige, wenn er Artus nicht zur Strafe ziehe und gefangen einbringe.

174. Frau Sage weiß, daß das Reich dieſes Königes von Artus' Land weit, weit entfernt lag, und daß man über zwei Meere ſchiffen mußte, ehe man die Schwelle des Landes erreichte. Madeglant landete in Albanien mit einer zahlreichen Flotte und großer Heeresmacht. Als die Küſtenbewohner ſeine Ankunft erfuhren, ſuchten ſie ſich gegen ihn zu rüſten und ihre Beſitzungen nach beſtem Vermögen zu ſchützen. Dann ließen ſie Artus wiſſen, daß Madeglant in beſagter Weiſe mit einer großen Kriegerſchaar ins Land gekommen ſei, und baten, ihnen baldigſt zu Hilfe zu eilen oder einen ſo tüchtigen Ritter zu ſenden, daß ſie durch ihn geſichert würden: widrigenfalls müſſe das Land verloren gehen. Als Artus der König dieſe Zeitung vernahm, war ſie ihm gar unwillkommen. Er befragte ſeine Ritter, wen er ſchicken ſolle. Alle riethen, den Lanzelot abzuordnen, dieweil er ein ebenſo würdiger als ausdauernder und kriegserfahrener Ritter ſei und an Treue und Anhänglichkeit nicht ſeinesgleichen habe.

Der König ließ ihn vor ſich kommen. „Lanzelot," ſprach er zu ihm, „ich vertraue ſo feſt auf Euch und Eure ritterliche Geſinnung, daß ich willens bin, Euch an das äußerſte Ende meines Reiches zu entſenden, damit Ihr dort mein Recht und meine Ehre ſchirmen möget. Ich thue es auf den Rath und die Empfehlung all meiner Ritter. Ich bitte und erſuche Euch, hier ebenſo alle Eure Kraft einzuſetzen, wie Ihr es ſo oft in meinem Dienſte gethan habt. Ich ſtelle Euch vierzig Ritter." — „Gnädiger Herr," verſetzte Lanzelot, „ich will Eurem Willen nicht entgegen ſein; allein es gibt noch andere, nicht minder wackere oder noch tüchtigere Ritter an Eurem Hofe, die Ihr wohl mit dieſer Sendung betrauen dürftet. Doch wollet es mir nicht für Feigheit nehmen, wenn ich ſo rede; denn ich werde mit Freuden Eurem Wunſche nachkommen, ſintemal ich niemanden bereitwilligern Dienſt ſchulde, als Ew. Majeſtät." Der Fürſt wußte ihm ſolche Worte Dank.

Lanzelot reiſte mit den vierzig angewieſenen Rittern ab und gelangte in die Provinz Albanien, wo König Madeglant ans Land geſtiegen war. Die Bewohner der Gegend freuten ſich ſeiner Ankunft gar ſehr; denn ſie hatten oft von ihm und ſeiner ritterlichen Tüchtigkeit reden hören. Sie ſtellten ſich alle gern unter ſeinen Befehl, und er wurde ihr Führer und Hort. Eines Tages nun verließ König Madeglant ſeine Flotte, um Lanzelot und die Bewohner des Küſtenlandes zu bekämpfen. Aber Lanzelot empfing ihn kräftig und erſchlug viele ſeiner Leute. Die Mehrzahl derſelben ſuchte in eiliger Flucht die Schiffe zu erreichen; auch von dieſen hieben ſeine Ritter einen Theil nieder. Madeglant ſelbſt hatte ſich mit ſo vielen Leuten, als ihm möglich war, auf die Flotte gerettet und ſtach in See, ſo raſch er konnte. Diejenigen, welche nicht mehr in die Schiffe konnten, wurden am flachen Geſtade zuſammengehauen. Der beſiegte Madeglant brachte von zehn bemannten Schiffen, mit denen er gekommen, nur zwei in die Heimat zurück. Die Provinz genoß wieder Frieden und Sicherheit. Doch blieb Lanzelot noch geraume Zeit zurück; denn die Leute der Gegend liebten ihn gar ſehr und prieſen hoch ſeine Tapferkeit und Menſchenfreundlichkeit. Oft ſagten ſie, ſie möchten wohl einen ſolchen Ritter, wie er ſei, zum Könige haben, ſo es Artus zufrieden ſei. Ihr Land ſei doch auch allzu entlegen, und würden ſie ihm, falls er einen Ritter oder andern Vaſallen ſenden wolle, das Land zu beſchützen, großen Dank wiſſen und wollten ſie immerdar ihm lehnspflichtig bleiben. Ohne einen Vogt oder Führer könnten ſie das Land doch nimmer ſo ſchützen, wie ſie wohl wünſchten; ohne Herrn ſei es auch ohne Macht. Die Bewohner der Provinz liebten, wie geſagt, Lanzelot von Herzen.

175. König Artus weilte zu Kardeil im Kreiſe ſeiner Ritter. Er dünkte ſich geſichert und ſein Land in Frieden. Aber als er einſtmals beim Eſſen ſaß, ſchritt ein Ritter in den Saal, trat vor die Tafelrunde und fragte, ohne zu grüßen: „Wo iſt Lanzelot?“ — „Herr Ritter,“ erwiederte der König, „er lebt nicht hier im Lande.“ — „Bei meinem Haupt,“ fuhr jener fort, „das ärgert mich! Doch wo immer er lebt, er iſt Euer Ritter und gehört zu

Eurem Hofe. König Claudas entbietet Euch, daß er Lanzelots und auch Euer Todfeind sei wegen der Liebe, welche Ihr jenem zuwendet, sofern Ihr ihm von Stunde an noch Zutritt bei Euch gestattet. Er habe ihm den Schwestersohn, Meliant vom verfallenen Waldsitz, erschlagen, und nicht minder dessen Vater Meliot, ob auch dieser König Claudas nicht näher angehe. Aber Meliant sei Sohn seiner rechten Schwester; darum gehe ihm dessen Tod sehr zu Herzen." — „Herr Ritter," entgegnete der König, „ich weiß nicht, welche Schuld er gegen Euch abzutragen hat für das, was Ihr mir sagt; aber ich weiß wohl, daß König Claudas manches Schloß in Besitz hat, was König Claudas nicht gehört, weil er es Lanzelots Vater, dem rechtmäßigen Erben, wegnahm; es ist aber jedem erlaubt, das ihm zukommende Recht zu erzwingen. So sage ich Euch laut und klar, daß mein Beistand weder Lanzeloten, noch überhaupt einem Ritter mangeln soll, der in der Lage ist, sich wegen Mordes zu vertheidigen; falls er dazu jedoch nicht erbötig ist, so werde ich gern dem Rechte seinen Lauf lassen. Ich kenne Lanzelots Tapferkeit und Gesinnungstreue allzu gut und weiß, daß er auf die Nachricht von dieser Klage bereitwillig Rede stehen und alles thun werde, was angesichts einer solchen Beschuldigung die Ritterpflicht gebeut." — „Gnädiger Fürst," schloß der Ritter, „was ich sagte, habt Ihr gehört und verstanden. In dieser Stunde erkläre ich Euch bestimmt: wenn Ihr des Königs Claudas Feind hinfüro, wie bislang, zu Gnaden aufnehmet, so kündet er Euch hiemit an, daß er Euch dafür schlechten Dank weiß!"

176. Der Ritter entfernte sich; der König blieb in Kardeil. Er beschied Briant von Eilanden, seinen Seneschall, und eine große Schaar von Rittern zu sich und pflog Rath mit ihnen, was er thun könne. Iwein sagte, daß Lanzelot in des Königs Diensten denjenigen getödtet habe, der dessen Land ohne vorausgehende Beleidigung befehdete, und sich, ohne an seinem Hofe Recht zu begehren, auf die Seite seiner Feinde gestellt hatte. Nie habe ja, wie Männiglichen bekannt, Meliant Lanzeloten Mords und Verraths bezichtigt, noch von ihm Genugthuung für seines Vaters Tod begehrt. Lanzelot habe ihn in offenem Kriege getödtet, weil

er das Land seines Herrn mit Unrecht befeindete. „Gnädiger Herr," fuhr Iwein fort, „wie immer Lanzelot gegen Meliot den Vater gehandelt hatte, Euer Land durfte darum keinen Angriff befahren; Ihr waret ja nicht im Reich und wußtet nicht, daß der eine dem andern etwas zuleid gethan habe, und darum sage ich, daß der König Claudas gröblich Unrecht thäte, wenn er Euch darob grollte oder Fehde ansagte." — „Iwein," sprach Briant von Eilanden, „es ist eine bekannte Sache, daß Lanzelot den Herrn des verfallenen Waldsitzes tödtete und auch Meliant, seinen Sohn, in der Fehde, welche ich mit dem Könige hatte. Nachdem er aber den Vater erschlagen, hätte er es meiden sollen, auch noch seinem Sohn zu schaden; er hätte vielmehr den Frieden und die Eintracht suchen sollen." Da sprach Gawan: „Höret, Briant, Lanzelot ist nicht gegenwärtig, sondern im Dienst des Königs beschäftigt. Doch Ihr wisset recht wohl, daß Ihr Meliant bei Euch aufnahmt und zum Ritter schluget, und daß er in der Folge des Königs Land ohne vernünftigen Anlaß befeindete. Der König war fern, dieweil er zum Grale gegangen. Man brachte ihm die Nachricht, daß sein Land hart mitgenommen werde; da sandte er Lanzeloten zu dessen Schutze zurück. Dieser verwaltete dasselbe nach bestem Vermögen bis zu des Königes Rückkehr. Meliant wußte sicherlich, daß der Fürst zurück war, und zugleich, daß man an seinem Hofe niemanden sein Recht verweigerte. Dennoch kam er nicht und schickte keinen Boten, um sein Recht zu suchen und zu vertreten, entweder aus Verachtung oder aus Unfähigkeit. Inzwischen bekriegte er den König, welcher ihm keine Unbill zugefügt hatte. Lanzelot tödtete ihn im Dienste des Königs und zur Vertheidigung seines Landes. Nach dem Kriege wurde der Friede und Euer Einvernehmen mit dem Könige wiederhergestellt, und wenn man jetzo Lanzelot aus solchen Gründen den Tod Meliants zur Schuld legen will, so dünkt mich, daß man im Unrecht ist. Die anderen beschuldigt man nicht wegen der von ihnen erschlagenen Feinde, und wolltet Ihr dennoch sagen, Lanzelot habe ihn nicht mit gutem Grunde getödtet, wie er immer gegen den Vater mißgehandelt haben mag, so setze ich hier für seine Unschuld Leib und Leben ein gegen jeden,

der es behauptet!" — „Gawan," ſprach Briant von Eilanden, „Ihr findet zur Stunde keinen, der Eure Herausforderung annimmt. Man muß nie aus Freunden Feinde machen, und Ihr hättet Artus einen beſſern Rath ertheilen ſollen. Der König Madeglant bekriegt ihn und Claudas ebenfalls; die werden ihm genug zu thun geben. Dagegen würde ich für den Frieden ſeines Landes und zur Erhaltung ſeiner Freunde ſehr dafür ſein, daß er Lanzelot auf ein Jahr vom Hofe fernhielte, bis die Kunde von ſeiner Verabſchiedung zu den Ohren des Königs Claudas gekommen wäre; man würde es ihm Dank wiſſen und mit Freundſchaft lohnen." Doch itzt ſprang Segramor Disradan vor. „Briant von Eilanden," rief er, „Unheil über den, welcher je ſeinem Herrn bezüglich eines ſeiner Ritter einen ſolchen Rath gibt; einen Ritter nämlich, welcher ihm ſtets treu gedient und in ſeinem Dienſte nach allem Kriegsrecht, ohne Mord und Verrath einen andern getödtet hat, ungnädig zu entlaſſen. Lanzelot hätte ſeine Dienſte übel angebracht, wenn der König ihm den Abſchied gäbe. Nachher käme dann König Claudas und brächte ihn durch Hinterliſt und Meuchelei ums Leben; davon würde Artus großen Ruhm ernten! Ich ſage dies nicht, als ob Lanzelot ſich fürchtete, dem Claudas oder dem beſten Ritter der Welt Stirn an Stirn zu begegnen; aber manches ereignet ſich, was man nicht beſorgt. Wenn der König Artus Lanzelot den Abſchied gibt, ſo wird man es für Feigheit nehmen, und weder ich noch ein anderer Ritter könnte fürder Vertrauen in ihn ſetzen!" — „Mein lieber Herr," entgegnete nochmals Briant von Eilanden, „beſſer wäre es, der König verabſchiedete Lanzeloten auf zwölf Monde, als er führte Krieg auf zehn Jahre und ließe ſein Land verwüſten und verheeren." Sieh, da erſchien noch der Stolze von Auen, welcher ſehr lange nicht mehr bei Hofe geweſen war; man hatte ihm aber berichtet, worüber verhandelt werde. „Briant," rief der Stolze von Auen, „die Peſt über den, welcher einen Ritter, der ſeinem Herrn ſtets treu gedient hat, bei dieſem in Ungnade und Schaden zu bringen ſucht! Da Lanzelot abweſend iſt, ſo ſprecht nicht über ihn, was ſich nicht paßt. Der Hof des Königs Artus iſt nicht minder durch Lanzeloten, als durch irgend

einen andern Ritter dahier, so zu Ehre und Ruhm gekommen, und wäre ohne ihn lange nicht so angesehen und gefürchtet. Es gibt weit und breit in Großbritten keinen so furchtbaren und gefürchteten Ritter wie Lanzelot. Bei der Liebe Eures Königs, flößt ihm keinen Haß ein gegen die eigenen Ritter! Es sind ihrer nur vier oder sechs etwan von solcher Tüchtigkeit auf dem Schlosse; wenn die abzögen, ohne wiederzukehren, so würde unsere Macht gebrochen sein. Lanzelot hat dem Könige lang gedient, und weiß Artus recht wohl, wie groß sein Werth und Verdienst ist, und will König Claudas, wie ich vernommen, den König Artus um Lanzelots willen grundlos bekriegen, so kann Artus, wenn er den gewohnten Muth bewähret, solchen Krieg und Angriff recht wohl aushalten. Dafern nur nicht etwan Verrath mitspielet, so hat er annoch so viel gute Ritter, wie kein anderer Herr oder König in der weiten Welt." Die Märe sagt, daß sich Briant gern gegen den Stolzen von Auen ereifert hätte, wenn ihm nicht die Rücksicht auf den König ein Zügel gewesen wäre; ebenso der Stolze gegen ihn, da er von ihm wenig zu befahren hatte, in welchen Zorn und Haß Briant auch gerathen wäre. So hatten die Reden ein Ende.

177. Es kam aber die Zeitung an den Hof, daß Madeglant aufs Haupt geschlagen, und die Provinz Albanien beruhigt sei. Da ließ der König Lanzeloten den Befehl zustellen, heimzukehren. Die Leute der Provinz waren sehr betrübt, als er abzog; denn sie setzten volles Vertrauen in seine Rittertugenden. Er kam also zur Residenzstadt zurück; auch hier begegnete er großem Jubel; denn die meisten waren ihm mit Begeisterung zugethan, und wenn der und jener ihm abhold war, so machte das der blasse Neid und nichts anderes. Man hinterbrachte ihm, was König Claudas verlangt, und wie Briant von Eilanden gesprochen habe. Lanzelot ließ sich nichts merken; denn er wußte mit solchen und ähnlichen Verdrießlichkeiten schon fertig zu werden. Lange Zeit wartete er zu, ob Claudas etwa einen seiner Ritter als Ehrenrächer sende. Briant von Eilanden aber hätte Lanzeloten am liebsten verabschiedet gesehen; denn er haßte ihn mehr als irgend einen Ritter des Hofes, sintemal er ihm einstens öfter den allergrößten Schaden angethan

hatte. Auf seinen Rath sandte in der That Claudas seinen Ritter an Artus' Hof; er that sehr unklug daran, auf diese Weise ein Verhältniß herbeizuführen, welches später sehr böse Folgen nach sich zog, wie solche in diesem Kapitel berichtet werden sollen.

178. Madeglant vom Osten hörte sagen, Lanzelot sei zurückgekehrt und die Provinz Albanien von Hilfstruppen entblößt. Er hatte mit großem Fleiß eine neue Flotte gerüstet und kehrte nun mit Heeresmacht zurück. Sengend und brennend und jagend richtete er größere Verwüstung an als das erste Mal. Die Bewohner benachrichtigten König Artus und thaten ihm zu wissen, wie übel sie daran seien, und erklärten, wenn er ihnen nicht bei Zeiten Hilfe sende, so würden sie das Land verlassen und die Schlösser aufgeben; denn sie könnten sich durchaus nicht mehr halten. Der König pflog Rath mit seinen Rittern, wen er schicken solle. Sie erwiederten, da Lanzelot schon einmal dagewesen, so möge er einen andern Ritter erkiesen. Er entsandte nun Briant von Eilanden und gab ihm vierzig Ritter mit. Briant, welcher den König mit nichten aufrichtig liebte [1], kam in die Provinz und führte die Vertheidigung derselben nur zum Schein. Eines Tages kam es zur Schlacht zwischen Madeglant und ihm und allen ihren Leuten. Briant wurde besiegt, und eine große Anzahl seiner Ritter fiel. Madeglant und seine Leute durchstreiften nun das Land nach allen Richtungen, plünderten und zerstörten die Städte und die ungeschützten Schlösser, mordeten alle, welche nicht an ihren Gott glauben wollten, und schlugen ihnen die Köpfe ab. Alle Bewohner der Provinz und der Umgegend vermißten Lanzelot schmerzlich und meinten, wenn er geblieben, würde das Land nicht so verheert worden sein, und außer durch ihn werde die Sicherheit nicht wiederkehren. Briant von Eilanden zog sich mehr und mehr zurück und wünschte nichts begieriger, als daß dem König Artus der Krieg über den Kopf wachse. Denn so viel Gutes dieser ihm auch that, er liebte ihn nicht und sollte ihn seiner Lebtage nie liebgewinnen; er wagte

[1] Anfangs hatte er, durch Wohlthaten gewonnen, ihm wenigstens äußerlich „in Treuen gedient" (Nr. 172).

nur nicht, dieſe ſeine Geſinnung offen herauszukehren, ſintemalen ſeine beſten Ritter in jener Schlacht gefallen waren, und ihm keine Macht mehr übrig blieb gegen Lanzelot und die wackeren Ritter in des Königs Dienſten, die er lieber anderswohin gewünſcht hätte.

179. Zu einem Pfingſten verweilte Artus zu Kardeil, und viele Gäſte waren auf beſagten Tag zu Hofe geritten. Der König ſaß bei der Tafel; der Tag war ſchön und klar, die Luft rein und heiter. Segramor Disradan und Lukan, der Schenke, dienten vor dem Fürſten. Als man das erſte Gericht aufgetragen, ſieh da kam, wie von einer Armbruſt geſchnellt, ein Pfeil in den Saal geflogen und fuhr mit ſolchem Geſaus in die Säule gerade vor dem Könige, daß alle Ritter im Saale deutlich hörten, wie er ſich einbohrte. Sie ſchauten voll Staunen auf die Säule hin. Der Pfeil war wie von Gold und rings mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt. Der König meinte, ein ſo prächtiger Pfeil komme nicht aus armer Hand; auch Lanzelot und Gawan wollten nie etwas ſo Schönes geſehen haben. Das Eiſen hatte ſich ganz eingebohrt, ſo daß man nichts mehr davon ſah, und auch vom Schafte war noch ein gut Stück eingedrungen. Plötzlich erſchien eine Jungfrau im Saale, von hoher Schönheit und reitend auf einer mit Pelzwerk prächtig gedeckten Mauleſelin; Zügel und Sattel waren vergoldet. Sie ſelbſt trug herrliche Seidengewande. Ein Knappe folgte hinter ihr her und trieb das Maulthier an. Sie ritt gerades Wegs auf Artus zu und grüßte freundlichſt; der Fürſt erwiederte in huldvoller Weiſe den Gruß. „Gnädiger Fürſt," hub ſie an, „ich bin gekommen, Ew. Majeſtät um eine Gnade zu bitten, und ſteige nicht eher zu Thal, als bis Ihr dieſelbe gewährt habet. So iſt es meine Gepflogenheit. Ich bin aber an Euern Hof gekommen, weil man mir ſagte und mancherorts beſtätigte, daß Ihr kein billiges Geſuch unbeachtet ließet." — „Fräulein, theilt mir mit, welche Gunſt Ihr begehret." — „Edler Fürſt, ich erſuche Euch dringend, den Ritter, welcher dieſen Pfeil hier aus der Säule zu ziehen vermag, an einen gewiſſen Ort zu ſenden, wo man ſeiner bedarf." — „Fräulein, ſagt, in welcher Angelegenheit." — „Hoher König, das werde ich gern bekannt geben, ſobald ich einen Ritter

den Pfeil herausziehen sehe." — „Fräulein, so sitzet ab; an meinem Hofe sollet Ihr keine Abweisung erfahren." Lukan, der Schenke, reichte der Maid den Arm und half ihr absteigen und führte das Maulthier zum Stalle. Sie wusch die Hände und mußte sich alsdann an Iweins Seite niedersetzen; dieser bediente sie auf das ehrenvollste und blickte von Zeit zu Zeit verwundert zu ihr auf; denn ihr Antlitz war weiß und schön und ihre Haltung edel.

Kaum aber war die Tafel aufgehoben, so bat die Maid den König, die Ritter nun rasch ihr Geschäft erledigen zu lassen. „Gnädiger Fürst," sprach sie, „es sind viele wackere Ritter hier gegenwärtig; der aber mag sich vor allen Glück wünschen, welcher den Pfeil herauszieht; denn ich sage Euch, es ist ein vortrefflicher Ritter, und keiner außer ihm kann diese Angelegenheit ins Werk richten." — „Bester Neffe," begann der König, „legt Eure Hand an den Pfeil und gebt ihn der Dame zurück!" — „Ach nein, Herr," versetzte Gawan, „beschämt mich nicht! Bei der Treue, die ich Euch schulde, ich werde heute nicht zuerst meine Hand anlegen, es sei denn, daß Ihr darob zürnet. Hier an Eurer Seite steht Lanzelot und stehen so viele gute Ritter, daß ich keine Ehre davontrage, wenn ich ihnen vorantrete." — „Iwein," sprach nun der König, „so legt Ihr die Hand an, und möge es Euch vergönnt sein, den Auftrag zu empfahen." — „Nein, Herr," erwiederte dieser, „es gibt nichts in der Welt, was ich nicht für Euch thäte; aber ich bitte Euch, mir dieses zu erlassen." — „Segramor, und Ihr von Auen," sagte der König, „was werdet ihr thun?" — „Herr," entgegneten sie, „wenn sich erst Lanzelot daran versucht hat, so thun wir nach Eurem Willen; doch ihm gehen wir nicht vor, so es Euch nicht mißfällt." — „Fräulein," fuhr Artus fort, „so bittet Ihr Lanzeloten, daß er vorangehe, und die anderen sollen ihm, wenn nöthig, nachfolgen." Sprach sie: „Lanzelot, bei dem, was Euch in aller Welt das Liebste ist, vereitelt mein Geschäft nicht; fasset den Pfeil an, und nach Euch thun die anderen, was ihre Pflicht ist. Ich darf nicht länger hier verweilen." — „Fräulein," antwortete Lanzelot, „Ihr thuet Uebel und Sünde, falls Ihr bei irgend einer Sache mich beschwöret, da so viele tüchtige

Ritter hier im Saale stehen, die mich für einen eitlen Prahler halten, wenn ich mir den Vortritt vor anderen anmaße." — „Mit nichten," sprach der König, „bei meinem Haupte! Das wird nicht geschehen; vielmehr wird man Euch stets für einen wackern Ritter von guter Sitte und Bildung halten, wie bislang. Euch aber wird es zu nicht geringer Ehre gereichen, den Pfeil herauszuziehen, und der Maid hier ritterliche Achtung und Hilfe nicht versagt zu haben. So begehre ich denn von Euch bei der Treue, die Ihr mir schuldet, daß Ihr gemäß der Bitte dieser Maid vor allen anderen Euch daran versuchet!"

Lanzelot mag dem Gebot des Königs nicht zuwider handeln und erwägt, daß die Maid ihn bei dem, was ihm das Liebste sei, beschworen habe, und daß ihm doch nichts so sehr am Herzen liege, als die unvergeßliche, ob auch allbereits verstorbene Königin. Darum ergibt er sich ohne Säumen, wirft den Mantel ab und tritt zu dem Pfeil hinzu, der in der Säule steckt, legt seine Hände an und reißt ihn mit solcher Wucht heraus, daß die Säule wankt, und überreicht ihn der Jungfrau. „Gnädiger Fürst," beginnt diese, „nun muß ich Euch wohl mein Anliegen offenbaren. Kein Ritter außer diesem hätte den Pfeil herausziehen können; Ihr aber sagtet mir zu, daß der Ritter, welchem es gelingen werde, alles thun solle, was ich von ihm begehre, sofern es ihm möglich sei. Es ist nur etwas Vernunftgemäßes, so ich von ihm heische: er soll, so schnell er vermag, zur gefährlichen Kapelle wallen; er findet dorten einen eingesargten Ritter, er liegt mitten im Heiligthum. Von dessen Leichenhemd nimmt er ein Stückchen und noch das neben ihm im Sarge liegende Schwert. Das trägt er zum gefahrvollen Schlosse; darnach kommt er zu dem Schlosse zurück, allwo er den Löwen erstach und die zween Greifen hausen. Er nimmt von dem einen den Kopf und bringt ihn mir zu dem gefahrvollen Schlosse. Denn es liegt dorten ein Ritter, welcher nicht anders zu heilen ist." — „Fräulein," sprach da Lanzelot, „ich sehe, daß Ihr um mein Leben wenig besorgt seid und nur an die Erfüllung Eures Wunsches denkt." — „Herr Ritter," entgegnet sie, „ich weiß so gut wie Ihr, wie es damit bestellt ist, und

wünsche wahrlich Euren Tod nicht. Denn kämet Ihr um, so könnte der Ritter, für den Ihr diese That unternehmet, nimmermehr genesen. Uebrigens treffet Ihr dorten die allerschönste Maid, so in irgend einem Reiche lebet und Euer sehnlichst harret, und wollet Ihr es an Euch nicht fehlen lassen, so wird Euch durch ihre Vermittlung alles leicht gelingen. So habt denn Acht, die Sache nicht zu vertagen, thuet hurtig, was Euch obliegt, es ist Eure Pflicht und Aufgabe. Je länger Ihr säumet, desto eher könnte Euch daraus ein Leid erwachsen."

Die Maid nimmt Abschied und entfernt sich vom Hofe und reitet, so schnell sie kann, heim, indem sie bei sich also spricht: „Lanzelot, diese mühevolle Arbeit ward Euch durch mich, ob ich schon Euren Tod nicht will; doch muß ich mich freuen über die Seelennoth, die Euer wartet, sintemal Ihr an zween Orte kommt, welche die gefährlichsten der Welt sind. Ich muß Euch von Herzen gram sein, dieweil Ihr mir den Geliebten nahmt und einer andern antrautet, und ich kann sein doch nimmer vergessen" (Nr. 79 f. 157). So scheidet die Maid. Lanzelot nimmt Abschied vom König und vom Hofe und allen Rittern. Er verläßt Kardeil und reitet, ganz bewaffnet, in den großen Wald ein; er reitet schnell und bittet Gott den Herrn, ihn zu geleiten.

180. Es schweiget hier Frau Sage von Lanzeloten und saget von Briant dem Eiländer, wie selber nach Kardeil zurückkehrte. Von vierzig Rittern, so er mitnahm, brachte er nur fünfzehn heim. Darüber war Artus betrübt und klagte, daß er so viel Freunde weniger habe. Die Bewohner der Provinz Albanien beschickten König Artus mit dem Ersuchen, ihnen doch Lanzelot zurückzusenden, falls er nicht Schritt für Schritt sein ganzes Land einbüßen wolle; sie hätten nie einen Ritter gesehen, der es besser verstund, an des Königs Feinden Rache zu nehmen, und ihnen also zusetzte, wie er es that. Der König forderte Rechenschaft von Briant dem Eiländer, aus welcher Ursache denn so viele seiner Ritter ums Leben gekommen seien. „Gnädiger Herr," sprach dieser, „Madeglant hat eine zahlreiche Kriegerschaar; sie machen ihre Flotte zur Burg, sobald die Uebermacht sie erdrücken will, und keiner kann dagegen auf, und

nie hörte man von einem Kriege, wie die ihn führen. Das Land liegt Euch zu fern und wird derowegen Euch mehr kosten, als es Euch werth sein mag, und wolltet Ihr mir glauben, so leistetet Ihr Verzicht darauf; das wäre auch den Bewohnern der Provinz erwünscht." — „Briant," sprach der König, „das wäre eine große Schande für mich. Kein wackerer Mann soll zu träge sein, um zu schützen und zu erhalten, was sein ist. Der Ehrenmann muß sein Gut nicht so fast um des Vortheils, so ihm daraus erwachsen mag, als um der Ehre willen vertheidigen; wenn ich aber meine Hilfe und meinen Rath meinem eigenen Lande vorenthalte, so wird man mich mißachten und sagen, ich habe kein Herz, mein Land zu schirmen, und schon itzt bringt es mir große Schande ein, daß die Feinde eingefallen sind, und daß sie die Bewohner der Provinz zu ihrem falschen Glauben haben herüberziehen wollen. Ich wünschte, daß Lanzelot seine Aufgabe gelöst hätte; so würde ich ihn entsenden; denn keiner würde das Land besser schützen als er. Ja, wäre er itzt an Ort und Stelle, er würde mit vierzig Rittern und den Insassen der Provinz auswirken, daß für Madeglant fürder wohl des Bleibens nicht mehr wäre." — „Herr," erwiedert Briant, „die Bewohner des Landes halten bereits weder auf Euch, noch auf irgend einen andern, als nur auf Lanzelot, und sagen offen, wenn Ihr ihn hinschicktet, würden sie ihn zum Könige machen." — „Es mag sein," versetzte Artus, „daß sie also reden; allein Lanzelot würde nie thun, was gegen meinen Willen wäre." — „Nun, Herr," antwortete Briant, „sintemal Ihr mir keinen Glauben schenket, so sage ich Euch nichts weiter darüber; aber seine Rittertugend wird Euch zu guter Letzt mehr zum Schaden, als zu Nutz und Frommen sein, sofern Ihr nicht besser als bislang auf Eurer Hut seid."

181. Von Briant dem Eiländer, welchem der König zu sehr vertrauet in gar vielen Dingen, schweigt allhier die Märe und meldet von Lanzeloten, der, in Gedanken versunken, durch die Wälder reitet. Nicht weit ist er gekommen, so begegnet er einem Ritter, der schwer verwundet dahersprengt. Er fragt ihn, von wannen er komme, und wer ihm die Wunde geschlagen. „Herr,"

erwiedert er, „ich komme aus der gefährlichen Kapelle, wo ich mich gegen böse Geister, so alldorten erscheinen, nicht schützen konnte. Sie haben mich in sothaner Weise, wie Ihr es sehet, verwundet, und nur durch den Beistand einer Dame, die aus dem Walde kam, entrann ich lebend ihren Händen. Doch half sie mir unter dem Beding, daß, wenn ich einen Ritter Namens Lanzelot oder Parzival oder Gawan treffe, ich dem ersten derselben, dem ich begegnete, sagen möge, er solle unverzüglich zu ihr kommen. Sie verwunderte sich aber sehr, warum keiner von ihnen in die Kapelle komme, welche nur gute Ritter betreten dürften. Ich wundere mich aber, Herr," so fügte er bei, „wie nur die Jungfrau hineinzukommen wagt; denn es ist die wundersamste, abenteuerlichste Stätte, die ich kenne; die Maid aber ist von hoher Schönheit und besucht manchmal ganz allein die Kapelle. Es liegt ein Ritter in derselben, der jüngst getödtet wurde; er war bösartig, grausam und verwogen." — „Und welches war sein Name?" — „Er hieß Anuret der Bastard, und hat nur einen Arm und eine Hand; der andere Arm wurde ihm bei einem gewissen Schlosse abgehauen, welches Gawan dem Meliot von Logrien schenkte, als er ihm gegen den dort eingesargten Ritter zu Hilfe kam (Nr. 167). Dieser Meliot von Logrien hat den Ritter, welcher das Schloß belagerte, getödtet, wurde jedoch schwer von ihm verwundet, so daß er nicht genesen kann außer durch das Schwert, mit welchem jener ihm die Wunde schlug, und ein Stück von dem Tuche, in welches die Leiche gehüllt ist. Wenn mich nun Gott einem der besagten Ritter begegnen ließe, so würde ich ihm gern die von der Maid mir aufgetragene Botschaft ausrichten." — „Lieber Herr, da habt Ihr einen derselben bereits gefunden; ich heiße Lanzelot; ich sage Euch das so unverhohlen, dieweil ich Euch verwundet und so in Noth sehe." — „Herr," sprach der Ritter, „so erhalte Euch Gott der Herr Leib und Leben. Ihr gehet großer Lebensgefahr entgegen. Doch die Dame wünscht sehr, Euch zu sehen; ich weiß nicht warum, aber sie wird Euch wohl zu Hilfe kommen, so es ihr gefällt." — „Nun, lieber Herr, Gott hat uns aus mancher Gefahr errettet; so wird er wohl auch hier Hilfe schaffen nach seinem Willen und Wohlgefallen."

182. Damit scheidet Lanzelot von dem Ritter und zieht weiter, bis er gen Abend zur gefährlichen Kapelle kommt, welche in einem breiten Waldthale liegt, von einem kleinen Friedhof umschlossen und auf allen Seiten wohl umfriedigt. Ein altes Kreuz steht am Eingang. Kapelle und Friedhof sind von hoher Waldung beschattet (vgl. Nr. 56. 106). Lanzelot reitet in voller Wehr näher, segnet und bekreuzt und empfiehlt sich Gott. Auf dem Friedhofe sieht er Gräber an mehreren Orten, und es kommt ihm vor, als ob da Leute miteinander redeten, doch versteht er keines ihrer Worte. Auch sieht er nicht klar, aber ihm deucht, es seien sehr große Gestalten. Wie er die Kapelle erreicht, steigt er ab und führt sein Roß in einen bedeckten Schoppen nebenan, wo er Futter findet, lehnt Schild und Lanze an die Wand des Heiligthums und tritt ein. Es ist finster darin, und nur eine Lampe wirft einen matten Lichtschein und läßt ihn in der Mitte den Sarg mit der Leiche des Ritters erkennen. Nachdem er vor einem Bilde Unserer Lieben Frau sein Gebet gesprochen, tritt er zu dem Sarge heran, öffnet ihn, so rasch er kann, und gewahrt die große, abscheuliche Gestalt des Todten. Das Tuch, in welches er gehüllt ist, zeigt noch große Blutflecken. Er greift nach dem Schwerte, welches neben der Leiche liegt, und erfaßt das Bahrtuch, um etwas abzuschneiden. Er versucht zugleich, das Haupt des Ritters emporzuheben; es ist aber so schwer und ungeschlacht, daß er es nur mit größter Mühe bewegen kann. Die Hälfte des einhüllenden Linnens schneidet er ab und steckt sie bei. Da beginnt aber der Sarg so in allen Fugen oben und unten zu krachen, daß es scheint, die Kapelle wolle einstürzen. Nachdem er sich Schwert und Linnen zugeeignet, schließt er den Sarg und verläßt die Kapelle. Da sieht er, wie ihm deucht, mitten auf dem Friedhof riesige, furchtbar aussehende Ritter sich erheben; sie scheinen zum Kampfe mit ihm gerüstet zu sein und nur auf der Lauer zu stehen. Doch sieh, da kommt eine Dame eilig über den Friedhof geschritten, welche denselben zuruft: „Haltet ein da, bis man erfahren, wer der Ritter, sei!“ Sich der Kapelle nähernd, fährt sie fort: „Herr Ritter, laßt das Schwert und das entwendete Linnenstück zurück!“ —

„Fräulein,“ entgegnet Lanzelot, „was ſchadet es Euch, wenn ich das mitnehme?“ — „Ihr habt Euch das ohne meine Bewilligung zugeeignet; mir aber ſteht die Obhut über dieſe Kapelle zu und ich will erſt wiſſen, wie Ihr heißet.“ — „Fräulein, was kann es Euch frommen, meinen Namen zu erfahren?“ — „Ob es mir zu Frommen oder Schaden ſei, weiß ich nicht; es gab aber eine Stunde, da ich nicht darnach fragen wollte; das hat mir manche bittere Enttäuſchung verurſacht“ (Nr. 25). — „Fräulein, man nennet mich Lanzelot vom See.“ — „Da müſſet Ihr freilich Schwert und Tuch wohl haben. Aber kommet nun mit mir auf mein Schloß; oft habe ich mich nach Euch geſehnet und nach Parzival und Gawan. Ihr ſollet die drei Särge ſehen, die ich Euch habe anfertigen laſſen.“ — „Fräulein, ich hab's ſo eilig nicht, mein Grab zu ſehen.“ — „Bei meinem Haupte, wollet Ihr nicht mit mir gehen, ſo kommet Ihr auch hier nicht ungeſchoren fort. Die Ritter, ſo Ihr da erblicket, ſind Erdteufel und unterſtehen meinem Befehle.“ — „Nun, ſo Gott will, haben Eure Teufel keine Gewalt, einem Chriſtenmenſchen ein Leid anzuthun.“ — „Ach Lanzelot, ich bitte Euch angelegentlichſt, mit mir auf mein Schloß zu reiten; dann errette ich Euch vor dieſen Wichten, die Euch ſofort angreifen werden. Wollet Ihr aber nicht ſo viel thun, ſo gebet mir das Schwert, das Ihr aus dem Sarge weggenommen habt, und ziehet dann ab.“ — „Fräulein, auf Euer Schloß kann und mag ich nicht gehen; erſuchet mich nicht weiter darum; ich habe ein ander Geſchäft zu beſorgen. Das Schwert liefere ich Euch auch nicht aus, was mir immer darum geſchehen möge; ich kenne einen Ritter, der ohne ſelbes nicht geheilt werden kann, und um deſſen Tod es ſehr ſchade wäre.“ — „Ha, Lanzelot, wie muß ich Euch hart und grauſam gegen mich erfinden! Mir iſt es zu ſchwerem Grame, wenn Ihr das Schwert behaltet, Euch mag es zum Heile ſein. Hättet Ihr es nicht ſchon beigeſteckt, Ihr würdet es nicht nach Eurem Willen von hinnen tragen, vielmehr thäte ich, was ich wollte, mit Euch; ich ließe Euch auf mein Schloß bringen, wo Ihr Euch in meinem Banne nicht mehr rühren könntet: ſo wäre ich der Hut dieſer Kapelle ledig und von den

Gängen erlöst, welche ich in der Weise, wie Ihr sehet, gar oft zu thun habe. Nun bin ich betrogen, sintemal Euch an diesem Ort keiner mehr ein Leid zufügen kann, solange Ihr das Schwert in Eurem Besitze habt." Das alles betrübte Lanzeloten wenig; er verabschiedete sich von der Dame, die verdrießlich wegging, legte seine Waffen an, bestieg sein Roß und ritt quer über den Friedhof davon. Er sah rings die unheimlichen Gestalten, so häßlich, so riesig und so schreckenerregend, als seien es höllische Verderber. Sie kreuzten seinen Weg, ohne ihm schaden zu können.

183. Von dem Friedhof ritt er in den Wald und durch denselben voran, bis schön und hell der Morgen aufstieg. Er fand eine Klause, wo er die Messe hörte. Dann aß er ein wenig, nahm wieder Abschied und ritt ununterbrochen bis zu Sonnenuntergang weiter. Da er nicht links noch rechts eine Herberge erblickte, so entschloß er sich, im Walde zu übernachten. Noch wußte er nicht, wohin sich wenden; denn er hatte von der Beschaffenheit des Waldes gar keine Kenntniß und war nie durchgeritten. Er zog etwas weiter und fand eine schmale Straße; ein Fußweg lief nebenher, welcher ihn zu einem Obstgarten führte. Selbiger lag hart am Waldessaum; das Eingangspförtchen war diesen Abend noch offen geblieben. Lanzelot ritt in den wohl ummauerten Garten ein, schloß die Pforte, nahm seinem Rosse das Gebiß ab und ließ es grasen. Das nahegelegene Schloß gewahrte er wegen der dichten Baumgruppen und des nächtlichen Dunkels nicht. Er ahnte nicht, wohin er gerathen war. So legte er sich den Schild als Kopfkissen ins Gras, Helm und Lanze neben sich und schlief ein. Hätte er gewußt, wo er war, er hätte sich dem Schlafe nicht überlassen. Lag er doch nahe bei der Cisterne, wo er den Löwen tödtete, und wo die Greifen hausten, welche zum Glück bereits gesättigt aus dem Walde heimgekehrt waren und sich schlafen gelegt hatten; für sie war die Pforte offen geblieben (Nr. 158).

Ein Mädchen kam aber bald darauf durch eine Seitenthür aus einem Zimmer des Schlosses; sie trug aus Furcht vor den Greifen ein Hündchen im Arme. Wie sie zu der besagten Pforte schritt, um sie zu schließen, gewahrte sie Lanzeloten, der mitten im

Garten eingeschlummert war. Flugs eilte sie zu ihrer jungen Herrin zurück und sprach zu ihr: „Nun rasch, Fräulein, Lanzelot schläft im Obstgarten.“ Schnell sprang diese auf und eilte zur Stelle, wo Lanzelot ruhte. Sie setzte sich ihm zur Seite, so nahe sie konnte, auf den Boden nieder und begann ihn unter Seufzern zu betrachten: „Guter Herrgott, was thue ich? Wenn ich ihn wecke, so wird er mir den Rücken wenden, und werde ich sein schönes Angesicht nicht länger schauen dürfen. Doch soll meine Hand wenigstens seine Stirn berühren: so werde ich mich dessen freuen und rühmen, wenn er auch wieder so spröde gegen mich thun sollte, wie ehedem.“ Gesagt, gethan; sie läßt ganz sachte ihre Hand über seine Stirne gleiten. Lanzelot aber erwacht miteins, springt auf und segnet sich. Dann schaut er die Maid an und ruft aus: „Ach Gott, wo bin ich doch?“ — „Lieber Herr und bester Freund, Ihr seid bei der, welche Euch ihr ganzes Herz unwiderruflich geschenkt hat.“ — „Fräulein, schönen Dank für Euer Wohlwollen; aber etwas Unrechtes thue ich, so Gott will, nicht! Die alte, tief im Herzen wurzelnde Liebe soll man nicht vertauschen, wenn man selbe gut und treu erfand; man darf sie nicht so leichthin preisgeben.“ — „Herr Ritter, das nahe Schloß steht Euch zu Gebote, wenn Ihr es nicht an Euch selber fehlen lasset. Meine Gedanken sind Euch nun bekannt genug; ich wollte, Ihr dächtet ebenso gegen mich.“ — „Fräulein, mich verlanget nach Heilung des Ritters, der nicht genesen kann, wenn ich ihm nicht das Haupt eines Eurer Drachen bringe“ (Nr. 179). — „Gewiß, Herr, aber eben darum ließ ich Euch durch die Dame melden, Ihr möchtet zu mir zurückkehren.“ — „Fräulein, das habe ich geleistet, jetzt aber gehe ich wieder; ich sehe, das Drachenhaupt braucht es nicht.“[1] — „Ha, Lanzelot, wie seid Ihr doch ein so guter Ritter und hinwiederum ein so böser, untreuer Mann! Ich glaube, mich würde kein Ritter in der Welt außer Euch verschmähen. Thorheit des Herzens und harter Sinn und spröde Unhöflichkeit gibt Euch das ein! Die Greisen haben meinen Willen nicht gethan, da sie Euch nicht zer-

[1] Er erkennt, daß man ihn nur in Versuchung führen wollte.

riſſen und verſchlangen, während Ihr ſchlieſet, und wenn ich glaubte, ſie hätten Gewalt über Euch, ich ließe ſie kommen, Euch zu erwürgen! Doch die Teufel haben Euch ſo große Stärke verliehen, daß ſich ein Menſch ſehr ſchwer gegen Euch ſicherſtellen kann. Ich ſollte Euch wahrlich lieber todt als lebendig wünſchen. Bei meinem Haupt, ich wollte, Euer Kopf ſtäke dort über dem Thorweg! Hätte ich geahnt, daß ich von Euch alſo abgewieſen würde, ich hätte meinen Vater mitgebracht, dieweil Ihr ſchlieſet, Euch den Garaus zu machen. Keiner, der das Verhältniß zwiſchen Euch und mir kennet, wird Euch für einen guten Ritter halten. Nach allem Brauch unſeres Schloſſes hattet Ihr mich erworben, und verſchmähtet mich nur aus Bosheit und Herzloſigkeit." — „Fräulein, Ihr möget ſagen, was Ihr nicht ſchweigen könnet. Ihr habt mir, ſeit ich hier im Garten bin, eine ſolche Beleidigung zugefügt, daß Ihr keine Rückſicht mehr verdienet. Wer einem Mann oder Frau gegenüber ſich ſolche Zudringlichkeit erlaubt, und dabei ihnen noch alles Böſe wünſcht, der iſt ein Verräther." — „Lanzelot, ich that, was mir möglich war; denn ich ahnte, daß ich nie mehr von Euch erreichen werde." Lanzelot aber legt ſeinem Roß den Zügel an und ſcheidet von der tiefbetrübten Maid. Er mag ſich nicht länger aufhalten, weil er ſich bei der großen Zahl von Rittern auf dem Schloſſe nicht zwecklos in Gefahr bringen mag. Die Maid ſieht dem Fortreitenden nach, ſo lange ſie ihn ſehen kann, kehrt dann voll Betrübniß und Aerger in ihre Kammer zurück. Sie weiß ſich gar nicht mehr zu helfen, da er, den ſie am meiſten liebt, fern weilt und alle ihre Freude mit ſich nimmt.

184. Lanzelot reitet durch den Wald hin, bis der Tag graut, und dann weiter und weiter. Gegen die Mittagsſtunde langt er beim gefahrvollen Schloſſe an. Da liegt Meliot von Logrien krank (Nr. 179). Er reitet in den Hof ein. Die Dame, welche an König Artus' Hof war, kommt ihm entgegen gegangen. „Lanzelot," ſpricht ſie, „ſeid uns willkommen!" — „Fräulein, das Glück begleite Euch!" Er tritt aufs Perron vor dem Saale; ſie führt ihn die Stiegen hinauf und läßt ihm die Waffen abnehmen. „Hier iſt von der Leinwand," ſpricht er, „womit der Ritter eingehüllt

war, und hier das Schwert (Nr. 182). Aber Ihr troget mich bezüglich des Drachenkopfes." — „Bei meinem Haupte," erwiedert sie, „ich that es um des Fräuleins willen dort auf dem Greifenschloß, welches Euch durchaus nicht gram war. Sie hat mich darum ersucht und wird sich nun freuen und mit mir zufrieden sein, seitdem sie Euch gesehen hat." Führte die Maid nun Lanzeloten in ein prächtig geschmücktes Zimmer, wo Meliot krank lag. „Meliot," sprach sie, „hier steht Lanzelot vom See, der Euch Heilung bringt." — „Ach Herr, seid Ihr's? Willkommen!" — „Es schenke Euch Gott der Herr bald die Gesundheit wieder!" — „Ach um Gottes willen, was macht Gawan? Ist er wohlauf?" — „Ich ließ ihn gesund und wohl zurück, als ich von ihm schied, und wüßte er, daß Ihr in sothaner Weise verwundet seiet, so würde er und würde König Artus sich darüber sehr betrüben." — „Herr," versetzte er, „der Ritter, welcher jene belagerte, verwundete mich in dieser Weise, doch es brachte ihm selbst den Tod. Die von ihm mir geschlagenen Wunden sind aber so furchtbar und seltsamlich, daß sie nur durch die Berührung desselben Schwertes wieder geheilt werden können, und durch die Auflegung des Linnens, welches ganz blutig über ihn gebreitet wurde." — „Meiner Treu," sprach die Dame, „hier ist es." — „Ach Herr Ritter, großen Dank!" sprach der Kranke. „In dieser Freundlichkeit offenbart sich von neuem, daß Ihr ein guter Ritter seid. Denn ohne Eure großen Tugenden hätte sich der Sarg nicht so leicht aufgeschlossen, in welchem der Ritter lag, und hättet Ihr Schwert und Linnen nicht erbeutet. Nie kam ein Ritter hin, der dorten nicht das Leben ließ oder eine arge Wunde davontrug." Man löste nun den Verband von der Wunde und legte sie bloß; die Maid rührte Schwert und Bahrtuch an und die Heilung nahm ihren Anfang. Da sagte der Kranke, erst jetzt sei er sicher, daß die Todesgefahr vorüber. Lanzelot freute sich recht herzlich, da er sah, die Wunde werde mit der Zeit zuheilen: „es wäre ja auch sehr schade um seinen Tod," dachte er, „sintemal er ein guter, verständiger und gesinnungstreuer Ritter ist". — Lanzelot," sprach da die Dame, „ich habe es Euch lange nachgetragen, daß Ihr mir den Ritter, den ich am innigsten liebte,

entfremdetet und mit einer andern vermählte, und habe mich oft bemühet, Euch ein Leid anzuthun für die mir zugefügte Unbill. Denn nie hat mich ein Ereigniß schwerer betrübet. Er liebte mich von Herzen und ich ihn; auch wird die Liebe niemals ganz ersterben, ob sie mir jetzo auch ferner liegt. Für den gegenwärtigen Dienst aber erlasse ich Euch all meinen Zorn; Ihr brauchet nichts mehr zu besorgen." — „Fräulein, herzlichen Dank dafür!" Er wurde für den Abend und die Nacht sehr ehrenvoll und vornehm bewirthet und beherbergt.

185. Am Morgen nahm er Abschied von Meliot und der Dame und reiste ab. Er ritt, so schnell als möglich, zum Hof des Königs Artus zurück. Dieser war in großer Bestürzung, weil Madeglant eine Insel seines Reiches nach der andern eroberte. Die meisten Bewohner der eroberten Orte verließen aus Todesfurcht den wahren Glauben und hingen dem falschen an. Gawan aber und manche andere Ritter hatten den Hof verlassen, da sich der König mehr auf Briant von Eilanden, als auf einen von ihnen verließ. Oft hatte Artus Ritter gegen Madeglant ausgesandt, seit Lanzelot abgereist war; nie sah er einen wiederkehren, der nicht eine Niederlage erlitten hätte. Der König von Ostreich setzte alles daran, seiner Schwester Auftrag ins Werk zu richten, und hoffte mit der Zeit ihr den König Artus und sein ganzes Land zu überliefern. Der Fürst sehnte sich darum sehr nach Lanzelots Rückkehr und erklärte wiederholentlich, wenn Lanzelot den Feinden so nahe gewesen wäre, wie die von ihm ausgesandten Ritter, so würden die Feinde nicht den Muth gehabt haben, sich gegen ihn zu erheben. In solcher Verlegenheit war der König, als Lanzelot zu seiner größten Freude wiedererschien. Dieser erfuhr nun, daß Gawan und Iwein nicht mehr da seien, ja sich eher fern vom Hofe des Königs hielten, als ihm Dienste leisteten, und dies lediglich um des Eiländers willen, welchem Artus mehr Vertrauen als allen anderen schenkte. „Gnädiger Herr," sprach darum Lanzelot zum Könige, „mein Arm und meine Kraft soll Euch niemals fehlen; habt aber Acht, daß nicht Ihr mich im Stiche lasset!" — „Das kann und darf

ich nicht," sprach Artus, „ich würde dadurch von mir selbst abfallen."

186. Es meldet aber die Märe, daß er Lanzeloten vierzig Ritter erkor, und diese zu einer Insel zogen, wo sich Madeglant aufhielt. Ehe selber von seiner Ankunft erfuhr, hatte er ihm schon mehrere Schiffe zertrümmert, die Taue abgehauen, Ruder und Segelstangen in Stücke geschlagen. Dann warf er sich auf Madeglants Kriegsvolk, und sie tödteten davon, er und seine Ritter, so viel ihnen gutdünkte. Der König wollte sich wie sonst mit seinen Leuten auf die sichere Flotte zurückziehen; allein er fand selbe gar übel zugerichtet. Lanzelot drängte ihn, nachdem er ihn nochmals besiegt hatte, ganz auf den Strand und tödtete ihn mitten unter seinem Volk. Auch die übrigen Ritter wurden sämmtlich getödtet und ins Meer geworfen. So war diese Insel durch Lanzelot befreit. Er schiffte sich zu den anderen ein, so viel Madeglant ihrer erobert und zum falschen Glauben gezwungen hatte. Die aus Furcht vor dem Tode zum Abfall Gekommenen führte er zur Wahrheit zurück. Dann besuchte er eine Insel nach der andern, bis er nach Albanien gelangte, dem er das erste Mal Hilfe geleistet hatte. Als die Bewohner dieser Provinz ihn kommen sahen, begriffen sie gleich, daß der König von Ostreich getödtet und die Inseln befreit seien, und legten große Freude an den Tag. Er schiffte dann zu Ostlanden selbst, dem Reiche Madeglants, hinüber. Das Land war ganz entblößt von seinen tüchtigsten und gewaltigsten Kriegern; denn diese waren mit ihrem Herrn gefallen. Lanzelot aber hatte von seinen Rittern die besten und kräftigsten auf einer zahlreichen Flotte hinübergebracht, und begann nun das Land zu verwüsten. Die Bewohner waren Ungläubige, welche falsche Götzen und Bilder anbeteten. Sie mußten bald erkennen, daß sie das Land nach dem Tode ihres Herrn nicht länger schützen könnten, ließen sich aber größtentheils niedermetzeln, weil sie die falsche Religion nicht aufgeben wollten. Diejenigen, welche bereit waren, zu Gott zurückzukehren, wurden verschont. Das Land war sehr reich und ergiebig, welches Lanzelot in besagter Weise eroberte und zum Glauben an Unsern Herrn und Heiland zurückführte. Alle

Götzenbilder von Kupfer und Holz, welche sie vordem verehrten, und aus welchen ihnen Teufelsstimmen trügerische Orakel gaben, ließ er zerbrechen und zermalmen, an deren Stelle aber Crucifixe und Bilder des Erlösers und seiner süßen Mutter verfertigen, um das Volk im neuen Glauben zu befestigen.

Die Einflußreichsten und Tapfersten des Landes versammelten sich eines Tages und erklärten, es sei an der Zeit, einem so reichen Lande wieder einen König zu geben. Sie einigten sich über die Wahl und kamen zu Lanzelot und sagten, daß sie ihn zum König des von ihm unterworfenen Landes machen wollten. Niemand sei der Krone würdiger, und wollten sie ihm weidlich beistehen, andere Länder zu erobern. Lanzelot dankte ihnen verbindlichst und sagte ihnen, er wolle weder von diesem noch von einem andern Lande König sein ohne König Artus' Genehmigung. Die gemachte Eroberung gehöre ihm, und auf seinen Befehl sei er gekommen und habe mit den von ihm erhaltenen Rittern das Land in Besitz genommen.

Hatte aber mittlerweile auch König Claudas sagen hören, daß Lanzelot den König von Ostlanden getödtet habe und keine Insel sich ohne die größte Anstrengung gegen ihn werde halten können. Es mißfiel ihm Lanzelots Rittertüchtigkeit und der Fortschritt seiner Eroberungen, und es kam ihm wieder zum Bewußtsein, daß er einst König Ban von Benoje, dem Vater Lanzelots, sein Land abgenommen hatte. Weil er also noch im Besitze seines väterlichen Erbes war, so betrübte er sich um so mehr und fürchtete sich ob der Heldenthaten, welche er vollbrachte, und des Ruhmes, welchen er sich erwarb. Schickte also König Claudas einen geheimen Boten an Briant und that ihm zu wissen: Wenn er es bewerkstelligen könne, daß Lanzelot vom Hofe entlassen und mit König Artus verfeindet werde, so wolle er es ihm Dank wissen und seiner Zeit ihm Rache an allen seinen Feinden nehmen helfen. Wenn Lanzelot und Gawan fort seien, so würden die meisten kaum noch am Hofe aushalten, und sie dann das Artusreich ganz in ihrer Gewalt haben. Briant ließ dem König Claudas zurückmelden, daß Gawan und Iwein bereits anfingen, sich vom Hofe fern zu

halten, und noch manche andere mit ihnen. Darum dürfe er guter Hoffnung sein, sintemalen er mit Lanzelot in Bälde zu ihrer beider Frommen fertig zu werden gedenke.

187. An König Artus' Hof verbreitete sich das Gerücht vom Tode des Ostländers und der Vernichtung seiner Macht, und daß Lanzelot sein Reich erobert, ihn selbst getödtet und alle Lande wiedergewonnen habe, in welchen jener mit Feuer und Schwert, Furcht und Schrecken den falschen Glauben eingeführt hatte. Manche munkelten schon am Hofe, daß die Bewohner von Ostlanden Lanzeloten nicht wieder ziehen lassen, sondern sie und die Insassen der übrigen Inselstriche darauf hinarbeiten würden, ihn zum Könige zu machen: es gebe nichts in der Welt, was selbe aus Sehnsucht nach ihm nicht bereit wären zu unternehmen, nie habe ein Volk einen so willigen Gehorsam geleistet, wie die Bewohner all dieser Länder ihm. Nun trat eines Tages Briant von Eilanden heimlich zu Artus heran und raunte ihm zu: „Gnädiger Herr, ich schulde Euch die aufrichtigste Liebe meines Herzens; denn Ihr habt mich zum Seneschall Eures Landes gemacht. Ich weiß auch unzweifelhaft, daß Ihr großes Vertrauen auf mich setzet, und ich habe meinestheils die Pflicht, Eurem Schaden zu wehren und Euer Bestes zu fördern, und thäte ich es nicht, ermangelte ich gegen Euch aufrichtiger Treue. Es sind mir jüngst Botschaften zugetragen, daß die Bewohner der Reiche Ostlanden und Albanien und der übrigen Ew. Majestät zinspflichtigen Inseln sich alle das Wort gegeben, verschworen und feierlich verbunden haben, sich einander zu Schutz und Trutz gegen Euch beizustehen. Sie stehen auf dem Punkte, Lanzelot auf den Schild zu erheben, um dann Euer Land anzugreifen, wo immer er als ihr König sie anführen will, und hat er einen Eid geschworen, Ew. Majestät Reich, so wie Ihr es besitzet, zu erobern. Wenn Ihr, hoher Fürst, Euch dagegen nicht bei Zeiten sicherstellet, so kann Euch daraus groß Leid und Leibes- und Lebensschade, wie ich eben dargelegt, erwachsen." — „Bei meinem Haupte," ruft der König aus, „ich glaube nimmer, daß Lanzelot so verwegen sein sollte, an solche Dinge nur zu denken, und sich entschließen könnte, mir ein Leid zuzufügen!" — „Bei

meinem Haupt," erwiedert Briant, „es ist schon lange Zeit darüber hingegangen, daß ich dies und jenes dahin Zielende an ihm beobachtet habe; aber der Diener soll seinem Fürsten nicht alles derart sagen, damit nicht der Schein entstehe, als wolle man ihm schmeicheln oder andere aus Haß bei ihm in ein ungünstiges Licht stellen. Allein ich wünsche Ew. Majestät in Zukunft Ersatz und Entgelt zu bieten für die Liebe, welche Ihr gegen mich traget, und das Vertrauen, welches Ihr auf mich setzet. Ihr dürfet dies getrost thun; denn ich habe Euch ja mein Land überlassen, das an Eures grenzet und Euch als Bollwerk gegen Eure Feinde dient; Ihr wisset selbst, daß kein mächtigerer Vasall an Eurem Hofe lebt." — „Bei meinem Haupte," versetzt der König, „ich werde Euch allezeit meine Gunst und Gnade schenken; nie sollt Ihr durch irgend einen Ankläger oder Widersacher daraus verdrängt werden, solange ich an Euch Recht und Treue erfinde! Ich will Lanzelot durch Brief und Insiegel zu einer Besprechung herbescheiden, da ich dessen sehr benöthigt sei. Ist er einmal hier, so wollen wir Rath pflegen über das, was Ihr mir saget. Nie dulde ich, daß er oder ein anderer Ritter die Fahne der Empörung gegen mich erhebe. Der Fürst soll alle Gewalt über seinen Vasallen haben und von ihm geachtet und gefürchtet sein, sonst verfällt er der Schwäche und Ohnmacht und verliert alles Ansehen."

188. Der König übersandte also durch einen Botschafter das Schreiben an Lanzelot. Der Bote suchte und fand ihn im Ostreich und übergab Brief und Siegel des Königs. Sowie der Ritter dessen Willen erkannte, nahm er Abschied von den Bewohnern des Landes, welche ihn sehr ungern ziehen ließen. Er reiste ab und kam nach Kardeil und führte dem Monarchen alle anvertrauten Ritter wieder zu. Auch theilte er ihm mit, daß er alle Eilande erobert habe, und daß der König von Ostlanden todt und sein Land zur Religion Jesu Christi zurückgekehrt sei. Der König jedoch gab Briant von Eilanden den Auftrag, vierzig Ritter mitzubringen, die unter ihren Mänteln Waffen trügen, und durch sie Lanzeloten gefangennehmen zu lassen, sobald er, der König, einen Wink dazu gebe. Man hinterbrachte aber Lanzeloten in

seinem Quartier, daß der König bis an die Zähne gerüstete Ritter in den Palast beschieden habe. Er dachte, da müsse eine besondere Gefahr drohen, und wolle sich also ebenfalls bewaffnen. So that er wirklich und begab sich dann in den Rittersaal des Königs. „Gnädiger Herr," sprach Briant zum Fürsten, „Lanzelot führt etwas im Schilde; er hat im Quartier die Waffen angelegt und kommt in voller Wehr hierher, ohne von Ew. Majestät ermächtigt zu sein; er will Euch übel. Forschet ihn aus, warum er Euch so feindlich begegnet und wodurch Ihr seinen Zorn verdient habet." Artus bescheidet ihn vor sich: „Lanzelot, wozu tragt Ihr Waffen?" — „Sire, man sagte mir, die Ritter seien gerüstet herberufen; ich befürchtete daher, Ihr seiet in irgend eine Bedrängniß gerathen, und wollte nicht, daß Euch ein Leid zustoße." — „Nein, Ihr kamt zu einem andern Zweck," sprach der Fürst, „wie man mir klar zu verstehen gab, und wäre der Saal hier nicht wohl besetzt, so glaube ich, Ihr würdet mir das Leben nehmen." Dann ließ ihn der König, ohne irgend eine Entschuldigung zuzulassen, zum Gefangenen machen. Die bewaffneten Ritter streiften ihre Mäntel ab und sprangen ringsherum von ihren Sitzen auf; denn sie wagten nicht, dem Gebot des Königs zuwiderzuhandeln, und waren auch meist Leute Briants von Eilanden.

Lanzelot sieht sie anstürmen und zieht das scharfe Schwert blank, indem er ausruft: „Bei meinem Haupt, Ihr zahlet mir bösen Lohn für die Euch geleisteten Dienste!" Die Ritter dringen alle mit gezücktem Schwerte vereint auf ihn ein. Er aber schlägt sich bis an die Mauer des Saales durch und nimmt die Wand zum Rückhalt und Schutz im Kampfe. Zuvor hat er noch sieben todt, andere verwundet zu Boden geworfen. Nun hebt er erst recht an, nach allen Seiten um sich zu hauen und sich kräftig zu vertheidigen. Sie aber geben ihm gewaltige Schwerthiebe. Es gleicht mit nichten einer Spielpartie, da er dreißig oder vierzig Schläge mit einem pariren muß. Man sollte nicht glauben, daß sich ein einziger Ritter gegen so viele wehren könnte, da sie doch mit allem Eifer bemüht sind, ihn zu fahen und zu schädigen. Lanzelot vertheidigt sich nach bestem Vermögen; allein die Uebermacht erdrückt

ihn; er will nur, ehe er sich gefangen gibt, seine Freiheit noch möglichst theuer verkaufen. Von vierzig Rittern richtet er ihrer zwanzig also zu, daß sie schwer verwundet und viele getödtet werden. Es gelingt ihm auch, Briant von Eilanden so kräftig zu treffen, daß er das Schwert in dessen Lebensblut tränkt und ihm eine tiefe Wunde schlägt. Doch die Ritter schließen ihn von allen Seiten förmlich ein. Der König befiehlt nun, ihm kein Leid zuzufügen, sondern ihn in den Kerker in Gewahrsam zu bringen. Lanzeloten aber wundert es höchlich, warum der Fürst solches thue, und woher ihm plötzlich ein solcher Haß gekommen sei.

Wie Artus geboten, wurde der Ritter in Haft gebracht. Alle am Hofe, außer Briant und seinen Leuten, bedauerten ihn; die aber dürften es noch theuer bezahlen müssen, wenn einmal Gott Lanzeloten aus dem Gefängniß befreit. Einige sprachen: „Nun ist Artus' Macht und Glück hin, da Gawan und die anderen Ritter ihm schon entfremdet sind, und Lanzelot wegen seiner Verdienste festgenommen worden ist; das wird den übrigen sehr wenig Vertrauen einflößen." Diese baten Gott, Briant von Eilanden dereinst seinen Lohn zu geben; denn sie wußten recht wohl, daß er allein dies alles angestellt habe. Er wird auch seinen Sündenlohn gewiß empfahen, so Gott Lanzeloten heilet und aus dem Kerker erlöset.

189. Hier schweiget aber die Märe über Lanzelot und kehret zu Parzival zurück, welcher um diese Dinge nicht weiß; doch soll er sie bald in Erfahrung bringen. Er hat das wiedereroberte Schloß seines Oheims verlassen, sehr betrübt über die Nachricht, welche die verwundete Maid ihm brachte, daß nämlich Aristot seine Schwester gewaltsam zu einem seiner Hintersaßen entführt habe: es stehe zu erwarten, daß er sie zum Weibe nehmen und ihr dann das Haupt abschlage, wie er es bei den anderen Frauen in der Gewohnheit habe (Nr. 154). Parzival reitet, in Gedanken versunken, einen Tag lang durch den Wald und sucht, sobald möglich, die Einsiedelei seines Oheims, des Königs-Eremiten, zu erreichen. Er trifft eines Abends bei ihm ein. Drei Einsiedler verlassen eben die Klause; er sitzt ab und schreitet ihnen entgegen, sobald er sie

bemerkt. „Herr Ritter," ſagen ſie zu ihm, „geht nicht da hinein; man begräbt dort eben einen Todten." — „Wer iſt dieſer?" frägt Parzival. — „Herr," verſetzen jene, „es iſt der gute König Pelles, welchen Ariſtot heute nach der Meſſe erſtach, und zwar um Parzivals, ſeines Neffen willen, welchem er gram iſt. Eine Jungfrau ſargt eben die Leiche ein." Wie Parzival die Kunde von der Ermordung ſeines Oheims vernimmt, fühlt er ſchweres Leid im Herzen und verſäumt andern Tags nicht, der Beſtattung beizuwohnen. Nach Abſingung der Meſſe will er wieder abreiſen, da es ihn drängt, die ihm angethane Schmach zu rächen.

Sieh, da tritt die Maid an ihn heran und ſpricht: „Herr Ritter, ich habe Euch ſehr lange geſucht. Hier habe ich das Haupt eines Ritters, welches ich an meinem Sattelbogen mit mir führe, in dem elfenbeinernen Gefäße, das Ihr ſehet. Die Rache darf kein anderer als Ihr ausführen. So enthebt mich dieſer Laſt, beſter Ritter, ich erſuche Euch bei Eurem Edelmuthe. Ich habe es lange genug getragen; das wiſſen Artus und Gawan recht gut, da mich beide am Hofe mit dieſem Haupte geſehen haben. Aber dieſe wußten mir über Euch keinen Beſcheid zu geben. Nun kann ich mein Schloß nicht wiedererlangen, bis der Ritter gerächt iſt." — „Wer aber war denn der Ritter?" frägt Parzival. — „Herr, es war der Sohn Eures Oheims Brun Brandalis und einer der beſten Ritter der Welt, wäre er am Leben geblieben." — „Und wer hat ihn getödtet?" — „Herr, der vom Tiefen Walde, welcher den Löwen hält, erſchlug ihn heimtückiſch und verrätheriſch, da er nicht auf ſeiner Hut war; denn wäre er in Waffen geweſen, wie jener, er wäre nie von ihm beſiegt worden." — „Fräulein, es ſchmerzt mich ſehr, daß er ſo umkam, und nicht minder bedauere ich den Tod meines Oheims, des Königs-Eremiten, für den ich lieber als für irgend einen Menſchen auf Erden Rache nehme, da er um meinetwillen das Leben verlor. Ein arges Bubenſtück war es, einen heiligen Mann und Einſiedler, der ihm nichts Böſes wollte, zu morden, um ſich zu rächen an mir und nicht an einem andern. Ich wäre ſehr froh, wenn ich ihn träfe, und er wohl auch; denn, wie man mir erzählt hat, haßt er mich nicht minder,

als ich ihn. Gott gebe, wie immer es um ihn ſtehe, daß wir einander bald finden." — „Herr," ſprach die Maid, „er iſt ein ſo gewaltthätiger Ritter, daß es in der Welt keinen zweiten gibt, und wäre er noch ſo tüchtig, den er nicht zu beſiegen hoffte. Euch aber haßt er ſo von Herzensgrund, daß er augenblicklich herbeieilte, wenn er erführe, daß Ihr mit einem oder zwei anderen hier ſeiet, und ihm Ort und Umſtände ermöglichten, zu kommen." — „Fräulein, ſo walte Gott, der Herr, daß er zu ſeinem Unheil komme, wenn er kommt!" — „Herr, der Tiefwald, wo der Rothe Ritter den Löwen hält, liegt in der Richtung gegen das Schloß Ariſtots; bevor Ihr aber in den Wald kommet, möget Ihr wohl noch weitere Kunde vernehmen." (Siehe die Bemerkungen zum VI. Buche unten Nr. 256.)

7. Vollendung.

190. Hier beginnt[1] das letzte Buch vom Grale und hebt an im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Es meldet die Märe, daß Parzival durch den Wald weiterzog. Er gewahrte ein paar Knappen, die vor ihm herritten und jeder ein von Hunden erjagtes Thier hinter sich auf dem Pferde heimführten. Parzival holte sie rasch ein, hielt sie an und frug: „Liebe Leute, wohin wollt ihr mit diesen Thieren?“ — „Herr Ritter, zum Grannenschloß, dessen Besitzer Aristot ist.“ — „Hat euer Herr eine große Zahl von Rittern auf seinem Schlosse?“ — „Jetzund hat er keinen da: aber es kommen ihrer in vier Tagen bei tausend, sintemal unser Herr im Begriffe steht, sich zu vermählen. Man macht allbereits große Zurüstung dafür, und will er die Tochter der Wittib heimführen, die er vor ihrem Schlosse zu Kamaloth gewaltsam geraubt hat. Er hat sie bei einem Hintersassen untergebracht und will sie zum Weibe nehmen. Wir aber sind sehr betrübt darob, sintemal sie aus hohem Hause, von großer Schönheit und ganz seltener Tugend ist. Darum herrscht die tiefste Trauer; denn wisset, am Schluß des Jahres wird er ihr das Haupt abschlagen; das ist seine Gewohnheit.“ — „Würde der also nicht ein gutes Werk thun,“ sprach Parzival, „der sie ihm wieder abjagte?“ — „Gewiß, Herr,“ erwiederten die Knappen, „Gott würde es ihm lohnen; denn seine Grausamkeit ist größer, als man solche je an einem Ritter sah. Auch trifft ihn schwerer

[1] Der Verfasser will also das in Nr. 189 Erzählte gleichsam als Einleitung betrachtet wissen, so daß hier die eigentliche Geschichte folgt. Bei einer schärferen Buchabtheilung, wie sie uns unerläßlich scheint, hätte er sich gewiß etwas anders ausgedrückt.

Tadel wegen der Ermordung des guten Einſiedlers, den er getödtet hat, und außerdem wünſcht er noch jeden Tag, dem Bruder ſeiner Braut zu begegnen, der einer der beſten Ritter der Welt iſt; er ſagt es laut, daß er ihn viel lieber tödten würde, als irgend einen lebenden Ritter." — „Und wo hält euer Herr ſich auf," frug Parzival, „habt ihr Kunde davon?" — „Ja, Herr, wir verließen ihn ſoeben in dieſem Walde, wo er in Streit mit einem Ritter gerieth, der uns ſehr ſtark und tapfer zu ſein ſchien und ſich ſelbſt den Namen Löwenherz beilegte. Weil Ariſtot von ihm hörte, er ſei ein Ritter Parzivals und gehöre zu deſſen Vaſallen, ſo warf er ſich auf ihn und befahl uns, voranzureiten: er werde ihn alsbald beſiegt haben. Noch ſoeben hörten wir dort im Walde die Schwerthiebe. Iſt Euch aber Ariſtot von ſo grauſamen Sitten, daß kein Ritter durch den Wald kommen und ihm begegnen kann, ohne daß er es auf das Leben desſelben abgeſehen hätte." Als Parzival ſolches vernahm, ſchied er von den Knappen und ritt eilends des Weges, den er kam, weiter.

Er hatte eine halbe wälſche Meile hinter ſich, als er die Schwerthiebe auf die Helme niederfallen hörte. Es war ihm eine Freude, daß Löwenherz ſo lang den Kampf mit Ariſtot, dieſem grauſamen, treuloſen Ritter, ausgehalten hatte. Allein er wußte noch nicht, wie bedenklich Löwenherz mitten auf der Bruſt von der Lanze verwundet war, ſo daß das Blut von allen Seiten herabfloß. Doch auch Ariſtot war nicht unverletzt, ſondern bereits an zwei Stellen getroffen. Sowie Parzival der beiden anſichtig wurde, gab er ſeinem Roſſe die Sporen, legte die Lanze ein und traf Ariſtot mit ſolcher Gewalt mitten auf die Bruſt, daß ſelber die Steigbügel verlor und über den hintern Sattelbogen zurückgeworfen wurde. Dabei rief er ihm zu: „Ich komme zur Hochzeit meiner Schweſter, die nicht ohne mich ſtattfinden darf!" Der kühne Ariſtot gewann den Sattelſitz wieder; wilder Grimm erfaßte ihn, da er Parzival ſah; er ſtürmte mit gezücktem Schwerte auf ihn ein und verſetzte ihm ſo gewaltige Hiebe auf den Helm, daß er dieſen platt ſchlug. Löwenherz zog ſich bei Parzivals Anblick zurück; denn er war mitten durch den Leib zu Tode verwundet und

hatte so lange im heißen Kampfe gestanden, daß er nicht länger aushalten konnte; zwei schmerzliche Wunden aber hatte er Aristot noch beigebracht. Parzival fühlte die Hiebe, welche ihm den Helm einschlugen, rannte Aristot von neuem an und versetzte ihm einen so wuchtigen Stoß, daß er ihm die Lanze ganz durch den Leib jagte und ihn mitsammt seinem Rosse über den Haufen warf. Dann sprang er zur Erde über ihn, riß ihm die Panzerhaube herunter und löste das Visier. „Was habt Ihr im Sinne, mir anzuthun?" rief flehend Aristot. — „Euch das Haupt abzuschlagen," versetzte Parzival, „und es meiner Schwester zu schenken, die Ihr nicht mehr zur Frau bekommet." — „Ach, thut es nicht; schenkt mir das Leben, und ich erlasse Euch allen meinen Haß." — „Gegen den bin ich hinfür sicher, dünkt mich. Ich darf auch nicht länger zögern; Ihr habt den Tod dreimal verdienet, und Gott will es nicht anders." Sofort schlug er ihm nun das Haupt ab und hängte es an den Sattelknopf und kehrte zu Ritter Löwenherz zurück. Auf die Frage, wie ihm sei, erwiederte dieser: „Ach Herr, ich bin dem Tode nahe; aber es ist mir ein großer Trost, Euch zu sehen, ehedenn ich sterbe." Parzival schwang sich wieder auf sein Roß und nahm seine Lanze: den Leichnam Aristots ließ er auf dem Rasen liegen, ritt aber mit Löwenherz eilends zu einer benachbarten Klause. Hier hob er ihn rasch vom Pferde und nahm ihm die Waffen ab. Derselbe beichtete und bereute seine Sünden und hauchte dann seine Seele aus. Die Maid, welche Parzival folgte, besorgte die Leiche. Die Waffen und das Roß Löwenherzens schenkte er dem Einsiedler zum Besten der Seele des Verstorbenen; ebenso das Pferd Aristots. Nach Absingung der Todtenmesse und nach Bestattung der Leiche reiste Parzival weiter. „Herr Ritter," sprach die Maid, welche mit ihm ritt, „Ihr habt ein gutes Stück Eurer Aufgabe gelöst. Am grausamen und treulosen Aristot habt Ihr das Land gerächt. Lasse Euch Gott auch alsbald den Rothen Ritter finden, welcher den Sohn Eures Oheims getödtet hat. Ich zweifle nicht, daß Ihr ihn besiegen werdet; aber ich habe große Sorge wegen des Löwen. Es ist das blutdürstigste Thier, das ich jemals sah, und hat seinen Herrn und

dessen Roß so gern, daß man nie an einem Thiere eine solche Anhänglichkeit wahrnahm; es hilft seinem Herrn im Kampfe und streitet für ihn mit großer Kühnheit."

191. Parzival ritt ungesäumt weiter in der Richtung des großen Tiefwaldes; die Dame folgte ihm nach. Bevor er aber dahin gelangte, begegnete er einem Ritter, welcher schwer verwundet war, er mit seinem Rosse. „Ach Herr," rief er Parzival entgegen, „dringt nicht in diesen Wald vor; ich habe mich mit größter Mühe herausgerettet. Es wohnt dort ein Ritter, dessen Löwe mir nahezu das Leben genommen hätte. Doch nicht minder fürchte ich den Weg vor mir; denn drüben haust ein Ritter mit Namen Aristot, der ohne Anlaß jeden angreift, welcher durch den Wald reitet." — „Vor dem braucht Euch nicht zu bangen," sprach die Maid; „sein Haupt sehet Ihr am Sattel dieses Ritters hangen." — „O, da war ich nie so froh über eine Kunde, die mir zukam! Und ich weiß gewiß, wer den erschlug, besitzt hohen Muth." Damit trennte sich der Ritter von Parzival. Allein der Löwe hatte sein Roß am Hinterschenkel so schwer verwundet, daß es kaum noch voran konnte. „Herr Ritter," rief ihm also Parzival nach, „kehrt bei dem Eremiten in diesem Wald ein; sagt ihm, daß ich ihn ersuche, Euch eines der Rosse zu schenken, die ich ihm zurückließ. Denn ich sehe wohl, das thut Euch sehr noth; ich werde es ihm in anderer Weise entgelten, durch etwas, das ihm lieber ist als ein Roß." Der Ritter dankte ihm sehr für diesen Rath und schleppte sich, so gut er vermochte, zu dem Einsiedler. Er richtete ihm den Auftrag aus, und dieser ließ ihm aus Liebe zu dem Ueberwinder des bösen Aristot die Wahl zwischen beiden Rossen. „Und ich gebe Euch alle beide," sprach er, „so Ihr wollet!" — „Hochwürdiger Herr," antwortete der Ritter, „ich verlange nur eines." Er wählte das Roß Aristots, welches ihm besser dünkte, und schwang sich darauf; das seinige, welches nicht mehr laufen konnte, ließ er da. Beim Abschied versprach er noch dem Einsiedler, ihm das Geschenk reichlich zu ersetzen. Es wäre ihm besser gewesen, er hätte das Pferd nicht genommen; denn er sollte dafür in kurzer Frist das Leben einbüßen. Ein Ritter

aus Ariſtots Hauſe holte ihn am Waldesſaume ein und erkannte das Roß ſeines Herrn; er hatte von deſſen Tod gehört und war gekommen, ihn zu beſtatten. Er jagte dem Armen die Lanze durch den Leib, daß er todt hinſtürzte. Dann nahm er das Roß und ritt davon. Hätte das Parzival erfahren, ſo wäre es ihm eine ſchlechte Freude geweſen, da er den Ritter veranlaßt hatte, ſich das Pferd zu erbitten; freilich geſchah es in der beſten Abſicht, um dem armen Reiter aufzuhelfen.

192. Parzival zog weiter in den Tiefwald hinein, der ſehr breit und lang und ſchauerlich war. Nicht weit war er vorgedrungen, ſo bemerkte er den Löwen, der mitten auf einem Anger unter einem Baume lagerte, indem er ſeines tief in den Wald gerittenen Herrn harrte. Selbiger Löwe wußte aber nur zu gut, wo die Ritter vorbei mußten, und hatte ſich darum an die Straße gelegt. Die Maid ſchrickt angſtvoll zurück. Parzival aber tritt den Leuen an, der auch ihn bereits erſchaut hat und mit flammenden Augen und gähnendem Schlunde ihm entgegenſpringt. Doch dieſer faßt ihn ins Auge und richtet die Lanze gerade auf den Rachen des Thieres. Es macht jedoch einen Seitenſprung, und der Speer fährt ihm nur in die Vordertatze und verwundet ſie tief. Der Leu ſchlägt dem Roſſe die Krallen in das Kreuz und reißt ihm die Haut und das Fleiſch des Hintertheils herunter. Das Roß aber, wie es die Wunde ſpürt, verſetzt ihm, ehe er zurückſpringt, mit beiden Hinterhufen einen ſolchen Schlag, daß es ihm die Hauer im Rachen bricht. Der Leu brüllt laut auf, daß der ganze Wald wiederhallt. Der Rothe Ritter hört das Gebrüll ſeines Löwen und ſprengt eilends heran; aber wie er ankommt, hat Parzival jenem bereits den Garaus gemacht. Den Ritter ſchmerzt der Tod des treuen Thieres ſehr. „Bei meinem Haupt," ruft er Parzival zu, „meinen Löwen ſo zu tödten, das iſt Verrath!" — „Und Ihr", verſetzt jener, „habt Euer Todesurteil ſelbſt geſprochen, als Ihr den Sohn meines Oheims, deſſen Haupt dieſe Maid trägt, erſchluget!" Damit rennt er ihn an, und der Ritter ihn, in ſauſendem Galopp. Der Ritter zerbricht ſeine Lanze auf ſeinem Schilde, und Parzival trifft ihn mit ſolcher Kraft, daß

ihm der Speer den Leib durchbohrt und er todt vom Pferde sinkt. Parzival steigt vom Rosse, nachdem er den Ritter durchbohrt hat, und schwingt sich auf das des Rothen Ritters, da das seinige unbrauchbar geworden.

„Herr Ritter," begann nun die Maid, „mein Schloß liegt mitten in diesem Walde; der Rothe Ritter hat mir selbes vor langer Zeit weggenommen. Ich bitte Euch, mit mir zu gehen, so bin ich sicher, es wieder vollständig in meine Gewalt zu bekommen." — „Fräulein," versetzte Parzival, „das darf ich Euch nicht weigern." So ritt er denn durch den Wald voran, bis er zu dem Schloß gelangte, welches der Dame von Rechtswegen gehörte. Es lag an der schönsten Stelle des Waldes und war von hohen Ringmauern umschlossen; innerhalb sah man prächtige, gefensterte Rittersäle. Man hatte bereits Kunde vom Tode des Herrn. Parzival ritt mit der Dame ein, ließ ihr von den Insassen huldigen und das Schloß förmlich übergeben; sie wußten auch alle sehr wohl, daß das ihr Erbrecht war. Die Dame bestattete das Haupt, welches sie lange mit sich geführt hatte, und versprach, für den Todten jeden Tag eine Messe auf dem Schlosse lesen zu lassen. Nachdem Parzival so lange dort verweilt hatte, als ihm gut deuchte, reiste er wieder ab. Die Dame dankte herzlich für seine Gefälligkeit und seine Dienste bei Erwerbung ihres Eigenthums; denn daß es niemals durch einen andern würde erobert worden sein, war ihr wohl bewußt.

193. Josephus sagt uns in dem Buche, welches diese Märe berichtet und aus welchem die lateinische Erzählung ins Romanische ist übertragen worden, daß niemand an der Wirklichkeit der zu jenen Zeiten in Großbritannien und all den anderen Reichen vorgefallenen Wunderdinge zweifeln dürfe; noch manche Abenteuer hätten sich ereignet, aber diese seien die am meisten beglaubigten. Die Geschichte meldet nun, daß Parzival zu einem Waldhause kam, allwo seine Schwester bei einem überaus biedern Hintersassen untergebracht war. Die Jungfrau lebte hier Tag für Tag in tiefer Trauer von wegen des Ritters, der sie ehelichen wollte. Denn der Tag war schon ziemlich nahe und sie wußte noch nichts von

seinem Tode. Sie trauerte auch sehr über ihre Frau Mutter, die Wittib, wegen des Leides, das selbe um sie trug. Der Sasse sprach ihr zärtlich Trost ein und klagte mit ihr über Parzivals Abwesenheit; sie dachte nicht, ihm so nahe zu sein.

Parzival ritt bewaffnet vor und stieg am Perron vor dem Saale ab. Der Sasse trat ihm entgegen, voll gespannter Erwartung, wer er sein möge; die meisten anderen dachten, es sei ein Ritter Aristots. „Herr Ritter," sprach jener, „seid willkommen!" — „Das Glück begleite Euch allezeit!" erwiederte Parzival. Er hielt das Haupt Aristots in der Faust. Der Wirth wunderte sich, daß er in solcher Weise ein Ritterhaupt an den Haaren trug. Der Gast schritt in den Rittersaal und trat in das Hauptzimmer nebenan, wo seine Schwester laut jammerte. „Fräulein," so redete er sie an, „weinet nicht! Mit Eurer Hochzeit ist's aus; hier das Zeichen, an dem Ihr's erkennen möget!" Er warf ihr den Kopf Aristots vor die Füße: „Da liegt der Kopf des Bräutigams!" Die Jungfrau hörte Parzival, ihren Bruder, und erkannte ihn, der noch in Waffen war, an der Stimme. Sie springt auf und begrüßt ihn so herzlich, wie nur je ein Ritter von einer Maid begrüßt wurde. Sie weiß nicht, was sie thun soll, um ihre Freude zu bezeigen, die so groß ist, daß alle Gegenwärtigen gerührt werden durch die Zeichen entzückten Jubels, die sie doch unter hellen Thränen kundgibt.

Die Märe weiß, daß sie bis dato von dem Sassen in hohen Ehren gehalten worden war. Sie ließ nun den Kopf des bösen Ritters in den Fluß werfen, der das Schloß umgab. Der Hintersasse freute sich über das Ende des Bösen, da er ein so treuloses Herz gehabt hatte, und auch wegen des Fräuleins, welches gewiß vor Jahresfrist des Todes gewesen wäre, falls er es geheiratet hätte. Als Parzival, solange ihm beliebte, verweilt hatte, dankte er dem Wirthe herzinniglich für die seiner Schwester erwiesene Liebe. Dann reiste er ab, und sie ritt mit ihm auf demselben Maulthier zurück, auf welchem man sie hergebracht hatte. Noch an dem gleichen Tage gelangten sie nach Kamaloth.

194. Die Mutter war in tiefer Trauer um ihre Tochter, welche nun eine Königin sein sollte; sie dachte selbe wohl nie

wiederzusehen; sie bedauerte auch herzlich ihren Bruder, den König-Einsiedler, welcher den Tod erlitten hatte. Parzival tritt in die Kammer, wo die Mutter krank liegt durch ihre nicht enden wollende Betrübniß. Er nähert sich ihr an der Hand der Schwester. Kaum hat sie ihn wiedererkannt, so bricht sie in Thränen aus. Dann küßt sie beide Kinder und spricht zu Parzival: „Mein lieber Sohn, gesegnet sei die Stunde deiner Geburt; denn durch dich kehrt mir alle Freude wieder! Nun will ich gerne sterben; denn nun habe ich lange genug gelebt." — „Frau Mutter," erwiedert er, „sprich nicht so! Dein Leben verdiente kein Leid und Weh zu schauen, da es ja niemanden zum Schaden ist. Du stirbst nicht hier, so es Gott gefällt; nein, du stirbst auf dem Schlosse des Fischerkönigs, deines Bruders, wo der heilige Gral und die ehrwürdigen Reliquien sind." — „Ja, mein Lieber, da hast du ganz Recht; ich möchte selber da sein." — „Lieb' Mutter, mit Gottes Rath und Hilfe kommst du hin; die Schwester bringen wir, falls sie sich vermählen will, irgendwo unter, wo sie in allen Ehren leben soll." — „Gewiß nicht, lieber Bruder," entgegnet aber diese, „ich will nicht vermählt sein, außer mit Gott allein!" — „Lieber Sohn," spricht die Wittib, „die Wagenmaid ist dich suchen gangen und will nicht ruhen, bis daß sie dich findet." — „Mutter," antwortet er, „sie wird an einem gewissen Orte Nachricht von mir bekommen, und ich von ihr." — „Mein Lieber, es ist auch die Jungfrau hier, welche der grausame Ritter durch den Arm verwundete, als er deine Schwester raubte; aber sie ist allbereits wieder geheilt." — „Frau," fiel diese ein, „ich bin nun vollauf gerächt."

Parzival erzählte dann alle Abenteuer bis zur Eroberung der Gralburg. Auch verweilte er noch geraume Zeit auf dem Schlosse seiner Mutter, fand aber, daß das Land in Sicherheit und Frieden war. Darauf nahm er Abschied und verließ sie wieder, da er noch nicht seine ganze Aufgabe erfüllt hatte. Mutter und Schwester blieben noch lange in Kamaloth und führten ein tugendreiches, heiliges Leben. Die Wittib ließ für den Schrein, der zwischen Wald und Schloß stand, eine neue prächtige Kapelle bauen, dieselbe mit schönen Gewändern ausstatten, und stellte einen Kaplan

an, damit er daſelbſt alltäglich die Meſſe ſinge. Später wurde das Heiligthum ſo ausgebaut, daß es zu einer Abtei erweitert wurde und dort Kloſterbrüder wohnten, und noch jetzt bezeugt man allgemein, daß ſie in Ehren fortbeſteht.

195. Parzival kam inzwiſchen nach ſeinem Abzug von Kamaloth in den weiten Wald und ritt ohne Säumen voran, bis er das Schloß ſeiner Mutter aus den Augen verlor, und erreichte gegen Abend einen Ritterſitz am Ende des Waldes. Hier ſucht er Nachtquartier; der Burgherr nahm ihn ſehr ehrenvoll auf, ließ ihn die Waffen ablegen und ſich mit einem Prachtgewande bekleiden. Parzival bemerkte, daß der Ritter ſehr ſtill war und von Zeit zu Zeit ſeufzte. „Herr," ſprach er zu ihm, „mir ſcheint, daß Ihr gar nicht froh geſtimmt ſeid." — „Gewiß, Herr," antwortete er, „Ihr habt vollkommen Recht. Man erſchlug mir einen Bruder in der Gegend des Tiefwaldes; es iſt noch nicht lange her. Darum darf ich nicht fröhlich ſein; er war ſehr treuſinnig und brav." — „Lieber Herr," ſprach Parzival, „wißt Ihr, wer der Thäter iſt?" — „Ja, Herr, ein Ritter Ariſtots erſtach ihn, weil er auf einem Pferd ritt, welches dem Ariſtot gehört hatte, und auf welchem dieſer von einem andern Ritter war getödtet worden. Ein gewiſſer Klausner ſchenkte es meinem Bruder, dem der Löwe des Rothen Ritters das ſeinige unbrauchbar gemacht hatte." Dieſe Kunde machte Parzival nicht froh, ſintemalen er ja den Anlaß gegeben hatte, daß jener um des Pferdes willen getödtet wurde. „Herr," ſprach er, „mir deucht, Euer Bruder hatte den Tod nicht verdient; denn er war nicht ſchuld an Ariſtots Tode." — „Nein, Herr, das weiß ich für gewiß; es war ein ganz anderer, welcher auch den Rothen Ritter im Tiefwald beſiegte." Parzival ſchwieg dazu; die Nacht aber blieb er dort und war gut aufgehoben. Am Morgen verabſchiedete er ſich und zog weiter.

Er ritt voran bis zu einer Einſiedelei, allwo er Meſſe hörte. Nach dem Gottesdienſte kam der Einſiedler zu ihm und ſprach: „Herr Ritter, in dieſem Walde lauern bewaffnete Krieger einem Ritter auf, welcher Ariſtot und den Rothen Ritter getödtet hat. Die begegnen keinem Ritter im Walde, den ſie nicht anfielen um

deſſentwillen, der jenen beiden das Leben nahm." — „Vater," erwiederte Parzival, „Gott laſſe mich nicht ſolchen Leuten in den Wurf kommen, welche mir ein Leid zufügen könnten!" Er verabſchiedete ſich von dem Einſiedler, verließ die Klauſe und ritt in den Wald hinein. Hier gewahrte er bald einen Ritter, welcher auf demſelben Roſſe ſaß, von dem er den andern Ritter heruntergeworfen; es war noch einer bei ihm. Sie hielten an, als ſie Parzival bemerkten. „Bei meinem Haupte," rief der eine, „einen ſolchen Schild trug, wie man uns geſagt hat, der Ueberwinder Ariſtots, und der da dürfte es wohl ſein." Sie ſtürmen in vollem Anlauf gegen ihn an. Parzival, der ſie kommen ſieht, vergißt nicht ſeiner Sporen, ſondern ſprengt ihnen entgegen. Die beiden Ritter brechen im Anprall ihre Lanzen auf ſeinem Schilde. Er aber zielt auf den, der auf Ariſtots Roſſe ſitzt, und bohrt ihm den Speer eine Elle weit durch den Leib und ſtürzt ihn todt zu Boden. Dann wirft er ſich auf den Genoſſen, der entfliehen will, und haut ihm die Schulter bis tief in die Seite herunter, ſo daß er entſeelt neben den andern hinfällt. Er nimmt beide Pferde, bindet ſie mit den Zügeln aneinander und treibt ſie vor ſich hin bis zur Wohnung des Einſiedlers, der eben ins Freie getreten iſt. Ihm ſchenkt er das Roß Ariſtots und das jenes andern Ritters, durch den er ihm ſeinen Auftrag hatte ausrichten laſſen. „Ehrwürdiger Herr," ſpricht er zu ihm, „ich weiß wohl, daß Ihr keinen Ritter in Noth ſehen werdet, ohne ihm eines der Pferde zu überlaſſen, wenn er Euch darum bittet. Es iſt auch ein ſchöner Freundſchaftsdienſt, einem wackern Manne aus der Verlegenheit zu helfen." — „Herr," entgegnete der Einſiedler, „ſoeben waren drei Ritter hier; ſobald die erfuhren, daß die beiden getödtet ſeien, flohen ſie eilends davon. Auch rieth ich ihnen ſehr, ſich zu entfernen, und ſagte ihnen, daß es nicht gut ſei, bei ſolchem Anlaß zu ſterben, ſintemalen die Seelen derer, welche durchs Schwert fallen, der Hölle näher ſind als dem Paradieſe."

196. Parzival, welcher niemals Raſt noch Ruhe hatte, ſolang er lebte, verließ die Einſiedelei und zog voll Muth und Eifer weiter durch den Wald. Er begegnete einem Ritter, welcher in

großer Haſt daherkam. Dieſer erkannte Parzival an dem Schilde, den er trug. „Herr,“ ſprach er zu ihm, „ich komme vom Schloſſe des Schwarzen Einſiedlers, wo Ihr bei Eurer Ankunft die Wagenmaid treffen werdet; ſie trägt Euch durch mich auf, Eure Fahrt zu beſchleunigen und ihr das Schachſpiel wieder zu verſchaffen, welches ihr vor Gawans Augen genommen ſei, oder Ihr würdet nie zu dem von Euch eroberten Schloſſe zurückkehren. Ja, Herr, ſie drängt Euch ſehr wegen eines beklagenswerthen Ereigniſſes, von dem ich hier im Walde Zeuge war. Ich hörte, wie ein Ritter eine Dame rücklings auf dem Roſſe entführte, indem er ſie mit einer langen Peitſche ſchlug. Er zog über die eine Seite einer Waldwieſe und ich über die andere, ſo daß ich durch die Sträucher in der Mitte ihn erblickte. Es ſchien mir, daß die Dame klagend den Sohn der Wittib nannte, welcher ihr das Schloß zurückgegeben habe; der aber ſagte, daß er eben aus Haß gegen ihn ſie in die Schlangengrube werfen wolle. Ein bejahrter Ritter und ein Prieſter eilen dem Räuber nach, um ihn zum Mitleid mit dem Fräulein zu ſtimmen; aber er iſt ſo gefühllos, daß er nichts hören will, ſondern, erboſt über ihr Flehen, Miene macht, ihnen beiden das Leben zu nehmen.“

Damit ſcheidet der Ritter; Parzival aber jagt des Wegs voran, welchen derſelbe gekommen iſt, um die Spur der Dame zu finden; denn er glaubt, es ſei wirklich jenes Fräulein, dem er ihr Schloß zurückgeſtellt hat. Er möchte auch durchaus wiſſen, wer ſie in ſolcher Weiſe mißhandle. So reitet er raſch bis ins tiefſte Dickicht des Waldes. Hier hält er inne und hört deutlich die Stimme der Dame aus einem weiten Thal heraus, wo die Schlangengrube ſich befindet. Da der Ritter ſie eben hineinwerfen will, ſo ſchreit ſie um ſo lauter um Gnade und weint und heult. Der Ritter gibt ihr ſchmerzliche Schläge mit der Peitſche, um ſie zum Schweigen zu bringen. Nun zögert Parzival nicht länger, ſondern jagt zur Stelle. Sowie die Dame ſein gewahr wird, erkennt ſie ihn und ruft, indem ſie ihm beide Hände gefaltet entgegenſtreckt: „Ach, Herr Ritter, um Gottes willen Erbarmen! Schon gabt Ihr mir einmal das Schloß zurück, welches dieſer Ritter mir jetzo nehmen

will." Auch der Ritter erkennt das Roß, auf welchem Parzival reitet, und ſchreit laut: „Ha, dieſes Roß da gehörte dem Rothen von dem Tieflande; nun bin ich vollends gewiß, daß Ihr es waret, der ihn tödtete!" — „Es kann wohl ſein," verſetzt Parzival, „doch hatte ich guten Grund dazu; er ſchlug dem Sohne meines Oheims das Haupt ab, und dieſe Dame hier trug es lange mit ſich herum." — „Bei meinem Leben!" ſchrie der Ritter, „Ihr ſeid deshalb mein Todfeind!" Damit reitet er bis mitten auf den Wieſengrund zurück, und Parzival thut ein Gleiches; ſie begegnen ſich mit aller Schnelligkeit, deren ihre Roſſe fähig ſind, und verſetzen ſich furchtbare Lanzenſtöße auf den Schild. Parzival trifft den Ritter mit ſolcher Wucht, daß derſelbe über die Kruppe ſeines Pferdes ins Gras fliegt und den Hüftknochen zerſchellt, ſo daß er ſich nicht mehr bewegen kann. Der Sieger ſteigt ab und kommt über ihn; er aber bittet und fleht um ſein Leben. „Den Tod braucht Ihr von meiner Hand nicht zu fürchten; ich will Euch aber thun, was Ihr der Dame zugedacht hattet!"

Er ließ nun den bejahrten Ritter und den Prieſter abſteigen und den Geſtürzten zu der Grube tragen, in der Schlangen und Gewürm aller Art hauſten; ſie war tief und dunkel. Wie der Ritter hineingeſtürzt worden, konnte er wegen des Gewürms nicht mehr lange leben. Die Dame aber dankte nun Parzival für ſeine gegenwärtigen und früheren Dienſte. Sie kehrte darauf zu ihrer Behauſung zurück und war nun allſeitig geſichert und brauchte hinfür keinen Ritter mehr zu fürchten; das machte die grauſe Gerechtigkeit, welche Parzival über den einen hatte ergehen laſſen [1].

197. Der Sohn der Wittib verſah ſich nun bald eines mühloſeren Lebens wegen der bereits vollbrachten Thaten. Er wußte ſehr wohl, ſobald er das Schloß des Schwarzen Eremiten erreiche, werde er ſeine Aufgabe ſo ziemlich erfüllt haben. Allein zuvor wird er noch gar manches leiſten müſſen, wovon er keine Ahnung hat; er wird aber Gott damit einen willkommenen Dienſt thun. Er hatte eines oder andern Tages einen langen Ritt gethan und

[1] Siehe die Anmerkung zu Nr. 172.

kam in ein Land von tapferen und vollendeten Rittern, welche aber Gott dem Herrn weder Glauben noch Liebe zollten, sondern falsche Bilder und Götzen und Teufel, die ihnen erschienen, verehrten und anbeteten. Er begegnete am Eingange eines Waldes einem Ritter, der ihm zurief: „Beim Himmel, Herr, kehret heim! Ihr solltet nicht voranreiten; denn die Bewohner dieser Insel haben nicht den rechten Glauben an Gott. Nur ein Vertrag kann mir den Weg durch das Land sichern. Die Königin desselben ist die Schwester des Königs von Ostlanden, den Lanzelot im Kampfe erschlug. Selber nahm auch Land und Volk in Besitz, welches noch ungläubig war, und nunmehr glaubt man im ganzen Reiche an den Erlöser der Welt. Besagte Königin ist darüber sehr bekümmert und hat einen solchen Haß gegen alle Bekenner des neuen Gesetzes, daß sie bis zu dessen Ausrottung das Sonnenlicht nicht mehr sehen wollte, und Gott der Herr, welcher Macht hat, solches zu bewirken, ließ sie gleich erblinden. Nun wähnt sie, es hätten das die falschen Götter gethan, an welche sie glaubt, und sagt, sobald die neue Religion falle, werde sie ihr Augenlicht zurückerhalten. Solches erwartet sie von der Güte und Macht ihrer Götzen; bis dahin will sie nicht sehen (Nr. 173). Darum ersuche ich Euch, diesen Weg nicht weiter zu verfolgen; denn ich befürchte, es ist Euer Verderben." — „Herr Ritter, schönen Dank," erwiederte Parzival, „aber es gibt keine schöneren Ritterthaten, als diejenigen, welche man für die Erhöhung des Gesetzes Unseres Herrn vollbringt; denn für ihn muß man sich eifriger zu erproben und zu bewähren streben, als für alle anderen, und wie der Herr für uns seine eigene Person Mühen und Drangsalen preisgab, so muß ein jeder auch die seinige für ihn preisgeben." Nach diesen Worten setzte er seinen Weg fort, froh ob der Nachricht, daß Lanzelot ein Königreich erobert und die Ungläubigen daraus vertrieben habe. Doch hätte er weiter gewußt, daß ihn der König ins Gefängniß geworfen hatte, so würde es ihn gar wenig freuen; denn Lanzelot war aus seiner Verwandtschaft und ein guter Ritter, und darum liebte er ihn sehr.

198. Parzival zog voran bis zur Dämmerung und fand ein geräumiges, durch lange Zugbrücken und hohe alte Thürme ge-

ſchützes Schloß. Er bemerkte am Eingang einen Knappen, welcher den Ring einer Kette am Hals hatte; die Kette ſelbſt war jenſeits an einem gewaltigen Eiſenklotze befeſtigt und reichte über die ganze Brücke hinüber. „Herr Ritter," ſprach der Knappe, „mir ſcheint, daß Ihr an Gott glaubt." — „Das thue ich, Freund, aus ganzer Seele." — „O beim Himmel, Herr, ſo betretet dieſes Schloß nicht!" — „Warum nicht, lieber Freund?" — „Herr, das will ich Euch ſagen. Ich ſelbſt bin Chriſt, wie Ihr, und muß hier als Knecht und Thorhüter dienen, wie Ihr ſehet. Es iſt aber das greulichſte Schloß, das ich kenne, man nennt es die Tollburg. Drei ſtattliche junge Ritter wohnen darin; ſowie dieſe einen chriſtlichen Ritter ſehen, kommen ſie von Sinnen und gerathen in raſende Wuth, ſo daß nichts vor ihnen ſicher iſt. Auch ein Fräulein wohnt darin, das ſchönſte, das ich je ſah; ſie bewacht die Ritter, ſobald ſie toll werden, und wird von ihnen ſo gefürchtet, daß ſie nicht wagen, ihren Willen in was immer für einer Sache zu übertreten. Ohne dieſen Zaum würden ſie viele Menſchen zu Grunde richten. Mich dulden ſie als ihren Diener und bereiten mir keine Gefahr. Manche chriſtliche Ritter aber, die ſich hierher verirrten, kamen nicht wieder heraus." — „Liebſter, beſter Freund, ich will hinein, wenn es mir möglich iſt, dieweil ich heute ſonſt nirgends zu herbergen wüßte, und bleibt es doch wahr, daß Gott der Herr größere Macht hat, als der Teufel." So ritt er das Schloß hinan und ſtieg mitten auf dem Hofe zu Thal. Das Fräulein ſtund am Fenſter des Ritterſaales; ſie war von ſtrahlender Schönheit. Eilends ging ſie die Stiege hinab und ſah nun auf Parzivals Schild das Kreuz. Da ſie an ſelbem erkannte, er ſei ein Chriſt, ſo ſprach ſie zu ihm: „Ach, Herr Ritter, beim Himmel, kommt nicht herauf! Drinnen befinden ſich drei Ritter, ſie ſind leibliche Brüder und wohnen in demſelben Zimmer, ſich mit Brett- und Würfelſpiel unterhaltend: dieſe verfallen der Tollwuth, ſobald ſie Euer anſichtig werden." — „Fräulein," erwiederte Parzival, „das wird nicht geſchehen, ſo es Gott gefällt; es lohnt ſich, dieſes ſeltſame Wunder zu ſchauen. Wohl iſt's freilich recht und in der Ordnung, daß ſolche, die nicht an Gott glauben,

in Wuth gerathen, wenn ſie Dinge ſehen, die von ihm herkommen."

199. Parzival ſteigt alſo zu dem Saal hinauf, den die Maid ihm bezeichnet, ohne die Waffen abzulegen. Sie folgt ihm auf dem Fuße nach. Die drei Ritter erblicken Parzival in voller Wehr und das Kreuz auf ſeinem Schilde. Sie fahren auf und verfallen in Raſerei, rollen die Augen, ſchlagen und zerkratzen einander und brüllen wie Dämonen. Es hangen Doppelbeile und Schwerter an den Wänden; danach greifen ſie, um ſich auf Parzival zu ſtürzen; aber ſie haben keine Macht dazu, weil Gott ihnen wehrt. Da ſie ſehen, ſie können ihm nicht beikommen, fallen ſie übereinander her und verwunden ſich wechſelſeitig und wollen ſelbſt auf das Wort des Fräuleins nicht ablaſſen. Parzival ſieht den ſeltſamen Tod dieſer Menſchen und den großen Schmerz, welchen die Maid darüber empfindet. „Ach, Fräulein," redet er ſie an, „weinet nicht, ſondern verabſcheuet dieſen Euren falſchen Glauben; wiſſet, daß alle, welche nicht an Gott glauben wollen, wie raſende Dämonen ſterben werden." Er läßt dann die Leichname durch einen Burgknappen aus dem Saale ſchaffen und in ein hart am Schloß vorbeifließendes Waſſer werfen, und nimmt auch allen anderen das Leben, maßen ſie ſich nicht zu Gott bekehren wollen.

Das Schloß wurde ganz entvölkert von Ungläubigen; nur die Maid und der dienende Knappe und der chriſtliche Thorwächter blieben übrig. Parzival löſte dieſen von ſeiner Kette, führte ihn in den Saal hinauf und reichte ihm ſeine Waffen. Dann zog er ein prächtiges Feierkleid an. Die ſchöne Maid blickte ſtaunend auf ihn hin; er deuchte ihr ein gar ſtattlicher Ritter und gefiel ihr durchaus. Sie erwies ihm daher alle Achtung und Ehre; aber den Tod der drei Ritter konnte ſie nicht verſchmerzen, noch ihre tiefe Trauer verbergen; denn ſie waren ihre leiblichen Brüder. „Fräulein," begann Parzival, „dieſe Betrübniß taugt zu nichts; ſuchet Euch einen beſſern Troſt." Parzival betrachtete nun den Saal von einem Ende zum andern; er war herrlich ausgeſtattet. Unterdeſſen begann die Dame, welche von hoher Schönheit war, auf ihre Trauer zu vergeſſen, während ſie Parzival betrachtete; ſie

fand, er ſei ein ſchöner, treuer, ſtattlicher und tugendreicher Ritter und von ſehr würdigem Benehmen. Sie gefiel ſich in ihm und fing an, ihn zu lieben, und dachte bei ſich, wenn er ſeinen Gott darangeben wolle für die von ihr verehrten Götter, ſo wolle ſie des froh ſein und ihn zum Herrn des Schloſſes machen. Sie meinte, es könne nicht beſſer angebracht ſein, da ihre Brüder einmal todt und nichts mehr am Geſchehenen zu ändern ſei; die Trauer müſſe ſie doch früher oder ſpäter aufgeben. Allein ſie kennt Parzivals Gedanken nicht. Wenn ſie wüßte, was er im Sinne trägt, ſo überließe ſie ſich ſolchen Träumereien nicht. Denn wäre ſie ſogar eine Chriſtin, ſo würde er ihre Liebe doch ſchwerlich in ſolcher Weiſe erwiedern, wie ſie wähnt. Denn er opferte nie einem Weibe ſeine Jungfräulichkeit, wie Joſephus ſpricht, ſondern ſtarb unbefleckt, ganz reinen, unverſehrten Leibes. Trotz ſeiner Gleichgiltigkeit konnte ſie doch ihr Herz nicht von ihm abwenden, ſondern hoffte, wenn er erſt ihre Liebe begreife, werde er ſich darüber von Herzen erfreuen, da ſie ſo hohe Schönheit beſaß.

Parzival frug ſie, was ſie denn im Sinne trage. „Herr Ritter," erwiederte ſie, „nur Gutes, wenn Ihr mir geneigt ſeid." — „Fräulein, an mir ſoll es nicht fehlen, ſo es Gottes Wille iſt, vorausgeſetzt, daß Ihr dieſes Teufelsgeſetz aufgebet und an das beſſere glaubet." — „Nein, Herr, gebet Ihr das Eure mir zulieb daran, und ich thue Euch alles zu Gefallen." — „Fräulein," verſetzte Parzival, „das will nichts heißen. Wäret Ihr ein Mann und nicht eine Frau, wie Ihr es ſeid, ſo hätte Euch der Tod mit allen anderen ereilt. Doch ſo Gott will, ſollet Ihr beſſer berathen werden." — „Herr Ritter," entgegnete ſie, „wenn Ihr mir das Wort gäbet, mich zu lieben, wie ein Ritter eine Dame lieben ſoll, ſo könnte ich wohl daran denken, den Glauben an Euren Gott anzunehmen." — „Fräulein, darauf gebe ich Euch mein Chriſtenwort, Euch zu lieben, wie die, welche feſt an Gott glauben, eine Dame lieben müſſen, vorausgeſetzt, daß Ihr zur Annahme der Taufe bereit ſeid." — „Herr Ritter, ich verlange nicht mehr von Euch." Sie ließ nun einen heiligen Einſiedler aus dem Walde rufen; der kam mit Vergnügen, ſobald er die Botſchaft vernahm.

Man spendete ihr die Taufe und auch ihrer Dienerin; Parzival hob sie über den Taufbrunnen. Josephus aber bezeuget uns in gegenwärtiger Geschichte, daß sie den Namen Cöleſtine erhielt. Sie wurde ihrer Taufe recht froh und änderte ihre ganze Gesinnung zum Bessern. Der Einsiedler blieb bei ihr, um sie im wahren Glauben zu unterweisen. Sie übte dann alles treu, was zum Dienste des Herrn gehört. Die Dame führte ein tugendsames, heiliges Leben und starb an guten Werken und Verdiensten reich.

200. Parzival nahm Abschied. Er dankte Unserm Herrn und Heiland von Herzen dafür, daß er ihm die Gnade erwiesen, ein solches Greuelschloß zu erobern und zur wahren Religion zurückzuführen. Er ritt in Eile seines Weges weiter, stets wohl bewaffnet, bis er in ein Land kam, wo man große Trauer über seine Annäherung an den Tag legte und schon laut äußerte, er sei der Feind und Zerstörer der Landesreligion, der bereits das festeste aller Schlösser erobert habe. Er traf am Waldessaum ein anderes alterthümliches Schloß an, und indem er seine Augen erhob, gewahrte er an dessen Eingang eine sehr große Menschenmenge. Einen daherkommenden Ritter frug er, was das für ein Schloß sei. „Herr," sprach dieser, „es gehört der Königin Jandre, welche sich von den Leuten, die Ihr da sehet, vor das Thor hat geleiten lassen. Man hat ihr gemeldet, die Ritter der Tollburg seien todt, und ein anderer Ritter, welcher das Schloß erobert, habe die Herrin taufen lassen, und wundert sie sich gar sehr, wie das geschehen konnte. Nun ist sie in großer Furcht, auch ihr Land einzubüßen, dieweil ihr Bruder, Madrigant von Ostlanden, todt, und von keiner Seite mehr Hilfe zu erwarten ist. Sie hat auch sagen hören, der Eroberer der Tollburg sei der beste Ritter der Welt, und es könne niemand gegen ihn standhalten. Aus sothaniger Besorgniß und Angst will sie sich auf ein anderes ihrer Schlösser begeben, welches viel stärker befestigt ist."

Parzival verläßt den Knappen und reitet voran, bis er den versammelten Leuten in Sicht kommt. Sie bemerken auf seinem Schilde das rothe Kreuz und sprechen zur Königin: „Gnädige Frau, ein christlicher Ritter nähert sich dem Schlosse; seht zu, ob

es nicht der ist, welcher unsere Religion vernichtete!" Parzival reitet heran, sitzt ab und tritt, gewappnet wie er ist, vor die Königin. Diese fragt, was sein Begehren sei. „Nichts als Euer Bestes, hohe Frau," antwortete Parzival, „vorausgesetzt, daß Ihr es nicht selber hindern wollet." — „Ihr kommt", versetzt sie, „von der Tollburg, allwo die drei Brüder umkamen, was ein großer Verlust ist." — „Ja, edle Frau, ich war dort und möchte, daß Euer Schloß ebenso dem Willen Jesu Christi sich unterwerfe." — „Bei meinem Haupt," entgegnet sie, „wenn Euer Herr so große Macht hat, wie man erzählt, mag es sich so erfüllen." — „Frau, seine Macht und Stärke ist viel größer, als man sagt." — „Das möchte ich doch gern erfahren, und ich bitte Euch also, nicht fortzugehen, ehe ich es erprobt habe." Parzival sagt es ihr mit Freuden zu. Sie kehrt ins Schloß zurück, und der Gast mit ihr; er steigt die Treppe hinan und tritt in den Saal. Die Ritter drinnen sind erstaunt, daß ihre Herrin solches verstattet; denn nie seit ihrer Erblindung hat sie einen christlichen Ritter so nahe geduldet, vielmehr alle tödten lassen, welche in ihre Gewalt kamen, und hätte ihr Augenlicht nicht wieder haben wollen, wenn sie einen Christen dafür hätte anschauen müssen. Doch nun ist in der That ihr Sinn so umgewandelt, daß sie den Ankömmling wohl gerne sähe; denn man sagt ihr, es sei der schönste Ritter der Welt und bleibe hinter seinem Rufe mit nichten zurück. Parzival verweilt gerne, weil er den wilden Sinn der Frau merklich besänftigt findet, und denkt, es sei eine große Freude, wenn sie sich zu Gott wenden und die Schloßbewohner sich bekehren wollten. Er weiß auch recht wohl, daß das ganze Land, sobald die Königin den neuen Glauben annähme, ihrem Beispiele folgen würde. Die Nacht über bleibt er also auf dem Schlosse.

201. Andern Tages bescheidet die Fürstin die Einflußreichsten ihres Reiches zu sich; sie tritt aus ihrer Kammer zu den Versammelten in den Saal, wo auch Parzival sich befindet. Ihre Augen sehen wieder so klar, wie nur je zuvor; alle ergreift Staunen, wie sie solches gewahren. „Ihr Ritter alle," so beginnt sie, „hört mich an, so erzähle ich euch der Wahrheit gemäß, was mir be-

gegnet ist. Gestern Abend legte ich mich zur Ruhe; ihr wisset wohl, daß ich ganz blind war. Da betete ich zu unseren Göttern, mir das Gesicht wieder zu schenken. Allein mir war, als ob sie antworteten, sie hätten nicht die Macht dazu; sie befahlen mir aber, den Ritter, der aufs Schloß gekommen sei, tödten zu lassen, und wenn ich es versäume, würden sie sich heftig gegen mich erzürnen. Als ich ihre Antwort vernahm, sie würden meine Bitte keinesfalls erhören, da erinnerte ich mich des Herrn, an welchen die Anhänger der neuen Religion glauben, und bat ihn dringend, falls er so große Macht habe, wie viele sagen, so möge er mir das Gesicht wiedergeben, und wolle ich dann an ihn glauben. In demselben Augenblicke schlief ich ein, und träumte mir, ich sehe die schönste Frau der Welt, welche hier ein Kind gebar; sie war von so klarem Lichte rings umstrahlt, als ob die Sonne im hellen Mittag stünde. Das Kind, welches sie gebar, war von so schönem, edlem und holdem Ansehen, daß mir der Anblick desselben eine Wonne war. Mir deuchte auch, als sei bei seiner Geburt eine Gesellschaft der schönsten Wesen mit Flügeln wie Vögel gegenwärtig und legten große Freude an den Tag. Es sagte mir aber — so schien es mir — ein ehrwürdiger Alter, der auch zugegen war, die Frau habe durch die Geburt des Knaben die Jungfräulichkeit nicht verloren. Ich fühlte mich sehr getröstet, solange das Traumgesicht dauerte, und vermeinte ich die Frau ebenso klar anzuschauen, wie jetzo Euch.

„Es dünkte mich weiters, daß ich einen erwachsenen Mann an eine Säule binden sah, und war er von wunderbarer Sanftmuth und Demuth, und schlugen ihn böse Menschen mit Stricken und Ruthen so grausam, daß sein Blut zur Erde floß, und wollten gar kein Erbarmen mit ihm haben. Ich konnte mich dabei der Thränen nicht erwehren. Plötzlich wachte ich auf und fragte mich verwundert, woher das kommen und was es bedeuten möge. Nichtsdestoweniger freute mich sehr, was ich geschaut hatte. Wiederum träumte ich danach, ich sehe denselben Mann, welcher an die Säule gebunden worden war, an einem Kreuze erhöhen und auf das schmerzlichste annageln und mit einer Lanze in der Seite ver-

wunden. Ich hatte so große Theilnahme für ihn, daß ich nicht anders konnte, als weinen über das bittere Leiden, das ich ihn erdulden sah. Die Frau aber sah ich am Fuß des Kreuzes und erkannte, daß sie es war, die das Kind geboren hatte. Doch die tiefe Trauer, welche sie da empfand, kann niemand beschreiben. Zur andern Seite des Kreuzes stand ein Mann, welcher auch nichts weniger als froh war, aber doch die Frau zu trösten suchte, so gut er es vermochte. Andere Leute sammelten das Blut des Gekreuzigten in ein untergehaltenes heiliges Gefäß. Und danach meinte ich zu sehen, daß man ihn vom Kreuze abnahm und in ein steinern Grabmal legte. Ich fühlte tiefe Rührung; ja, solang ich ihn also zu schauen glaubte, konnte ich die Zähren nicht zurückhalten. Sobald aber das Mitleid mir ins Herz gedrungen und die Zähren in die Augen getreten waren, hatte ich mein klares Augenlicht wieder, wie ihr es jetzo sehet.

„An einen solchen Herrn muß man glauben, der den Tod erduldete, weil er es selbst wollte, obwohl er ihn recht gut vermeiden konnte; aber er starb, um sein Volk zu erlösen. An diesen Herrn will ich, daß ihr alle glaubet und unsere falschen Götter verlasset; denn diese sind Teufel, die uns nicht helfen noch nützen können. Und wer nicht glauben will, den werde ich eines schmählichen Todes sterben und verderben lassen." Sie begehrte und empfing die Taufe; jene aber, welche den Glauben nicht annehmen wollten, strafte sie mit Tod oder Verbannung. Die Sage meldet, daß sie den Namen Heila erhielt. Sie wurde eine fromme Dame und glaubte fest an Gott und führte in der Folge ein so heiliges Leben, daß sie als Klausnerin starb. Parzival verließ das Schloß voll Freude über die Bekehrung der Königin und ihres Volkes zum neuen Gesetz und Glauben.

202. Weiter erzählet gegenwärtiges Buch im Vorübergehen noch von Meliot dem Logrier, wie er, völlig geheilt durch das Schwert, welches Lanzelot ihm brachte, und das Tuch aus der Gefährlichen Kapelle, Abschied nahm von dem Gefahrvollen Schlosse. Er war im tiefsten Herzen betrübt, weil ihm die Nachricht zugekommen war, Gawan sei in Gefangenschaft, und wußte er nicht,

an welchem Orte. Doch hatte man ihm mitgetheilt, es hätten ihn zwei Ritter, welche den auf der Tollburg durch wechſelſeitigen Mord Umgekommenen verwandt ſeien, aus Haß gegen Parzival, den Eroberer der Tollburg, feſtgenommen. Meliot von Logrien dachte und ſagte aber, er könne nicht wieder froh werden, ehedenn er Gawan gefunden habe. Er ritt in den Wald hinein und betete zu Gott, ihm in Bälde Nachricht über Gawan zukommen zu laſſen. Der Wald kam ihm wunderſam und verlaſſen vor. Er zog voran bis in die Nacht, da er nirgends eine Burg oder Klauſe entdeckte. Indem er ſpähend vor ſich hin in den Wald ſchaute, gewahrte er eine Dame, die ganz einſam und laut jammernd am Boden ſaß; der Mond leuchtete ſchwach, die Straße war unheimlich und die Waldung finſter. „Ach, Fräulein," begann Meliot, „was thut Ihr hier zu ſolcher Stunde?" — „Herr," verſetzte ſie, „ich kann es nicht ändern; ich bin tief betrübt darüber. Der Ort iſt gefährlicher, als Ihr glaubet. Schaut nur einmal auf, ſo erkennet Ihr, warum ich hier bin!" Meliot blickt empor und ſieht zwei bewaffnete Ritter hoch über dem Haupte der Dame hangen. Er weiß nicht, was er denken ſoll. „Ha, Fräulein, wer tödtete doch dieſe Ritter auf ſo ſchmähliche Weiſe durch den Strang?" — „Herr, der Ritter von der Galeere, welcher auf dem Meere hauſt." — „Und warum erhängte er ſie ſo?" — „Darum allein, weil ſie an Gott und ſeine ſüße Mutter glaubten. Ich muß ſie hier vierzig Tage bewachen, damit man ſie nicht losbinde; denn nähme man die Leichen herab, ſo würde er, wie er ſagte, ſein Schloß verlieren und mir dafür den Kopf abſchlagen." — „Bei meinem Haupt, Fräulein, eine ſolche Wache iſt ſchmählich und ungebührlich für Euch; Ihr ſollet nicht länger hier bleiben." — „Ach, Herr Ritter, es wäre mein Tod; er iſt ſo grauſamen Sinnes, daß mich kaum jemand gegen ihn zu ſchirmen im Stande wäre." — „Fräulein, es wäre eine große Schande, wenn ich die Ritter in dieſer Weiſe hier hangen ließe zur Schmach aller anderen Ritter." Meliot grub nun mit ſeinem Schwerte Löcher in den Boden und beſtattete die Todten, ſo gut es ihm möglich war. „Herr," ſprach da die Dame, „wenn Ihr mich nicht unter Eure Obhut nehmt, ſo wird

der Ritter mir den Tod anthun. Findet er morgen die Erhängten nicht mehr vor, so wird er den ganzen Wald durchsuchen, um mich ausfindig zu machen."

203. Meliot und die Dame ritten also zusammen durch den Wald bis zu einer Kapelle, an welcher vordem ein Einsiedler lebte, den der Ritter der Galeere tödtete. Meliot hob die Dame von ihrem Reitthiere. Sie traten dann zusammen in die Kapelle und fanden eine Maid, welche dort einen erschlagenen Ritter hütete. Voll Verwunderung frug Meliot: „Fräulein, wann wurde der Ritter getödtet?" — „Herr, gestern zur Mettenzeit tödtete ihn der Ritter von der Galeere. Nun muß ich hier Wache stehen, und will er morgen wiederkommen und sich zu dem Schlosse begeben, wo mein Herr am morgigen Tage ohne alle Waffen mit einem Löwen kämpfen muß. Auch die junge Herrin, welcher ich diene, sowie die Maid, die Ihr hierher geleitet, wird an Ort und Stelle gebracht, wo der Löwe Gawan zerreißen soll, und gleichfalls der Bestie preisgegeben werden, wenn sie nicht den neuen Glauben verläugnen will; sie nahm ihn aber an nach dem Willen jenes Ritters, welcher zur Tollburg kam, deren Herrin sie ist. Diese Maid hier würde meinen Tod verzögert haben, wenn sie die Ritter noch bewachte, welche so schmählich aufgeknüpft wurden. Doch habt Ihr gut daran gethan, dieselben herabzunehmen, was immer daraus erfolgen möge; denn der Besitzer des Rothen Thurmes wird den bösen Ritter selbst darum seines Schlosses berauben." Meliot freute sich sehr der Auskunft über Gawan; denn weil man noch den Ritter von der Galeere erwartet, und dieser gewiß vor dem Kampf mit dem Löwen eintreffen wird, so erkennt er leicht, daß Gawan noch am Leben sein muß. „Herr Ritter," spricht das Fräulein der Kapelle, „bringt um Gottes willen diese Maid in Sicherheit; der Ritter wird wüthend sein vor Zorn und Unwillen und ihr, sobald er hier erscheint, das Haupt abschlagen, und auch für Euch selber bangt mir." — „Fräulein, ist er nicht ein Mensch ganz so wie ich?" — „Doch ist er stärker und furchtbarer, als Ihr es zu sein scheint."

Meliot übernachtet in der Kapelle. In der Frühe hört man den Ritter wie im Sturm heransprengen; er treibt die Burgherrin

vor sich her und versetzt ihr von Zeit zu Zeit einen Peitschenhieb. Ein Zwerg reitet in Hast hinter ihm her und ruft von ferne: „Nun, Herr, sehet da die Ungetreue, durch welche Ihr Euer Schloß verloret[1]. Beeilt Euch, Rache an ihr zu nehmen, und dann zu Gawans Tode!" Meliot ist kaum des Ritters ansichtig geworden, so hat er sich auf sein Roß geschwungen und hält sich kampfbereit. „Seid Ihr es," ruft ihm der Ritter der Galeere zu, „der in meine Gerechtsame eingegriffen und meine Ritter losgebunden hat?" — „Bei meinem Haupt," erwiedert Meliot, „es waren nicht Eure, sondern Gottes Ritter, und Ihr habt eine Schandthat verübt, als Ihr ihnen so schmählich das Leben nahmt!" Dann rennt er ohne weitere Reden den Ritter an und versetzt ihm einen Stoß auf die Brust, daß die Eisenspitze der Lanze den Harnisch durchbohrt und in ihrer ganzen Länge ihm ins Fleisch fährt. Darauf zieht er den Speer wieder an sich. Der Gegner aber trifft ihn mit solcher Kraft auf den Schild, daß die Lanze wohl eine Elle weit hindurchdringt; denn er ist ob seiner Wunde gewaltig erbost. Der Zwerg schreit auf: „Schämt Euch, Herr, der Ritter hält Euch stand, die Ihr doch so viele erstochen habt!" Der von der Galeere ergrimmt noch heftiger, nimmt seinen Anlauf und stürmt, so schnell nur sein Pferd ihn tragen kann, auf Meliot ein und gibt ihm einen so furchtbaren Stoß auf den Schild, daß der Lanzenschaft in Stücke geht, und der Getroffene mit seinem Rosse ins Wanken kommt. Doch dieser seinerseits trifft besser; er bohrt ihm den Speer durch Schild und Leib und schleudert ihn mit Riesenkraft todt vom Roß hinunter auf den Grund. Der Knirps vermeint noch zu entrinnen; aber Meliot haut auch ihm den Kopf ab, wofür ihm die Fräulein besonders danken, sintemal er auch ihnen schon viel Leid zugefügt hat. Meliot begräbt den Ritter, den er in der Kapelle todt gefunden, und erklärt dann den Fräulein, daß er nicht länger verziehen dürfe, sondern womöglich Gawanen Hilfe bringen wolle.

Die Damen hatten Reitthiere, so viele sie benöthigten; die eine erhielt das Pferd des getödteten Ritters, die andere die Mähre

[1] D. h. diejenige, welche die gehenkten Ritter bewachen sollte.

des Zwerges; die dritte war auf einer Mauleselin gekommen. Sie sagten also, sie wollten nun heimkehren; denn das Land sei hinfüro nicht mehr durch den gefallenen Ritter bedroht; sie bedankten sich bei Meliot als ihrem Lebensretter.

204. Dieser aber ritt quer durch den Wald, voll Verlangen, sichere Nachricht über Gawan zu erhalten. Nach geraumer Zeit kam ihm ein ganz bewaffneter, in großer Eile heransprengender Ritter entgegen. „Herr," so rief er Meliot an, „könnt Ihr mir Bescheid sagen über den Ritter von der Galeere?" — „Was habt Ihr mit ihm zu thun?" — „Herr, der Besitzer des Rothen Thurmes hat Gawan auf eine Wiese in diesem Wald bringen lassen; dort soll er ganz wehrlos mit einem Löwen kämpfen. Er harret meines Herrn, des Ritters von der Galeere, welcher zwei Fräulein hinbringen soll; auch die soll der Löwe verschlingen, nachdem er Gawan zerrissen hat." — „Wird der Löwenkampf bald stattfinden?" — „Ja, sehr bald; Gawan war schon an den Platz gebracht und an einen Pfahl gebunden und bleibt gefesselt, bis der Löwe kommt; dann wird man ihn lösen, und bis dahin bewachen ihn zwei wohlgewappnete Ritter. Doch gebt mir Auskunft über den Ritter von der Galeere, wenn Ihr ihn sahet." — „Da braucht Ihr nur voranzureiten, so erfahrt Ihr, was Ihr zu wissen verlangt." Meliot reitet eilends weiter und erreicht die Waldwiese, wohin man Gawan geführt hat, und sieht die Ritter stehen, welche ihn bewachen. Ist es dem Gefesselten nicht wohl zu Muthe anjetzt, so ist es nicht zu verwundern, sintemal er nicht anders denkt, als daß sein Ende gekommen sei. Meliot sieht ihn an einen Eisenpfahl fest angebunden und geknebelt, so daß er sich nicht rühren oder regen kann. Er empfindet Mitleid mit ihm, und sein Herz sagt ihm, er wolle eher selbst den Tod erleiden, als Gawan sterben sehen. Sofort setzt er, wie er nahe genug gekommen, seinem Roß die Sporen ein und rennt einen der Ritter mit solcher Macht an, daß er ihm die Lanze durch den Leib jagt und ihn todt zu Boden stürzt. Der andere will beim Fall des Genossen zum Schloß entfliehen, um Hilfe zu suchen; aber Meliot gibt ihm alsbald den Todesstoß. Darauf eilt er zu Gawan, schneidet die Stricke durch,

mit denen er gefeſſelt iſt, und löſt ihn von dem Pfahle. „Herr,“ ſpricht er, „ich bin Meliot von Logrien, Euer Dienſtmann“ (Nr. 28). Ob aber Gawan ſich freute, als er die Bande ſich löſen fühlte, braucht ihr nicht zu fragen.

205. Inzwiſchen war zum Rothen Thurm die Nachricht überbracht worden, daß die Königin Jandre ſich habe über die Taufe heben laſſen, und daß jener Held erſchienen ſei, welcher durch die Kraft ſeines Gottes eine ganz unwiderſtehliche und unbeſiegbare Stärke beſitze; nun erfuhr man auch noch, daß der Ritter von der Galeere todt, Gawan losgebunden und die wachehaltenden Ritter erſtochen ſeien. Da erfaßte alle Entſetzen; ſie beſchloſſen, an der Vertheidigung verzweifelnd, das Schloß zu räumen und ſich übers Meer zu retten, wo ſie nichts mehr zu beſorgen hätten. Als Meliot Gawanen befreit hatte, reichte er ihm die Waffenſtücke eines der getödteten Ritter; Gawan beſtieg dann eines der Roſſe nach ſeiner Wahl und ward wieder frohen und hohen Muthes in ſeinem Herzen. Er und Meliot wunderten ſich ſehr, daß die Schloßbewohner ſie in Ruhe ließen; denn ſie wußten von deren Beſtürzung und geplanten Flucht noch nichts. „Meliot,“ ſprach Gawan, „Ihr habt mich vor dem Tode errettet, heute und ſchon ein andermal (Nr. 167); nie habe ich die Bekanntſchaft eines Ritters gemacht, welcher mir in ſo kurzer Friſt von ſo großem Nutzen war.“ Indem ſie ſich nun ſofort von dem Platz entfernten, führte ſie der Weg hart am Schloß vorüber; ſie hörten aber weder Lärm noch Leben drinnen und ſahen keinen herauskommen, und wunderten ſich ſehr, daß man ſie nicht verfolge. So zogen ſie weiter bis zum Ende des Waldes; dort erblickten ſie ganz nahe vor ſich das Meer und ſahen am Strande ein Kampfgewühl, wo ein einzelner Ritter ſich mit allen denen ſchlug, welche auf ein Schiff wollten, und ihnen ſo wacker zuſetzte, daß eine große Zahl derſelben ins Meer ſtürzte. Die beiden eilten, ſo ſchnell ſie konnten, an Ort und Stelle, und als ſie dem Schiffe nahe gekommen, erkannten ſie an Schild und Wappen, daß es Parzival ſei. Doch ehe ſie ankamen, wurde der Kahn ins Meer geſtoßen; er aber war in ſeiner Keckheit hineingeſprungen und kämpfte nun im Nachen mit den Fliehenden.

„Meliot," rief Gawan aus, „seht Ihr da Parzival Gutritter? Jetzo aber dürfen wir in Wahrheit sagen, er sei in großer Lebensgefahr. Denn wenn nicht Gott, der Herr, sein gedenkt, so fährt der Kahn fort und landet an einer Küste, von der nimmermehr eine Kunde über ihn zu uns herüberdringt. Sollte er aber zu Grunde gehen, so wäre kein lebender Ritter im Stande, die Erhöhung des Gesetzes unseres Herrn und Heilandes zu bewirken." Gawan sah das Schifflein mehr und mehr sich entfernen, und Parzival kämpfte in demselben mit den Feinden, die ihm zu Leibe gingen. Gawan bedauerte von Herzen, daß er nicht vor der Abfahrt des Nachens ankam, und ritt, trauernd über den Freund, mit Meliot davon. Er wußte nicht, in welchem Lande er anlangen würde; sonst wäre er ihm gern nachgeeilt, um ihm beizustehen.

205. Auf ihrem Rückweg begegneten sie einem Ritter; Gawan frug ihn, woher er komme, und er antwortete: „Vom Hofe des Königs Artus." — „Welche Kunde bringt Ihr uns von dort?" — „Herr, schlechte Neuigkeit. Artus der König hält nichts mehr auf alle seine Ritter außer Briant von Eilanden. Einen seiner besten hat er ins Gefängniß geworfen." — „Wie heißt dieser?" — „Herr, man heißt ihn Lanzelot vom See; er hatte alle Eilande wieder gewonnen, die man Artus entrissen, und den König Madeglant erschlagen und das Ostreich erobert und zum Glauben an den Welterlöser zurückgeführt. Bald nachdem er die Feinde des Königs besiegt, beschied dieser ihn zu sich und warf ihn dann auf Briants des Eiländers Rath in den Kerker. Allein König Artus wird in Bälde finden, wie sehr er guter Freunde benöthige. Denn der König Claudas hat zahlreiches Kriegsvolk um sich versammelt und will damit nach Eroberung des Königreiches Ostlanden gegen Artus selber heranrücken. Das hat ihm Briant der Eiländer gerathen, der seinen Fürsten und Herrn verräth, und doch hat ihn dieser zum Seneschall und Gebieter seines ganzen Landes gemacht."

„Herr Ritter," sprach Gawan, „da muß ein König bald ins Unglück gerathen, wenn er um der Schmeicheleien eines Verräthers willen den Rath der guten Ritter nicht mehr sucht und achtet." Der Artusritter schied von Gawan; dieser trauerte ob des Ge-

hörten, besonders ob der Gefangensetzung Lanzelots; der Fürst that nie etwas, was ihm so großen Tadel zugezogen hätte.

206. Von Gawan und Meliot schweigt nun die Märe und spricht in Kürze von König Claudas, welcher viel Volks versammelt hat und, von Briant dem Eiländer angestachelt, in König Artus' Reich eindringen will. Er weiß, daß es von den guten Rittern entblößt ist, die es vordem schützten, und kennt alle Verhältnisse des Hofes und das Maß der Streitkräfte des Königs Artus. Er hat das Königreich Ostlanden bereits unterworfen und schickt sich zum Angriff auf Artus' Erblande an. Nur die Bewohner von Albanien halten sich noch und machen ihm ihr Land nach bestem Vermögen streitig. Man sendet Artus Botschaft; die Bewohner der Provinz thun ihm zu wissen: wenn er nicht bei Zeiten Hilfe sende, so müßten sie das Land dem König Claudas überliefern, und ihre Sehnsucht gehe nach Lanzelot, der durch seine Gegenwart allen Eilanden den Frieden sichern werde. Wiederholt hat Artus Briant dahin abgesandt; aber er ist allezeit völlig besiegt heimgekommen, und nie dachte der Fürst an den, der ohne Zweifel das Land gegen König Claudas geschützt haben würde. Jetzo geräth er in große Bestürzung; denn er hat keinerlei Kunde von Gawan und Iwein und von den anderen, durch welche sein Hof sich furchtbar und berühmt gemacht hatte in allen anderen Landen.

Eines Tages stund der König, in tiefes Sinnen versunken, im Herrensaale zu Kardeil; ins Fenster gelehnt, gedachte er der Königin und der wackeren Ritter, welche er öfters an seinem Hofe zu sehen gewohnt gewesen, von denen aber die meisten allbereits todt waren, und erinnerte sich der Thaten, welche damals zu des Hofes Ruhme dort vollbracht wurden, und nun wie vergessen und verschollen waren. Lukan, der Mundschenk, sah des Königs Gedankenbrüten und trat zu ihm heran. „Gnädiger Fürst," begann er, „Ihr scheint mir mit nichten froh gestimmt." — „Lukan," entgegnete der König, „die Fröhlichkeit hat mich nur allzu sehr geflohen, seit die Königin nicht mehr ist, und Gawan und die anderen Ritter meinen Hof meiden und gar nie wiederkehren. Auch befehdet mich Claudas jetzt und führt Krieg wider mich, und

ſehe ich aus Mangel an Rittern nicht die Möglichkeit der Vertheidigung." — „Sire," verſetzte Lukan, der Mundſchenk, „Ihr dürfet daraus niemanden als Euch ſelber einen Vorwurf machen, ſintemal Ihr dem Böſes thut, der Euch treu gedient, und Gutes denen, die Euch verrathen. Ihr haltet einen der wackerſten und ergebenſten Ritter in Haft, und darum fliehen alle anderen Euern Hof. Lanzelot hatte Euch die beſten Dienſte erwieſen in allen Herzenstreuen und allen Rittertugenden, und hatte keine Schuld auf ſich geladen, derowegen Ihr ihm ſolche Schande hättet anthun dürfen. Eure Feinde aber hatten nur Achtung vor Euch um ſeinetwillen und der übrigen guten Ritter halber. Wiſſet fürwahr, daß Lanzelot und Gawan Zierde und Stütze Eures Hofes ſind." — „Lukan," antwortete da Artus der König, „wenn ich je hoffen könnte, ſein Vertrauen wieder zu gewinnen, ſo würde ich ihn ſeiner Haft entlaſſen! Ich weiß ja, daß ich mit nichten rückſichtsvoll gegen ihn gehandelt habe. Lanzelot aber hat ein ſtarkes Herz; es wird nimmer durch ein Leid, das man ihm anthun mag, gebeugt werden. Er wird fortgrollen, bis das Unrecht gerächt iſt, und es gibt keinen König in der Welt, ſo mächtig er ſei, gegen den er nicht ſein Recht zu ſchützen den Muth hätte." — „Herr," entgegnete Lukan, „es weiß aber Lanzelot ſehr wohl, daß er nie ſo behandelt worden wäre, hättet Ihr nicht einen andern, ſondern nur Euch ſelbſt zum Rathgeber gehabt, und bin ich feſt überzeugt, er wird Euch nie die Treue brechen, ſolange er lebet. Denn er iſt tugendhaft und treuſinnig, wie Ihr es zum öftern erfahren habt. Wenn Ihr Hilfe ſucht, Euer Reich zu bewahren und zu ſichern, ſo müßt Ihr ihn auf freien Fuß ſetzen, oder Ihr kommet nimmer zum Ziel; thuet Ihr es nicht, ſo verlieret Ihr durch Verräther Euer Reich!"

207. Der König hielt ſich an den Rath Lukans des Schenken. Er ließ Lanzelot vor ſich bringen, mitten in den Saal. So abgemagert er war, ſo zeigte er doch ganz ſeine gewohnte Miene, und hätte ihn niemand angeblickt, dem er nicht den Eindruck eines wackern Ritters gemacht hätte. „Lanzelot," hub der König an, „wie iſt Euch zu Muthe?" Erwiederte Lanzelot: „Gnädiger Herr, eine Weile war's mir herzlich ſchlecht; doch ſo es Gottes Wille,

wird's in Zukunft wieder beſſer." — „Lanzelot, mich hat gereut, was ich Euch angethan habe, und iſt mir wieder bewußt geworden, welch gute Dienſte ich an Euch erfand; derowegen habe ich beſchloſſen, es Euch nach Willen und Wunſch zu vergelten, wofern Ihr mir wieder die alte Liebe ſchenken wollet." — „Gnädiger Fürſt, Eure Vergeltung iſt mir willkommen, und Eure Liebe iſt mir werther als die irgend eines andern Menſchen. Nie aber werde ich, ſo es Gott gefällt, für das, was Ihr mir gethan, Euch ein Uebel zufügen. Wiſſen ja alle, daß ich nicht im Kerker war von wegen eines Verrathes, den ich begangen, oder wegen eines tollen Streiches, deſſen ich mich ſchuldig gemacht hätte, ſondern nur, weil es ſo Euer Wille war. Man wird mich darob keiner Feigheit bezichtigen, und dieweil Ihr alſo mir nichts angethan habt, wovon ich Tadel oder Schimpf ernte, ſo muß ich mich des Haſſes gegen Euch wohl entſchlagen, ſintemal Ihr doch mein Herr und König ſeid. Wenn Ihr mir Böſes thuet, ſo kommt das auf Eure Rechnung, und darum ſoll, ſo es Gott gefällt, Euch nimmermehr meine Hilfe mangeln, ſondern will ich Leib und Leben für Euch aufs Spiel ſetzen, ſo wie ich vordem gar oft zu thun pflag." An Artus' Hof wurde allgemeiner Jubel laut, als man von Lanzelots Freilaſſung hörte; nur Briant und ſeine Leute freuten ſich wenig. Der König gebot, für Lanzelots Herſtellung alles zu thun und ſeinem Willen in allem zu gehorſamen. Der Hof gab lauten Beifall dazu, und ſagte man offen, nun könne der König des Krieges wegen unbeſorgt ſein. Lanzelot aber war nunmehr zu Kardeil angeſehener und gefürchteter als irgend ein anderer Ritter.

208. Einſtmals trat nun wieder Briant von Eilanden vor den König: „Edler Fürſt, ſehet, Lanzelot hat mich in Eurem Dienſte verwundet; ich will, daß er wiſſe, er ſei mein Feind!" — „Briant," entgegnete aber der König, „wenn Ihr das vordem ſelbſt verſchuldet habt, ſo ſollte es Euch leid ſein; weil Ihr jedoch mein Feind ſein wollet, will auch ich nicht Euer Freund ſein! Ich kann Eurer Liebe recht wohl ohne ſein gemäß dem, was ich an Euch erlebt habe!" — „Gnädiger Herr," verſetzte Briant, „Ihr ſeid mein Fürſt, und ich bin in Eurem Eide. Ihr wiſſet

wohl, ich bin reich genug an Land und Leuten, um dem Hasse meiner Feinde zu entgehen. Ich bleibe nicht länger an Eurem Hofe, solange Lanzelot da ist! Und saget nicht, daß ich mir zur Unehre abziehe; ich scheide mit der Absicht, meine Ehre zu rächen, so ich dazu Ort und Anlaß finde. Ich sehe gut und weiß, daß Ihr und Euer Hof ihn höher haltet, als mich; derohalben ist meines Bleibens nicht länger." — „Briant," sprach der König, „verweilet doch, und ich vermittle Eure Genugthuung für Lanzelot und seine für Euch." — „Herr," rief Briant aus, „bei der Treue, die ich Euch schulde, Euch oder einem andern! Ich will ihn hassen bis zu dem Augenblicke, da ich seinem Leibe ebenso viel Blut entlockt habe, wie er meinem, und es ist auch mein Wille, daß er solches wisse!" Briant verließ in Zorn und Grimm den Hof. Hätte Lanzelot nicht gefürchtet, den König aufzubringen, Briant wäre keine wälsche Meile geritten, so hätte er von Streit und Krieg erzählen können. Briant kehrte nach dem Hartstein zurück und sagte laut, es hätte dem Könige mehr gefrommt, wenn Lanzelot im Kerker geblieben wäre; er wolle ihm eine solche Fehde erregen, so er es anstellen könne, daß er dabei des besten Theiles seines Reiches ledig werde. Bald begab er sich ins Land des Königs Claudas und sprach zu diesem: jetzo sei die Stunde gekommen, wo er seines Beistands benöthige; Lanzelot sei der Haft entlassen und stehe am Hofe mehr als irgend ein anderer in Ehren; bei dem Könige gelte kein Wort mehr, als das seinige. Claudas gab ihm Handschlag und Schwur zu Trutz und Schutz; ebenso Briant ihm.

209. Von Briant nichts mehr. Die Märe sagt nur noch von Parzival, den das Schifflein in großer Eile von dannen führt. Doch hat er sich so wacker geschlagen, daß er alle getödtet, außer dem Steuermann, der ihm das Wort gegeben, an Gott glauben und die falschen Götter verlassen zu wollen. Parzival entfernt sich weiter und weiter vom Lande und sieht rings nur Wasser mehr; doch Gott selbst führt sein enteilendes Schifflein, dieweil er ihm von ganzem Herzen Glauben, Liebe und Gehorsam zollt. Tag und Nacht geht es voran, nach Gottes Willen und Wohl-

gefallen, bis sie ein Schloß auf einem Meereilande gewahren. Fragt er seinen Piloten, ob er wisse, was das für ein Schloß sei. „Fürwahr," erwiedert dieser, „ich weiß es nicht; wir sind so weit gekommen, daß ich weder Meer noch Sterne wiederkenne."

Sie näherten sich dem Schlosse und hörten an den vier Enden der Stadt ebenso viele Glocken läuten, sanft und lieblich; die Läuter aber waren in Weiß gekleidet. Die Gäste steuerten zum Ufer. Sobald das Schiff unterhalb des Schlosses einlief, trat das Meer zurück, so daß das Fahrzeug auf dem Trockenen stand. Nichts war darin als Parzival, sein Roß und der Schiffsmann. Sie stiegen aus und schritten vom Meere zum Schloß hinan; es hatte die schönsten Säle und prächtigsten Wohnräume, die man jemals sah. Unten im Burghof gewahrte er einen Baum, hoch und breitkronig, und den schönsten Quellbrunnen, den man sich denken mag, von herrlichen Säulen umstanden und mit Zieraten aus Gold und Edelgestein rings geschmückt. An diesem Brunnen saßen zwei ehrwürdige Männer, deren Bart- und Haupthaar weißer war als frischer Schnee; das Antlitz aber war jugendlich. Sowie sie Parzivalen erblickten, erhoben sie sich und verehrten geneigten Hauptes den Schild, den er am Halse trug, und küßten das Kreuz im Wappen und den Knauf mit den Reliquien. „Herr Ritter," sprachen sie, „wundert Euch nicht über unser Benehmen. Wir kannten den Ritter sehr gut, welcher vor Euch diesen Schild trug, und sahen ihn manchesmal, bevor Gott, der Herr, gekreuzigt wurde." Parzivalen nimmt solche Rede Wunder, da sie von so ferner Zeit erzählet. „Ehrwürdige Väter, wisset ihr, wie er sich nannte?" — „Allerdings, Joseph von Arimathäa. Doch hatte er vor Jesu Christi Tod kein Kreuz auf dem Schilde; erst nach der Kreuzigung ließ er es aus Liebe für den verehrten Meister und Heiland darauf anbringen." Parzival nahm den Schild vom Halse, und die tugendsamen Männer legten selben in das Gras, das von den lieblichsten Blumen durchwebt war. Der Gast erhob den Blick über den Brunnen und gewahrte an einer hervorragenden Stelle eine laubenförmige Nische, die von Elfenbein schien und so hoch war, daß ein Ritter in voller Rüstung darin Platz hatte. Parzival blickte

hinein und sah den Ritter und grüßte ihn zu mehreren Malen; allein dieser weigerte ihm die Antwort. Nachdem er ihn staunend betrachtet, ging er zu den Greisen zurück und fragte, wer der Ritter sei. Sie erwiederten, das könne er zur Stunde nicht erfahren. Führten sie ihn sodann in einen geräumigen Saal, indem sie den Schild vor ihm hertrugen; dieser aber war der Gegenstand ihrer größten Freude und innigsten Verehrung. Der Gast bewunderte die Pracht des Saales; nie hatte er solche Herrlichkeit gesehen. Er war mit den kostbarsten Seidenzeugen ausgeschlagen; in der Mitte stand das Bild des Weltheilandes in majestätischer Hoheit, und um ihn seine Zwölfboten. Ringsum sah man Nischen mit würdigen Bildern, wie es schien von großen Heiligen, und so war es auch; denn wer nicht tugendreich gewesen, hätte nimmermehr dort seinen Platz bekommen und behalten. „Herr Ritter," sprachen die beiden Meister zu Parzival, „dieser prächtige Raum, den Ihr sehet, ist der Königssaal." — „Traun," versetzte Parzival, „so muß es wohl sein; denn ich sah nie etwas so Herrliches." Indem er Umschau hielt, gewahrte er auf allen Seiten goldene und silberne Tische, wie sie ihm nie vorgekommen.

210. Nun gab aber der eine der Führer drei Zeichen mit einer Glocke, und sieh, dreiunddreißig Männer traten nacheinander in den Saal, alle in weißen Gewanden und mit einem rothen Kreuze auf der Brust, dem Ansehen nach von gleichem Alter. Beim Eintritt beteten sie zunächst Gott, Unsern Herrn und Heiland, an und schlugen an ihre Brust. Dann traten sie zu einem goldenen Becken und wuschen die Hände und setzten sich zu Tische. Die Führer wiesen Parzivalen am vornehmsten Tische einen Platz für sich allein an. Sie wurden nun königlich bedient; doch war Parzivalen der Anblick von so viel Herrlichkeit ein größerer Genuß, als das Mahl. Indem er so sein Auge schweifen ließ, sah er über sich eine mit kostbaren Edelsteinen verzierte Kette herabsteigen; mitten in derselben prangte eine goldene Krone, durch deren weiten Reif die Kette herniederhing, und nichts als Gottes Wille hielt sie in der Schwebe. Sobald die Meister selbige Kette und Krone sich herabsenken sahen, öffneten sie mitten im Saale eine Grube,

ſo daß man in einen tiefen Schlund ſah. Kaum war die Gruft geöffnet, ſo drangen laute Klage- und Schmerzensrufe, wie ſie auf Erden unerhört ſind, von unten herauf, und als die beiden Weiſen ſie vernahmen, ſtreckten ſie die Hände zu Unſerm Herrn empor und begannen zu weinen. Parzival hörte das Jammern und wunderte ſich, was es doch ſein möge. Er ſah auch, wie die goldene Kette ſich über die Grube herabneigte und gerade über der Oeffnung ſchweben blieb, bis das Mahl zu Ende ging. Darauf zog ſie ſich in die Luft empor und entſchwebte in der Höhe. Parzival wußte nicht, wo ſie geblieben, und die Meiſter deckten die Gruft zu, die einen abſcheulichen Anblick darbot, und mitleiderregend waren die Rufe, welche daraus aufſtiegen. Die tugendſamen Gäſte erhoben ſich von der Tafel und ſprachen ein herzliches Dankgebet zum Herrn und kehrten zurück, wie ſie gekommen.

„Herr Ritter," begann einer der Meiſter zu Parzival, „die goldene Kette und Krone, die Ihr ſchautet, ſind überaus koſtbar. Wir laſſen Euch aber nicht wieder aus dieſem Saale, wofern Ihr nicht feierlich verſprechet, wiederzukommen, ſobald Ihr das Schiff mit einem rothen Kreuze auf weißem Segel erblicken werdet; auf andere Weiſe dürft Ihr nicht hier fort." — „So ſaget mir von der goldenen Kette und Krone, was ſie bedeuten." — „Das kann nur geſchehen, wenn Ihr verbürgt, wovon ich Euch geſprochen." — „Gewiß, es ſoll Euch gewährt ſein; ich gebe Euch gern das Wort, daß ich, nach Erledigung meiner Pflicht gegen meine Frau Mutter und eine andere, zurückkehren will, ſo mir anders Gott das Leben friſtet und ich das beſagte Schiff und Segel erblicke." — „Verlaſſet Euch auf dieſes Zeichen; Ihr ſollet aber, ſobald Ihr wiedererſcheinet, die goldene Krone auf Euer Haupt und einen Thron zu Eurem Sitz erhalten und Gebieter einer nahen Inſel werden, die Ueberfluß an allen Gütern hat; wo es an nichts gebricht, was dem Leben des Menſchen frommen mag. Der König-Eremit hat ſie bis jetzt beherrſcht und ſo herrlich ausgeſtattet, da er ſich als trefflicher Fürſt erprobte, und weil die Inſelbewohner ihm großes Lob ſpendeten, iſt er zum Könige eines großen Reiches gewählt worden. Nun baten aber jene, ihnen einen andern tugend-

haften Mann zum Fürsten zu geben, der ihnen ebenso viel Gutes thue. Doch seid Ihr einmal in Eure Würde eingesetzt, so habt wohl Acht, die Insel gut auszustatten und zu schmücken; widrigenfalls nähme man Euch die Krone wieder. Denn die, welche Fürsten auf der Glücklichen Insel waren und sich schlecht bewährten, das sind vielfach die Leute, welche sich jetzo auf dem Güterarmen Eilande befinden, und sage ich Euch, daß der König-Eremit, dem Ihr nachfolgen sollet, eine große Zahl seiner Leute dahin geschickt hat. Man besitzet in dem Glücklichen Lande einige in Silber und einige in Gold gefaßte Häupter und die zu diesen Häuptern gehörigen Leiber; diese und die Häupter von König und Königin müsset Ihr hierher bringen lassen. Von den anderen aber sage ich Euch, sie sind auf der Güterarmen Insel, und wissen wir nicht, ob sie selbe jemals verlassen dürfen." — „Nun theilet mir, ehrwürdiger Vater, doch auch mit, wer der bewaffnete Ritter ist, den ich in der Elfenbeinlaube stehen sah, und wie dieses Schloß genannt wird." — „Das zu wissen ist Euch nicht eher vergönnt, als nach Eurer Rückkehr. Aber saget uns Bescheid über den heiligen Gral, den Ihr wiedererobert habt; befindet er sich noch in seiner geweihten Kapelle, die dem Fischerkönig vordem gehörte?" — „Ja, so ist es, und das Schwert, mit welchem St. Johann enthauptet ward, mit der ganzen Zahl der übrigen Reliquien." — „Ich sah den Gral, Herr Ritter, ehe noch Joseph, der des Fischerkönigs Oheim war, das Blut Jesu Christi auffing. Wisset, daß ich Eure Verwandtschaft sehr gut kenne, und den ganzen Stamm, dem Ihr entsprossen seid. Eure Rittertüchtigkeit und Reinigkeit und Tugendhaftigkeit haben es Euch verdient, daß Ihr hierher kamt. Es geschah nach Gottes Willen und Wohlgefallen. Sorget aber, daß Ihr gerüstet seiet, wenn Zeit und Ort kommt und Ihr das Schiff zu Eurer Herreise bereit sehet." — „Ehrwürdige Väter, ich kehre mit Freuden zurück und wünschte nie zu scheiden, wäre es nicht um meiner Mutter und Schwester willen; denn zeitlebens fand ich keine Wohnstatt, die mir also zusagte."

Er war die Nacht im Schlosse sehr gut aufgehoben; am Morgen vor der Abreise hörte er eine heilige Messe in einer ge-

weihten Kapelle, der schönsten, die er je betreten. Nach der Messe kam der Meister zu ihm mit einem schneeweißen Schilde und sprach: „Lasset mir Euern Schild als Wahrzeichen Eures Besuches hier und nehmet diesen mit.“ — „Hochwürdiger Herr, ich thue, was gut ist in Euren Augen.“ Darauf verabschiedete er sich, verließ diese Wohnung des Reichthums und der Pracht und hörte noch, indes er zu dem wieder flott gelegten Schifflein hinabging, das Geläute derselben Glocken, wie bei der Ankunft. Er stieg ein, hißte das Segel auf und stieß ab. Der Pilot steuerte, und Gott leitete das Schiff; es glitt schnell und leicht bei günstigem Winde über das Wasser; Gott aber lenkte es nach seinem Wohlgefallen, um der großen Güte und hohen Tugend des treuen Ritters willen, so darinnen fuhr und reisete.

211. So kam, durch Gottes Führung bei Tag und Nacht, das Schifflein zu einem Eiland hin, allwo ein sehr altes Schloß stund. Es war nicht reich, dem Ansehen nach; doch schien es durchaus, als habe es vordem einer hohen Herrschaft angehört. Sie warfen Anker; er stieg zum Schloß hinan und schritt ganz bewaffnet in den Burghof. Die Gebäude dehnten sich weithin aus; allein die Wohnräume waren verfallen und das Dach ganz offen. Eine Dame saß vor der Freitreppe eines alterthümlichen Saales. Sie stand auf, sobald sie ihn gewahrte. Ihre Kleidung war ärmlich; doch Körperbau, Gesichtsbildung und Haltung ließen eine adelige Dame erkennen. Zwei Jungfern gingen ihr zur Seite, nicht besser als die Herrin selbst gekleidet, aber von jugendlichem Alter. „Herr Ritter,“ so redete sie ihn an, „seid uns willkommen! Ich sah seit Jahr und Tagen keinen Ritter mehr auf dieses Schloß kommen.“ — „Edle Frau,“ entgegnete Parzival, „Gott schenke Euch Frieden und Freude!“ — „Herr, deren sind wir benöthigt; beide flohen mich seit langer Zeit.“ Sie führte ihn in einen weiten, alterthümlichen, ärmlich ausgestatteten Rittersaal. „Herr, Ihr herberget die Nacht bei uns und nehmet vorlieb mit dem, was wir Euch zu bieten vermögen, und erfahret, wie es um dieses Schloß bestellt ist.“

Ein Knecht des Hauses nimmt ihm die Waffen ab; die Jungfern treten vor ihn hin und bedienen ihn auf artige Weise, und

die Dame ſelbſt bringt ihm einen ihrer Mäntel zur Bekleidung: „Herr, einen prächtigern Schmuck kann ich nicht bieten.“ Parzival ſchaut die Damen voll Mitleid an; denn ſie ſind ſo wohlgebildet an Leib und Gliedern, wie die Natur ſie nur bilden konnte, und alle Frauenſchöne und Milde und Sanftmuth und ſchlichte Einfachheit iſt ihnen eigen. „Edle Frau, iſt denn dieſes Schloß nicht Euer?“ — „Herr Ritter, es iſt der letzte Reſt meines ganzen Landes, und ſehet hier meine erbarmungswürdigen Töchter. Sie beſitzen nichts, als was Ihr ſehet, und ſind doch Kinder aus hoher und edler Familie; aber ihre Sippe weilet fern. Ein gewaltthätiger Ritter hat uns das Beſitzthum entriſſen, ſeit der Vater geſtorben iſt, und hält einen Sohn von mir in Haft, was mich tief betrübet, da er einer der ſchönſten aller Ritter war. Nicht mehr als vier Sommer waren ſeit ſeiner Schwertleite verfloſſen, als er ihn der Freiheit beraubte. Nun weiß ich weder mir noch anderen zu rathen; doch hörte ich ſagen von einem Ritter im Lande Wales, dem Sohne Alans (ſonſt auch „Julians“) des Dicken von Kamaloth. Er iſt aller Ritter beſter; Alan aber war Bruder des Galobrutus, der mein Gemahl war und mir den Sohn und dieſe beiden Töchter ſchenkte. Ich bin gewiß, käme Gutritter, ihr Sipp und naher Verwandter, durch glückliche Fügung auf dieſes Eiland, ſo würde ich meinen Sohn zurückerhalten und meine enterbten Töchter ihr Land, und wäre ich aus großer Drangſal und Armuth erlöſet. Ich bin aus einer andern Sippe, die mir ſehr fern iſt; der König von Benoje iſt mein Ohm. Er iſt todt, hat aber einen Sohn, der ein ſehr guter Ritter iſt, ſagt man. Wenn einer dieſer beiden auf dieſes Eiland käme, ſo könnte ich ſehr froh ſein.“

Da Parzival hörte, die beiden Mädchen ſeien Töchter ſeines Oheims, fühlte er noch größeres Mitleid mit ihnen. „Edle Frau,“ ſprach er, „wie heißt Euer gefangener Sohn?“ — „Herr, Galobrun, und der, welcher ihn gefangen hält, Gohat vom Walfiſchſchloß.“ — „Iſt dieſes nahebei?“ — „Herr, es iſt nur ein Meeresarm zu überfahren; aber er iſt der einzige, der Macht hat auf allen dieſen Inſeln, und glaubt ſich ſo ſicher, daß er ſich vor der ganzen Welt

nicht fürchtet. Keiner in diesen Landen würde mit ihm anzubinden wagen. Herr, er hat mir Dinge melden lassen, die mir große Betrübniß bereiten: wenn ich ihm nicht eine meiner Töchter schicke, so hat er geschworen, mir auch dieses Schloß noch wegzunehmen." — „Edle Frau, man thut nicht alles, was man sagt. Den beiden Fräulein fügt er, so es Gott gefällt, keine Schmach zu! Mir thut es sehr leid, was er ihnen bereits angethan hat, sintemal sie Töchter meines Oheims sind. Alan der Dicke war mein Vater und Galobrut mein Ohm, wie noch manche andere wackeren Ritter, welche todt sind." Als das die Mädchen vernahmen, knieten sie vor ihm nieder, begannen vor Freude zu weinen, küßten ihm die Hand und flehten bei allem Heiligen, Erbarmen mit ihnen und ihrem Bruder zu haben. Er aber versprach, ihr Land nicht zu verlassen, er hätte denn zuvor sein Bestes gethan. Er blieb die Nacht auf dem Schlosse, und sein Steuermann auch. Die Dame legte die größte Freude an den Tag und ehrte ihn, wie sie nur konnte. Als der Morgen kam, zeigte man ihm das Reich des Königes, der ihr Land in Besitz genommen hatte; doch wußte ihm die Dame nicht zu sagen, an welchem Orte ihr Sohn gefangen gehalten werde. Er verabschiedete sich von ihr und ihren Töchtern und begab sich aufs Schiff, sehr froh über die Mittheilung, daß die beiden Fräulein ihm so nahe verwandt seien. Er betete zu Gott, daß er es ihm ermögliche, ihnen ihr Land zurückzustellen und ihrer Dürftigkeit ein Ende zu machen.

212. Auf dieser Fahrt gelangte er zu einem runden, schmalen und schwer zu erklimmenden Felsen, der wie eine enge Klause aussah, und als er spähend hinüberblickte, erkannte er einen sitzenden Mann darin. Er näherte den Kahn, suchte und fand einen in den Felsen gehauenen Fußsteig. Hier landete er und klomm den engen Pfad hinan, bis er zu einer kleinen Behausung kam. Er fand da einen der schönsten Ritter, die er je getroffen. Trug aber selber einen Ring an den Füßen und eine Kette am Hals, deren Ende an einem schweren Felsblock befestigt war. Der Gefesselte erhob sich, da er Parzivalen gewahrte. „Herr Ritter," sprach dieser, „Ihr seid hier sehr fest geschlossen." — „Ja, Herr, und

mir ist's leid; ich wünschte mich lieber anderswo als hier." — „Ihr habt wohl Recht; Ihr seid in übler Lage hier in des Meeres Mitte. Findet Ihr allhier zu essen und zu trinken?" — „Doch, Herr, die Tochter des kranken Ritters, der in diesen Meeren wohnt, bringt mir alltäglich eine Schüssel Speise, so viel ein Mann bedarf; denn sie hat großes Erbarmen mit mir, sintemal derselbe König, welcher mich hier eingekerkert, auch ihr Schloß, wie das meiner Mutter, sich angemaßt hat." — „Könnte Euch denn niemand aus dieser Lage erretten?" — „Nein, Herr, außer demjenigen, der mich hineingebracht hat; denn er hält den Schlüssel dieses Schlosses hier allzeit bei sich, und sagte mir, als er sich entfernte, ich werde diesen Ort nie mehr verlassen." — „Bei meinem Haupte, es geschieht doch! Wenn Ihr Galobruts Sohn seid, so seid Ihr meines Oheims Sohn, und ich bin Sohn des Gurigen, und wäre mir's ewig eine Schande, wenn ich Euch in dieser Haft ließe." Als Galobrun hörte, er sei sein rechter Vetter, hatte er große Freude und wollte ihm zu Füßen fallen; allein das verstattete ihm Parzival nicht; er sprach: „Nun seid nur ruhig und getrost; ich will Euch zu befreien suchen!"

213. Er schritt den Felsabhang wieder hinunter, bestieg sein Schiff und fuhr weit ins Meer hinaus. Indem er vor sich ausschaute, erblickte er eine reiche, prächtige Insel und jenseits auf einer kleinen Insel einen Ritter, der auf einen hohen, dichtbelaubten Baum geklettert war. Eine Maid saß in seiner Nähe; sie war aus Furcht vor einem großen, furchtbaren Drachen, der aus einer Kluft des felsigen Ufers gekrochen, gleichfalls auf den Baum gestiegen. Die Maid sah Parzivals Schiff kommen und rief: „Ach, Herr Ritter, kommet diesem Könige hier über mir und einer armen Jungfrau zu Hilfe!" — „Wovor bangt Euch, Fräulein?" frug Parzival. — „Herr, vor einem großen Drachen, der uns hier heraufgetrieben hat. Ich darf es nicht beklagen; denn dieser Ritter hatte mich aus meines Vaters Haus entführt und würde mich in Schande gebracht haben, wenn nicht der Drache darüber erschienen wäre." — „Und wie heißet der König, Fräulein?" — „Herr Ritter, Gohat vom Walfischschloß; dieses ganze Land, welches

sehr reich ist, gehört ihm zu, und vieles sonst, was er meinem Vater und anderen entrissen hat." Der König fühlte sich tief beschämt durch diese Reden der Maid und antwortete nichts. Parzival verstand, daß es der sei, welcher seinen Vetter gefangen hielt. Er sprang sofort mit blankem Schwerte aus dem Schiffe. Der Drache bemerkte ihn und schoß mit geöffnetem Schlund auf ihn los und sprühte Feuer und Flammen. Er aber stach ihm das Schwert mitten in den Hals. „Nun mögt Ihr herabkommen!" rief er dem Könige zu. — „Herr, es entfiel mir der Schlüssel zu einer Kette, an die ein Ritter angeschlossen ist, und der Drache hat ihn verschluckt." Parzival schnitt ihm den Rachen auf und fand alsbald den Schlüssel, ganz heiß und glühend von dem Feuer im Leibe des Drachen.

Gohat stieg inzwischen herab; er ahnte nichts Schlimmes und kam zu Parzival, ihm für den geleisteten Dienst seinen Dank abzustatten. Doch dieser packte ihn und schleppte ihn auf sein Schiff. „Herr Ritter," rief Gohat, „habt Acht, was Ihr thuet; ich bin König dieses Landes!" — „Gerade darum geschieht Euch so; wäret Ihr ein anderer, so thäte ich Euch dieses nicht an!" — „Ach, Herr," sprach die Maid, „laßt mich nicht hier zurück, sondern helft mir ins Haus meines Vaters, des kranken Ritters, welcher gar sehr um mich betrübt ist." Da begriff Parzival, es sei eben die Jungfrau, welche Galobrun ob ihrer Güte pries. Er kehrte zurück und half ihr vom Baume und führte sie in das Schiff und fuhr sofort zu dem Felsen, wo sein Vetter gefangen saß. „Herr Ritter," sprach Gohat, „wohin bringt Ihr mich?" — „Ich bringe Euch als meinen Feind an dieselbe Stelle, wo Ihr den Sohn meines Oheims angekettet habt; so geschieht meiner und seiner Rache Genüge." Der König war nicht froh, als er solches vernahm, und die enterbte Maid nicht betrübt. So fuhren sie zum Felsen heran; Parzival stieg aus und schleppte Gohat hinauf, ob's ihm lieb war oder leid.

Galobrun jubelte auf, als er das gewahrte; Parzival sprach zu ihm: „Hier ist Euer Todfeind; thut mit ihm nach Eurem Willen!" und nahm den Schlüssel in die Hand und schloß die

Kette los, die ihn fesselte. „Galobrun," sagte er nochmals, „nun thut Eurem Feinde, wie Euch beliebt!" — „Ja, Herr, mit Freuden!" Er legte ihm die Fessel an die Füße, die er selbst getragen, und die Kette um den Hals: „Nun bleibt er hier in derselben Lage, in demselben Kerker, zu denen er mich verurtheilt hatte; denn ich weiß, es wird ihn hier keiner befreien!" Mit dem letzten Worte schleuderte er den Schlüssel ins Meer hinaus, so weit er konnte, und dünkte es Galobrunen, daß er auf solche Weise gute Rache genommen habe, und noch bessere, als wenn er ihm den Tod angethan hätte. Parzival ließ ihn ganz nach seinem freien Gutdünken handeln. Dann kehrten beide Vettern aufs Schiff zurück, und Gohat blieb in besagter Lage auf dem Felsen, ohne Speise und Trank[1].

Parzival fuhr mit Galobrun und der Maid ab und steuerte zu dem Lande, das ihnen gehört hatte. Er nahm es den Vasallen König Gohats wieder ab und ließ dann die Ersten des Volkes dem jungen Herrn und den Schwestern huldigen, so daß der Besitz völlig gesichert war. Er blieb, solange es ihm gutdünkte, an Ort und Stelle und verabschiedete sich darauf von der Dame, die ihm sehr dankte für die Wiedereroberung des Landes.

214. Parzival setzte die Meerfahrt rastlos fort und gelangte in die Nähe eines Schlosses, das lichterloh in Flammen stand; eine Klause lag nahebei am Meeresufer, und der Einsiedler trat eben aus der Kapelle. Frug Parzival, was es für ein Schloß sei, das also brenne. „Herr Ritter," lautete die Antwort, „das will ich Euch sagen. Sepp, der Sohn des Königs Pelles, brachte dort seine Mutter um. Seit der Stunde steht das Schloß in Flammen, und sage ich Euch, daß von diesem Schloß und einem andern das Feuer ausgeht, welches einst die Welt verbrennt und ihrer ganzen Herrlichkeit ein Ende macht." Parzival begriff staunend, daß es das Schloß seines Oheims, des Königs-Eremiten, sei.

---

[1] Diese furchtbare Rache, bei der uns schaudert, billigt Parzival, weil er es als seinen Beruf erkennt, nicht nur die Frevler selbst nach strenger Gerechtigkeit zu züchtigen, sondern auch andere durch das entsetzliche Exempel abzuschrecken.

215. Er segelte eilends weiter, an drei Königreichen vorüber, und schiffte fernerhin zwischen Wüsteneien und Einöden einerseits und dem offenen Weltmeer andererseits hindurch, hart am Gestade vorbei, immer weiter und weiter. Plötzlich kommt ein Eiland in Sicht, und bald gewahrt man zwölf Eremiten, die am Strande sitzen. Das Meer ist ruhig und die Luft heiter. Er läßt den Anker auswerfen und landen, und grüßt freundlich die Eremiten; diese verneigen sich und erwiedern den Gruß. Fragt er, wo sie wohnen. Sie entgegnen: „Hier in der Nähe liegen bei zwölf Kapellen zwölf Wohnungen um einen Friedhof herum, auf dem zwölf Rittergräber sind, die wir behüten. Es waren alle Ritter leibliche Brüder und wackere Helden; sie verbrachten nur zwölf Jahre in ihrem Ritterberufe, bis auf einen. War aber ihrer keiner, der nicht viele Länder und große Reiche der Ungläubigen erobert hätte und im Waffenstreite gefallen wäre. Der älteste hieß Alan der Dicke. Er kam aus den Thälern Kamaloths in diese Gegend, um Alibran, seinen Bruder, zu rächen, den Herrn der Menschenleeren Stadt, welchen der Hünenfürst getödtet hatte; er nahm Rache dafür, aber starb hernacher an einer vom Hünen ihm geschlagenen Wunde." — „Herr," fügte einer der Eremiten bei, „ich war bei seinem Tode zugegen. Er beklagte nichts so sehr, als einen Sohn, der, so sagte er, den Namen Parzival trage. Alan starb als der letzte der Brüder." (S. Nr. 2.)

Parzival war gerührt bei diesem Berichte; er verließ das Schiff, und der Pilot mit ihm. Auf seine Bitte ward er von den Eremiten auf den Friedhof geführt; sie thaten es gern. Parzival fand die Gräber schön und prächtig und die Kapellen herrlich geziert, und lag ein jegliches Grab dem Altare einer Kapelle gegenüber. „Ehrwürdige Väter," sprach Parzival, „welches Grab gehört dem Könige von Kamaloth?" — „Das höchste und prächtigste," entgegnete ein Eremite, „sintemalen er der Brüder ältester war." Parzival kniete davor nieder. Dann umfing er mit Armen den Grabhügel und betete für die Seele seines Vaters mit großer Inbrunst und machte in gleicher Weise die Runde um die Gräber. Er nahm seine Nachtherberge bei den Eremiten und sagte ihnen,

daß Alan der Dicke sein Vater und die übrigen seine Oheime gewesen. Die Eremiten waren seines Besuches froh. In der Frühe des folgenden Tages hörte er in der Kapelle seines Vaters und in den anderen, soweit er konnte, die Messe.

Darauf ging er wieder zu Schiffe und segelte eilends ins Meer hinaus, und das Fahrzeug näherte sich wieder den Inseln Großbritanniens. Er landete am Ausgang eines Waldes unter dem Rothen Thurme, dessen Herrn er getödtet hatte und in dessen Nähe Meliot Gawan befreite (Nr. 204). Hier verließ er das Schiff, führte sein Roß hinaus und legte die Waffen an; den Piloten befahl er Gott.

216. Er bestieg sein Roß in voller Wehr und ritt quer durchs Land, welches von Menschen ganz entvölkert war, bis er gegen Abend zu einer Behausung in einem großen Walde kam, wo er eine Einsiedelei vermuthete. Er näherte sich auf dem geradesten Wege und fand am Eingang einen Ritter auf einer Matratze liegen, und eine Frau von sehr hoher Schönheit saß zu seinen Häupten und hielt ihn auf dem Schoße. Derselbe schlug sie von Zeit zu Zeit und drohte, es koste ihr den Kopf, falls er nicht erhalte, wonach ihn verlange; denn er sei Herr im Hause. Dann blickte Parzival auf die Frau, die ihm das Haupt stützte und mit zärtlicher Liebe diente; er konnte sie nur für eine gute, treusinnige Dame halten. Der kranke Ritter rief Parzivalen zu: „Herr, seid Ihr gekommen, hier zu übernachten?“ — „Ja, Herr, wenn es Euch recht ist, so bleibe ich hier.“ — „Nun, so tadelt mich nicht ob der Behandlung meines Weibes, die Ihr an mir wahrnehmen werdet.“ — „Nein, Herr, weil sie Euer Weib ist, so möget Ihr sie behandeln, wie es Euch gutdünkt; aber in allen Dingen muß man seinen Weg sorgsam behüten.“

Der Ritter ließ sich in sein Haus zurücktragen, weil er lange genug an der frischen Luft gewesen war, und befahl seiner Frau, dem Ritter, welcher Herberge suche, die gebührende Ehre und Sorge angedeihen zu lassen. „Doch gib Acht, dich nicht an der Tafel blicken zu lassen; du issest, wie gewöhnlich, am Tisch der Knechte; bis zur Stunde, da ich die goldene Schale erhalte, nach der mich so sehr verlangt, erlasse ich dir meinen Zorn nicht!“ Parzival

hatte inzwiſchen die Waffen abgelegt; die Dame ließ ihm einen ſcharlachenen Ueberrock zur Bedeckung reichen. Er frug ſie, warum ihr Herr ſie alſo behandle, und ſie erzählte ihm alles: wie Lanzelot ſie ihm vermählt, und wie ihr Herr ihr in der Folge alle Ehre und Liebe entzogen habe (Nr. 139). „Herr," ſprach ſie, „nun iſt er Beſitzer des Schloſſes geworden; er hat aber einen kranken Bruder, dem Gohat vom Wallfiſchſchloß ſein Land abgenommen hat. Darüber iſt er tief betrübt und wurde, ſeit er davon Kunde erhielt, nicht mehr froh. Ihr wiſſet, wie ſolche kranke Leute ſich über Geringes ereifern, und über eine Kleinigkeit, die ſie nach Wunſch und Willen erhalten, ſich erfreuen; denn ſie ſind allzeit nur mit ſolchen Wünſchen beſchäftigt. Mein Herr hat von einer goldenen Schale reden hören, welche ſich im Beſitze einer Dame befindet und ſehr koſtbar, ja werthvoller ſein ſoll, als man ſeit geraumer Zeit irgendwo eine zu Geſicht bekam. Ein Ritter begleitet die Dame, welche die Schale bei ſich trägt, und verkündet, daß keiner ſie empfangen ſoll außer dem beſten Ritter von der Welt. Mein Herr hat mir nun oft erklärt, ſeit er ſolches erfuhr, daß er mir nie wieder gut werden wolle, er bekomme denn jene Schale. Außerdem aber iſt er ſo aufgebracht über die Beraubung ſeines Bruders, daß ich es ſchmerzlich entgelten muß. Ich thue ihm in allem ſeinen Willen und höre doch kein gutes Wort von ihm. Indeſſen, ſo ſchlecht er mich immer behandelt und ſo ſchimpflich er über mich und zu mir redet, es ſoll ihm an nichts jemals gebrechen. Denn ich will ihn zum Gemahl haben, wie er mir gegeben ward, und geſegnet ſei Lanzelot, durch den es geſchah! Ebenſo ſehr wie ich ihn in ſeinen geſunden Tagen liebte, liebe ich ihn auch in ſeiner Krankheit und eigentlich noch mehr, da ich an ihm Gotteslohn zu verdienen hoffe." — „Frau," entgegnete Parzival, „man muß Euch loben und preiſen ob ſolcher Rede. Aber ſaget ihm nur für ganz ſicher, daß der kranke König, ſein Bruder, das ganze Land und auch ſeine Tochter wieder erhalten hat; ich war bei der Eroberung und kenne den Ritter genau, welcher es ihm zurückſtellte. Allein über die goldene Schale weiß ich Euch keinen Beſcheid zu geben." — „Herr Ritter," verſetzte ſie, „jenes Fräulein muß ſie zu einem Turnierſpiel bringen,

welches hier in der Nähe unter dem Weißen Thurm ſtattfinden wird. Dort ſoll ſie dem beſten Ritter, der im Waffenſpiel den Sieg davonträgt, zufallen; der Begleiter des Fräuleins aber ſoll ſie dorthin bringen, wohin der Sieger befiehlt, wenn er ſie überhaupt anderswohin verſchenken will." — „Frau," ſprach Parzival, „ich erkenne wohl, daß es ein großer Liebesdienſt wäre, wenn der, ſo im Turnier die goldene Schale erwirbt, ſie Euch überſendete, und gebe Gott, daß ſie einer empfange, welcher Euch dieſen erwünſchten Dienſt erweiſen würde!" — „Herr Ritter, ich glaube gewiß, wenn Lanzelot gegenwärtig wäre oder Gawan, ſie würden dieſelbe erbeuten, und wüßten ſie, wie mir ſelbe zu ſtatten käme, ſie würden mir die Schale zuſprechen." — „Frau, durch einen derſelben müßtet Ihr ſie wohl erhalten; denn ſie haben jetzo die glänzendſten Siege errungen."

Sie begibt ſich zu ihrem Gemahl und ſpricht zu ihm: „Nun, lieber Mann, ſeid einmal wieder fröhlicher als ſonſt: Euer Bruder hat ſein ganzes Land zurückerhalten; der Ritter, der bei uns iſt, war Zeuge der Wiedereroberung." Der kranke Ritter hört es zu ſeiner größten Befriedigung. „Geh'," ſpricht er zu ſeiner Frau, „und halt' den Ritter recht in Ehren; doch hüt' dich, einen andern Platz als gewöhnlich einzunehmen!" — „Nein," erwiedert ſie, „es ſoll nicht geſchehen." Die Dame lädt dann Parzival zu Tiſch. Als er die Hände gewaſchen, vermeint er, die Herrin des Hauſes werde ſich neben ihn ſetzen; allein ſie wagt nicht, den Befehl ihres Gatten zu übertreten. Wie der Gaſt bei der Tafel ſitzt und das erſte Gericht aufgetragen iſt, geht die Dame und nimmt Platz unter den Knechten. Parzival fühlt ſich tief beſchämt, da er ſie unten im Saale ſitzen ſieht; doch mag er nicht davon reden, weil die Frau ihm zur Genüge das ſeltſame Weſen ihres Gatten erklärt hat.

Er ruhte die Nacht in dem Hauſe; in der Frühe verabſchiedete er ſich und dachte in ſeinem Herzen, daß derjenige eine echte Ritterthat und ein chriſtliches Liebeswerk vollbrächte, welcher dem kranken Ritter bezüglich der Schale ſeinen Willen thäte und die arme Frau aus ihrem gegenwärtigen Leide erlöſte; alle Ritter müßten ja, wenn ſie ſolches hörten, von Mitleid gerührt werden.

217. Parzival ritt seines Weges fürbaß, voll sehnlichen Verlangens, seine Aufgabe zu erfüllen und dann zu dem Schlosse zurückzukehren, wo er die goldene Kette schaute; denn keine Wohnstatt hatte ihm jemals so behagt. Auf seiner Fahrt gelangte er bald in den abscheulichen Wald des Schwarzen Eremiten. Es war ein Bild aller Garstigkeit und Widerlichkeit: kein Laub oder Grün sah man dort weder im Winter noch im Sommer; keinen Vogel hörte man jemals singen; der Boden war schwarz und brandig, rissig und zerklüftet. Der Ritter war nicht weit vorgedrungen, so traf er die Wagenmaid, welche sich herzlich freute, ihn wiederzusehen. „Herr Ritter," begann sie, „ich war kahlhäuptig, da ich Euch das erste Mal sah; nun bin ich wieder behaart." — „Ja, gewiß," versetzte Gutritter, „und wie mich bedünken will, ist Euer Haar sehr schön." — „Herr Ritter," fuhr sie fort, „ich pflegte meinen Arm in einer goldfarbenen Binde zu tragen und sagte, es geschehe darum, weil ich glaube den Dienst übel angebracht zu haben, den ich Euch auf dem Schlosse des Fischerkönigs, Eures Oheims, leistete. Allein nun erkenne ich wohl, daß dem nicht so war und ist. Derowegen trage ich nunmehr den Arm frei, wie andere. Auch die Maid, die zu Fuß zu gehen pflegte, reitet nun. Gesegnet seid Ihr, die Ihr Euch so trefflich bewähret habt! Trefflich ist die tugendliche Beschaffenheit Eures Herzens, und trefflich gleichet Ihr den ersten Sprossen Eures edlen Geschlechtes in jeglicher Auszeichnung! Herr, ich wage dem Schlosse nicht zu nahen; es stehen dort Bogenschützen, welche so furchtbare Pfeile entsenden, daß keiner gegen ihre Schüsse standhalten kann, und sagen sie, nie aufhören zu wollen, bis Ihr hinkommet. Nun weiß ich gar wohl, warum sie jetzo ihr Schießen einstellen werden; es ist Trug, sie wollen Euch hineinlocken und abfangen und tödten. Dennoch aber wird drinnen keiner die Macht oder auch nur den Willen haben, Euch zu schaden, außer dem Herrn des Schlosses, der den Kampf mit Euch suchen wird." Gutritter schreitet auf das Schloß des Schwarzen Eremiten zu und die Wagenmaid ihm nach. Die Schützen zielen und schießen; doch Parzival reitet schnell vor. Jene erkennen ihn nicht wegen des weißen Schildes, sondern

wähnen, es sei ein anderer, und schießen ihm gar manche Pfeile in den Schild. Er naht einer Zugbrücke, welche eine riesige, garstige, schreckliche Viper bewacht. Die Brücke senkt sich von selbst bei seiner Annäherung: da stellen die Schützen ihre Arbeit ein; sie begreifen wohl, es sei Parzival erschienen. Man erschließt ihm das Thor; denn noch wähnen die Wächter desselben und die Ritter drinnen, sie hätten Macht über sein Leben. Doch kaum sehen sie ihn in der Nähe, da entsinkt ihnen Muth und Wille; sie fühlen sich matt und ohnmächtig und sagen, sie wollen die Sache ihrem Herrn überlassen, der Kraft und Stärke genug besitze, um einen einzelnen Menschen zu erlegen.

Parzival reitet ganz bewaffnet zum weiten Saal hinan und gewahrt in demselben eine große Anzahl Ritter von häßlichem Ansehen. Einer ist von riesigem Wuchse und scheint von vornehmer Herkunft — es ist der, den man den Schwarzen Eremiten heißt — und bildet, als Held gewappnet, den Mittelpunkt der Versammlung. „Herr und König," sprechen zu ihm die Vasallen, „wenn Ihr Euch nicht selber vertheidigen könnt — von uns erwartet heute weder Rath noch That. Wir hoffen von Euch Schutz und Hilfe; wir haben oft für Euch gestritten, nun vertheidigt Ihr auch uns in dieser schlimmen Noth!" Der Schwarze Eremit sitzt auf einem großen Kohlrappen, der prächtig geschmückt ist. Sowie Parzival sein gewahr wird, stürzt er sich in solchem Sturm auf ihn, daß der Saal erdröhnt. Der Schwarze Eremit thut ein Gleiches. Sie tauschen wuchtige Hiebe aus. Der Schwarze bricht seinen Speer auf Parzival; dieser aber trifft ihn so gewaltig links auf den Schild, daß er vom Roß auf den Estrich stürzt und im Fall zwei Hauptrippen zerbricht. Wie die Anwesenden ihn am Boden liegen sehen, öffnen sie eine Grube mitten im Saale. Sobald sie die Luke aufgehoben, dringt ein Gestank herauf, wie er nie wahrgenommen wurde. Sie fassen dann ihren Herrn und werfen ihn in den schmutzigen Pfuhl hinunter.

Nun treten sie zu Parzival und übergeben das Schloß und sich selbst seiner Gewalt und Gnade. Da erscheint auch die Wagenmaid. Man gibt ihr die in Gold und Silber gefaßten Häupter,

wie auch die Häupter des Königs und der Königin zurück. Sie entfernt sich mit denselben, da sie wohl weiß, daß Gutritter sein Geschäft ohne ihre Hilfe bestens vollenden wird. Von dem Schlosse eilt sie aber, so schnell sie vermag, zu den Thälern von Kamaloth. Alle Unterthanen des Schwarzen Eremiten aber sind Parzivalen unterthänig und seinem Willen unterwürfig und geben ihm die feierliche Zusicherung, daß die vorüberziehenden Ritter nie mehr in gleicher Weise, wie bisher, belästigt, sondern mit derselben Freundlichkeit aufgenommen werden sollen, wie an anderen Orten. Parzival verläßt frohen Sinnes das Schloß, sintemal er es zum Glauben Unseres Herrn zurückgeführt hat, und man nun dorten Gott den Herrn Tag für Tag ebenso fromm verehrt, wie an anderen Orten. Darum muß man ihn auch für einen guten Ritter halten, dieweil er durch Herzensgüte und Tugend, durch treuen Sinn und Ritterlichkeit seinen Beruf erfüllte und ohne Schimpf und Schande vollbrachte, was immer er unternahm.

218. Parzival ritt voran, bis er eine Dame einholte, welche die reiche goldene Schale trug, und den Ritter, welcher sie begleitete. Er grüßte diesen und empfing seinen Gegengruß, daß ihn Gott und seine süße Mutter segnen möge. „Bester Herr, gehört diese Dame als Begleiterin zu Euch?“ Sprach der Ritter: „Vielmehr ich zu ihr. Wir begeben uns zu einer Ritterversammlung, welche unter dem Weißen Thurm stattfinden soll. Dort werden wir sehen, wer sich auszeichnet, und demjenigen, welcher den Preis im Turniere davonträgt, soll diese Schale überreicht werden.“ — „Bei meinem Haupt,“ rief Parzival aus, „das trifft sich gut!“ Er verabschiedete sich sofort von Ritter und Dame und eilte mitten durch die Wiesen vorauf bis an den Fuß des Weißen Thurmes. Von allen Seiten sammelten sich hier die Ritter, und andere kamen ganz bewaffnet aus dem Schloß heraus. Sobald man erfuhr, die Dame mit der Schale sei eingetroffen, ordneten sich allerseits die Rotten, und hub ein lustiges Lanzenstechen an.

Auch Parzival mengte sich ins Gedränge und warf manchen Ritter im Anlauf nieder und theilte so viele Schläge aus und empfing so viele, daß alle Zuschauer sich wunderten, wie er das

alles auszuhalten vermöge. Das Turnier dauerte bis zum Abend. Als es beſchloſſen wurde, kam die Dame zu den Rittern und bat ſie dringend, ihr durch echten Waffenſpruch zu erklären, wer ſich am meiſten ausgezeichnet habe. Die meiſten hielten dafür, daß der Ritter mit dem weißen Schilde alle im Kampfe übertroffen habe; die übrigen ſtimmten bei. Die Dame freute ſich deſſen, dieweil ſie ſelbſt überzeugt war, das Urtel entſpreche ganz der Wahrheit. Sie trat zu Parzival: „Herr Ritter, ich biete Euch dieſe goldene Schale dar als Lohn Eurer Tapferkeit! Es iſt billig, daß Ihr auch erfahret, woher die Schale kommt. Die ältere Dame des Zeltes, bei dem vordem der böſe Brauch herrſchte, ſchenkte ſie Gawan, welcher große Freude daran hatte. Es ereignete ſich aber in dieſen Zeitläuften, daß Brundan, Schweſterſohn Briants von Eilanden, Meliot von Logrien erſchlug, den ſchmuckſten und tapferſten Ritter im Reiche Logrien. Darüber iſt Gawan ſo ſchwer betrübt, daß er ſich gar keinen Rath mehr weiß. Denn Meliot hatte ihn zu zweien Malen vom Tode errettet, und Artus, den König, einmal; er war auch Gawans Vaſall. Nun erſucht er Euch angelegentlichſt, die Schale nicht anzunehmen, wenn Ihr nicht auch die Rache übernehmen wollet. Es wurde aber ſelbiger Ritter vom ganzen Hofe geliebt, obwohl er nur ſelten dort verkehrte. Brundan tödtete ihn verrätheriſcher Weiſe, als Meliot ſich deſſen nicht im mindeſten verſah.“ — „Fräulein,“ entgegnete Parzival, „wäre auch die Schale nicht von ihm, ſo würde ich doch mit Freuden Gawans Willen thun; denn ich könnte einen Menſchen nicht lieben, der ſeinen Haß verdient hätte.“ Indem er ſodann die Schale in ſeine Hand nahm, fügte er hinzu: „Fräulein, ich danke Euch von Herzen, und Gott laſſe mich es Euch entgelten.“ — „Herr,“ ſprach ſie, „Brundan iſt Euch ein gar ſtolzer Ritter; er führt aber einen halb grünen, halb ſilberfarbenen Schild. Er will auch nie ſein Wappen ändern, weil ſchon ſein Vater es getragen hat.“ Parzival rief den Ritter zu ſich, welcher die Dame begleitet hatte, und ſagte zu ihm: „Ich bitte Euch, Herr, um den Freundſchaftsdienſt, mir dieſe Schale zu dem Hauſe des kranken Ritters zu bringen und ſeiner Frau zu ſagen, der Ritter mit dem weißen

Schild, welcher bei ihr geherbergt habe, überſende ihr dieſelbe durch Euch." — „Herr," erwiederte der Ritter, „das thue ich gern, um Euern Willen zu erfüllen." Er nimmt die Schale in Empfang und entfernt ſich ſofort, um die Botſchaft auszurichten.

219. Parzival brachte die Nacht im Schloß zum Weißen Thurm zu und zog am Morgen weiter mit dem heißeſten Wunſche, das zu leiſten, wofür ihm Gawan Dank wiſſen werde. Hatte er ihn doch oft von Meliot dem Logrier und deſſen ritterlichen Tugenden reden hören. Auf dem Wege durch den Wald wohnte er noch bei einem Eremiten der Meſſe bei und ſchied dann wieder von ihm. Darnach kam er auf das nahe Gefahrvolle Schloß, wo einſt Meliot an der Wunde krank lag, als ihm Lanzelot das Schwert und das Linnen brachte und damit ſeine Wunde anrührte. Er ritt zum Schloß hinauf und ſtieg ab. Die Dame des Hauſes, welche in großer Trauer war, ging Parzivalen entgegen. „Fräulein," ſprach er, „warum ſeid Ihr ſo traurig?" — „Herr, von wegen eines Ritters, den ich hier gepflegt habe bis zu ſeiner Heilung; ihn aber hat Brundan heimtückiſcher Weiſe ermordet; Gott verſchaffe uns noch einmal Rache und Genugthuung. Denn ich ſah nie einen ſo ſchmucken Ritter wie Meliot!" Während ſie alſo ſprach, kam ein Mädchen gelaufen und ſagte zu Parzival: „Ach, Herr Ritter, nun bitte ich Euch, ſteigt aufs Pferd und helft uns! Ich finde in dieſem Lande und in dieſem Walde keinen Ritter mehr, als Euch allein!" — „Weshalb bedürft Ihr meiner Hilfe?" frug Parzival. — „Ach, ein Ritter entführt gewaltſam meine Herrin, die an Artus' Hof wollte." — „Wer iſt Eure Herrin?" — „Herr Ritter, die jüngere Dame des Zeltes, wo Gawan den böſen Brauch abſchaffte. Bei Gott, beeilt Euch, denn er mißhandelt ſie ſehr aus Haß gegen König Artus und Gawan!"

Parzival ſitzt alsbald auf und jagt ſpornſtreichs hinaus; das Mädchen aber hat ihm genau die Fährte des Ritters bezeichnet. Nach kurzem Ritte bekommt er ihn in Sicht und hört die Dame laut um Schonung flehen; der Ritter aber will nichts von Erbarmen wiſſen, ſondern ſchlägt ſie mit der platten Klinge auf Haupt und Rücken. Parzival ſchaut ſich den Ritter an und er-

kennt den beſchriebenen Schild. „Herr Ritter,“ ruft er, „Ihr führt dieſe Dame auf ſchändliche Weiſe fort; was hat ſie Euch zuleid gethan?“ — „Was geht mich und Euch das an?“ — „Ich ſpreche ſo, weil kein Ritter einer Dame Schmach zufügen darf.“ — „Ihr werdet das nicht hindern!“ ſpricht Brundan, hebt das Schwert auf und gibt der Dame einen ſo furchtbaren Schlag mit der Klinge, daß ſie nahe daran iſt, zu ſtürzen, und ihr das Blut aus Mund und Naſe fließt. „Bei meinem Haupt!“ ruft Parzival, „um dieſes Schlages und der Schmach willen, die Ihr dieſer Frau angethan, fordere ich Euch zum Kampfe!“ — „Daß es Euch nur nicht allzu theuer zu ſtehen kommt, wenn Ihr das Herz habet, mich anzugreifen!“ — „Das ſehet Ihr ſogleich!“ verſetzt Parzival und zieht ſich etwas zurück, um beſſer ſeinen Anlauf zu nehmen, und rennt ihn in vollem Galopp an und verſetzt ihm einen ſo gewaltigen Stoß, daß die Lanze durch Schild und Harniſch und in den Leib des Reiters fährt und dieſer mit ſeinem Roß zu Boden ſtürzt und beide Beine zerſchellt. Parzival ſitzt ab und wirft ſich auf ihn, reißt ihm die Haube herunter, löſt den Helm und haut ihm den Kopf ab. „Fräulein,“ ſpricht er, „nehmt den Kopf, ich ſchenke ihn Euch. Auch bitte ich Euch ſehr, wenn Ihr an Artus' Hof geht, ihn mitzunehmen. Grüßet zuerſt den König von mir und ſaget dann Gawan, daß dieſes wohl das letzte Geſchenk ſei, das ich ihnen mache. Denn ich glaube nicht, ſie jemals wiederzuſehen. Doch wo immer ich bin, werde ich ihnen mein Wohlwollen bewahren und mich der Liebe zu ihnen nie entſchlagen können, und wünſchte ich nur, ihnen mit den Köpfen all' ihrer Feinde ein gleiches Geſchenk zu machen, vorausgeſetzt, daß Gott mir dafür nicht ſchlechten Dank wüßte.“ Das Fräulein ſprach ihre Erkenntlichkeit dafür aus, daß er ſie aus den Händen des Ritters befreit habe, und fügte bei, ſie wolle vor dem Könige und Gawan dieſer ruhmvollen That gedenken. Sie ging dann mit dem Haupte von dannen; Parzival befahl ſie Gott.

Er ſelbſt kehrte auf das Gefahrvolle Schloß zurück. Die Herrin desſelben hatte große Freude, als ſie vom Tode des Brundan hörte. Parzival übernachtete alldort und ritt des folgenden

Morgens nach Anhörung der Messe davon. Nicht fern vom Schlosse begegnete er dem Ritter, durch den er die Schale an die Frau des kranken Ritters übersandt hatte. Er frug diesen, wie der Kranke sich befinde. „Herr," versetzte er, „ich habe Eure Botschaft bestens ausgerichtet, und nie fand ich eine so willkommene Aufnahme. Der Ritter hat seiner Frau all seinen Zorn erlassen; sie darf wieder am Herrentische essen und ist ihr Wort wieder angesehen auf dem Schlosse." — „Das ist mir angenehm zu hören," sprach Parzival, „ich danke Euch für die Mittheilung." — „Herr," entgegnete der Ritter, „es gibt keinen Dienst, den ich Euch nicht mit Vergnügen leistete. Ihr seid es, der meinen Bruder aus einem Feigling zum Helden umschuf." — „Herr," versetzte Parzival, „und denkt nicht, daß er noch lebte, wenn er Memme geblieben wäre." — „Nein," sprach er, „es war besser, daß er in Ehren erschlagen wurde, als wenn er in Schande hätte leben sollen. Doch mich schmerzte sein Tod gar sehr; denn er war ein kühner Ritter und hätte noch größern Ruhm geerntet, wenn er länger gelebt hätte."

220. Parzival schied von diesem Ritter und befahl ihn Gottes Schutz. Darauf gelangte er des einen oder andern Tages wieder zu seinem heiligen Schlosse und fand dort bereits Mutter und Schwester, welche von der Wagenmaid hingeführt waren. Die neue Herrin hatte auch den heiligen Leib dahin übertragen lassen, welcher vor Kamaloth in der von ihr erbauten Kapelle lag. Die Schwester aber brachte das Tuch mit, welches sie einst in der Einsamen Kapelle holte, und opferte es vor dem Grale. Parzival ließ den Schrein des andern Ritters, welcher am Eingang des Schlosses stand, ebenfalls in die Kapelle schaffen und neben den Sarg seines Oheims stellen, und sieh, er war hinfür nicht mehr von seinem Platze zu bewegen.

221. Josephus erzählet nun, daß Parzival auf diesem Schlosse lange Zeit verweilte und nie mehr zu einem Ritterabenteuer auszog, sondern sein Herz also gerade auf den Heiland der Welt und seine süße Mutter richtete, daß er mit Mutter und Schwester und der andern Jungfrau in aller Frömmigkeit ein heiliges Leben führte. Dies währte so lange nach Gottes Wohlgefallen, bis

Mutter und Schweſter und alle anderen Bewohner des Schloſſes ſtarben, bis auf ihn allein. Die Einſiedler aus der Nachbarſchaft begruben ſie. Es ſangen dieſe aber auch die Meſſe auf der Burg und erſchienen alle Tage, um mit Parzival Rath zu pflegen: ſo groß war die Heiligkeit, ſo tugendreich der Wandel, welche ſie an ihm beobachteten.

221. Eines Tages betete er in der heiligen Kapelle, wo ſich die Reliquien befanden. Plötzlich vernahm er eine Stimme aus der Höhe, die alſo ſprach: „Parzival, du bleibſt nun nicht mehr lange hier. Gott will alſo, du ſolleſt die Reliquien den Einſiedlern des Waldes abtreten, die ganz ſeinem Dienſte leben werden. Der heilige Gral wird in dieſer Kapelle fürder nicht erſcheinen; in kurzer Friſt wirſt du erfahren, wo er ſich befindet.“ Als die Stimme ſchwieg, krachten alle Särge in der Kapelle ſo gewaltig, als ob das ganze Gebäude einſtürzen wolle. Parzival ſegnete und bekreuzte und befahl ſich Gott dem Herrn. Als andern Tages die Einſiedler zu ihm kamen, trat er ihnen die heiligen Reliquien ab, und ſie erbauten für dieſelben Kirchen und Klöſter, wie man deren in jenen Landen und Inſeln noch ſieht. Sepp aber, der Sohn des Königs-Eremiten, wohnte von nun an bei Parzival auf der Gralburg; denn er wußte wohl, daß derſelbe in Bälde abreiſen werde.

Eines Tages hielt ſich Parzival wieder in der Kapelle auf; da hörte er draußen nach der Meerſeite hin hoch in der Luft eine Glocke läuten. Er trat an das Fenſter des Saales und ſah das Schiff mit dem rothen Kreuze auf weißem Segel heranfahren. In demſelben befanden ſich die ſchönſten Männer, die er je geſehen, alle in Weiß gekleidet, wie um die Meſſe zu ſingen. Nachdem das Schiff vor Anker gelegt, gingen ſie in die heilige Kapelle, um zu beten. Sie brachten aber auch die koſtbarſten goldenen und ſilbernen Behälter mit, welche Särgen gleichſahen; in dieſe legten ſie die Leichname der zwei Ritter, die man hierhergeſchafft hatte, und den Leib des Fiſcherkönigs und den von Parzivals Mutter. Es verbreitete ſich dabei ein nie wahrgenommener ſüßer Wohlgeruch. Parzival verabſchiedete ſich von Sepp, ſeinem Freunde,

und befahl ihn und alle im Schloß Anweſenden zum letzten Male dem Erlöſer der Welt. Auch die heiligen Perſonen, welche mit dem Schiffe gekommen waren, ſegneten ſie alle mit dem Zeichen des Kreuzes. Dann fuhren ſie wieder von dannen; Stimmen aus dem Schloſſe wünſchten ihnen zum Abſchied den Segen Gottes und ſeiner ſüßen Mutter. Joſephus ſagt, ſeit Parzival Gutritter ſothanerweiſe abgezogen ſei, habe kein Menſch auf Erden je mehr erfahren, was aus ihm geworden ſei, und ſomit ſpricht die Geſchichte fürder nicht mehr von ihm. (S. Nr. 210.)

Es meldet jedoch die Märe, daß Sepp in dem Schloß wohnen blieb, welches der Fiſcherkönig einſt zu eigen hatte, und er ſich ſo darin abſchloß, daß kein anderer mehr hereinkonnte, und ſich von der Speiſe ernährte, ſo Gott der Herr ihm zuſandte. Er lebte nach Parzivals Scheiden noch lange dort und ſtarb ebenda. Nach ſeinem Ableben begann die Burg zu verfallen; doch nie alterte die Kapelle, ſondern bewahrte allzeit ihr friſches, ſchönes Ausſehen bis auf den heutigen Tag und Augenblick. Die Stätte lag den Wohnplätzen der Menſchen fern und erſchien allen gar wunderſam. Als ſie verödete, fragten ſich viele Leute der Inſeln und Länder, die am nächſten wohnten, was wohl in dem Schloſſe vorgehe. Manche wandelte da die Luſt an, hinzuziehen und es in Augenſchein zu nehmen; ſolche durchſtreiften dann wohl rings die Lande, aber keiner wagte ſich hineinzubegeben, außer zween wälſchen Rittern, welche auch davon hatten reden hören. Es waren ſtattliche junge Männer voll Lebensluſt. Sie gaben ſich das Wort, mitſammen eine luſtige Fahrt dahin zu machen. Lange Zeit verweilten ſie dorten; als ſie aber wieder heimkehrten, begannen ſie das Leben der Eremiten nachzuahmen, trugen auch härene Gewande und ſuchten zu ihrer Nahrung die Wurzeln im Walde und führten ein hartes Büßerleben. Die Freude, ſo ſie an den Tag legten, war ſehr groß, und wenn man ſie nach dem Grunde fragte, antworteten ſie den Frageſtellern: „Gehet hin, wo wir waren, ſo erfahret ihr den Grund!“ Mit ſolchen Worten fertigten ſie die Leute ab. Beſagte zween Ritter verharrten in dieſem heiligen Leben bis zu ihrem Tode, und nie gewann man aus ihrem

Munde andern Beſcheid. Die Inſaſſen des Landes nannten ſie aber Heilige.

Hier hat ein Ende die Märe vom heiligen Grale. Joſephus, der uns ſelbe übermittelt hat, ſpendet den Segen allen denen, ſo ſie hören und in Ehren halten. Die lateiniſche Urſchrift, aus welcher gegenwärtige Erzählung ins Romaniſche iſt überſetzet worden, wurde abgefaßt auf der Inſel Avalon in einem heiligen Ordenshauſe, das da am Anfang der märenreichen Moore liegt. Artus und die Königin Ginevra ſind alldort begraben. Es beruhet aber die Erzählung auf dem Zeugniß frommer Ordensgeiſtlichen, ſo ebenda wohnen und die unverkürzte Geſchichte beſitzen, wahr vom Anfang bis zum Ende. Gleich nach vorliegender Märe beginnet die Erzählung, wie Briant von Eilanden König Artus um Lanzelots willen, den er nicht liebte, verließ und mied und die Vertheidigung des Königs Claudas übernahm, welcher einſt Ban von Benoje ſein Land abgenommen. Beſagte Märe berichtet alſo über deſſen Siege und auch über Galobrun von Rothenau, der an Artus' Hof kam, um Lanzelot, ſeinem Verwandten, beizuſtehen. Die Märe iſt ſehr lang, wunderſam und bedeutend. Doch bis ein andermal will ich derſelben geſchweigen.

Gegenwärtiges Buch ließ der Herr von Cambrai ſchreiben für den Herrn von Neele. Es iſt aber neben *einer* frühern die einzige romaniſche Behandlung der Geſchichte. Jene allererſte nun iſt ſo alt, daß man die Schrift kaum noch entziffern konnte. Es wiſſe aber wohl der Herr Johann von Neele, daß man dieſe Märe werthhalten und nie unverſtändigen Leuten mittheilen ſolle; da ja eine gute Sache, ſo ſie unter ſchlechte Leute kommet, durch dieſe allewege mangelhaft wiedererzählet wird. (Siehe die Erläuterungen zum VII. Buch unten Nr. 257 ff.)

Auslegung und Würdigung.

222. Der Gralkelch wurde geheiligt durch die Berührung mit dem Erlösungsblute Christi; er ist darum eine der kostbarsten Reliquien des christlichen Volkes, welches er an die Liebe des Heilandes beständig erinnert und auf die höchste Aufgabe des Lebens hinweist. Der Christ soll sich durch die Gegenwart des Grales zu innigem Anschluß an den göttlichen Stifter seiner Religion, zu festem Vertrauen auf seine nie versagende Hilfe und zum Eifer für die weitere Verbreitung seines Reiches auf Erden angetrieben fühlen. Der Sohn Gottes kam aber auf die Welt (Matth. 10, 34 ff.), „nicht um den Frieden, sondern um das Schwert zu bringen", gälte es auch den (geistigen) Kampf gegen „Vater und Mutter", gegen nächste Bekannte und Freunde, die etwa dem Gesetze des Evangeliums widerstreben, wäre es selbst nöthig, mit dem Herrn das Kreuz nach Golgatha hinaufzutragen und an demselben das Leben zu opfern: „Wer seine Seele findet, verliert sie, und wer sie verliert um meinetwillen, der findet sie." Jedes Glied der christlichen Gemeinschaft ist demgemäß ein berufener Gottesstreiter, der mit dem Schwerte des Geistes die Feinde Christi und seines eigenen Heiles bekämpft. Die mittelalterliche Menschheit christlichen Bekenntnisses fühlte sich aber auch als politische Einheit im blutigen Kampfe mit den Ungläubigen, zumal den Mohammedanern, welche man schlechthin als Heiden zu bezeichnen pflegte, und erkannte in dem aus ihrem eigenen Schoße erblühten

Ritterthume ihre Vertreter im Glaubenskampfe. Das Kreuzritterthum ist es daher, welches nach der ältesten Sage zu dem heiligen Grale in nächster Beziehung steht.

Auch unser Roman wird von den genannten Ideen getragen und in seiner ganzen Anlage bestimmt. Stellt er gemäß seinem tiefern, allegorischen Sinne den geistigen Streit der Christenheit und des einzelnen Gläubigen für das vom Herrn theuer erworbene und huldvoll überlieferte Kleinod der Gnade und der Wahrheit dar, so hält er doch in einem nähern, buchstäblichen Sinne dem mittelalterlichen Ritterstande ein Spiegelbild gottgefälligen Streites vor und lehrt ihn, wie ehrenvoll sein Beruf zur Vertheidigung der Sache Christi und des gläubigen Volkes gegen die Ungläubigen sei. Auf geistigem Gebiete ist der Krieg vornehmlich gegen die Mächte der Finsterniß und die sinnlichen Lockungen der mit ihnen verbündeten Welt zu führen; mit Schwert und Lanze aber focht man gegen jene Feinde, welche als Helfershelfer der Hölle den äußern Kampf gegen den sichtbaren Bestand des christlichen Gemeinwesens, der Respublica Christiana, übernommen zu haben schienen. Wir werden somit überall die Ritter Gottes und seiner Sache den Rittern der Hölle und der bösen Welt feindlich begegnen sehen.

Die „Abenteuer" der erzählten Geschichte gehören, wie der Gral selbst, einer märchenhaften Wunderwelt an, aus welcher die Kunde natürlich nur durch höhere Offenbarung an den Schreiber gelangen konnte. Dieser heißt (Einl. Nr. 2 Ende) ein Ritter-Priester oder geistlicher Ritter (chevalier clerc); denn er muß religiösen Sinn und ritterliche Tugend vereinigen, um zum Verständniß der „hochheiligen" Geheimnisse befähigt zu sein und sich zugleich seinen Lesern, seien sie wirkliche Ritter oder geistige Gottesstreiter, zu empfehlen (Nr. 269).

Die richtige Auffassung seines Berichtes setzt auch in denen, an die er sich wendet, frommen Sinn, ja heilige Sammlung voraus; denn das „hohe Buch vom heiligen Grale" hebt immer wieder an im Namen der hochheiligen Dreieinigkeit und meldet von dem Gottesreiche, dessen Mittel- und Einheitspunkt der Gral ist. Darunter wird kein anderes als die Kirche Christi verstanden, die in ihrem Opferkelche das Erlösungsblut des Gottessohnes wirklich und wesentlich besitzt (Nr. 266). Nur wer Glauben und Liebe zur Anhörung der Erzählung mitbringt, kann daher die Bedeutung der um den Gral geführten Kämpfe verstehen; die beste Sache wird aber unter den Händen schlechter Leute verdorben (Nr. 221 Ende). Die wichtigeren Abschnitte der Erzählung beginnen schon deshalb unter Anrufung des wahren Gottes, weil dies nach Walter (Das alte Wales, S. 307) bei den größeren Bardengesängen insgemein der Brauch war. Der Leser muß außerdem die märchenhafte Form der Einkleidung von der innern Wahrheit der Sage zu sondern wissen und in dem Ritterroman die sinnbildliche Beziehung auf das christliche Tugendleben nicht übersehen; Wunderbilder aus der Märchenwelt also stellen ihm zunächst ein Charakterbild des mittelalterlichen Ritterthums, aber auch allegorisch ein Vorbild des christlichen und kirchlichen Lebens dar.

223. Der Held des Romans heißt mit Vorzug der Gute Ritter, und das versteht sich nach dem Gesagten von selbst, da er als Ideal eines Kreuz- oder Gottesritters erscheinen soll. Sittliche Reinheit und Heldenmuth müssen ihn auszeichnen, damit er seines Berufes, den Gral zu finden und zu besitzen, würdig sei. Ein Versehen oder ein Unglück seinerseits wird, wie es im Menschenleben zu geschehen pflegt, die Erreichung des höchsten Zieles hinausschieben; darüber weiter unten (Nr. 227. 240). „Gutritter" verdankt seine Vorzüge

und seinen Beruf zum Theil seiner Abstammung. Die ersten muthigen Ritter in der christlichen Zeit waren Joseph von Arimathäa und Nicodemus. Denn gleich nach dem Tode des Herrn ging ersterer, „ein vornehmer Kriegshauptmann, der dem Rathe und den Thaten der Juden nicht zugestimmt hatte, kühn zu Pilatus und erbat sich den Leichnam Jesu" (Marc. 15, 43. Luc. 23, 50 ff.)[1]. Es kam aber auch Nicodemus und brachte eine Mischung von Myrrhe und Aloe, ungefähr hundert Pfund" (Joh. 19, 39). „Sie balsamirten den heiligen Leib ein und setzten ihn in einer neuen Felsengruft bei" (Marc. 15, 46. Joh. 19, 40 ff.). So waren sie die ersten, welche die kostbarste Reliquie des Heilandes, vielmehr den heiligen Frohnleichnam selber, thatkräftig vor Entweihung schützten und auf gebührende Weise in Ehren hielten. Der eine war schon Kriegsmann des Pilatus, der andere trat nun mit ihm in den heiligen Dienst Christi.

Von diesen beiden Helden leitet Gutritter, d. i. Parzival, seine Herkunft ab. Drei königliche Brüder seiner Mutter vertreten drei Arten des Ritterthums: Pelles, der darum König von Niederleuten (Basse Gent) genannt wird, dient Gott in Demuth und Zurückgezogenheit; sein Verdienst ist um so größer, als er aus dem Königspalaste in die Einöde ging; der Fischerkönig (Roi Pêcheur) erscheint als ritterlicher Gralkönig; der dritte endlich hat sich in den Dienst des Teufels begeben und haust im Todesschlosse (Château Mortel), er ist der einzige Entartete seines Stammes. Von Vaters Seite hat Gutritter noch elf Oheime, die alle als

[1] Als „Kriegshauptmann" mußte das ritterliche Mittelalter das lateinische decurio in der Poesie ja wohl auffassen; im Grunde bedeutet es nichts als „Senator, Rathsherr" in einer Provinzialstadt (= βουλευτής im griechischen Texte).

Ritter Chriſti in heiligem Kampfe fielen. Mutter und Schweſter legen in der Folge hohe Frömmigkeit an den Tag.

224. Als Ritterkönig tritt uns Artus, der britiſche Nationalheld, zunächſt in der Periode ſeiner Entartung, vor Augen. Parzival und die beiden anderen Haupthelden des Romans, nämlich Gawan und Lanzelot, zählen zu ſeiner Tafelrunde; ſie befleißen ſich rühmlicher Thaten[1]. An den meiſten übrigen Rittern des Reiches hat ſich dagegen das Sprichwort bewährt: „Wie der Herr, ſo der Knecht.“ Der Fürſt trägt alſo die Schuld an dem Verfall des Ritterthumes, der nicht ohne traurige Rückwirkung auf die Wohlfahrt des Reiches und ſelbſt auf die lobwürdigen Unternehmungen der Haupthelden bleibt. Denn der ganze Ritterſtand mitſammt dem Volke, das ihm unterſteht, iſt rechtlich zu einer einzigen Einheit verbunden und trägt, je nach Verdienſt oder Mißverdienſt, auch Lob und Tadel, Lohn und Strafe bis zu einem gewiſſen Grade gemeinſchaftlich (Nr. 16 Ende). Des Königs Schuld iſt es auch wohl zumeiſt, daß Parzival bei ſeinem erſten Beſuche auf der Gralburg nicht die Gnade hatte, die entſcheidende Frage nach der Beſtimmung und der Bedeutung des Heiligthumes zu thun (vgl. Nr. 8); darum fällt ganz natürlich auch die Strafe vor allem auf Artus und das ganze Reich zurück (Nr. 8. 12). Die Erneuerung und Beſſerung der Welt kann alſo nicht anders als mit der Bekehrung des Fürſten beginnen.

Die großen Hoffeſte der Könige dienten ſonſt zur Erhaltung der Einheit und des rechten Geiſtes unter dem Ritterſtande. Zehn Jahre hat Artus keine Mühe und keinen Aufwand geſcheut, um ſeiner königlichen Pflicht nachzukommen;

[1] Doch iſt Parzival nicht lange bei Hofe geblieben, ſondern verfolgt auf eigene Hand ſeine Heldenbahn (Nr. 11, Ende).

dann ist durch seine Nachlässigkeit der ritterliche Geist fast ganz geschwunden. Soll eine Besserung erzielt werden, so muß er sich wieder zu einer feierlichen Hofhaltung an einem der großen Kirchenfeste entschließen. Unter diesem poetischen Bilde wird nun aber zugleich eine sittliche Bekehrung mitverstanden, wie sich alsbald ganz deutlich ergeben wird; aber der Dichter des Romans meidet so viel möglich eine moralisirende Sprache und versteckt seine sittliche Tendenz unter schönen Bildern. Er setzt also einerseits die Entartung des Königthums äußerlich in die Versäumung der Ritterversammlungen bei Hofe und der freigebigen Spenden, wie sie den ritterlichen Fürsten bei solchen Anlässen ziemten, andererseits die Bekehrung in die Wiederaufnahme derselben und in die Wiederherstellung seiner königlich-ritterlichen Ehre. Es soll aber viel mehr verstanden werden; darum läßt er ihn eine Wallfahrt zur Kapelle des Apostels der Briten, des von Gregor dem Großen entsandten hl. Augustin, unternehmen und auf dieser Fahrt eine sittliche Läuterung durchmachen. Das Ritterthum muß sich an die Kirche mit Demuth und Liebe anschließen und in ihrem Geiste sein Leben und Streben erneuern. Auf diese Weise wird die alte Herrlichkeit des Standes wiederhergestellt und der Hofstaat des Artus wieder so vollzählig werden, wie ein Jahr von 366 Tagen — ein auch sonst den Briten geläufiges Bild abgeschlossener Vollständigkeit.

225. Den Anstoß zur Sinnesänderung gibt nächst der Verödung des Hofes, die dem Fürsten selbst auf die Dauer unleidlich wird, das Mahnwort der frommen Gemahlin. Er beschließt, sich aufzuraffen; da ihm aber die nöthige Willenskraft abgeht, so will er sich in dem Nationalheiligthum Rath und Stärke erflehen; schon das Wollen des Guten erwartet ja der Christ von der Gnade. Das Geschäft der sittlichen

Umwandlung ist aber ein ganz persönliches, und die Verhandlung mit Gott im Gebete will keinen störenden Zeugen; das erklärt uns, warum der König ohne Geleit hinziehen muß. Doch auch so können abschreckende Schwierigkeiten, die den Ernst des Entschlusses und den Muth des Ritters erproben, nicht fehlen. Nach dem Wunsche der besorgten Königin soll anfangs ein Knappe seinen Herrn begleiten. Aber der Himmel durchkreuzt durch einen traurigen Zufall diesen Plan. Zugleich ist wohl in dem Unglück des Knappen der erste Angriff der Hölle auf die beginnende Sinnesänderung angedeutet; denn offenbar ist der Schwarze Ritter mit dem Mordmesser ein Teufelsritter. Der Ritter mit dem Flammenschwerte, der zu derselben Rotte zählt, wirft (Nr. 9) Artus ausdrücklich die Sinnesänderung vor.

Der geheimnißvolle Traum mit seinen nur allzu wirklichen Folgen gehört natürlich zu den Wundern der Märchenwelt, welche den Maßstab natürlicher Ursachen nicht zulassen; er ist eben eine Schickung überirdischer oder unterirdischer Mächte, welche recht wohl auch im Schlummer eine tödtliche Wunde beibringen können. Wenn ferner die erste dem Teufelsreiche in der „Gefährlichen Kapelle" entwendete Beute an den großen Dom der Landeshauptstadt geschenkt wird, so bekundet Artus mit diesem Erstlingsopfer seinen kirchlich-religiösen Sinn.

Der König beharrt trotz des Zwischenfalles auf seinem Entschlusse. Seine ritterliche Erscheinung beim Ausritt berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Der Himmel scheint ihn zum voraus der huldvollen Aufnahme in dem Nationalheiligthume versichern zu wollen; nur so erklärt sich, warum er gewürdigt wird, dem Gnadengericht des frommen Büßers beizuwohnen: er soll erkennen, daß Gott und die als Zuflucht der Sünder von der Kirche verehrte Mutter des Herrn

weniger die Schuld der Vergangenheit, als den guten Willen der Gegenwart anſieht. Er braucht dieſen Troſt; denn ſchon am Eingang des Waldes, in welchem die Auguſtinuskapelle liegt, wird er auf die große, ſogar das Leben bedrohende Gefahr ſeines Unternehmens aufmerkſam gemacht: die Sendlinge der Hölle werden ſeinen Weg kreuzen. Die Jungfrau, welche ihn ſo liebevoll warnt, iſt die fromme Schweſter Parzivals; ſie vor allen hat die Aufgabe, den Guten Ritter zu ſuchen, welcher in dieſer ganzen Geſchichte als Helfer und Retter der Welt geſucht wird.

226. In die heilige Kapelle darf Artus nicht eintreten, weil er in Sünden iſt, und als Büßer nach altkirchlicher Sitte vor dem Heiligthume ſtehen bleiben muß. Doch darf er dort der heiligen Meſſe beiwohnen, damit durch die wunderbaren Erſcheinungen während derſelben ſein Glaube an das Centralgeheimniß der Kirche neu belebt und ſeine Bekehrung vorbereitet werde. In der That betet er nach der beſchämenden Ausſchließung demüthig zum Erlöſer, ſchlägt reuig an die Bruſt und vergießt Thränen der Rührung. Daher läßt er ſich auch die ſcharfe Rüge des Eremiten zu Herzen gehen. Derſelbe betont, daß Artus vor Gott und dem Apoſtel des Landes die ſchwere Schuld auf ſich geladen hat, den Verfall des Ritterthums veranlaßt zu haben. Er hat des erhabenen Berufes vergeſſen, „das Geſetz des Böſen auszutilgen und das Geſetz des Guten zu erhöhen, das da durch die Kreuzigung des heiligen Propheten neu begründet ward“. Darum hat Parzival (deſſen Name nicht genannt wird, weil er keine perſönliche Schuld trägt) ſein Ziel nicht erreicht, und iſt das Kreuzritterthum zu einem Raub- und Mordritterthum herabgeſunken; daher beunruhigen auch ſo viele Teufelsritter die Wälder. Artus ſoll wieder nach wahrer Ehre ſtreben, „die vor Gott ſelig macht“; ſonſt wird ihm alles

frühere Verdienſt nicht angerechnet, und noch größeres Unheil über ihn hereinbrechen. Der König ſcheidet mit den beſten Vorſätzen, aber zugleich mit der Ausſicht, einen ſchweren Kampf mit den Feinden alles Guten beſtehen zu müſſen. Die Erwerbung des Leuchters kommt ihm theuer zu ſtehen; ſie war eine Art Kriegserklärung gegen das Reich des Böſen. Daher fällt ihn der Flammenritter, welcher, wie oben der Schwarze Ritter, dem Herrn der Gefährlichen Kapelle unterſteht, auf dem Rückweg an. Artus wird verwundet, aber in ſeinem Blute erliſcht die Flamme der feindlichen Lanze, und die Stärke des Gegners iſt gebrochen. Der König verdankt ſeinem opferfreudigen Muthe den erſten großen Sieg. Allein ſeine Wunde kann nicht anders als mit dem Blute des erſchlagenen Schwarzen Ritters geheilt werden; darum muß er ſeinen Muth von neuem erproben. Diesmal koſtet es ihm keine weitere Anſtrengung, weil er es mit einem „dummen" Teufel zu thun hat, der denn auch von ſeinen Genoſſen ſofort abgeſtraft wird. Er bringt alſo das Haupt des Flammenritters, welches ihm ſelbſt Heilung verſchafft und für Dindrane der Preis wird, mit dem ſie (mittelbar und entfernt, Nr. 17, Ende) ihr Erbe einlöſt. Es iſt eine weitere den Feinden abgewonnene Beute, deren Werth von dieſen ſelbſt ſehr hoch angeſchlagen wird; denn ſie tragen ja ſorgfältig die Glieder der Getödteten in den Wald. Wahrſcheinlich haben wir hier und in der Folge an ähnlichen Stellen die uralte Sitte wilder Völker zu erkennen, mit den blutigen Trophäen erſchlagener Feinde zu prunken und namentlich den Häuptern derſelben noch alle mögliche Schmach anzuthun. Der Aberglaube macht dann weiter das Blut des Feindes zum Heilmittel und ſchreibt dem Beſitz eines Hauptes Glück und Segen zu.

Der Feind hauſt gerade in dem Walde, wo die Auguſtinuskapelle oder das Nationalheiligthum ſteht; denn „wo Gott

einen Tempel hat, da baut der Teufel eine Kapelle daneben", und der Angriff der Hölle gilt ja eben der christlichen Kirche. Natürlich hat jene nicht die Macht, dem frommen Einsiedler zu schaden; andererseits ist ihrem Einfluß durch den Waldessaum eine bestimmte Grenze, nach Gottes Rath, gezogen. Parzivals Schwester steht am Eingang des Waldes bereit, um Artus durch Wegweisung, Warnung und Besorgung seiner Wunde beizustehen; ihre thätige Mithilfe zu der großen Aufgabe ihres Bruders, dem Ritterthum wieder aufzuhelfen, wird uns noch öfter begegnen.

Die Sinnesänderung des Königs wird durch die scharfe Rüge Dindranens gefördert, welche um so verdemüthigender ist, je unbefangener dieselbe vermeintlich über einen Unbekannten ausgesprochen wird. Sie verliert durch denselben Kunstgriff die Unangemessenheit, welche darin liegen würde, daß ein Fürst durch eine schlichte Jungfrau zurechtgewiesen wird. Der Gedemüthigte wird durch die himmlische Stimme wieder aufgerichtet und durch ihre und Ginevra's Aufmunterung zu thatsächlicher Lebensbesserung bestimmt. So wird die Bekehrung des Königs Artus psychologisch trefflich durchgeführt, der märchenhafte, ritterliche und sittliche Charakter der Gesammterzählung in diesem ersten Buche ist künstlerisch gewahrt.

227. Das Hoffest ist Sinnbild für die Einheit und das einheitliche Streben des Ritterthums; es wird vielleicht nicht ohne bedeutsame Absicht auf den Tag der Sommersonnenwende, an welchem das Jahr unter einer Rücksicht seinen Höhepunkt erreicht, verschoben. Lanzelot und Gawan bleiben fern, weil diese vortrefflichsten Ritter keiner Erneuerung des Geistes bedürfen; wir finden bald, daß sie ihrem Berufe treu nachgehen und aus eigenem Antriebe zum Grale, ihrem höchsten Ziele, pilgern. Parzival wird gar nicht genannt, weil er seit langem das müßige Hofleben gemieden hat.

Die Gralbotinnen, welche durch die Pracht ihres Aufzuges ihre Herkunft verrathen, im übrigen aber voller Trauer sind, kommen zu einem dreifachen Zwecke: sie überbringen den Schild Josephs von Arimathäa, mit welchem allein Gutritter den Gral erobern kann; sie machen von neuem, und zwar den ganzen Hof, mit der schlimmen Lage des Landes und deren Ursache bekannt; endlich wird die Folge der von Parzival versäumten Frage in weiterer Ausdehnung auf die menschliche Gesellschaft vor Augen gestellt. Zunächst wird dem Fürsten gleichsam ein Gruß von dem Erlöser der Welt überbracht, dessen Symbol der Gral ist. Der Heiland vermittelt sodann dem Ritterkönige als Unterpfand des vollen Heiles jenen Schild, an den die Wiedergewinnung des hehren Heiligthumes geknüpft sein soll. Das Urbild des christlichen Ritters, Joseph von Arimathäa, hat denselben geführt; das rothe Kreuz ist Zeichen der blutigen Erlösung, deren reicher Segen der Welt bald wieder zu Theil werden soll. Es wird die frohe Hoffnung erweckt, daß durch die Verdienste eines vollendeten Ritters das von Artus glücklich begonnene Werk der Welterneuerung durchgeführt werden wird. Wer der Ritter sei, bleibt noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt, nur die unverkennbaren Anzeichen seines Erscheinens werden mitgetheilt. Es war die höchste Zeit, daß durch Artus' Sinneswandlung die Gunst des Himmels wiedergewonnen und eine bessere Zukunft angebahnt wurde. Denn kurz vorher hatte das Ritterthum eine kritische Probe nicht bestanden; ein Ritter, und zwar, wie sich bald ergibt, der beste von allen, hatte nicht einmal nach des Grales Bedeutung gefragt. Sein Name wird auch hier unterdrückt, weil auf seine Person, zumal er oben ausdrücklich als „jugendlich" bezeichnet wurde, kein erheblicher Tadel fällt. Das ganze Ritterthum vielmehr war schuldig und vor allem sein Vertreter, der König Artus.

Seit jener unglücklichen Probe war nun die Gnade vollends von dem ganzen Stande gewichen, so daß ein arger Verfall eintrat. Um weiterem Unheil vorzubeugen, hat Artus sich aus seiner Erschlaffung wieder aufgerafft, und müssen in Zukunft alle Ritter thatkräftig zusammenwirken. Gutritter wird das Werk vollenden; aber indem gesagt wird, er solle den (noch nicht verlorenen) Gral wieder *erobern*, wird leise darauf hingedeutet, daß das äußere Unglück nicht allsogleich aufzuhalten ist. In der That wird der Fischerkönig an seiner Krankheit sterben, und die Gralburg auf eine Zeitlang in Feindeshand gerathen. Parzivals Tugend und Heldenmuth wirken dann gleichsam eine neue Erlösung der Welt aus der Knechtschaft der Hölle. Dadurch wird er ein Abbild des Heilandes, indem er für die ganze Menschheit die Schuld sühnt, die er doch äußerlich selbst getragen hat; er macht ja eben den Fehler wieder gut, um dessentwillen er von der Gralburg verwiesen worden ist. So nahm auch der Erlöser die Schuld der Menschen auf sich und wurde dafür gekreuzigt; aber indem er in der Auferstehung Tod und Hölle besiegte, errettete er die Welt aus der ewigen Knechtschaft zur Freiheit der Kinder Gottes. Diese Auffassung Parzivals als eines Abbildes des Welterlösers wird uns noch öfter nahegelegt, und auf ihr beruht an unserer Stelle die Allegorie der hundertzweiundfünfzig Ritterhäupter. „Dieser Schade", heißt es, „ist von dem angerichtet worden, der nicht nach des Grales Bestimmung frug." Parzival trägt die Schuld an dem Tode der Ritter, nicht weil er ihren Tod persönlich veranlaßt hat, sondern weil er für die Sünden büßt, deren Strafe jener Tod war[1]. Die Ritter bedeuten nämlich, wie

[1] Selbstverständlich ist Parzivals Schuldlosigkeit *vergleichsweise* aufzufassen; denn als Mensch ist er nicht schlechthin als fehlerfrei zu denken.

ſpäter (Nr. 44) ausdrücklich geſagt wird, die Geſammtheit der Menſchen, wie ſie entweder vor Chriſtus oder nachher, und zwar theils im wahren, theils im falſchen Glauben lebten. Die Häupter des Königs und der Königin deuten auf Adam und Eva; letztere „verrieth“ durch die erſte Sünde Adam und alle anderen „Ritter“.

Die Einſicht in dieſe aus den Schätzen der chriſtlichen Myſtik hergenommene Allegorie will der Dichter hier noch nicht erſchließen. Dieſelbe iſt für den nächſten und vorwiegenden Zweck des Romans entbehrlich, und für den gewöhnlichen Leſer nicht ohne Schwierigkeit. Dennoch hängt von ihr das volle Verſtändniß der vorliegenden Stelle und der ganzen Dichtung ab, und wenn auch der Verfaſſer ſich mit einer dunklen Hindeutung und der ſpätern Aufhellung des Dunkels begnügen durfte, ſo hat doch die (theilweiſe einen andern Weg gehende) Auslegung die volle und letzte Abſicht des Bildes ſofort klarzulegen, damit die Kunſt der Ausführung beſſer gewürdigt werden könne.

In dem derb realiſtiſchen Key wird nicht eben ein Muſter ritterlichen Sinnes aufgeſtellt; die niederträchtige Rolle, welche er weiter unten ſpielt, wird ſchon durch ſeine gegenwärtige Herzloſigkeit vorbereitet. — Der im Saale aufgehängte Schild iſt allen Rittern ein bleibendes Mahnzeichen, den glücklich wiedergewonnenen Geiſt zu erhalten und zu nähren; Iwein, welchem er zunächſt zur Obhut anvertraut wird, iſt der Vater des Eingangs geſtorbenen Knappen und nimmt im Verlaufe eine hervorragende Stellung ein.

228. An dem heldenhaften Gawan, der ſich und ſein Roß in unabläſſigen Kampfesmühen erſchöpft zu haben ſcheint, wird vor allen anderen das nun darzuſtellende Ringen des Ritterthums nach dem höchſten Ziele veranſchaulicht. Er denkt nur an eine Fahrt ins Land des Fiſcherkönigs; der Weg

dahin muß ihm aber von der Gralbotin gezeigt werden, da niemand zum Grale kommt, der nicht vom Himmel berufen ist (Nr. 17). Er muß sich diese Hilfe erst durch Beschützung der wehrlosen Frauen verdienen, und sich so auf andere Weise als echten Ritter bewähren. Er kehrt mit ihnen um und wird zum Lohne sofort auch in die Bedeutung ihres Besuches bei Artus eingeführt. Sein mitfühlendes Herz bleibt nicht unempfindlich, da er von der Buße der Gralbotinnen vernimmt. Er begleitet sie muthig zum Schlosse des Schwarzen Eremiten, welcher Lucifer, den „Höllenwirth", sinnbildet, wie schon hier aus der Erzählung und Beschreibung klar wird[1]. Auf diesem Schlosse sind zahlreiche Ritter gefangen, die von Parzival ihre endliche Erlösung erwarten. Hier werden auch alle jene Ritterhäupter als Siegestrophäen geraubt. Es kehrt also die oben angedeutete Allegorie wieder. Gawan besiegt einen der gefangenen Ritter, welcher gezwungen alle Vorüberziehenden anfällt und durch Gewalt oder List zu überwinden sucht, jetzt aber beinahe froh ist, seines schmählichen Geschäftes entledigt zu werden, und lieber in die strengere Haft zurückkehrt. Zwei große Vortheile erreicht aber Gawan durch seinen Sieg: die Straße wird künftig allen Rittern frei sein, und der Schild des Judas Machabäus ist wiedererworben; beides ist der *Lohn* für eine wackere Ritterthat und andererseits eine *Zurückdrängung* der Herrschaft des Bösen. Nun gibt die Wagenmaid Gawan auch die Richtung an, in welcher er zum Grale gelangen kann. Doch wird er noch wegen einer Versäumung gescholten, die freilich auch bei ihm nicht so fast persönliche Schuld, als die des Königs und aller Ritter ist. Er hat sich über die Blödigkeit des geistigen

[1] Der wälsche Text fügt in die Schilderung noch folgenden trefflichen Zug ein: „Ein großer schwarzer Strom mit siedendem Wasser stürzt von einem Hügel herab."

Blickes und die Gleichgiltigkeit, welche dem ganzen Stande rücksichtlich des Höhern und Religiösen anhaften, noch nicht ganz erhoben, und es wird ihm um der allgemeinen Entartung willen die Gunst des Himmels nicht in so hohem Grade zu Theil, daß er nach allem Ersprießlichen fragte. Das zeigt sich weiter unten noch augenfälliger. Die gegenwärtige Rüge und die demüthigende Nothwendigkeit, sich von dem feigsten Ritter der Welt belehren lassen zu müssen, haben übrigens beide, wie wir Aehnliches schon an Artus sahen, für ihn eine erziehliche Bedeutung. Noch ist ein Wort über Judas Machabäus zu sagen. Derselbe scheint hier als der erste eigentliche Ritterheld zu gelten. Das läßt uns recht deutlich erkennen, welches Ideal dem Verfasser unseres Romans vorschwebt. Die Helden Gawan, Lanzelot und Parzival denkt er sich als Gottesstreiter nach Art der Machabäer, welche den Kampf für das Volk und die Sache Gottes gegen die Widersacher beider, die Heiden und Frevler, führen. Man versteht eine solche Vergleichung Parzivals und seiner ritterlichen Genossen mit Judas dem Machabäer und seinen heldenmüthigen Brüdern, wenn man etwa folgende Stelle aus dem 1. Buche der Machabäer liest (Kap. 3):

„Dann trat Judas auf, welcher Machabäus genannt ward, und ihn unterstützten alle seine Brüder und alle, welche sich seinem Vater angeschlossen hatten, und sie führten Israels Kampf mit Freuden. Und er machte groß den Ruhm seines Volkes, und zog einem Riesen gleich die Rüstung an und gürtete sich mit seinen Kriegswaffen in den Schlachten und schützte mit seinem Schwerte das Lager. Dem Löwen ward er gleich in seinen Thaten und dem jungen Leuen, der nach Beute brüllt. Er verfolgte die Gottlosen und suchte sie auf, und welche sein Volk beunruhigten, die verbrannte er im Feuer. Und es zogen sich seine Feinde voll Furcht vor ihm zurück, und alle Missethäter wurden bestürzt, und Rettung ward durch seine Hand; Kummer bereitete er vielen Königen, aber Jakob Freude durch seine Heldenthaten, und auf ewig bleibt gesegnet sein Angedenken. Er

durchzog Juda's Städte und vertilgte dort die Gottlosen und wendete ab den Zorn Gottes von Israel. Dafür wurde er berühmt bis an der Erde Grenzen und sammelte diejenigen, so dem Untergange nahe waren. Dagegen sammelte Apollonius die Heiden und zahlreiche, große Heeresmacht aus Samaria gegen Israel. Das gewahrte Judas und zog ihm entgegen und schlug und tödtete ihn, und es fielen gar manche Verwundete; die übrigen flohen. Und er nahm die Beute mit sich, und das Schwert des Apollonius erwarb Judas und bediente sich desselben im Kampfe alle Tage seines Lebens."

Der Kampf auf Leben und Tod, wie ihn die machabäischen Brüder für ihr Volk, ihren Glauben, ihren Tempel und ihren Gott mit ritterlichem Muthe und rastloser Ausdauer, aber auch ohne Schonung führten, ist Vorbild für den erbitterten Krieg, den die Artusritter für Vaterland und König, für Tugend und Religion, für Gott und sein Heiligthum führen. Der fromme Sinn und das Gottvertrauen eines Judas Machabäus beseelen auch Parzival; dieselben Wunder begleiten auch seine Siege. Statt des Schildes kommt in anderen Graldichtungen das obenerwähnte Schwert des Machabäers vor; der Verfasser des Romanes hat wohl darum Gawan vielmehr den Schild erbeuten lassen, weil derselbe weiter unten ein noch heiligeres Schwert erwerben sollte. Der Schild gehört übrigens hier zu dem Reliquienschatz des christlichen Volkes und ist, wie die Dornenkrone des Herrn und das Schwert, mit welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde, bereits in die Hände der Gottesfeinde gefallen. Die Erbeutung desselben ist der erste große Dienst, den Gawan dem Erlöser, als dem Herrn des Grales, leistet. Die dem Namen des Judas beigefügte Bemerkung, er sei der erste gewesen, „welcher einen Vogel den andern fangen lehrte", muß wohl als gemüthlicher Scherz des humoristischen Verfassers gelten; kein poetisches Bild konnte aber einem mittelalterlichen Leser so rasch den Gedanken vermitteln, daß

der Machabäer ein echter und rechter Ritter, dem noch dermalen jeder nacheifern müſſe, geweſen ſei.

229. Es folgt nun Gawans Gralfahrt mit der feierlichen Uebergangsformel, die ſich mehr zur Erregung der Aufmerkſamkeit, als zum Zwecke einer Buch- oder Kapiteleintheilung verwendet findet; wir dürfen oder müſſen vielmehr die größeren Abſchnitte der Erzählung nach anderen Rückſichten beſtimmen. Es werden aber in der erſten Hälfte des Romans drei Gralfahrten berichtet; wir benennen alſo dieſelben mit den Namen der drei Helden, welche ſie unternehmen; Artus' Bekehrung aber ſondert ſich als bedeutſame Einleitung oder als erſtes Buch von ſelber ab.

Gawan alſo trifft zunächſt mit Dindrane zuſammen. Der Dichter will, daß wir uns immer wieder an den ſchmerzlich geſuchten Guten Ritter erinnern ſollen; daher führt er uns in Zwiſchenräumen wiederholt die erſte berufene Sucherin Parzivals, ſeine leibliche Schweſter, vor. Dieſe forſcht nach ihrem Bruder, aber noch ohne Erfolg. Sie hofft nun wenigſtens die Wagenmaid oder Gralbotin zu finden; allein dieſe ſelbſt hat ſchon dem Gawan erklärt, daß ſie den Guten Ritter nicht entdecken könne (Nr. 15, Mitte). Da auch Gawan ihn aufſucht, und Artus' Hoffnung durch den zu Kardeil aufgehängten Schild auf ihn gerichtet iſt, ſo tritt uns die allgemeine Sehnſucht nach dem Erretter aus der gegenwärtigen Lage anſchaulich vor Augen; die Spannung auf ſeine Erſcheinung wird dadurch mehr und mehr geſteigert. Auch die an unſerer Stelle gegebene Charakterzeichnung dient zu demſelben Zwecke: er iſt vor allem keuſch und jungfräulich, ſo daß er eine der ſchönſten Blüten an ſeinem „heiligen" Stamme iſt; ſein Leib iſt ſchön wie Elfenbein, ſein Haupt herrlich wie Gold, ſein Geiſt, eigentlich ſein Hirn, ohne gemeine Gedanken; den ſtreitbaren Ritter kennzeichnet

das Herz von Stahl und der Löwenblick. Es vereinigen sich also in ihm Schönheit der Erscheinung, drum heißt er in der Folge oft der „schönste" Mann; Edelsinn und Tugend, wie aus allen seinen Handlungen hervorleuchtet; endlich ritterliche Tüchtigkeit, weshalb er geradezu Gutritter heißt. Das Stahlherz wird er selbst da nicht verläugnen, wo wir größere Milde erwarten. Eingangs wurde uns schon gesagt, daß sein Benehmen und Wort in friedlichem Verkehre nicht entsprechend war. Rücksichtlich der Rede haben wir nun bereits zum öftern vernommen, daß er auf der Gralburg die rechte Frage nicht that; doch ist ihm überhaupt eine Neigung zur Wortkargheit, wie Einsamkeit und Abgeschlossenheit eigen. Was sein bescheidenes Aeußere im gewöhnlichen Umgange betrifft, so dürfte dieses wohl ebendamit zusammenhangen oder in seinen geistigen Vorzügen begründet sein. Das ganze Bild des Helden läßt sich nun unschwer schon aus seiner Jugendgeschichte, welche uns Dindrane erzählte (Nr. 11), wiedererkennen.

Gawan wird durch das Gespräch mit der Schwester Parzivals lebhaft an die Aufgabe des Ritterthums erinnert. Zugleich erregt der fromme Ritter-Eremit durch seine Persönlichkeit und seine Reden in ihm das Verlangen nach dem Grale; freilich deutet die hier schon zum dritten Male wiederholte Warnung vor Unbedachtsamkeit beim Anblick des Grales auf die Gefahr hin, das letzte Ziel der Reise zu verfehlen. Während nun Dindrane des Weges beim Schwarzen Eremiten vorbei weiterzieht und um den Preis des Ritterhauptes, welches Artus ihr geschenkt hat, zu der Wagenmaid und durch ihre Vermittlung zu ihrem Bruder zu gelangen sucht, reitet Gawan in der andern Richtung voran. Der Knappe, welchen er zunächst antrifft, erinnert uns daran, daß Parzival auch Feinde hat, die ihn nicht minder eifrig suchen,

als seine Freunde, und zwar ist dieser sein Gegner nicht etwa ein „schwarzer" Ritter, sondern er hat nur eine Ehrensache mit ihm auszufechten und spendet seiner Rittertüchtigkeit aus freien Stücken großes Lob. Die persönliche Gefahr für Parzival ist nicht groß; aber was von Dindrane bereits angedeutet wurde, das hören wir jetzt von der Mutter: sie ist in einen schweren Krieg verwickelt und in die äußerste Noth gebracht durch den Sohn des vom jungen Parzival erlegten Rothen Ritters (dessen zweiter Sohn obiger Knappe ist) und durch den Bundesgenossen desselben, den Raubritter und König von Moorlanden. Darum harrt sie ihres Sohnes, von dem der Ruf viel Gutes meldet, voller Sehnsucht, und entsendet wiederholt ihre Tochter, ihn aufzusuchen. Genauere Kunde haben auch sie über seinen Aufenthalt und seine Person nicht; am wenigsten denken sie daran, daß er jener Ritter sei, durch den die Frage vor dem Grale versäumt wurde. Die Enttäuschung der Mutter bei dem Schreine macht sie doppelt bemitleidenswerth. Die von Gawan geleistete Hilfe erscheint nun im schönsten Lichte eines christlichen Liebesdienstes, wie solchen der gewöhnliche Rittereid zur Pflicht machte; Schutz der Wittwen und Waisen sah man ja als eine der nächsten Aufgaben des wahrhaften Helden an. Doch ist die Abhilfe der Noth nur eine vorläufige; das läßt schon errathen, daß einst in der größten Bedrängniß der „Sohn der Wittib" selbst Rettung bringen soll; er wird dann auch die an den Schrein geknüpfte Weissagung erfüllen, um sich vor Mutter und Schwester zu beglaubigen.

230. Gawan hat sich durch mehrfachen Schutz der Wehrlosen und den Sieg über den Ritter des Schwarzen Eremiten den Beistand des Himmels auf der weitern Fahrt gesichert; auch wird hier und sonst öfter gesagt, daß er um Gottes Hilfe und Führung *betet*. Allein es bleiben ihm darum die

Prüfungen nicht erlassen. Die Versuchung im Hause des abwesenden „Eifersüchtigen" überwindet er glücklich in Gedanken an die „hohe Pilgerfahrt". Dann aber spielt ihm die Tücke des Zwerges übel mit. Die Zwerge zählen zu den halbgöttlichen oder halbdämonischen Naturwesen der Dunkelelben, sind voll Eifersucht gegen die Menschen und suchen gern auf hinterlistige Weise Unheil zu stiften. Sie sind ursprünglich kunstfertige Bewohner dunkler Bergeshöhlen, ebenso schlauen Geistes als schwachen Körpers. Den überlegenen Menschen dienen sie gern, weil sie dieselben brauchen; daher erscheinen sie, den Hausgeistern, Kobolden und Wichten verwandt, im Märchen als Hausdiener. Man hat sich dieselben von der Größe eines vierjährigen Kindes oder kleiner zu denken; sie sind in wenigen Jahren ausgewachsen und altern schon mit dem siebenten; oft sind sie höckerig, häßlich und schlecht gekleidet. An Fremden üben sie ihren Muthwillen um so lieber, als sie ungestraft zu bleiben hoffen. Ein solcher tückischer Wicht will also Gawan zuerst verführen und darauf durch Verleumdung zu Grunde richten; der schimpflichste Tod wird sein Lohn dafür. Sein Herr ist wenig besser. Gawan findet Gelegenheit, an ihm die Ehre und den Tod einer unschuldigen, wenn auch unklugen Frau zu rächen. Auch dieses wird dem echten Ritter zum Verdienste angerechnet; denn die Ausübung der Gerechtigkeit und die Herstellung geregelter gesellschaftlicher Zustände liegt, zumal in der Dichtung, dem Ritterstande ob. Wir werden im Verlaufe des Romans finden, wie die Besserung aller zur Zeit des Verfalles gestörten Rechtsverhältnisse mit der Wiedergeburt des Ritterthumes Hand in Hand geht, und der Segen für die öffentliche Wohlfahrt Schritt und Tritt der Helden unserer Erzählung begleitet. Auch die Sorge für die Todten, wie hier für Marins Weib, steht

dem Ritter, als dem Apoſtel und Verbreiter wahrer Humanität, ſehr wohl an; edelmüthige Entrüſtung über jeden Frevel ziert ihn: „er zog voll Zorn von dannen“. Weiter iſt es ſein Beruf, der Entartung unter den Standesgenoſſen ein Ziel zu ſetzen; die bloße Begegnung mit Gawan ruft in dem Ritter Haſenherz ſchon eine gewiſſe Veränderung zum Beſſern hervor. Das Beiſpiel, welches ihm Gawan in der Beſiegung eines Gegners vor Augen ſtellt, iſt freilich noch nicht durchſchlagend; doch wird Haſenherz noch weitere Wandlungen durchmachen. Der Held ſelbſt ſieht ſeine Lage durch die Unterwerfung Marins und der Seinen in dem Grade verbeſſert, als er ſeinem Berufe Ehre macht; ſelbſt ſeine Waffen werden durch beſſere erſetzt: oben der Schild, jetzt die Lanze; weiter unten bekommt er auch ein neues Pferd.

Ein Ritter kommt ihm entgegen, welchen Marin um der Beſtattung ſeines Weibes willen zu Tode verwundet hat. In dem bunten Vielerlei ſolcher Vorkommniſſe oder „Abenteuer“, wie es das Märchen und der Roman lieben, ſind wir doch immer darauf angewieſen, eine berechnete Ordnung und Bedeutung zu ſuchen. Wir forſchen nicht vergeblich danach. Entweder iſt es, wie in den eben beſprochenen Fällen, die Idee, welche die Einheit herſtellt, oder es wird, wie hier, nach Ähnlichkeit unterbrochener Handlungen im Drama, eine frühere Scene fortgeführt oder abgeſchloſſen. In dieſer doppelten Form der Zuſammenordnung des mannigfaltigen Erzählungsſtoffes erweiſt ſich unſer Romandichter in der That als Meiſter. Wir machen darauf aufmerkſam, damit die eigentliche Kunſt der Anlage über der unterhaltenden Vielheit ſcheinbar willkürlicher Ereigniſſe nicht überſehen werde.

231. Da auch Höflichkeit und Menſchenfreundlichkeit als unerläßliche Zier des Ritterſtandes galt, ſo

fällt Gawan die weitere Aufgabe zu, der Stolzen Jungfer ihr schnödes, sprödes Wesen zu verleiden. In dieser Erzählung wird zugleich recht poetisch veranschaulicht, welch ehrenvollen Rang Gawan, Lanzelot und Parzival als die anerkannt tüchtigsten Ritter in der allgemeinen Achtung einnehmen und wie sie ihrem Rufe zu entsprechen wissen. Seinen Namen, den er niemanden unbescheiden aufdrängt, nennt daher Gawan, sobald man nach demselben fragt, mit edlem Stolze in einer Weise, daß man versteht, es sei der besten einer: „Mein Name wurde noch nie verhohlen, wenn man mich um denselben anging; man nennt mich Gawan, Neffen des Königs Artus." Man glaubt einen homerischen Helden reden zu hören (εὔχομαι εἶναι!).

Neue Verwicklungen kündigen sich an in dem Hause, zu welchem der Bracke Gawan führt; er hat aber auch die Freude, eine erste Kunde von Lanzelot zu vernehmen. Ein besonderer Trost wird ihm noch in der Begegnung mit dem jungen Sohne Marins zu theil, der als Meliot von Logrien seinem Lehnsherrn dereinst die wichtigsten Dienste leisten wird. Man ahnt schon hier in dem Kinde, welches den wilden Löwen wie ein Lamm regiert, eine ungewöhnliche Bestimmung. Auch erkennt man, wie das Wirken Gawans mit dauerndem Segen belohnt wird; denn war auch der grausame Marin nicht zu bessern, so wächst doch in seinem Sohne, unter der Hand eines Einsiedlers, ein Ritter von treuer, gottesfürchtiger Gesinnung heran.

232. Die Sehnsucht Gawans nach Parzival und dem Grale wird gesteigert durch die Bekanntschaft mit Sepp und König Pelles, dem Eremiten; ja er hofft schon mit Grund, Gutritter selbst zu sehen, als er unnachsichtig abgewiesen wird. Dasselbe widerfährt ihm an der Schwelle des Gralreiches; seine Rittertugend muß noch schwere Proben bestehen,

ehe ſie nach geraumer Zeit des höchſten Lohnes theilhaftig wird. Der Leſer wird durch eine ganz ähnliche Spannung auf das Ziel der Handlung nachdrücklich hingewieſen, und auch ihm kommt zum Bewußtſein, daß die Erreichung des wahren Glückes ein langwieriges, mühevolles Ringen vorausſetzt. Er wird auch näher in diejenigen Kreiſe eingeführt, welche zu dem Haupthelden in unmittelbarer Beziehung ſtehen; Sepp und der König-Eremit begegnen uns noch manches Mal. Der Charakteriſtik Parzivals werden werthvolle Züge hinzugefügt. Er iſt „ſelber Mann", d. h. er hat ſich durch ſelbſtthätiges Streben zum vollkommenen Helden herausgebildet; nebenbei verhüllt der ſchöne Ehrenname wieder geheimnißvoll die ſchon bekannten Bezeichnungen: Parzival, Sohn der Wittib. Aus der Beſorgniß des Oheims erkennt man ſo recht, wie ungeſtüm in Gutritter der Drang nach ritterlicher Erprobung der Kraft iſt; wir finden in ihm den Knaben wieder, der einſt beim Anblick eines Kampfes die Jagd preisgab und ſich nicht entbrechen konnte, auch ſeinen Jagdſpieß zu erproben, und wir begreifen, daß der junge Ritter den Königshof alsbald verlaſſen mußte und nur in ununterbrochenen Ritterthaten ſein Genügen finden konnte. Woher Parzivals Krankheit ſtammt, wird nicht geſagt. An einer Wunde leidet er nach allem Anſchein nicht; man denkt bei einem ſolchen Helden in der kräftigſten Lebenszeit auch nicht gern an eine zufällige körperliche Krankheit, die hier kaum einen Zweck hätte. So liegt die Vermuthung ſehr nahe, daß die Krankheit mit ſeiner Abweiſung von der nahen Gralburg in Zuſammenhang ſtehe. Dieſelbe wird, wie das Siechthum des Fiſcherkönigs, eine Strafe für das Verſäumniß ſein; außerdem mußte der bedauernswerthe Mißerfolg auf Gemüth und Stimmung des beſten Ritters niederdrückend und auf ſeine körperlichen Kräfte lähmend einwirken.

233. Die Bedeutung des in mehreren Graldichtungen vorkommenden Schwertes ist sehr dunkel. Es wird sonst Judas Machabäus oder Joseph von Arimathäa zugeeignet oder gar nicht als Reliquie angesehen. Das Johannes-Schwert scheint der Gralsage fern zu liegen, da der Täufer doch nicht als Ritter aufgefaßt wird. Eine ähnliche Vorstellung muß indes doch ursprünglich, wenn auch unausgesprochen, zu Grunde gelegen haben. Faßt man den in unserm Roman so deutlich aus dem Bilde der Ritterkämpfe hervorscheinenden Gottesstreit ins Auge, so ist eine Vermittlung in der That nicht schwer ausfindig zu machen. Der Ritter, der für Christi Sache ficht, hat natürlich die Pflicht, wenn die Umstände es erheischen, Blut und Leben für den hinzugeben, der uns durch seinen blutigen Tod erlöset hat. Als Sinnbild für das blutige Opfer des Lebens im Ritterkampfe konnte nun nichts anderes als die Lanze oder das Schwert gelten. Erstere hatte als das Werkzeug, mit welchem die Seite Christi durchstochen wurde, schon eine genau bestimmte Verwendung gefunden. Wollte man also jene schöne Symbolik heranziehen, so erübrigte als Zeichen nur das Schwert. Die Waffe nun, mit der Judas „kämpfte alle Tage seines Lebens“ (1 Mach. 3, 12), war Sinnbild nicht des Todes, sondern des siegreichen Streites; dem Joseph von Arimathäa kam auch kein Schwert als Symbol des Lebensopfers zu, da er nicht als Martyrer galt. Eine höchst passende Reliquie mit dieser Bedeutung war dagegen das Johannes-Schwert, um so mehr, als der Täufer gewissermaßen als Martyrer für Christi Sache betrachtet werden durfte; scheint doch auch Dante ihn durchaus als geistigen Führer der christlichen Glaubenshelden und Martyrer zu behandeln („Paradies“ XXXII. 31 ff.). Die sonst schwer aufzuhellende Beziehung des hl. Johannes zum Grale, welche

in mehrfacher Gestalt auftritt, hört in solcher Voraussetzung auf, räthselhaft zu sein. Unter anderem würde das blutige Haupt in dem keltischen Mabinogi, sofern man dieses als Johannes-Haupt denkt, seine bezeichnende Bedeutung gewinnen[1]. Nun ergibt sich in Gawans Geschichte von der Symbolik des Schildes zu der des Schwertes eine schöne Steigerung; der Held muß, ehe er zum Gral gelangt, sich als Kämpfer für Gottes Sache, aber auch als Kämpfer bis in den Tod bewähren; er muß dem Machabäer, aber auch dem Täufer nacheifern und darum beider Reliquien für den Gral wiedererwerben. In der mit großem Fleiß ausgemalten äußersten Gefährlichkeit des Kampfes mit dem Riesen (Nr. 38. 39) und in anderen Umständen darf man den Beweis dafür finden, daß dem Romandichter jene Auffassung allerdings vorschwebte. Namentlich weist darauf hin das Bluten des Schwertes zu der Stunde, in welcher Johannes den Tod erlitt, und der Umstand, daß es Gawan vor seinem Auszug gegen den Riesen eine volle Stunde zu aufmerksamer Beobachtung vor Augen gehalten wird (Nr. 38, Ende).

234. Eine doppelte Heldenthat vollbringt Gawan noch in dem „Zelt des bösen Brauches", indem er die Verlockung zur Sünde und den Angriff der rohen Gewalt überwindet. Die Vereinigung der sittlichen mit der körperlichen Kraft besiegt so die schandbare Gewohnheit, an diesem Orte die Ritter zugleich sittlich und physisch zu Grunde zu richten. Die Leistung des Helden gleicht jener in und bei Marins Hause; die Wiederholung derselben aber zeigt den Ritter in den wesentlichsten Tugenden seines Standes gleichsam befestigt. Die Form dieses Abenteuers, als Abstellung eines bösen Brauches, paßt trefflich zur Eigenthümlichkeit des Mär-

[1] Vgl. „Klassische Dichter und Dichtungen" II. Band Nr. 15.

chens und zum Ritterberufe. Wie die Helden der Urzeit die Aufgabe hatten, die Welt von Ungeheuern zu säubern und so das allgemeine Wohl zu fördern, so ist es Pflicht des Ritters zu einer Zeit sittlichen Verfalles, die verderblichen Sitten in der moralischen Welt auszurotten; dadurch wird die echte Humanität, welche in der feinen Ritterſitte ihren Ausdruck findet oder finden soll, am besten verbreitet und gesichert. Feststehende, schwer abzustellende Bräuche, Naturgewalten ähnlich, ohne weitere Begründung anzusetzen, liebt aber vor allem das Märchen; es beruht auf der Willkür, mit welcher in der Phantasie- und Wunderwelt des Märchens neue Gesetze geschaffen werden dürfen. Es stimmt auch recht gut zu der allgemeinen ethischen Tendenz unserer Erzählung, daß die sittliche Wiedergeburt der Welt durch das echte Ritterthum sich in der Aufhebung herrschender Mißbräuche kundgibt; je unabänderlicher diese scheinen, desto augenfälliger ist der durch Ausrottung derselben erzielte Gewinn; es bedarf aber einer poetischen Einkleidung oder Versinnlichung dieses Gedankens, und da leistet jenes märchenhafte Abenteuer den besten Dienst. Der Zwerg und die Achillesferse passen trefflich in das Märchen und *erheitern* die Scene. Denn daß der Scherz oder Humor eine willkommene Würze populärer Erzählungen ist, hat unser Romandichter nicht übersehen; er gleicht in dieser Beziehung dem deutschen Gralsänger Wolfram von Eschenbach.

Einige Schwierigkeiten, wie sie der Fürst von Wälschlanden Gawan auf dem Hin- und Herweg macht, gehören naturgemäß zu dem großen Unternehmen; eine andere Bedeutung haben sie nicht. Dagegen soll die wundersame Erscheinung im Bornwalde den Blick des Ritters auf das Religiöse und Uebernatürliche richten, wie schon früher die Erscheinung der Gralbotinnen, des Knaben auf dem Löwen

und anderes; es ist zu diesem Zwecke nicht nothwendig, daß er die höhere Bedeutung derselben vollständig erfasse. Zugleich wird so dafür gesorgt, daß wir Gutritter nie ganz aus den Augen verlieren. In dieser Hinsicht hat unser Erzähler ein unübertroffenes Muster geschmackvoll angebrachter Spannung gegeben. Wir haben Parzival noch nicht gesehen, und doch begleitet uns beständig das lebhafteste Bewußtsein, daß er und kein anderer der Hauptheld der Geschichte ist, und daß alles, was sonst vor sich geht, nur stufenweise zu der Höhe hinaufführt, wo er erscheinen soll.

235. In der Erlegung des Hünen, der weithin das Land verheert, und in der Bekehrung des Kannibalenkönigs, mit welcher die Erwerbung des Johannes-Schwertes verbunden ist, liegen nun Gawans höchste ritterliche Leistungen vor. Nur seine geistige Erziehung und Bildung bedarf noch einer Ergänzung; er muß noch mit größerem Nachdruck auf das Göttliche, in dessen Bereich der Gral gehört, hingewiesen werden. Diesen Zweck erfüllt die Belehrung auf dem Frageschloß; nur unter diesem Gesichtspunkte wird sich die nachträgliche allegorische Deutung der erlebten Abenteuer rechtfertigen lassen. Nichts stört uns ja beim ersten Lesen so, wie die anscheinend ganz unkünstlerische Selbsterklärung, welche der Verfasser des Romans hier nachholt. Der Sinn der Abenteuer muß ja, so dünkt uns, aus der Erzählung selbst klar werden; jedenfalls aber geziemt es einem Dichter nicht, sein eigener Commentator zu werden, gleichsam um hinterher zu ergänzen, was er versäumt hat. Dessenungeachtet rechtfertigt sich ein solches Verfahren in allen den Fällen, wo die Erklärung an der betreffenden Stelle einen besondern Zweck erfüllt, der auf andere Weise nicht wohl zu erreichen ist. Das trifft bei Gawans Abenteuern zu. Gerade am Schluß seiner Gralsuche dient es ihm zu besonderer Freude,

Belehrung und Erhebung, zu erkennen, wie alle Vorkommnisse seines Ritterlebens von Gottes Weisheit geordnet, gesegnet und in bedeutsame Beziehung zu hehren Geheimnissen gesetzt sind. Daher gibt auch der Ritter zu wiederholten Malen seinem Entzücken über die empfangene Belehrung Ausdruck. Dabei ist festzuhalten, daß der Roman uns in eine Zeit versetzt (in die Anfänge des Christenthums, sei es überhaupt, sei es für Britannien), in welcher das Verständniß der christlichen Wahrheiten nicht besser als durch die zu den Sinnen sprechende Bildersprache vermittelt werden konnte. „Der gute Einsiedler", heißt es ja im Texte, „hat durch solch ein Sinnbild auf das neue Gesetz gedeutet, mit dem die meisten schlecht bekannt sind, und hat er uns durch dieses Bild zur Ehrfurcht vor demselben stimmen wollen." Somit muß in vorliegendem Unterrichte Gawans selbst eine gewisse Willkür in der Anknüpfung höherer Ideen an die erzählten Abenteuer entschuldigt werden.

Ueber diese Willkür aber, mit welcher Beziehungen gesetzt werden, die in der Sache nicht begründet scheinen, müssen wir noch einige Worte beifügen. Es handelt sich dabei um nichts Geringeres als um die Frage, inwiefern überhaupt die Allegorie in der Poesie verwendbar ist, ein Punkt, über welchen noch viel Unklarheit herrscht, und über welchen deshalb einige Winke, die zugleich zur bessern Würdigung unserer Stelle dienen, nicht unwillkommen sein werden. Soeben ergab sich, warum in dem Falle Gawans sowohl die Erklärung der Abenteuer im allgemeinen, als auch eine gewisse willkürliche Rückbeziehung derselben auf übernatürliche Wahrheiten statthaft war. Wir dürfen noch hinzufügen, daß der Verfasser des Romans uns kaum passender mit dem vorausgesetzten Grade der geistigen Bildung in seinen Rittern bekannt machen konnte, als indem er ihnen eine Belehrung ertheilen ließ, die völlig Unwissenden angepaßt ist. Selbst in der Blütezeit des Mittelalters verstand sich ja ein Ritter selten auf Lesen und Schreiben; die gelehrte Bildung ging dem ganzen Stande durchaus ab. Wie viel mehr gilt dasselbe von den Zeiten des Königs Artus († 537)! Erinnert man sich

hieran und lieſt dann die etwas ſeltſame Deutung in dem vorliegenden Abſchnitt, ſo wird man den literariſchen Takt des Schriftſtellers bewundern, welcher ſeine Perſonen nicht anders behandelt, als es ihrem Bildungsgrade zukommt. Man kann dann ſogar ungezwungen einen gemüthlichen Humor herausfühlen, mit welchem er die gewaltigen Helden der Fauſt als große Kinder an geiſtiger Faſſungskraft angeſehen haben will. Die kindliche Unerfahrenheit im Gebiete des Denkens paart ſich aber glücklich mit kindlicher Gelehrigkeit. Der Dichter verſteht hier wieder ſehr gut die Eigenart ſeiner Redegattung; denn das Märchen liebt neben dem Großen und Wunderbaren nichts ſo ſehr als ſchlichte Kindlichkeit.

Es fragt ſich aber weiter, wo und wie die Allegorie überhaupt auch ſonſt berechtigt ſei; denn allerdings entbehrt ſie immer jenes Lebens, welches Natur und Wirklichkeit eigen iſt. Zunächſt dürfte ſie alſo nur dort verwendbar ſein, wo ſie zum unumgänglichen Rüſtzeug der Poeſie gehört. Dies trifft auf dem weiten Gebiete des Geiſtigen und Uebernatürlichen zu, ſobald ſolches an ſich Gegenſtand der Dichtung wird. Wie man ſchon zum poetiſchen Ausdruck einzelner Erſcheinungen dieſes Gebietes zu Einzelbildern und Uebertragungen ſeine Zuflucht nimmt, ſo läßt ſich erſt recht eine fortlaufende Reihe derſelben nicht echt poetiſch, d. h. für Phantaſie und Gemüth wirkſam darſtellen, ohne daß die Allegorie zu Hilfe genommen, d. h. ein zuſammenhangender Vorgang aus der anſchaulichen Wirklichkeit, aus der Sinnenwelt, als *bloßes Bild* eines Höhern verwendet wird. Darin liegt die durchaus allegoriſche Dichtungsart Dante's begründet; ihn nöthigte das Bedürfniß poetiſcher Verkörperung ſittlicher und religiöſer Ideen, den ausgiebigſten Gebrauch von der Allegorie zu machen. Das iſt nun die reine Allegorie, deren Geſtalten nichts oder wenig mehr ſind als Bilder, und der Realität ſo ziemlich ganz entbehren; Dante's Virgil z. B. hat mit dem geſchichtlichen kaum mehr als den Namen gemein.

Die uneigentliche Redeweiſe tritt aber oft nur ergänzend und erweiternd für den Sinn des Bildes zu der eigentlichen hinzu, ſo daß der aus der anſchaulichen Wirklichkeit entlehnte Vorgang ſeinen eigentlichen und nächſten Sinn behält und erſt in zweiter Linie etwas anderes *bedeutet*, aber nicht in dieſer Bedeutung ganz und gar aufgeht. Dieſer Art ſind die Allegorien unſerer Erzählung. Die Ereigniſſe ſind Symbole oder Sinnbilder, welche ſich auf die Thatſachen und Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens beziehen, jedoch

nicht so, daß sie für sich allein ohne Werth, ohne gehöriges Interesse wären. Die Allegorie des Parzivalromans tritt nur nebensächlich auf, weshalb denn auch nicht alles Einzelne „bedeuten" soll, sondern nur einige Proben ausgehoben werden, um zu beweisen, daß dem Ganzen ein tieferer Sinn untergelegt werden könne und wirklich unterliege. Der Text stellt uns zunächst nichts als ein märchenhaftes Ritterleben vor Augen. Da es sich aber um Ritter handelt, die zum Grale pilgern und für die Ausbreitung des Gralreiches thätig sind, dieses aber die von Christus gegründete Kirche darstellt, so ist die Ritterthätigkeit eines Gawan ein schwaches Nachbild der Erlösungsthätigkeit Christi. Sehr geläufig ist es, die Apostel des Wortes als Gehilfen am Erlösungswerk aufzufassen, und das einfache Tugendleben des Christen als eine Auswirkung und Ergänzung der Erlösung anzusehen. Der Dichter, welcher in dem Gralritter das christliche Tugendleben und sozusagen einen Apostolat des Schwertes darstellte, war also vollkommen in seinem Rechte, durch die bunten Bilder im Vordergrunde seiner Erzählung den goldenen Hintergrund der Welterlösung gelegentlich durchschimmern zu lassen. Er thut es in etwas auffallender Weise hier und noch einmal, also im ganzen doch maßvoll; er will eben nur nachdrücklich hinweisen auf jene abbildliche Aehnlichkeit des Lebens Christi mit dem eines Christen. „Die Gott vorausgewußt," sagt der Apostel, „die hat er auch vorausbestimmt, dem Bilde seines Sohnes ähnlich zu werden, damit er der Eingeborene unter vielen Brüdern sei" (Röm. 8, 29). Dementsprechend erkennt man im Christenthume den fortlebenden Christus und in jedem Christen dessen Abbild. Der tiefsinnige Verfasser unseres Romanes gibt uns also zu verstehen, daß Gawan in den Scenen mit Marin und dessen nachgesandtem Ritter und mit Ritter Hasenherz das Werk des Heilandes in Abschaffung des alten und Einführung des neuen Gesetzes symbolisch nachahmt, d. h. in ähnlicher Weise, nach schwachem menschlichem Vermögen, zur Begründung des neutestamentlichen Gottesreiches mitwirkt. In Parzival findet der Dichter eine noch vollkommenere Aehnlichkeit mit Christus, dem Gralkönige; daher schreibt er in noch kühnerer Rede diesem die Befreiung der in Lucifers Knechtschaft schmachtenden Menschheit zu; sogar Adam und Eva's Häupter soll er einst aus dem Schloß des Schwarzen Eremiten herausretten.

Im einzelnen kann man, wie gesagt, nicht alle diese Allegorien geschmackvoll nennen, solange man sie nicht zugleich als Nothbehelf

zur Belehrung eines Ungebildeten betrachtet, dem die willkürlichen, äußerlichen Anknüpfungspunkte für die religiösen Ideen doch sehr willkommen sind. An und für sich ist es ja sonderbar und lächerlich, in dem feigen Ritter den alten Bund zu sehen, in welchem alles wie verkehrt scheint, sobald man ihn neben den neuen stellt. Eben in diesem Falle erkennt man aber auch augenfällig, wie überflüssig die allegorische Deutung für den nächsten Sinn der Scene ist: im Märchen fordert diese eigentlich keine andere Deutung, als daß Gawan, der vortreffliche Ritter, sich neben seinem komischen Gegenbilde um so glücklicher abhebt; dem Rittergedicht aber fügt sie den schönen Zug ein, daß die bloße Erscheinung eines ausgezeichneten Ritters zur Wiedererweckung des guten Geistes beiträgt, da ja Hasenherz sofort seine Waffen wieder in Ordnung bringt; ähnliche Scenen werden ihn vollends zum Ritter Löwenherz umwandeln (Nr. 116).

Am glücklichsten sind jene Allegorien, welche einer Ausdeutung nicht bedürfen, weil für den nachdenkenden Leser im Text der Erzählung selbst zum Verständniß genug geboten wird; derart ist die Allegorie des Schwarzen Eremiten und seines Schlosses; ebenso die des Grales selbst und der Gralburg, des Todesschlosses und vieler anderen. Wiederum gibt es mehrere, welche eine tiefere Bedeutung nur ahnen, nicht aber vollkommen verstehen lassen; diese beschäftigen den Geist des Lesers in sehr angenehmer Weise, wenn sie in sich schöne Bilder darstellen, wie der Knabe mit dem Löwen, oder die Gralbotinnen in ihrer ganzen Erscheinung. Die wahre Bedeutung der Wagenjungfrauen glauben wir zu Nr. 44 richtig ermittelt zu haben. Der Wagen ist dann die Kirche ihrem äußern, gleichsam materiellen Bestande nach, bezw. die hörende Kirche, welche von der Braut Christi, d. h. der von Christus dem Körper der Kirche gleichsam eingehauchten Seele gelenkt wird. Der Wagen ist das „Zeitenrad", sagt der Dichter, was wohl nur ein poetischer Ausdruck für die „Welt" ist, insofern sie der durch Christus gestifteten Heilsanstalt sich zur Leitung überläßt. Auch der Quellbrunnen im Bornwalde ist ein gefälliges Bild, dessen Sinn gar nicht einmal ausgesprochen wird. Gawan soll hier zunächst verstehen, daß es im Glauben Geheimnisse gibt, die ihm nicht zugänglich sind. Wahrscheinlich aber wird auf ein überhaupt nicht zu ergründendes Mysterium hingedeutet. Die muthmaßliche Erklärung dürfte folgende sein: Die drei Jungfrauen, welche den Eremiten die wunderbare

Speise bringen, sind wohl ebenfalls die Gralbotinnen und sinnbilden die Heilsanstalt Gottes auf Erden in ihrer dreifachen Erscheinung, obschon sie doch wesentlich nur Eine Kirche ist, weshalb auch die drei Jungfrauen schließlich nur Eine zu sein scheinen. Die Dreizahl an sich aber, welche in die Einzahl übergeht und anderswo mit der Zweizahl wechselt (Nr. 48), erinnert an die drei göttlichen Personen, welche in der Kirche wirken und hier den bevorzugten geistlichen und weltlichen Gottesstreitern, den Eremiten und Parzival, die himmlische Nahrung bereiten. Die neckisch untertauchende Figur des Brunnens versinnbildet in märchenhafter Weise die Unergründlichkeit der hier angedeuteten Geheimnisse; für Gawan, der gewissermaßen noch Katechumen ist, bleiben ja, solange er den Gral nicht besitzt, die Wahrheiten von der wunderbaren Nahrung, von dem Gottesreich und seinem höchsten Mysterium wenigstens theilweise räthselhaft. Darum wird seine Frage danach nicht beantwortet. — Es erübrigt endlich noch, ein Wort über das grause Leichenmahl des Kannibalen beizufügen. An und für sich stößt uns das widerliche Bild ab; das hat aber der Verfasser, welcher so liebliche schaffen konnte, ohne Zweifel selbst erkannt, und hat aus einem besondern Grunde gerade dieses Bild und dessen Bedeutung gewollt; stellt er es doch auch nachdrücklich an das Ende der vom Priester gegebenen Belehrung. Wir sagten oben, die Erwerbung des blutigen Johannes-Schwertes bedeute für Gawan den ritterlichen Kampf bis in den Tod im Dienste Christi des Gralkönigs (Nr. 233). Es war die höchste und letzte Probe, in der er sich bewähren mußte. Daher besteht auch die letzte Belehrung darin, daß ihm anschaulich vor Augen gestellt wird, ein echter Anhänger Christi müsse gern sein eigenes Fleisch und Blut ihm zum Opfer bringen.

236. So wenig also die vorliegende Scene auf dem Frageschloß unserm Geschmacke beim ersten Lesen zusagen will, und so sehr sie die (vielfach) übertriebene Neigung des Mittelalters zum Allegorisiren offenbart, so läßt sich ihr bei näherer Prüfung doch ein Werth abgewinnen, und können wir nur wünschen, der Romanschreiber hätte für eine etwas natürlichere Vermittlung zwischen Bild und Bedeutung gesorgt; wo diese fehlt, stehen wenigstens wir, die wir uns nicht mehr sonderlich zu mystischen Symbolen und Zeichen

hingezogen fühlen, leicht unter dem Eindruck des Geſuchten, Gewaltſamen, Barocken. Der Gewinn für die Geſammtauffaſſung des Romanes iſt ſehr bedeutend, da wir nun hinter dem Bilde des chriſtlichen Ritterlebens das große Weltbild der Erlöſung erblicken, und dieſes hinwiederum dem Nachbilde einen beſtimmtern, wahrhaft großartigen Sinn gibt. Denn jetzt erſcheint die Erneuerung des ritterlichen Geiſtes durch die Gralritter Gawan, Lanzelot, Parzival, Artus und andere ſo recht als ethiſche und religiöſe Wiedergeburt der Welt, als apoſtoliſche Förderung des Reiches Gottes auf Erden, kurz als Vollendung des Werkes Chriſti, welche einmal in die Hand der Kirche (hier: der zu dem Gral in unmittelbarer Beziehung ſtehenden Prieſter und Eremiten), andererſeits aber auch in die Hand des für das Gottesreich ſtreitenden Ritterſtandes (des Laienſtandes) gelegt iſt. Dieſe erhabene Auffaſſung iſt übrigens aus zahlreichen, im ganzen Buche zerſtreuten Andeutungen zu erkennen, z. B. wenn es heißt, es ſei ein großer Schade für die „Welt", wenn Parzival vor der Zeit ſterbe, oder Artus ſich nicht aus ſeiner Schlaffheit erhebe, wenn die Förderung und Erhöhung des chriſtlichen Geſetzes als Beruf des Ritterthums bezeichnet und wiederholt geſagt wird, Gott werde dem guten Ritter für ſeine Dienſte „Dank wiſſen".

237. Wir verglichen Gawan oben mit einem Katechumenen. In der That erhält er hier, an der Schwelle des Gralreiches, jenen Unterricht über die Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion, welcher ihn für den Eintritt in das Gottesreich befähigt. Denſelben Zweck der Vorbereitung hat das Sündenbekenntniß bei dem Eremiten. Die Brückenprobe ſoll anſcheinend den ritterlichen Muth von neuem bewähren; da aber die ganze voraufliegende Laufbahn darauf berechnet war, ſo bezieht ſich die Probe des ſchmalen, gefährlichen

Weges über die Brücken ohne Zweifel auch auf die geistige Belehrung des Helden. Sein sittlicher Muth soll hier durch Schreckniſſe, welche sinnbildlich auf den schmalen Pfad der Tugend und deſſen die Einbildung schreckende Schwierigkeiten hindeuten, erprobt und durch die unverhofft leichte Ueberwindung derselben gesteigert werden; Gawan gewinnt beim Eintritt in das Gottesreich die Ueberzeugung, daß der sittliche Muth am raſcheſten über die Hinderniſſe des christlichen Lebens hinweghilft.

238. Es ist auffallend, in wie verwandter Weise Dante sich selbst gegen Ende seines „Fegfeuers" in das Paradies der streitenden Kirche einführt. Als Lehrerin tritt ihm dort Mathilde, das Symbol des Prieſterthums, entgegen und erbietet sich zur Lösung „jeglicher Fragen, soweit der Mensch einer solchen bedürftig sei": das erinnert an unser Frageschloß. Nach einem kurzen Unterricht über die erste Sünde und deren Folgen wird dort die alt- und neuteſtamentliche Kirche vorgeführt: unser Dichter erwähnt die Knechtschaft der Menschheit in Lucifers Gewalt und ihre Errettung durch Christus, sowie die Stiftung des neuen Gottesreiches an Stelle des alten. Bei Dante folgt weiter das Sündenbekenntniß vor Beatrice: dem entspricht Gawans Beichte beim Einsiedler. Endlich wird Dante über den anscheinend unüberſetzbaren Fluß gezogen, doch nicht ohne den gelinden Schrecken der Untertauchung: Gawan überschreitet die Brücken [1]. Auch darin kann man eine Parallele erkennen, daß Dante darauf in das Geheimniß des Kreuzes eingeweiht und schließlich durch eine Vision und durch den Trunk aus der paradieſiſchen Quelle erquickt wird [2], Gawan aber das Bild des Kreuzes auf dem Burgthore und den dornengekrönten und mit der Lanze durchstochenen König im Grale schaut und in der wonnigen Betrachtung fast der Sinnenwelt entrückt erscheint; merkwürdig ist, daß auch unser Dichter die Gralburg ausdrücklich dem Paradies vergleicht und „Eden" nennt (Nr. 152), wie Dante die erwähnten Scenen sich im irdischen Paradies abspielen läßt. Auch der alte Romanschreiber legt also seinem Gedichte die Anschauung von einem irdischen Paradies des Gottesreiches oder der

[1] Siehe „Klaſſ. Dichter und Dichtungen", I. Band Nr. 127 ff.
[2] Siehe a. a. O. Nr. 138 f. u. 143.

Kirche zu Grunde und schildert, wenn auch mit etwas abweichenden Zügen, doch in wesentlich ganz entsprechender Weise den Eintritt des Menschen in das Reich und die Burg höchster Glückseligkeit. Uebrigens hat gleichfalls der deutsche Gralsänger Wolfram von Eschenbach die Schilderung seines Gralreiches auf die Doppelvorstellung von dem Gottesreiche auf Erden und dem irdischen Paradiese gestützt[1]. Diese gehört in der That zu der allgemein herrschenden Mystik des Mittelalters und ist in der katholischen Kirche noch heute sehr geläufig.

239. Auf der Gralburg ziehen drei Dinge unsere Aufmerksamkeit auf sich: der kranke König, der Gral und Gawans Versäumniß. Der Fischerkönig ist durch die Verschuldung Parzivals, oder vielmehr des Ritterthums (dessen würdigster Vertreter derselbe immerhin war), in Siechthum verfallen und erwartet seine Heilung von irgend einem Ritter, der den Fehler wieder gutmacht. Seine Krankheit dient also nur als anschauliches Bild für die Folgen jener Schuld, welche nicht nur außerhalb des Gralreiches so große Verheerung angerichtet, sondern nicht minder im Heiligthume selbst bedauerliche Spuren der Verwüstung zurückgelassen hat. Das Gottesreich und das weltliche Artusreich erscheinen also solidarisch verbunden, so daß das eine von der Sünde des andern mitbetroffen wird, was um so erklärlicher ist, als der Gralkönig selbst dem Ritterstande angehört. Eine persönliche Schuld wird bei ihm nicht vorausgesetzt; ebenso wenig wird die Versäumung der Frage einem einzelnen persönlich zur Last gelegt oder die Genugthuung von einer bestimmten Person erwartet. In Parzival hat das Ritterthum sich als unreif für den Besitz des Grales erwiesen; der ganze Stand trägt darum die Strafe dafür, bis irgend ein Vertreter desselben sich des höchsten Glückes würdig zeigt.

[1] Siehe Gietmann, Idee der Gralsage. Frankfurt a. M., Fössler. 1887.

Bei dem Fischerkönige finden wir Dindrane wieder, damit uns ihr unausgesetztes Suchen nach dem Bruder und die steigende Noth im Schlosse der Mutter von neuem vor Augen gestellt werde und die Unterhaltung abermals in anziehender Weise sich mit Parzival beschäftige.

Die Geheimnisse des Grales werden stufenweise enthüllt. Die blutende Lanze und der Kelch erinnern in sinnbildlicher Weise an ein Leiden, dessen Verdienste gleichsam in einem Opferkelche aufgesammelt werden. Zwei Jungfrauen, als Symbol der Reinheit, tragen Lanze und Kelch; zwei Engel gehen mit Lichtern voran, um den Heiligthümern ihre Verehrung zu bezeigen. In der zweiten Erscheinung sehen wir das Kind im Gralkelche, ein Bild, welches augenfällig an das unblutige Opfer der Messe erinnert, während doch die drei Blutstropfen den Gedanken an ein blutiges Leiden wieder erneuern; die Dreizahl gilt als heilige Zahl, und der drei Tropfen wegen erscheinen auch drei Engel, welche sie herabträufeln lassen, während eben den zwei Symbolen entsprechend nur zwei genannt wurden. Die dritte Erscheinung zeigt nun klar außer dem Gralkelche den gekrönten König mit der durchstochenen Seite, so daß die Geheimnisse der Erlösung und des Opfers der Altäre vollständig enthüllt sind. Der Meßfeier wird noch eigens nachdrücklich am Morgen gedacht. Der unwürdig befundene Gawan darf ihr nicht beiwohnen; denn es gibt eine besonders heilige Zeit, „von Samstag Mittag bis Montag nach der Messe", in welcher niemand die Kapelle betreten darf. Selbstverständlich fällt in dieser Zeit, gerade am Sonntag, der Gottesdienst nicht etwa aus; nur darf, außer den bevorzugten Bewohnern der Gralburg, niemand, d. h. kein Uneingeweihter, die heilige Stätte betreten. In dieser Zeit, welche auch bei den Bestimmungen über den Gottesfrieden (treuga Dei) als die vorzüglich geheiligte und

geſchloſſene galt, findet demnach eine wöchentliche Gralfeier ſtatt, ein beſonders feierlicher Graldienſt nämlich, ähnlich dem, welchem König Artus weiter unten beiwohnen darf (Nr. 153)[1].

240. Was nun das Verſäumniß Gawans anlangt, ſo ſind wir auf den erſten Blick ſehr überraſcht, wenn wir in ſeinem Benehmen einen Fehler erkennen ſollen. Er bringt anſcheinend die beſte Vorbereitung zur Gralburg mit und äußerte ſich auf alle früheren Ermahnungen rückſichtlich der Frage ſehr bereitwillig zur Erfüllung der auf ihn geſetzten Hoffnung. Es ſcheint ein bloßes Unglück zu ſein, wenn er durch die ungewohnten Eindrücke ſo überwältigt wird, daß er auf die Frage vergißt. Am andern Morgen ſagt dennoch die Jungfrau zu ihm: „Mich dünkt, es fehle Euch nichts anderes als der Wille, das Wort zu ſprechen, welches dieſes Schloß in Freude verſetzt hätte.“ Worin alſo werden wir Gawans Schuld finden? Erinnern wir uns, daß er ſelbſt auf die meiſten der erhaltenen Mahnungen erwiederte: alles ſtehe in Gottes Hand; er hoffe zu thun, was Gott wohlgefällig ſei. Daraus könnte man ſchließen, der Dichter habe andeuten wollen, daß alles auf die Gnade ankomme, welche im rechten Augenblicke die Frage eingebe, und da die Gnade ſchon zu dem guten Willen unerläßlich nothwendig iſt, ſo ließe ſich nun auch das Wort der Jungfrau begreifen, es habe dem Ritter nichts gefehlt als der Wille, zu fragen. Ebenſo ergibt ſich nun der Grund, warum all die wiederholten und ſo dringenden Mahnungen und Warnungen bei einem ſo gutgeſinnten Ritter wie Gawan erfolglos geblieben ſind: es hat ihm das Eine gefehlt, was zu jeder verdienſt-

[1] Nach Nr. 106 verſieht der Prieſterkönig täglich die Gral- oder Meßdienſte, bei welchen das Heiligthum erſcheint; aber von Samstag auf Montag wohnt gar die Gottesmutter daſelbſt. Das erinnert an jene Meßfeier, zu welcher Artus Nr. 7 zugelaſſen wurde.

lichen Handlung auf übernatürlichem Gebiete erforderlich ist, nämlich Gottes Hilfe und Gnade[1]. Zur Erläuterung kann das Geständniß des Königs Artus dienen (oben Nr. 3): es fehle ihm selbst die Neigung zum Guten, und er könne dieselbe nur durch eine Pilgerfahrt wiedergewinnen. Zu einer solchen Erklärung paßt es nun sehr gut, wenn an Gawan keinerlei Schuld gerügt wird, die er auf seiner Gralfahrt begangen hätte. Insofern ist er also für unschuldig zu erklären an dem Mißerfolg auf der Gralburg. Andererseits trägt er aber doch die äußerste Schande heim. Er wird auf der Burg des Fischerkönigs seit der Versäumung jener Frage schonungslos vernachlässigt, von dem Dankgottesdienste für die Wiedererwerbung des von ihm selbst geschenkten Schwertes ausgeschlossen und schließlich ohne ein Wort des Abschiedes ausgewiesen; man will sich seiner nicht einmal zur Vertheidigung des bedrohten Schlosses bedienen. In dem Walde ereilt ihn das entsetzliche Unwetter, und ein Knappe ruft ihm noch ein: „Ihr habt's verdient!" zu. Auf der Freudenburg grüßt ihn niemand; er muß sich beschämt zurückziehen und scheidend von einem Ritter sich sagen lassen, er sei wohl ebenso lässig in der That wie im Worte. Die größere Schande aber wartet seiner an Artus' Hof. Also wird er doch wie für eine schwere Schuld empfindlich gezüchtigt. Dieses erklärt sich nur durch die Annahme, daß in ihm die Schuld des ganzen Ritterstandes gestraft wird. Wir haben schon von Parzival ein Gleiches behauptet und werden diese Behauptung später immer mehr bestätigt finden. Es verhält

[1] Dante kann („Fegfeuer" VII. 55 ff.) nicht über eine quer über den Weg gezogene Linie wegschreiten, weil ihm die übernatürliche Gnade fehlt. Vgl. Klassische Dichter und Dichtungen, I. Bd. Nr. 99. Dante sagt genau wie unser Dichter, daß ohne die Gnade uns selbst das „Wollen" unmöglich sei; so lehrt ja auch der Glaube.

ſich mit der zweiten von Gawan verſäumten Frage, wie mit der erſten bezüglich der Wagenmaid; damals wurde zu ſeiner Entſchuldigung geſagt, auf Artus und die Ritter am Hofe falle dieſerhalb ein größerer Tadel; es ſei nicht zu verwundern, daß der eine Gawan die Frage verſäume, da unter der vereinigten Schaar aller Ritter keiner ſo viel „Bedacht" gehabt habe, die Frage zu ſtellen (Nr. 16. 228). Die Schuld Gawans beſteht alſo lediglich in dem „Unbedacht", welchen er mit anderen gemein hat, und welcher ſich in der oben gerügten „Wortkargheit" offenbart; ähnlich hieß es von Parzival bereits in der erſten Charakteriſtik (Nr. 2), ſeine „Rede" ſei nicht ſchön geweſen. Eine andere perſönliche Schuld beider ergibt ſich in der That nicht, als daß ſie an einer gewiſſen Unbedachtſamkeit und Gleichgiltigkeit rückſichtlich der wichtigſten Fragen des Lebens, welche den Verfall des ganzen Standes kennzeichnet, theilnehmen, daß ihre innere ſittlich-religiöſe Bildung nicht gleichen Schritt mit der äußern ritterlichen Tüchtigkeit gehalten hat, und daß, mit Einem Worte, nach dem Maßſtab ihrer Rede gemeſſen, auch ihre Thaten den vollen Werth einbüßen. Immerhin bleibt ſo jenes Maß perſönlicher Schuld beſtehen, welches die empfindliche Strafe Gawans vollends erklärlich macht; denn allerdings geht ihm das von einem echten Ritter zu erwartende Intereſſe für das Höchſte und Heiligſte ab, und ſoll die Züchtigung ihn nachdrücklich auf die Beſſerung des Fehlers hinweiſen. Hinwiederum iſt der Mangel einer vollern, geiſtigen Reife, zumal bei dem Verfalle eines ganzen Standes, ſo leicht entſchuldbar, daß Gawan gewiſſermaßen als frei von Schuld erſcheinen durfte, jedenfalls in der Erzählung ſeiner Gralfahrt kein beſonderer Fehler hervorzutreten brauchte. Inſofern darf man alſo auch ſagen, es habe ihm nur die (reichlichere) Gnade gefehlt, um jene glückbringende Frage zu thun; von Parzival heißt es ſpäter

ausdrücklich, nur das Wohlgefallen Gottes erkläre vollends die Versäumung der Frage durch einen so guten Ritter, wie er sei (Nr. 128). Denn Gott will das Ritterthum nicht eher wieder in seine volle Gunst und Gnade aufnehmen, ehe es wenigstens in einem seiner Vertreter ganz reif geworden und im übrigen ansehnliche Früchte eines bessern Geistes aufzuweisen beginnt. Bis dahin können wir füglich annehmen, daß die Leistungen des ganzen Standes noch unzureichend sind, die höchste Gnade zu verdienen, und daß auch noch kein Ritter das Ideal der Rittertugend allseitig darstellt. Lanzelot und Parzival müssen sich erst in ähnlicher Weise, wie Gawan, im Dienste der guten Sache bethätigen, und alsdann muß wenigstens einer der großen Helden äußerer That auch durch innere Reife der sittlich-religiösen Bildung die Höhe der Vollkommenheit erreichen; dann wird ihn Gott, selbst ohne vorausgehende Mahnung, das rechte Wort sprechen lassen, welches sonst trotz hundertfacher Erinnerung versäumt wird; ja es wird der Frage, die doch nur ein Zeichen der geistigen Vollreife ist, gar nicht mehr bedürfen; Parzival wird die Gralburg aus größerer Noth erretten und dem Ritterthume Erlösung von dem auf demselben liegenden Fluche bringen, ohne sich um eine Frage weiter zu bekümmern[1]. Solange aber das Ritterthum sich nicht auf diese Höhe erschwungen hat, wirken auch die Folgen der Verschuldung theilweise fort: die Gralburg wird von dem König des Todesschlosses, der sie jetzt bedroht, wirklich in Besitz genommen werden. Daß nun der auserwählte Retter schließlich nicht Gawan, noch Lanzelot, sondern der bei seinem ersten Besuche ebenso unglückliche Parzival ist, das hat frei-

[1] Genau in derselben Weise behandelt Wolfram von Eschenbach die Frage vor dem Grale, insofern er sie als bloßes äußeres Zeichen der sittlichen Reife betrachtet.

lich, wie sich ergeben wird, seinen Grund in einer persönlichen Eigenschaft Parzivals, in seiner völlig makellosen, jungfräulichen Reinheit. Wir hörten ja, der Gralkönig müsse ebenso rein sein, wie der funkelnde Edelstein auf der Brust des Engels am Eingang der Burg; denn solches erheischt die Heiligkeit des Grales, auf welchen der Engel mit dem Finger hinzudeuten schien. Dem Gawan aber ging der wohl nicht völlig unbegründete Ruf eines nicht reinen Vorlebens voraus, wie uns zweimal gesagt wurde; er hat sich nur im Gedanken an die „hohe Pilgerfahrt" auf seiner Reise zum Gral unbefleckt erhalten.

Die vorgetragene Erklärung mag etwas gesucht erscheinen, und es wäre sicherlich wünschenswerth, wenn der Text des Romans zahlreichere Anhaltspunkte und ausdrücklichere Winke darböte. Auch hier erinnern wir uns an Dante's irdisches Paradies, wo uns nicht weniger Räthsel aufgegeben werden. Die Verfasser setzten eine genauere Kenntniß der Theologie, Mystik und Asceſe voraus, als sie, eng verbunden und sich gegenseitig durchdringend, heutzutage im allgemeinen vorauszusetzen ist. Doch hoffen wir, durch die innere Wahrscheinlichkeit unserer Deutung, welche scheinbare Widersprüche glücklich auflöst, und durch die Erhabenheit des sich ergebenden Sinnes, welcher dem ganzen Romane eine bedeutsame Grundlage unterbreitet, eine genügende Gewähr der Richtigkeit und Wahrheit zu bieten.

241. Bis auf diesen ersten Höhepunkt der Dichtung hat der Verfasser sich unverkennbar Mühe gegeben, uns mit seinen geheimsten Absichten vertraut zu machen und in das Verständniß des Werkes einzuführen; das ging nicht ohne einige Schwierigkeit und Dunkelheit ab. Von nun an bewegt er sich merklich leichter und freier. Auch der Commentar darf und muß in der Folge etwas weniger ausführlich und

eingehend sein; daher sollen hinfort nur einige wichtigere Punkte herausgehoben werden.

Lanzelot ist nicht etwa als Steigerung von Gawan gedacht, so daß er uns das Rittertum auf einer höhern Stufe vor Augen stellte und so aufsteigend zu dem in Parzival darzustellenden Ideale emporführte. Dies ist nur in einer Hinsicht der Fall, welche für das Gedicht nicht zuerst in Betracht kommt. Manche Vorzüge des weltlichen Ritters sind Lanzelot allerdings in ausgezeichnetem Grade eigen: Tapferkeit, Treue, feine Sitte und heitere Laune, und in dieser Hinsicht nimmt er unser Interesse sehr lebhaft in Anspruch, wie denn auch der Romanschreiber eine gewisse Vorliebe für ihn nicht verhehlen kann. Aber ein Gralritter ist er eigentlich kaum zu nennen, da er sittlich weit hinter Gawan zurückbleibt und auf der Gralburg noch weniger Erfolg hat, und zwar vor allem wegen seiner sittlichen Unwürdigkeit. Die Ordnung also, in welcher der Dichter seine drei Hauptheldeu vorführt, entspricht jener Regel der Redekunst, mit etwas Bedeutendem zu beginnen, das minder Bedeutende in die Mitte zu stellen und mit dem Bedeutendsten zu schließen. Eine gewisse Bevorzugung wird jedoch, wie gesagt, dem Lanzelot rücksichtlich seiner weltlichen Tüchtigkeit zu theil, so daß er das Gemüth des Lesers kaum weniger anspricht, als Gawan oder selbst Parzival, so sehr auch das höhere Urtheil desselben zu Gunsten seiner Mitbewerber ausfällt. Diese sind innerlicher, sinniger, beschaulicher angelegt; äußerlich erscheint aber eben darum ihr Charakter etwas farbloser; Lanzelot hingegen gewinnt, wo er nur auftritt, durch heitere Frische, rüstige Lebendigkeit, treusinnige Gemüthlichkeit, zumal seine Schattenseite viel mehr bloß erwähnt als dargestellt wird.

Den hervorstechendsten Zug in seinem Charakter bildet die Treue und Consequenz seines Denkens und Handelns.

Es wird ihm gleich zu Anfang des ihm gewidmeten Buches Gelegenheit gegeben, dieſelbe durch Erfüllung einer ſchweren Pflicht der Dankbarkeit zu bewähren. „Bei meinem Haupt! Euer Bruder hat für mich ſein Leben in die Schanze geſchlagen, ſo will ich auch meines aus Liebe zu Euch und ihm gern aufs Spiel ſetzen; ich gehe mit Euch und zahle an Euch ab, was ich ihm ſchulde!“ Dieſe Worte kennzeichnen ihn. Ganz entſprechend ſind die anderen: „Und ich verſpreche Euch auf Ehre, ſo wahr ich ein Ritter bin: es trifft Euch keine Bedrängniß oder Noth, in der ich Euch zu helfen vermag, daß ich Euch nicht immerdar beiſtünde, ſo es Ort und Umſtände mir erlauben; denn Euer Bruder gab ſein Leben hin, um mir beizuſpringen.“ Den Worten entſpricht aber bei ihm immer auch die That.

Das Abenteuer beim Bartſchloß zeigt in heiterer Weiſe, wie empfindlich Lanzelot im Punkte der Ehre iſt: „Ich möchte lieber, mein Leib, als meine Ehre kriegte einen Stoß.“ Doch ſchlau, wie ein homeriſcher Odyſſeus, mit dem er viele Charakterzüge gemein hat, hütet er ſich in allen Dingen vor Uebertreibung; darum fügt er gleich bei: „das heißt, ohne daß der Tod erfolgte“, ſintemal ihm doch das Leben viel zu lieb iſt. Daß er ſo große Stücke auf ſeinen ſchönen Bart hält, hat zugleich darin ſeinen Grund, daß er ein Mann der feinen Weltſitte iſt; „der galanteſte Ritter an Artus' Hof“ heißt er eben an dieſer Stelle. So kommt es denn auch, daß die Eignerin des Bartſchloſſes ihn gleich „zum Herrn ihrer Perſon“ machen will. Doch daran denkt der Ritter nicht, weil auch er auf der Fahrt zur Gralburg iſt, die er indes, mehr nach ſeinem Sinne, lieber Waffenſchloß nennt.

Außerdem aber hält ihn eine andere Liebe ab, der er freilich in ſündhafter Weiſe ſich ergeben hat, aber zeitlebens unverbrüchlich treu bleibt. Er will ihrer natürlich ſelbſt keine

Erwähnung thun; darum muß es zu seiner Beschämung durch die schnippische Jungfer geschehen. Der Dichter verurtheilt sehr scharf diese lasterhafte Liebe Lanzelots und macht sie zum Grunde seines gänzlichen Mißerfolges auf der Gralburg; aber er mischt ihr die Treue bei, damit der Held nicht alle Achtung verliere, und läßt ihn in Kraft dieser Treue alle übrigen Verlockungen auf seiner Fahrt überwinden. Dieser Kunstgriff bewährt sich in künstlerischer und sittlicher Beziehung sehr glücklich. Das Unsittliche kommt nun nirgendwo unmittelbar zur Darstellung, und doch bleibt es als Motiv der Handlung überall wirksam; Lanzelots Benehmen auf der Gralfahrt ist musterhaft; seine vortrefflichen Eigenschaften empfehlen ihn uns; ein etwas weltlicher Anstrich seines ganzen Wesens hindert, zumal nach der Beschäftigung mit dem ernstern Gawan, der uns schließlich fast mystisch vorkam, unser Interesse nicht im mindesten.

Seinen Muth bewährt der Ritter in der Gefährlichen Kapelle, welche uns passend wieder in Erinnerung gebracht wird (vgl. oben Nr. 5). Diese Kapelle mit dem anstoßenden Friedhof dient allen Gegnern der Artusritter, allen Bösen, zum Gebrauche und Begräbnisse, und begegnet uns noch öfter. Bezeichnend ist für den Helden noch die Bekümmerniß um sein Streitroß, das einen Fasttag gehabt hat; an sich selbst scheint er nicht zu denken[1]. Der ritterliche Edelsinn läßt ihn des armen Ritters nicht vergessen, welchem er schon früher Gutes gethan hat. In der Menschenleeren Stadt nöthigt ihm die Liebe zum Leben eine That und ein Versprechen ab, welches seine Worttreue auf eine der härtesten Proben stellen wird.

[1] Bei Homer besorgt Hektors Gemahlin zuerst das Roß des Helden und dann ihn selbst. Il. 8, 188 ff. Der Zug ist echt episch.

In der ganzen Reihe der berührten Abenteuer wird uns demnach eine vortreffliche Charakterzeichnung des zweiten Hauptheldeu gegeben. Auch für die Verbindung und Verwicklung der Erzählung ist gut gesorgt; sei es, daß wir rückwärts oder vorwärts blicken, finden wir, daß kein Abenteuer vereinzelt dasteht, sondern sich stets mit anderen zu einer Geschichte in der Geschichte verknüpft. Der märchenhafte Charakter der Erzählung wird überall gewahrt, und wir erkennen, wie nicht minder auch Lanzelots Fahrt aller Orten Segensspuren zurücklässt; denn auch die beiden „Bräuche" des Bartschlosses und der Menschenleeren Stadt fallen einst durch sein Verdienst.

242. Die angenehmste Ueberraschung bereitet uns der Dichter durch die erste Einführung Parzivals, mit dem sich Lanzelot würdig mißt. Was wir hier zunächst an Selbermannfertig zu sehen bekommen, ist der ungestüme Thatendrang, welcher die träge Ruhe nicht länger verträgt. Wie es den jungen Aar, nach Horazens Wort, nicht länger im Horste hält, sobald er flügge ist, vielmehr ihn angestammte Kraft und Jugendmuth an einem schönen Frühlingstage zu Kampf und Beute treibt (Od. IV. 4): so vermag hier der geborene Ritter, sobald er leidlich genesen ist, nicht länger zu feiern; er muß kämpfen, schon um die Kraft zu erproben; der schöne Tag selber macht, daß ihm das Herz schwillt von Muth und Streitlust. Dem mittelalterlichen Ritter galt es ja als Schande, sich zu „verliegen", d. h. die Kraft durch Unthätigkeit erschlaffen zu lassen. Eine unbändige Thatenlust, zum Theil Folge üppiger Gesundheit und heißen Blutes, kennzeichnet überhaupt die Waffenhelden jener Zeit und muß als Entschuldigungsgrund ihrer oft wilden Raufsucht und tollen Abenteuerlust nicht außer Acht gelassen werden, wenn man das Ritterthum richtig beurtheilen will. Eben darum war es auch von der allergrößten Bedeutung, daß

in den Kämpfen mit den Ungläubigen in Spanien und im Morgenlande eine Ableitung für den gefahrdrohenden Thatendrang geboten wurde. Den Segen einer solchen Ablenkung auf ein edles Ziel veranschaulicht unser Roman in schönster Bildersprache, indem er das Ritterthum in den Dienst des heiligen Grales, des Erlösers und seiner Sache, stellt und der Thatkraft desselben die Säuberung der Welt von aller Unterdrückung, Bosheit und Verkehrtheit als würdiges Ziel steckt. An der vorliegenden Stelle wird nun zunächst jener Thatendrang an sich zum Gegenstand der Schilderung gemacht. Parzival sucht nichts anderes als Erprobung der Kraft, ein anderes Ziel kennt er in diesem Augenblicke nicht; aber auch keine andere Schranke, als daß er keinesfalls ein Menschenleben gefährden möchte, und doch ist ihm auch nur mit einem Strauße gedient, der dem Kampf auf Leben und Tod sehr ähnlich sieht[1]. Den Knaben trieb es einst bei schönem Wetter auf die Hirschjagd; beim Anblick eines Ritterkampfes stand er wie gebannt still, und im Nu war er selbst einer der Kämpfenden. Derselbe Geist beherrscht ihn jetzt als jugendlichen Ritter; er kann ihm nicht widerstehen. Es ist aber sehr schön, wenn der Dichter uns den Helden, der einst in dem beschaulichen Leben der Gralburg von einem bewegten Ritterleben ausruhen soll, bei seiner ersten Erscheinung als den zeichnet, der nur von That und Kampf leben zu können scheint. Ganz leise deutete er schon früher darauf hin, wenn er uns sagte, daß Parzival gleich nach seiner Schwertnahme „abenteuern ging in allen Landen", und zu verstehen gab, daß er seitdem weder den Königshof noch das Vaterhaus wiedersah. Gegen Parzivals Ungestüm hebt sich in gefälliger Weise die Sorge des Oheims und die maßvolle Ruhe Lan-

[1] Zur sittlichen Beurtheilung dieses Umstandes s. Nr. 59 Anm.

zelots ab. Die Vertauschung des Schildes dient in der Geschichte Parzivals oft als trefflicher Kunstgriff, über seine Person immer wieder von neuem den Schleier des Geheimnisses zu werfen und die interessantesten Scenen herbeizuführen.

243. Während beide Ritter krank liegen, wird inzwischen eine neue Verwicklung eingeleitet. Ein Knappe begehrt am Hofe des Königs die Ritterweihe. Auch im deutschen „Parzival" wird vorausgesetzt, daß Artus das erste und höchste Recht des Ritterschlages hat, dieser aber dem tüchtigen Knappen nicht verweigert werden soll. Derselbe wird dadurch dem Ritter ebenbürtig; man setzt aber auch voraus, daß er von nun an alle Rittertugenden besitze und übe; „einen guten Ritter aber gab es nie, der nicht weise, bedächtig und maßvoll gewesen wäre".

Zur Kennzeichnung des echten Ritters bietet dieses Buch immer wieder neue Züge. Clamados, der Gegner Parzivals aus Ehrgefühl, zugleich aber sein Bewunderer, bekundet im Löwenkampfe eine heldenhafte Körperstärke. Ihm ersteht bald in Meliot von Logrien, der schon als Knabe jenen Löwen ritt, ein ebenso tapferer, als achtbarer Gegner; daher das Lob, welches ihm schon hier gespendet wird. Ein furchtbarer Ritter ist auch Clamados' Oheim, mit dem Parzival zuerst Abrechnung hält. Dieser beginnt damit den Kampf zum Besten seiner bedrängten Mutter, welcher seine zweite große Lebensaufgabe ausmacht.

Die Verwandtschaft der Zeltkönigin mit Chaos und Clamados wird sehr glücklich benützt, etwas anderartige Stimmungen, der Abwechslung halber, herbeizuführen. Die Schönheit der Gestalt und die Liebenswürdigkeit des Benehmens wird in mittelalterlichen Rittergedichten als wesentlicher Vorzug des vollendeten Ritters betrachtet. Daher muß

Gutritter unfehlbar auch der schönste Ritter der Welt sein[1]. Damit hängt es aber zusammen, daß er noch mehr als Gawan und Lanzelot bei der ersten Erscheinung vor Frauen Stellung zur „Minne" nehmen muß. Unser Dichter ist aber ein Meister in Empfehlung der sittlichen Reinheit und besonders der Jungfräulichkeit. Sein Parzival ist darum der „keuscheste" aller Ritter. Das edle Wohlwollen, welches sich nicht nur im Schutz der wehrlosen Frauen, sondern gemäß der feinen Rittersitte auch in freundlichem und zuvorkommendem Benehmen offenbart, verläugnet Parzival natürlich nicht; aber wenn ihm gesagt wird, er würde ein Gleiches wohl jedweder Frau gegenüber thun, antwortet er bezeichnend: „Mag ja sein." Der Dichter sucht die Reinheit seines Helden noch besonders dadurch hervorzuheben, daß ihm, wie es scheint, nicht einmal die Versuchung naht: „er denkt nicht daran", „ihm gefällt der Anblick der Königin, aber er sagt ihr kein Wort, aus dem sie auf eine besondere Liebe hätte schließen können". Doch verweilt er nach dem Zweikampfe des Clamados mit Meliot, bei dem er den „Grieswart" machen muß, keinen Tag länger, als die Pflicht des Anstandes erheischt, ja denkt schon daran, ob er nicht der Rückkehr zur Zeltkönigin überhoben werden könne: „Und wenn Clamados stirbt, bin ich dann frei?" Auf die Einladung der Fürstin, in jedem Falle wieder zu ihr zu kommen, antwortet er ausweichend, er sei gern erbötig, ihr in jeglicher Bedrängniß beizustehen. Weiter unten (Nr. 81) macht er von seinem Rechte Gebrauch, nicht zurückzukehren. Ganz dasselbe vor Gott und der Welt gleich tadellose Benehmen kennzeichnet den Helden auf allen seinen Wegen, so

[1] Auch bei Wolfram ist Herzeleidens Kind „der schönste Mann seit Adams Zeit" und „aller Männer Blumenkranz".

daß er in idealer Weiſe dem Grundſatz unſeres Wolfram entſpricht:

Wes Leben ſo ſich endet,
Daß Gott nicht wird gepfändet
Der Seele durch des Leibes Schuld,
Und der doch auch der Menſchen Huld
Bewahren kann mit Würdigkeit:
Der nutzte gut die Lebenszeit. (Parz. 827, 19 ff.)

244. Inzwiſchen iſt Lanzelot von ſeiner Wunde geheilt und kann wieder Hauptperſon werden. Sein Kampf mit Marin ſetzt Gawans Werk fort; ſo werden wir wieder lebhaft an dieſen erinnert; die Einführung Meliots hatte theilweiſe denſelben Zweck. Es iſt gewiß angemeſſen, wenn Gawan, der ſeine Rolle ausgeſpielt hat, doch nicht vergeſſen wird. Es muß dafür geſorgt werden, daß trotz der ſehr in die Breite gehenden Erzählung die Einheit des ganzen Romans uns ſtets gegenwärtig bleibt, und dazu dient der wiederholte Rückblick auf die voraufgehenden Perſonen und Abenteuer. Man findet es nicht häufig, daß dieſer Forderung der Kunſt ſo trefflich genügt wird, wie in dem Parzivalroman.

Die „brennende Stadt“ und der „Zwergkönig“ ſind wieder Scenen ganz im Geiſte der Märchendichtung; die Liebe zum Leben kennzeichnet Lanzelot hier wie anderswo. Ein ganz eigenartiges Bild iſt der Ritter in der Einſiedlerkutte. Sepp hat in ſehr jungen Jahren zur Sühnung des Muttermordes das Klausnerleben erwählt; der Ritter ſchlummert in ihm und muß, ſo ſchien es ſich im Mittelalter von ſelbſt zu verſtehen, bei Gelegenheit erwachen. Wir werden ſpäter wieder von ihm hören. Daß er bei ſolcher Vorausſetzung eine humoriſtiſche Figur ſpielen mußte, verſtand ſich von ſelbſt; da iſt nun der Kunſtgriff des Dichters, ihn ſein Werk ohne Blutvergießen vollbringen zu laſſen, ganz vorzüglich: man

ſieht ihn in heiterer Weiſe den Pflichten des Ritters und des Geiſtlichen ohne gegenſeitige Beeinträchtigung genügen. Sepp erinnert an unſern Mönch Iſan, Meiſter Hildebrands Bruder, in der Dietrichsſage, der nicht minder eine gemüthlich-heitere Rolle ſpielt. Beide Geſtalten ſind keineswegs Schöpfungen der Satire, ſondern vielmehr des muntern Witzes, der mit den „lieben" Mönchen einmal ſeinen unſchuldigen Muthwillen treibt.

245. Der Fiſchernachen mit dem kranken Ritter ſinnbildet das Schifflein Petri, des „Menſchenfiſchers". Es wird uns hier die Deutung der Bezeichnung „Fiſcherkönig" gegeben. Der Fluß ſtrömt ja, wie ausdrücklich geſagt wird, zur Gralburg hinab; der Kranke im Nachen iſt alſo der Gralkönig, und die „großen" Fiſche erinnern an den reichen Fiſchfang Joh. 21: „Petrus zog das Netz ans Land; es war gefüllt mit hundertdreiundfünfzig großen Fiſchen." Das Gralreich iſt ſomit das Reich Petri oder die Kirche Chriſti, wie uns ſchon früher klar wurde[1]. Wir bemerken hier beiläufig, daß durch dieſe Erkenntniß jener Einwurf vollends hinfällig wird, als ſehe die Gralſage von der geſchichtlichen Kirche Gottes und ihrer Hierarchie ab, und als ſinnbilde das Gralreich eine unſichtbare Kirche ohne Petrus und deſſen Nachfolger. Im Gegentheile iſt der Gralkönig ſelbſt eben ein Symbol jenes Petrus, dem an der erwähnten Stelle des Evangeliums geſagt wird: „Weide meine Schafe", und zugleich Symbol jedes ſeiner Nachfolger, da ja auch dieſer Fiſcherkönig nicht der erſte Gralhüter, ſondern der Nachfolger eines andern iſt.

246. Die Beichte Lanzelots iſt vortrefflich durchgeführt. Der Ritter offenbart hier die ganze Ehrlichkeit eines Herzens,

[1] Vgl. auch Gietmann, Die Idee der Gralſage. Daſelbſt wird dieſer Satz namentlich aus dem Wolfram'ſchen Gedichte nachgewieſen.

das seine verborgensten Geheimnisse nicht frevelhafter Weise verhehlen mag; aber auch die ganze Hartnäckigkeit seiner ersten Neigung, welche man Treue in der Liebe nennen würde, wenn sie nicht eine sündhafte Richtung genommen hätte. Der Beichtvater verbindet mit weiser Strenge und Pflichttreue eine herzliche Liebe; erbietet er sich doch selbst zur Uebernahme der Buße, welche dem Sünder aufzuerlegen wäre, und läßt denselben nur unter großem Bedauern ungetröstet ziehen.

Der Gral bleibt dem Sünder unsichtbar und zwar einzig um seiner Sünde willen, und nicht „weil Lanzelot nicht einer der drei berühmtesten und tüchtigsten Ritter der Welt gewesen wäre". Ja, er würde das Ziel seiner Fahrt nie verfehlt haben, „hätte er so große Sehnsucht nach dem Anblick des Grales gehabt, wie nach der Königin" (Worte des Königs-Eremiten). Der Dichter legt besonderes Gewicht darauf, daß wir den Mißerfolg Lanzelots aus dieser Ursache erklären; daher wird auch gerade beim Scheiden von der Gralburg darauf hingewiesen, daß dem Abgewiesenen sein Unglück nicht einmal zu Herzen geht, weil die Königin „sein höchster Wunsch" ist.

Seinen übrigen guten Eigenschaften bleibt indessen Lanzelot treu; zur Treue nöthigt er auch den wortbrüchigen Ritter, wobei zugleich die Dame der Gefährlichen Kapelle eine verdiente Züchtigung findet.

247. Die Erzählung wendet sich nun wieder Parzival zu, der nicht minder den Weg zur Gralburg sucht[1]. Er macht sich um die Sache des Grales in außerordentlicher Weise verdient durch die Besiegung des bösen Königs vom

[1] Mehr und mehr sehen wir uns genöthigt, um nicht Selbstverständliches zu wiederholen, statt einer zusammenhängenden Erklärung nur mehr einzelne Winke und Andeutungen zur Erläuterung des Textes zu geben.

Todesschlosse. Wie um die Bedeutung dieser That noch mehr hervortreten zu lassen, entrückt uns der Dichter plötzlich wieder an den Hof des Königs, wo Parzival den heiligen Schild Josephs von Arimathäa abholen soll. Ein schwarzer Verrath Keys des Seneschalls wird von ferne angedeutet; dann aber sehen wir in Dindrane die Noth verkörpert, in welche Parzivals Mutter gerathen ist, und die Sehnsucht, welche alle Welt nach ihm empfindet; das Hündchen ist eine schöne, märchenhafte Zuthat, um die gemüthvolle Scene noch lieblicher zu gestalten. Dindrane erscheint öfter als innige Beterin; Noth lehrt ja besonders unschuldige, reine Seelen beten. Etwas Geheimnißvolles hat, ganz seiner Eigenart entsprechend, Gutritters nächtliche Erscheinung; sein Schlummer ist, wie auch ausdrücklich bemerkt wird, die Folge großer Ermüdung in Ritterthaten, und soll bei dieser Fahrt wohl auch andeuten, daß er auf seiner Lebensbahn viel mehr von der Vorsehung geleitet, als durch natürliche Ueberlegung bestimmt wird. Denselben Gedanken legt auch sein fast geisterhaftes Auftauchen und Verschwinden nahe. Springt doch auch hier der Erzähler plötzlich wieder auf Gawan und Lanzelot über, welche durch Parzivals rasche Abreise und des Königs Vergessen gestachelt werden, ihn aufzusuchen; die Sehnsucht erfaßt am stärksten Gawan, der Parzival geistesverwandter ist als Lanzelot.

Der Einsiedler und die Jungfernkönigin geben Zeugniß von Gutritters Tüchtigkeit. So gibt der Dichter einen Ersatz für das, was er von dessen Thaten und Tugenden nicht unmittelbar darstellen wollte. Heldenmuth und Keuschheit bilden überall die Grundzüge in Parzivals Charakter; es umgibt ihn aber stets jenes Geheimniß tiefsinniger Absichten unter höherer Leitung, wie auch hier wieder ausgesprochen wird in den Worten: „Kein sterblicher Mensch kennt sein Herz und seinen Sinn und die Richtung, die er verfolgt."

Zur weitern Charakterzeichnung überſehe man nicht das Lob des Einſiedlers Joſias: „Er iſt ein Ritter, der ſich vor jedem Schatten eines Fehlers ſcheut, nie ein böſes Wort ſprechen, nie einen falſchen Schein annehmen, nie einem Menſchen etwas Unliebſames ſagen mag, der nie ſeine Perſon entehrt oder eine Sünde des Fleiſches begeht, ſondern ganz jungfräulich rein und ohne Arg iſt.“ Eben ſolche Vorzüge erregen aber in dem edlen Gawan das ſehnſüchtigſte Verlangen, Parzival zu ſehen. Die Befriedigung desſelben wird indeſſen mit glücklicher Spannung immer noch hinausgeſchoben; doch meſſen ſich beide, ohne ſich gegenſeitig zu erkennen, im Kampfe, und der wunderbare Schutz, der ihnen dabei zu Theil wird, läßt auch ihre ſittliche Tugend als annähernd gleich erkennen.

248. Inzwiſchen wird dem Lanzelot ein Abenteuer bereitet, welches ſeinem hohen Muthe entſpricht, und eine Verlegenheit, welche uns einen gemüthlichen Antheil an ſeinem Schickſal nehmen läßt. Auch Sepp wird wieder in Erinnerung gebracht, weil der Humor des Dichters ſich vornehmlich gerade an dieſe beiden Perſonen knüpft. Uebrigens dient das bedenkliche Zwiſchenſpiel dazu, die drei Helden des Romans auf eine ſehr anziehende Weiſe zuſammenzuführen; es iſt das erſte Mal. Nachdem Gawan endlich Parzival in Sepps Klauſe gefunden und ihm ſeine nächſte Ehrenpflicht durch Ausrichtung der Doppelbotſchaft vorgezeichnet hat, verlangt es beide, nun auch denjenigen aufzuſuchen, welcher die Dreizahl der beſten Ritter voll macht. In der gemeinſchaftlichen Vernichtung der Raubritter ſetzen ſie dann eine That, welche als Sinnbild ihrer geſammten Thätigkeit, inſofern ſie alle drei eine gleiche Aufgabe haben, angeſehen werden kann. Lanzelots Verdienſt ſteigt nicht höher, während Gawan auch durch ſittlich-religiöſe Tüchtigkeit ausgezeichnet iſt und im Dienſte des Grales einen Theil der heiligen Reliquien wieder-

gewinnt, Parzival aber darüber hinaus das Gralschloß selber zurückerobert und die für die Welt eigentlich erlösende That vollbringt. Außerdem fällt jedem noch eine Nebenrolle zu, welche sich ergänzend an die Hauptaufgabe anschließt. Lanzelot stellt alle natürlichen Vorzüge eines Ritters, zumal Tapferkeit und Treue, Heiterkeit und Höflichkeit, in hervorragender Weise dar. Gawan, der ursprünglich, wie es scheint, ziemlich weltlich und sinnlich gestimmt war, macht auf der Gralfahrt eine sittliche Läuterung durch und rückt dadurch Parzival immer näher; daher denn in ihm auch ein ernstes Verlangen nach dem Grale, eine hervorstechende Sehnsucht nach der Vereinigung mit Parzival und ein freudiges Entzücken in der Freundschaft mit ihm zu Tage tritt. Parzival endlich erscheint von Anfang an als äußerlich und innerlich fast vollendet; insbesondere erhebt ihn seine nie entweihte Reinheit über Gawan und noch mehr über Lanzelot. Ihm fallen überall die schwereren und eigentlich entscheidenden Ritterthaten zu. Was ihm noch als besondere Aufgabe gestellt wird, ist: der Retter in größter Noth für Mutter und Schwester zu sein, wie er es später für die Welt werden soll.

249. Der Lösung dieser nächsten Aufgabe geht er nun entgegen. Noch einmal wird uns (nach einem Hinweis auf Key's nun bald zu enthüllenden Verrath) die Schwester in größter Seelennoth vor Augen gestellt, sowohl in der Begegnung mit dem immer noch nicht erkannten Bruder, als in der Gefährlichen Kapelle. Beides sind Scenen von der glücklichsten Erfindung und Ausführung. Zumal ist das Gebet der Jungfrau in der Kapelle unübertrefflich schön und der Lage angemessen. Der Wechsel der Stimmungen macht einen ganz lyrischen Eindruck. Ueberhaupt bewährt der Dichter in der Charakterzeichnung Dindranens eine ungewöhnliche Meisterschaft. Auch die Steigerung der Bedrängniß, in welcher

sie und die Mutter zu Kamaloth sich befinden, ist künstlerisch wohl berechnet. Der Ausgang erscheint als herrliche Beleuchtung des Sprichwortes: „Wo die Noth am größten, da ist Gottes Hilfe am nächsten"; in der Schwester erkennt man augenfällig auch die läuternde und heiligende Wirkung der vom Himmel verhängten Prüfung. Die gespannte Aufmerksamkeit auf Parzival aber wird durch Vorbereitungen seines Erscheinens, wie sie in solchen Scenen gemacht werden, lebhaft unterhalten.

Die Wiedererkennung Gutritters auf Kamaloth ist wieder sehr gemüthvoll dargestellt, und die Worte der ehrwürdigen Dame heben einmal nachdrücklich dem Rechte der Vergeltung gegenüber, welches dem Ritter zusteht, insofern er sich selber schützen oder die Unschuld sicher stellen muß, die Christenpflicht der Verzeihung hervor, die den Frieden mit dem Feinde suchen lehrt und ihm zu fluchen verbeut. Von Parzival heißt es sehr schön, daß er schweigend hört und gern aufnimmt, was die Mutter spricht. Doch ist es weder seine Natur, noch in dieser Lage seine Pflicht, dem unverbesserlichen Unterdrücker der Wehrlosen Gnade angedeihen zu lassen. Der doppelsinnige Name des von Moorlanden (Mohr-) kennzeichnet ihn schon als Verbündeten der Schwarzen Ritter, als hartnäckigen Feind der christlichen Gesellschaft. Er stellt seine Feindseligkeiten nicht eher ein, als bis an ihm blutige Vergeltung geübt ist. Da darf nicht die Milde der Mutter, sondern das „Stahlherz" des Sohnes das Handeln bestimmen: „Mein Sohn, ich wünschte den Frieden lieber auf eine andere Weise, so es hätte sein können." — „Mutter, es geht nicht anders!" So erklärt sich die blutige Strenge, mit welcher er an den Feinden Rache nimmt. Dieselbe wäre nach unseren Begriffen mit Parzivals Charakter nicht vereinbar; allein man denke an die furchtbaren Qualen, denen man im Mittelalter bis

in die neuere Zeit Verbrecher unterwarf. Es ist bezeichnend, wenn selbst der Mutter Gutritters kein Wort der Fürbitte in den Mund gelegt, und sofort der mächtigen Wirkung gedacht wird, welche das aufgestellte Beispiel schrecklicher Rache auf alle Frevler ausübt. Damit vor allem entschuldigte man eben die bei unverbesserlichen Verbrechern in Anwendung gebrachten Martern. Immerhin spiegelt sich indessen hier die schonungslose Härte älterer Zeiten des Ritterthums ab, in welche unsere Geschichte versetzt wird. — Die ruhige Muße Parzivals nach der Aufforderung durch die Gralbotin kennzeichnet sein träumerisches, den unmittelbaren höhern Antrieb abwartendes Wesen: „Niemand kennt seinen Sinn, noch die Richtung, die er einschlägt." Die geschickten Verzögerungen der Entscheidung — Goethe sagt: die retardirenden Momente — sind überhaupt der epischen Erzählung eigen; es werden immer wieder neue Fäden angeknüpft, welche ihrerseits der Abwicklung harren und so eine Spannung um die andere erwecken. Dahin gehörte oben der Hinweis auf die nahe Enthüllung von Key's Verrath und noch früher die Botschaft von Meliots Bedrängniß (Nr. 98), hier aber wiederum die Kunde von der Gefahr des Gralschlosses und die erste Erscheinung des Drachenritters. Damit stellt sich der Erzähler eine ganze Reihe von Aufgaben, welche in kunstvoller Ablösung erfüllt werden müssen. Wie im neuern Drama, etwa bei Shakespeare, gewinnt durch diesen Kunstgriff die Handlung einen breitern Boden und größern Wechsel in der Folge und Verkettung der Scenen. Ob nicht unser Romanschreiber, so gut wie der britische Dramatiker, darin zu weit geht, so daß die Erzählung Gefahr läuft, nicht mehr überschaubar zu sein, lassen wir hier dahingestellt sein. Gewiß ist aber andererseits, daß er so durch frühzeitige Hinweise auf eine sich anbahnende Noth und die gleichsam hinter den

Brettern sich abspielende Entwicklung und Verwicklung eine glückliche Steigerung erzielt, so daß immer in der größten Noth die Hilfe erscheint. Auch Artus z. B., von dem zuletzt die Rede ist, geräth, wie sich nach der kurzen Zwischenerzählung des Dichters von selbst versteht, durch den Drachenritter in die äußerste Bedrängniß; wir ahnen schon, daß hier wieder Parzival Rettung schaffen muß.

250. Was er nun der Reihe nach zu vollbringen hat, deutet die Erscheinung des seltsamen Thieres geheimnißvoll ihm und uns an. Es sinnbildet nichts Geringeres als den Erlöser der Welt in seinem blutigen Selbstopfer. Rücksichtlich der Angemessenheit des Bildes wird ähnlich, wie oben über andere Symbole, zu urtheilen sein. Nehmen wir aber die vom Dichter gewollte Deutung hin, so weist dieselbe auf die nahe Vollendung der Thätigkeit Parzivals hin, insofern wir darunter die Vollbringung der für das Heil der (Ritter-) Welt entscheidenden Thaten verstehen. Das Erste ist die Umschaffung des Ritters Hasenherz, welcher die unwürdigste Klasse der sonst wohlgesinnten Ritter vertritt, in einen Ritter Löwenherz, und bei derselben Gelegenheit die Erlegung des letzten Raubmörders; damit setzt Gutritter der Wirksamkeit Gawans und Lanzelots die Krone auf. Die launige Art, wie Hasenherz gebessert wird, offenbart uns wieder den echten, gesunden Humor des Dichters; man meint den Helden in Uhlands „Schwabenstreichen" vor sich zu sehen. Auch bei Hasenherz war es mehr Kälte des Blutes, als Mangel an Kraft und Muth, was ihn vom Kampfe abhielt, und das versöhnt uns völlig mit ihm.

Das Drehschloß ist wohl Sinnbild der bösen Welt als einer Art von Bollwerk der bösen Geister. Das ruhelose Kreisen bedeutet die Verwirrung, das sinnbetäubende Läuten den Lärm und Taumel, die gefährlichen Maschinen und die

wilden Thiere die Gefahren der Welt. In der Bruſt des Herrn dieſes Schloſſes „herbergt der Geiſt des leibhaftigen Teufels“. Virgil, der im Mittelalter als kunſtreicher Zauberer und zugleich als Philoſoph galt, der durch hohes Streben und prophetiſchen Sinn zu einer Ahnung von dem Paradies der Wahrheit, d. h. der chriſtlichen Offenbarung, vordrang, hat das Drehſchloß als Wahrzeichen einer beſſern Zukunft erbaut. Die Menſchheit ſchmachtet hier in der Knechtſchaft des Fürſten dieſer Welt, von ihm mit dem Tode des Leibes wie der Seele bedroht, und harret der Erlöſung durch einen fleckenloſen, tugendreichen Helden. Parzival iſt alſo an dieſer Stelle wieder Nachbild des Weltheilandes. Als ſolcher ſteht er auf der Höhe ſeines Berufes, die kein anderer ganz zu erklimmen vermag. Das iſt der Grund, warum der Dichter ihn gerade hier in ſo ſcharfen Gegenſatz ſtellt zu ſeinen beiden Mitbewerbern um den höchſten Ruhm; die poetiſche Form, in welcher dieſer Gegenſatz veranſchaulicht wird, iſt vortrefflich erfunden.

Natürlich hat Gutritter auch bei den folgenden größten Abenteuern, bei der Erlegung des Drachenritters und der Eroberung der Gralburg, keinen Genoſſen in Kampf und Sieg. Man erkennt leicht, auch wenn es der Erzähler nicht ſagte, daß der Drache auf dem Schilde des Unholdes der Teufel ſelber iſt, der mit ihm und ſchließlich gegen ihn kämpft; ſchon oben (Nr. 114) hieß es: „Denn ſo ein Wicht iſt euch kein Ritter, ſondern der leidige Satan ſelber, und aus einer Höllengrube empor ans Licht geſtiegen.“ Dies muß zur Auffaſſung des allegoriſchen Sinnes der Erzählung nicht überſehen werden. Es handelt ſich für Gutritter um nichts Geringeres als um die Ueberwindung der Hölle ſelbſt. „Es müſſen alle die wackerſten Helden“, heißt es, „mit dem Teufel ſtreiten, und wäre der kein rechter Held, welcher ſich ſolchen Strauſſes nicht unterwände.“ Glich das Drehſchloß mehr

noch der Welt, in welcher der Teufel nicht so unmittelbar wirksam erscheint, so ist der Drachenritter schon offenkundiger ein eigentlicher Höllenritter, und in dem Kupferschloß finden wir vollends die Dämonen als angebetete Götzen, die Menschen aber, schmählich betrogen, in erträumter Glückseligkeit. Dort, im Drehschloß, waren die Gefangenen der Erlösung froh, hier wollen fast alle lieber zu Grunde gehen, als von ihrem Wahne lassen. Die Steigerung ist sehr merklich: dort ist die „Schwelle der Höllenveste", die letzte Besitzung der Teufel in der Welt (Nr. 127); hier diese Veste selbst, nämlich der Sitz der Teufelsanbetung, die uns gleichsam schon über die Schwelle der Welt ins Höllenreich selber versetzt. Als das, was die Macht sowohl der Welt als der Hölle siegreich bricht, wird uns hier, nächst dem Glauben, die Keuschheit genannt. Gawan und Lanzelot besitzen alle Rittertugenden im Bunde mit gläubigem Sinne; dennoch kann ihnen der entscheidende Sieg nicht zu Theil werden, weil es ihnen an unbefleckter Keuschheit gebricht. Diesen den Verfasser des Romans ganz beherrschenden Gedanken spricht angemessen der in Abtödtung des Leibes geübte Eremit aus, wie auch Trevrizent im deutschen Parzival (468, 5 ff.) das Lob der Keuschheit verkündet, und als Lohn nicht bloß der jungfräulichen, sondern auch der ehelichen die schnelle Erlösung aus der Fegfeuerpein verheißt. Vielleicht schwebten dem Romanschreiber insbesondere die Worte des Evangeliums vor: „Diese Art von Teufeln wird nur ausgetrieben durch Gebet und Fasten" (Marc. 9, 28); eine nahe liegende Umbildung der Stelle führte geradezu auf die von ihm ausgeführte Idee, daß die Ueberwindung der höllischen Gewalten nicht ohne makellose Keuschheit gelingen könne.

251. Nach Besiegung der Feinde Gottes erübrigt nur noch die Wiedereroberung des Gralreiches, jenes irdischen

Paradieses, nach welchem mit Virgil die weisesten der Menschen forschten und die ganze Menschheit wenigstens unbewußt sich sehnte. Durch die Deutung des oben geschauten allegorischen Bildes wird auch Parzival, wie früher Gawan, in das Verständniß seines Berufes eingeführt. Das Bild ist weniger schön als angemessen; die kurze Heilsgeschichte der Menschheit stellt es freilich ziemlich treffend vor Augen, aber poetisch berechtigt kann man gerade eine solche Einkleidung der Katechese nur dann finden, wenn man sich den Katechumen auf einer tiefen Stufe geistiger Bildung denkt und sich mit der allegorisirenden Schreibart des Mittelalters vertraut gemacht hat. Außer dem durch den Unterricht des Oheims gestärkten Glauben hilft dem Parzival zur Vollendung des großen Werkes der Gehorsam gegen die Weisungen des Eremiten bezüglich der Art seines Benehmens, und das von ihm selbst so nachdrücklich begehrte Gebet der Einsiedlerschaar. Wie zu erwarten stand, wirkt hier auch sichtbarer als je zuvor die göttliche Allmacht zum glücklichen Erfolge mit. Die Erstürmung der Burg selber ist geschickt dargestellt. Trotz der vielen Brücken, die zu erobern sind, wird die Schilderung keineswegs eintönig und ermüdend. Natürliche und übernatürliche Kräfte lösen sich in geeigneter Weise ab; Sepp spielt eine anziehende Rolle, und in dem Benehmen der feindlichen Ritter tritt die nöthige Mannigfaltigkeit zu Tage. Parzival bekundet in gleicher Weise seinen ritterlichen Muth, wie seine Frömmigkeit, seine Demuth und sein Gottvertrauen. Der Abschluß der Erzählung durch den Sturz des Königs von der Mauerzinne hat den Vortheil, die ungetheilte Aufmerksamkeit in geeigneter Weise auf den entarteten Verwandten des zukünftigen Gralkönigs zu lenken.

252. Der Roman scheint hier in kunstvoller Steigerung bis auf seinen Höhepunkt geführt und dem Abschluß nahe.

In der That wäre nicht viel dagegen zu erinnern, wenn der Dichter sich die Eroberung der Gralburg als Ziel der Handlung vorgesteckt hätte. Eine wohlgegliederte, an gefälligen Abenteuern und erhabenen Gedanken reiche Erzählung würde uns die Bemühungen um den Gral und die Mittel und Wege zur Erwerbung desselben in wahrhaft poetischer Form veranschaulichen. Wir dürften ganz befriedigt sein. Dennoch ging die Absicht des Verfassers auf etwas Höheres. Ob die Neigung der mittelalterlichen Poesie, oder auch der Romandichtung überhaupt, sehr in die Breite zu gehen, ihn zur Weiterführung der Erzählung veranlaßt hat, oder ob er das Kunstwerk selbst durch Ausgestaltung noch zu vervollkommnen verstand, muß die Folge lehren. Es ist für ihn nicht etwa das Bedürfniß, gewisse bereits angeknüpfte Fäden abzuspinnen, maßgebend gewesen; denn wir werden sehen, wie er deren mehrere am Schluß des ganzen Werkes einfach fallen läßt. Er wollte vielmehr die Geschichte Parzivals und Artus' noch auf breiterer Grundlage ausführen. Die Gefahr lag dabei nahe, das so hoch gesteigerte Interesse zu schwächen und statt eines kunstgerechten Gedichtes eine Art langathmiger Biographie und eine Reihe von Einzelerzählungen ohne rechte Einheit, Steigerung und Spitze zu liefern.

Gleich der Beginn des neuen Buches dürfte aber geeignet sein, unsere Befürchtungen zu beruhigen, unsere Zweifel zu zerstreuen. Die Idee, den König Artus eine Gralfahrt machen zu lassen, damit dadurch auch in seinem Reiche „der Glaube an Kraft und Ausbreitung um das Doppelte gewinne", eröffnet einen ganz neuen Ausblick. Wir erinnern uns plötzlich, daß, wie alles Elend in Britannien von der Versäumung des heiligen Ritterkampfes im Dienste des Grals abgeleitet wurde, nunmehr auch eine Darstellung des reichen Segens folgen muß, welcher seit der Wiedereroberung der Gralburg

..... ferner das Gra
Gralburg deren Mittelpun
weltliche Macht bedeutet, in
des Grales zur höchsten
Augen, daß Artus' Gralfahr
mittelalterlichen Kaisers, des
glichen werden kann. Wir fi
Romanschreiber, der nach all
die kirchlichen Anschauungen d
hier die große Idee seiner Z
von dem Doppelreiche auf Erde
übernatürlichen Schätzen (dem h
reiche, *insofern* es neben se
einen andern heiligen Beruf ha
Art des Kreuzritterthums in f
der Kirche und in ihrem Auft
Gewißheit wird diese unsere Ver
des „Merlin" (unten Nr. 331).
durch eine Wallfahrt nach dem Gr
schaft mit dem Herrn des Grals,
Welt, und mit Parzival, dessen S
burg, eingeführt werden. Merkwürd
die Doppelsonne am

Noch ein Drittes wird zu berücksichtigen sein. Das Weltliche trat, der Natur der Sache nach, zur Zeit der Gralsuche hinter dem Geistlichen so sehr in den Hintergrund, als ob das Ritter- und Königthum kaum ein anderes Leben habe, als in dem unmittelbaren Kampfe für den Gral und dessen Sache aufzugehen. Der Dichter wollte nunmehr durch eine etwas breitere Behandlung weltlicher Ereignisse das von ihm entworfene Bild seiner Zeit ergänzen. Zu diesem Zwecke macht er in der weitern Folge den Hof des Artus viel mehr als bis jetzt zum Mittel- und Zielpunkt der Handlung, und Lanzelot, der eigentlich so zu nennende weltliche Ritter, wird noch einmal eine ganz hervorragende Rolle spielen. Natürlich wird der Roman dennoch mit Parzival abschließen müssen; dagegen ist für Gawan keine rechte Stelle mehr außer im Geleit der anderen.

In die Vorbereitung zur Gralfahrt verflicht der Erzähler die Geschichte von Key's Entlarvung und seiner Verbindung mit Briant von Eilanden, um sofort schon das nächste Buch und die darin geschilderte Verwicklung anzubahnen. Etwas zerstückelt und stellenweise ermüdend ist die Darstellung allerdings.

253. Es versteht sich, daß die Fahrt der drei Ritter wieder durch Angriffe der Hölle durchkreuzt wird; sie haben dadurch Gelegenheit, den Ernst ihres Entschlusses zu bewähren. Der Glockenton bei und seit dem ersten Abenteuer sinnbildet die besondere Hilfe des Grals und weist schon auf die Gnade hin, welche dem Könige auf der Gralburg zu theil werden soll. Im übrigen werden auf dieser Reise überall die früher angesponnenen Fäden wieder aufgenommen; so wird wieder an das Bartschloß, die von Lanzelot erzwungene Vermählung, die Menschenleere Stadt u. s. w. erinnert. Besonders zu beachten ist die Schule der Demuth, welche der König durch-

macht. Aus freien Stücken begehrt er, von den Gefährten wie ihresgleichen behandelt zu werden: er will durchaus als schlichter Pilger unerkannt die Wallfahrt machen und bleibt diesem Entschlusse überall treu. Durch diesen Kunstgriff ermöglicht der Erzähler aber zugleich die schwere Verdemüthigung des Fürsten bei dem Schlosse seiner Geburt. Recht angemessen wird uns gelegentlich etwas bestimmter gesagt, welches der Beruf eines echten Artusritters sei, und welches der ihnen zukommende Charakter: „nicht allein auf Kampf und Hader bedacht zu sein, sondern auch Treue und Wahrheit zu lieben, den Glauben an Gott und seine heiligste Mutter zu bewahren und die Schande zu fürchten und die Ehre zu suchen". Es ist hier aber nicht unmittelbar von den Gralsuchern, sondern von den guten Rittern überhaupt die Rede; denn von nun an wird vornehmlich das Ritterthum schlechthin, und weniger das geistliche, nach der Befähigung für den Gral abzuschätzende Ritterthum geschildert. Wie schon oben bemerkt, tritt eben darum Lanzelot mehr und mehr in den Vordergrund, obwohl er das letzte Ziel dieser Fahrt natürlich wieder verfehlen muß. Seinen Charakter nach der Licht- und Schattenseite stellt uns der Dichter in dem Abenteuer der Verödeten Stadt noch einmal mit vielem Humor vor Augen. An Artus und Gawan werden feine Sitte im Bunde mit Reinheit und Tapferkeit dargestellt. Besonders schön ist das Bemühen des Königs, Gawan die Ehre des Sieges zu überlassen, und des letztern Bescheidenheit, die lieber vor dem Fürsten zurückträte und die (auf dem Wege zur Palastwiese) den Namen des Siegers im letzten Turnier verschweigt. Es stimmt auch ganz zu seinem milden, edlen Charakter, wenn er die Schande der Feigheit so willig auf sich nimmt und so lange trägt. Die Benützung dieses Umstandes als Ringes zur Anknüpfung an das Vorhergehende und als eines neuen Motives der

folgenden Handlung, sowie die wiederholte Beimischung des Humors sind ein besonderes Verdienst des Erzählers; auch bringt die Trennung und Wiedervereinigung der Freunde, die Aufeinanderfolge von frohen und traurigen Ereignissen die nöthige Abwechslung in die Scenen. Die Schilderung der Trauer über Ginevra's Tod offenbart das lyrische Gefühl des Dichters in schönster Weise. Lanzelot wird durch die Entsendung zum Schutze des gefährdeten Reiches eines Besuches auf der Gralburg, der ihm minder angemessen ist, geschickt überhoben und mit einem ihm besser zusagenden Geschäfte betraut.

254. Nach seiner gewohnten feierlichen Einleitungsformel schildert der Erzähler sodann die Ereignisse auf der Gralburg, deren Beschreibung er durch die Vergleichung mit dem Paradiese und eine dreifache Benennung vollendet: es ist der von Gott gepflanzte Garten der Wonne, dessen Bewohner die reinste Glückseligkeit genießen, solange sie die Rüstkammer der von Gott dargebotenen Waffen treu ausnützen. Gawan opfert vor dem Grale, wie jenes erste Mal, die Frucht seiner ritterlichen Tapferkeit, Artus aber die Krone Ginevra's. Der Lohn, welchen der Gral den bisherigen Verdiensten des Ritter- und Königthums zu theil werden läßt, ist die von drei „Gregoren" aus dem „Lande der Verheißung" nach Großbritannien gebrachte und durch den von Gawan bekehrten König vermittelte Glocke. Dieselbe weist sinnbildlich auf den neuen Aufschwung hin, welchen das Christenthum von nun an im Lande nehmen wird. Genauer erinnert der Name Gregor an jenen großen Papst, welcher 596 den Abt Augustin mit 39 römischen Mönchen nach Britannien entsandte; dieselben bekehrten in einem Jahre an 10 000 Angelsachsen[1].

[1] Die Dreizahl steht als heilige Zahl statt einer beliebig größeren. Es ist hier aber von der zweiten Christianisirung des Landes die Rede. Unter den eingeborenen keltischen Briten hatte die Religion

Die Missionäre, obwohl unmittelbar von Rom entsandt (und daher Gregore genannt), haben doch ihre erste Sendung von Christus erhalten, kommen also poetisch aus dem Lande der Verheißung. Salomon ist als der große Friedensfürst Vorbild des Heilandes; die Glocke wird auf ihn als den Vertreter der höchsten Kunst und Pracht zurückgeführt. Der geheimnißvoll erklingende Ton dieser Glocke hat den König seit der Ueberwindung der Teufelsritter auf seiner weitern Pilgerfahrt getröstet und erfreut. Wie sinnreich und wie poetisch diese Symbolik der Glocke ist, springt in die Augen. Noch bedeutsamer ist der Gralkelch, nach dessen Muster hinfür im ganzen Lande Kelche angefertigt werden sollen. Dieses Sinnbild betrifft unmittelbar die eucharistische Opferfeier als den Mittelpunkt des Gottesdienstes; auch diese wird also mit neuer Pracht und erhöhter Andacht begangen werden. Die mehrfache Verwandlung des Grales bei der Messe der Eremiten bedeutet die stufenmäßige Vervollkommnung der Meßgeräthe im Laufe der ersten Jahrhunderte und setzt als ursprüngliches Gefäß zur Aufnahme des Weines statt des Kelches wohl eine kelchartige Schale voraus. Daher die wechselnde Auffassung in den Graldichtungen (S. die Einl.). „Es gab aber", so heißt es, „nur in Großbritten und in allen dessen Reichen noch keine Glocken." Also auch hier wird auf die zweite Einführung des Christenthums in dem fernen Inselreich hingewiesen.

des Kreuzes Jahrhunderte früher Eingang gefunden; es handelte sich für Augustin also um die erste Bekehrung der angelsächsischen Eroberer und um die Wiederbelebung des christlichen Glaubens und Lebens unter den nach Wales und überhaupt nach dem Südwesten zurückgedrängten Briten. Unsere Erzählung spricht in etwas unbestimmter Weise von einer spätern Wiederbelebung des christlichen Geistes nach einer Periode sittlichen Verfalles.

255. Während nun dem Parzival nach der Neuordnung des Gralreiches die weitere Aufgabe gestellt wird, die Gewalt des Bösen in der Welt völlig und endgiltig zu brechen, soll Artus heimkehren und in seinem eigenen Reiche die Ordnung herstellen und für die Hebung der christlichen Religion unter seinem Volke Sorge tragen; Parzival lehnt für sich des Königs Hilfe mit den Worten ab: „Ihr solltet selbst die Euch obliegende Aufgabe zu erfüllen eilen.“ In die Erzählung von des Königs Heimkehr wird die des vorausgeeilten Lanzelot eingeschaltet. Von ihm wird, aus dem oben angedeuteten Grunde, weitaus am meisten berichtet. Artus und Gawan werden auf dem Erbschlosse des letztern zurückgehalten, bis hier, gleichsam als Vorspiel des zu Kardeil zu Vollbringenden, alle Verhältnisse wieder geregelt sind[1]. Lanzelot hingegen besteht inzwischen das große Abenteuer des Greifenschlosses, züchtigt Key den Seneschall und vertheidigt Kardeil gegen Briant von Eilanden und Meliant. Auf seinem Heimwege kommt er auch nach Avalon, wo Ginevra begraben liegt. In allen diesen Lagen erkennen wir ihn als den tapfern, seinem Herrn treu ergebenen, von der einen sündhaften Liebe immer noch beherrschten, aber auch jeder andern Liebe unzugänglichen Ritter. Uebrigens kommt es ihm zu gute, daß seine Gefühle für die Verstorbene viel weniger Anstoß erregen, als seine Neigung zu der Lebenden; um so eher gewinnt er unser Interesse durch die Treue, welche er in dem folgenden Buche auf heldenhafte Weise bewährt. Auch Artus und Gawan kehren nun bald, nach der Belagerung durch Anuret

[1] Nicht ohne Absicht setzt der Erzähler Gawan mit Rom in Beziehung; es soll die Stärke seines Glaubens und sein hohes sittliches Streben dadurch begründet werden. Die beschämende Herkunft muß in ihm, wie in Artus, die Demuth erhalten; sie hindert ihn auch, Kaiser von Rom zu werden, ist er ja doch zu Höherem geboren.

und der Befreiung durch Meliot, zurück nach Kardeil. In Folge davon entweicht Key übers Meer, um nicht ein zweites Mal wieder zu erscheinen. Aber die durch ihn heraufbeschworene Verwicklung mit Briant von Eilanden dauert fort, und eine ganz neue von seiten der Heiden kündigt sich an. Mittlerweile erfüllt aber Artus den ihm auf der Gralburg gewordenen Auftrag und setzt damit seiner Pilgerfahrt die Krone auf.

256. Schon ehe unser Erzähler das fünfte Buch mit diesem letzten Berichte abgeschlossen, hat er in seiner Weise, um die Räder seines Kunstwerkes überall ineinandergreifen zu lassen, das folgende Buch eingeleitet. Es beschäftigt sich mit dem öfter genannten Briant von Eilanden, mit Madeglant, dessen Ritter am Hofe erschien, und mit Lanzelot. Briant wird geschlagen und gefangen und kommt so an den Hof; eine schändliche Intrigue, die er gegen Lanzelot spielt, bringt diesen nach den glänzendsten Waffenthaten in den Kerker. Derselbe hat unter solchen Verhältnissen Gelegenheit, seine unerschütterliche Treue gegen den König, nicht minder als Muth und Kraft, zu bewähren.

Dem König Artus fehlt noch eine der ersten Regententugenden, nämlich die einem Fürsten geziemende Klugheit. Dieser Mangel bringt neues Unglück über sein Land. Er selbst ist es, welcher dem feindlichen Briant in der Schlacht das Leben rettet, ihn dann trotz der an Key gemachten traurigen Erfahrung zum Reichsseneschall erhebt und unter Zurücksetzung verdienter Ritter seines Hofes mit unbeschränktem, blindem Vertrauen beehrt. Die verhängnißvolle Folge davon ist, daß er sich durch Schmeichelei und Verleumdung zur ungerechtesten Kränkung Lanzelots verleiten läßt. Dieses lehrreiche Kapitel aus der Königsgeschichte aller Jahrhunderte bildet den idealen Gehalt der folgenden Erzählung. Der Gegen-

ſtand iſt, der Abſicht des Romanſchreibers gemäß, ein rein weltlicher und ſoll nichts als die Charakteriſtik des Königthums und eines zum Graldienſt nicht einmal geeigneten Ritters vermitteln.

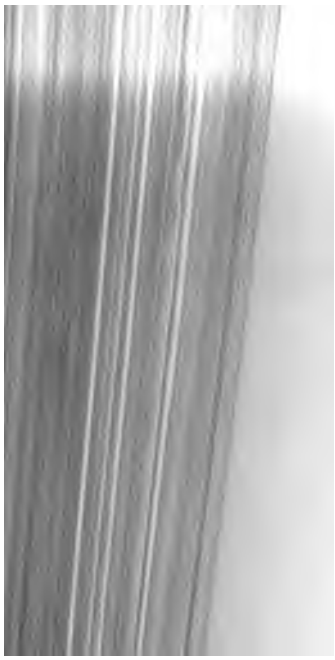
Die ehrenvolle Sendung Lanzelots und die ruhmreiche Erledigung derſelben gewinnt unſere Theilnahme für ihn; wir folgen mit Aufmerkſamkeit der über ihn im Staatsrathe gepflogenen, nichts Gutes verkündenden Verhandlung; ſein Hochſinn, der „ſich nichts merken läßt", macht ihn vollends liebenswürdig. Wir ſehen auch am Hofe die ausgezeichnetſten Ritter und in der entfernten Provinz das ganze Volk für ihn eingenommen. Bald wird er durch die Pfeilprobe zu einem neuen ehrenvollen Unternehmen erkoren und entledigt ſich ſeiner Aufgabe in der Gefährlichen Kapelle mit mannhaftem Muthe. Daneben offenbart er im Kreiſe der Ritter, wo er ſich den Vortritt vor anderen nicht erlauben will, ſeine Beſcheidenheit und ſeine Sitte, und überwindet leicht die Verſuchung beim Greifenſchloſſe. Auch ſeine Klugheit verläßt ihn weder hier, noch bei der Einladung auf das Schloß, wo die Särge der drei beſten Ritter ſich befinden. Kurz, er ſtellt das Bild eines vollendeten Helden dar bis auf den einen Punkt, in welchem er ſich weſentlich von Parzival und von Gawan unterſcheidet. Sein Gegenſtück iſt der unehrliche, neidiſche, verrätheriſche Briant, deſſen Charakter übrigens nicht minder kunſtvoll mehr durch Thaten als durch Worte geſchildert wird: im Rathe, auf dem Feldzuge, bei der Rechenſchaft, überall zeigt er ſich als den gemeinen Intriganten und als die Schlange, die den verwundet, der ſie an ſeinem Buſen wärmt. Die bedeutendſten der anderen Ritter lernen wir in der fein durchgeführten Rathsverhandlung über Lanzelot und aus der bezeichnenden Bemerkung kennen, daß Gawan und manche andere den Hof des von dem Schmeichler umgarnten Fürſten meiden.

Dieſes Geſammtbild von den Zuſtänden in Artus' Reich wird ſodann durch einige kräftige Züge zum Abſchluß gebracht. Lanzelot erwirbt ſich durch die endgiltige Vernichtung der Feinde des Königs und der Religion das höchſte Verdienſt und verharrt bei dem Antrag der Königswürde in unentwegter Treue gegen ſeinen Herrn. Briant aber, von einem andern Feinde Lanzelots aufgeſtachelt, weiß gerade deſſen Erfolge zu ſeinem Verderben zu mißbrauchen. Die beſten Freunde des Helden weilen fern, und ſo wird der ſchwache Fürſt zu dem äußerſten Schritte gedrängt. Lanzelot, bis zum letzten Augenblicke der treue Diener ſeines Fürſten und für deſſen Wohl beſorgt, erntet den ſchwärzeſten Undank.

257. Indem der Dichter zu Parzival zurückkehrt, ſucht er die Haupthandlung des Romans in der Perſon ſeines erſten Helden zum vollkommenen Abſchluß zu bringen. Das weltliche Treiben des Ritterthums iſt ja für die „große Märe vom heiligen Grale" immerhin Nebenſache. Artus' Hof und Reich beſchäftigte uns in erſter Linie nur inſoweit, als dieſelben durch die wiederangeknüpfte Verbindung mit dem Grale ſittlich und religiös gehoben werden ſollten. Dieſes Werk war mit dem fünften Buche abgeſchloſſen, nachdem bereits das vierte die Erneuerung des Gralreiches ſelbſt vollendet hatte. Noch mangelhaft durchgeführt erſcheint hingegen die Wiederherſtellung der Religion und guten Sitte in der übrigen Welt; ſo will zum wenigſten der Dichter verſtanden ſein. Während er ſich alſo um Briant und die durch ihn veranlaßten neuen Verwicklungen, auch um Claudas und Lanzelot nicht weiter bekümmert, läßt er Parzival noch einmal die Ruhe der Gralburg ſeinem kriegeriſchen Berufe opfern und durch ihn die bisherigen Leiſtungen zur Ausrottung aller Frevler und Gottesfeinde in der Welt ergänzen und endgiltig abſchließen. Er ſpricht dieſe Abſicht wieder-

holt bestimmt genug aus. Nicht nur wird nämlich gleich zu Anfang dieses Abschnittes („das letzte Buch") und wieder und wieder ausdrücklich auf das nahe Ende der Erzählung und die Erfüllung der Aufgabe Parzivals hingewiesen (z. B. zu Anfang von Nr. 197 und 217), sondern es heißt auch nach der Besiegung der grausamen Menschenfeinde Aristot und des Rothen vom Tiefwald mit ihrem Anhang, daß dadurch die volle öffentliche Sicherheit hergestellt sei (Nr. 194, Ende: „er fand, daß das Land in Sicherheit und Frieden war", und Nr. 196, Ende: „sie war nun allseitig gesichert und brauchte hinfür keinen Ritter mehr zu fürchten"). Mit dieser Doppelrache erfüllt Gutritter zunächst die Pflicht der Verwandtenliebe, welches die untergeordnete Aufgabe seines Lebens ist (Nr. 248); es wird auch betont, daß keiner außer ihm zu diesen Leistungen befähigt war (Nr. 189: „die Rache darf kein anderer als Ihr ausführen", ebenso Nr. 192, Ende). Natürlich ist durch diese ersten Thaten doch auch der öffentlichen Wohlfahrt und insbesondere der Religion ein großer Dienst erwiesen, zumal die Ermordung des Königs-Eremiten durch Aristot ein unmittelbarer Angriff auf eine von der Kirche geweihte Person war.

Viel deutlicher tritt dies jedoch bei der nun folgenden Eroberung der Tollburg und Bekehrung Jandre's hervor, womit er „Gott einen willkommenen Dienst thut" (Nr. 197); Parzival spricht es hier auch offen aus, es gebe seines Erachtens „keine schöneren Ritterthaten, als diejenigen, welche man für die Erhöhung des Gesetzes Unseres Herrn vollbringe". Er setzt also trotz der an ihn ergehenden Warnung sogar sein Leben für diese heilige Sache aufs Spiel. Die Bewohner der Tollburg und die Königin Jandre stehen aber schon ganz offenbar unter dem unmittelbaren Einflusse der bösen Geister, deren Reich Gutritter in letzter Linie voll-



geht in beid
dem Kupferf
rung Sandre
die volle Gle
doch ganz un
und letzte St
wünscht, blind
christlichen Gla
Augenlicht wu
ihrer Bekehrun
des Heidenthums
angemessen wird
Geburt und das
das Werk der L
Parzival erneuert
ein, daß sie „von
dürfe", und die L
der Königin auch

Rücksichtlich der
herigen Scenen die

an welchen jene Vorzüge zur Erscheinung kommen, doch ganz andere sind, und nach der langen Unterbrechung nicht unpassend Gutritters Beruf und Charakter mit einiger Vollständigkeit wieder vor Augen gestellt werden. Dennoch wäre der Vorwurf unkünstlerischer Wiederholung ähnlicher Motive nicht abzuweisen, wenn die früheren Thaten des Helden nicht auch eine sachliche Ergänzung fänden. Diese besteht aber eben darin, daß die Religion Christi auch außerhalb des Gral- und Artusreiches endgiltig begründet und befestigt wird.

258. Die Unterbrechung der Geschichte Parzivals (Nr. 202 bis 208) bezweckt, wie ähnliche frühere Zwischenspiele, einerseits die Vermeidung ermüdender Gleichartigkeit der Erzählung in Bezug auf Personen und Charaktere, andererseits die Erinnerung an die einmal eingeführten anderen Helden der Handlung. Hier treten also Gawan und Meliot, der treue Lehnsherr und der nicht minder treue Lehnsmann, und weiterhin Artus und Lanzelot zum letztenmal wieder auf. Zwischen den beiden letzteren wird das einseitig gestörte Verhältniß der Treue glücklich wiederhergestellt. Allen diesen Personen wird also noch einmal ein ehrendes Denkmal gesetzt, Gawan wenigstens insofern, als er Gelegenheit findet, seine herzliche Dankbarkeit gegen Meliot, seine Liebe zu Parzival und seine Theilnahme für Lanzelot, kurz sein edles Herz, zu offenbaren. Diese nochmalige gemüthvolle Charakterzeichnung der vier hauptsächlichsten, neben Parzival auftretenden Personen dient auch als angemessene Verabschiedung derselben.

259. Die folgende Seefahrt Parzivals hat eine mehrfache Bedeutung für den Abschluß der Gesammthandlung. Zunächst wird das begonnene Werk der Vertilgung aller Frevler noch auf einem neuen Schauplatze fortgesetzt. Die vor Gawan und Meliot fliehenden Bösen (Nr. 205), welche am Meeresstrande Parzival in die Hände fallen, sind als

Pummel geleit
deren Vertrete
züchtigt; Parzi
Noth und stellt
bis 213).

Doch die Hc
führt seinen Helt
ches ein Paradies
Hof mit dem fri
mit den prächtige
ferner der Saal m
liche Gastmahl, die
die Erinnerung an
Wie nun Homer (C
Lohn der Frömmigke
die Versetzung auf je
will unser Dichter,
entrückt werde, jetzt
beständigem Aufenthalt
sowie die beiden

Inſelreiche Frömmigkeit und Heiligkeit; daher zeigt der Feſtſaal im Bilde den Welterlöſer, die Apoſtel und die großen Heiligen: „wer nicht tugendreich geweſen, hätte dort nimmermehr ſeinen Platz bekommen und behalten".

260. Es iſt nicht der eigentliche Himmel gemeint, ſondern gewiſſermaßen nur ein Vorhof des Himmels, ein wiedergefundenes Eden; daher der Heiland und die vollendeten Heiligen nur bildlich gegenwärtig ſind, die Häupter aller verſtorbenen Guten hier aufbewahrt werden und ein Mißbrauch der Güter und Gnaden wenigſtens auf der eigentlich ſogenannten Glücklichen Inſel nicht ausgeſchloſſen iſt. Der Dichter ſetzt alſo, wie Dante, voraus, daß das verlorene Paradies doch noch vorhanden ſei und fern im Weltmeere liege, jedem unzugänglich, den nicht Gott ſelbſt wunderbar dahin geleite. Jener homeriſche Gedanke veranlaßte ihn wohl, ſchon Verſtorbene dahin zu verſetzen, damit Parzivals Oheim und der erſte chriſtliche Gutritter, endlich alle wackeren Gottesſtreiter hier ihre Belohnung fänden. Denn da der Dichter nicht wohl mit Dante zum Lichthimmel aufſteigen konnte, um uns dort die ewigen Throne der Gerechten zu zeigen, andererſeits aber doch eine poetiſche Darſtellung von dem Lohne der Tugend geben wollte, ſo war er gewiſſermaßen genöthigt und ſomit auch berechtigt, ein irdiſches Paradies an die Stelle des himmliſchen zu ſetzen und hier ſowohl die verſtorbenen Tugendhelden als den, jetzt und ſpäter bloß dahin entrückten Parzival ihre Belohnung finden zu laſſen. Er gibt zu verſtehen, daß ſie von hier aus dereinſt in den eigentlichen Himmel emporſteigen werden, wo Chriſtus und die Apoſtel nicht nur im Bilde dem Feſtmahl beiwohnen, ſondern ſelbſt mit allen Heiligen zu Tiſche ſitzen (Luc. 22, 30).

261. Sinnbilder des paradieſiſchen Lohnes ſind die Krone und Kette und beſonders der Thron, welcher Parzival ver-

ſprochen wird; auch den Apoſteln verheißt ja der Heiland Thronſitze und Richterſtühle im Himmel (a. a. O.). Die trefflichſten der Gottesſtreiter, wie der Eremit und Gutritter, werden alſo dort entſprechend ausgezeichnet und zur Königswürde erhoben. Das Bild des Ritters am Eingang deutet darauf hin, daß nur „wer rechtmäßig geſtritten hat, die Krone erhalten wird" (2 Timoth. 2, 5). Wie nun dieſe Bilder von Lohn und Herrlichkeit den Ritter tröſten und ermuntern ſollen, ſo ſind die Bilder der Strafe, welche ihm vorgeſtellt werden, zu ſeiner Warnung beſtimmt: die Leiden derjenigen, welche auf der Güterarmen Inſel ſind und wohl nie Erlöſung zu hoffen haben, und die unterhalb des Königsſaales ſo furchtbar Gequälten, denen zur Vermehrung der Marter die verſcherzte goldene Krone und Kette gezeigt wird.

Gräberinsel ist übrigens ein Gegenstück zu Avalon, wo sich die Familiengräber des Artus befinden.

263. Die Hauptleistung, welche Parzival in Großbritannien noch obliegt, und mit welcher sein Beruf ganz erfüllt ist, besteht in der Herstellung der Religion auf dem Schloß des Schwarzen Eremiten (Nr. 217)[1]. Was er außerdem noch thut zur Vollendung von Lanzelots Werk an dem widerwillig Vermählten und die Rache für Meliot und Gawan, sind nur eine nebensächliche Zugabe, durch welche der Dichter zum letztenmal sein Geschick offenbart, angeknüpfte Fäden wieder aufzunehmen, zu verbinden und abzuspinnen; seine reiche Phantasie versagt ihm nie. Der erwähnte Ritter und sein treues Weib, die Zeltdamen, Ritter Hasenherz und mehrere andere werden neben Meliot und Gawan noch einmal kurz in Erinnerung gebracht; an Artus und seinen Hof wird ein letzter Gruß gesandt. Somit gestaltet sich die scheinbar völlig überflüssige Beigabe zu einer flüchtigen Wiederaufnahme des ganzen Romanes und mag dadurch gerechtfertigt werden. Von erheblicherer Bedeutung ist hingegen Gutritters Erscheinung beim Schwarzen Eremiten, welcher in besonderer Weise Lucifer den Höllenfürsten sinnbildet. Mit dessen Besiegung und der Wiedererwerbung der Ritterhäupter (bis auf die in Blei gefaßten) hat Parzival seine Aufgabe, als Abbild des Heilandes die Macht der Hölle zu brechen, Gottes Reich auf Erden herzustellen und die Menschheit zu erlösen, für immer abgeschlossen. Die Gralbotinnen legen daher jetzt ihre Trauer ab, und der Dichter spendet dem Helden das verdiente Lob:

[1] Der Dichter hat dieses Abenteuer nicht unmittelbar nach Jandre's Bekehrung folgen lassen, wo es an und für sich am Platze wäre, weil er die Erzählung doch in der Heimat des Helden beschließen mußte. Er sparte also dessen letzte und größte That für die Zeit nach seiner Rückkehr auf.

„Für einen guten Ritter muß man ihn halten, dieweil er durch Herzensgüte und Tugend, durch treuen Sinn und Ritterlichkeit seinen Beruf erfüllte und ohne Schimpf und Schande vollbrachte, was immer er unternahm."

264. Die Asceſe kennt aber neben dem thätigen Leben ein beſchauliches als Krone des erſtern. Parzival hat ſich als Mann der That bewährt; er weiht ſich nun mit Mutter und Schweſter der ſtillen Betrachtung und dem Gebete. Die Anlage dazu gab ihm der Dichter von Anfang an mit; daher ſeine Neigung, allein zu ſein, die ihn trotz all' ſeiner Ritterthaten doch von der Welt, ja von der eigenen Familie beinahe abſonderte; daher ſein faſt geiſterhaftes Auftauchen und Verſchwinden, ſeine Hingabe an die höhere Leitung, ſeine Wortkargheit, endlich ſeine jungfräuliche Reinheit und zarte Frömmigkeit. Was insbeſondere die letztere betrifft, ſo bekundet ſie ſich in ſeiner Demuth und Unterwürfigkeit gegen die Weiſungen des Königs-Eremiten bei Eroberung der Gralburg, in der Willigkeit, mit welcher er die Worte der Mutter annimmt, in dem Tragen des Schildes mit dem rothen Kreuze und den Reliquien, und ſonſt überall, wo es gilt, den religiöſen Sinn durch die That zu bewähren, während ſeine Schweſter vielmehr als eigentliche Beterin auftritt. Parzival hat bis jetzt im Worte ſelten verrathen, „was er im Sinne trage", ſo daß es ſcheinen konnte, als ſei er nur der Mann der äußern That. Plötzlich, aber keineswegs unvermittelt, heißt es nun nach Erfüllung des thätigen Berufes, daß er „nicht mehr auf Ritterabenteuer auszog" und „ſein Herz gerade auf den Heiland der Welt und ſeine ſüße Mutter richtete". So lebt er, ſelbſt von den Eremiten ob ſeiner Heiligkeit bewundert, noch „lange Zeit", ſo daß Mutter und Schweſter und die Wagenmaid vor ihm ſterben. Endlich iſt auch für ihn die Zeit des Scheidens gekommen, nicht zwar

aus dieſem Leben, aber doch von der Gralburg: er wird wunderbar auf die Glücklichen Inſeln entrückt. Der heilige Gral folgt ihm: „er wird in dieſer Kapelle fürder nicht erſcheinen; in kurzer Friſt aber wirſt du erfahren, wo er ſich befindet". Die Zeit der Wunder iſt alſo für ſeine Heimat vorüber. Die heilige Kapelle freilich altert nicht, ob auch der Gral nicht mehr ſichtbar erſcheint und ob auch die ſchöne Ritterburg verfällt; Sepp lebt glücklich und nicht ohne verborgene Wunder darin bis zu ſeinem Tode. Die Kirche Chriſti nämlich überdauert ewig jung die Jahrhunderte, wenn auch die äußeren Wunder, weil zur Beglaubigung derſelben nicht mehr erforderlich, ganz oder theilweiſe aufhören, wenn auch die glänzende Pracht der Außenwerke, die mit allem Irdiſchen der Vergänglichkeit unterſtehen, verfallen; wer ſich in ſie einſchließt, deſſen übernatürliches Leben wird durch das beſtändige Wunder einer himmliſchen Nahrung (der Euchariſtie) erhalten. Doch der Rede Schluß iſt (wenn man der Märe das Gewand der Dichtung vollends abſtreift), daß man in der heiligen Kapelle mit jenen zwei Rittern durch die Kraft des Grales die große Lehre der Selbſtüberwindung lernen müſſe: „Geht hin, wo wir waren, ſo erfahrt ihr den Grund" für die Abtödtungen, welche die großmüthigſten der Gottesſtreiter ſich frohen Sinnes auferlegen. Das beleuchtet in herrlicher Weiſe das Wort des Herrn: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich" (Matth. 16, 24). „Hier hat ein Ende die Märe vom heiligen Grale . . . die man werthhalten und nie unverſtändigen Leuten mittheilen ſoll, ſintemalen eine gute Sache, ſo ſie unter ſchlechte Leute kommet, durch ſelbe allewege mangelhaft wiedererzählet wird."

* * *

265. Eine gedankenreiche Dichtung in bunten Bildern ist an unserm Geiste vorübergegangen. Wir wollen versuchen, zur Würdigung derselben noch einige neue Gesichtspunkte zu gewinnen und die bedeutendsten Momente zu einem Gesammturtheil zusammenzufassen. Was der Dichter mit der ganzen Erzählung vor allem veranschaulichen wollte, liegt nun unverkennbar vor: die Erwerbung des heiligen Grales und der Kampf im Dienste desselben vermittelt der Welt das wahre Heil. Zu Anfang des Romanes finden wir das bedeutendste (oder einzige) christliche Reich Großbritanniens in Verfall gerathen und die öffentliche Sicherheit allenthalben gefährdet, weil ein Ritter vor dem Grale die verhängnißvolle Frage versäumt hat. Daran war zumeist die sittliche Erschlaffung des Ritterkönigs Artus schuld; deshalb muß dieser durch die Mittel der Religion zum frühern Eifer erweckt werden. Hiermit ist aber erst die Grundlage für die Wiedergeburt des Reiches und der Welt gegeben. Ein Artusritter muß nun weiter den vor dem Grale begangenen Fehler wieder gutmachen: das wird gleich bei dem großen Hoftage des Königs von der Gralbotin verkündet, und als Wahrzeichen hängt seitdem der Schild Josephs von Arimathäa, mit dem der auserwählte „Gute Ritter" die Gralburg zum allgemeinen Besten der Welt erwerben soll, im großen Rittersaale. Soweit der Inhalt des ersten Buches.

Die drei folgenden sind wesentlich Darstellung der Gralsuche durch die Artusritter. Die Zulassung beim Grale müssen sie sich durch Ritterthaten im Dienste des öffentlichen Rechtes und der Religion verdienen; auch Artus hat davon im Eingang der Dichtung bereits eine Probe abgelegt. Lanzelot und Gawan kommen nun zur Gralburg, aber lösen daselbst ihre Aufgabe nicht. Infolge der wegen solcher Versäumnisse fortdauernden Schuld des

Ritterthumes fällt die Gralburg sogar in die Hände des Königs vom Todesschlosse, welcher Gott und allen guten Menschen feind ist. Für Parzival „Gutritter" handelt es sich somit nicht mehr um die bloße Stellung der rechten Frage, sondern, wie schon der an Artus' Hof zurückgelassene Schild andeutete, um eine Eroberung des Grales. Diese gelingt ihm eben mit Hilfe des heiligen Schildes. Damit ist alles Heil und Glück gefunden oder mindestens angebahnt.

Sofort ergeht nun aber an den König die Weisung, persönlich eine Pilgerfahrt zum Grale zu machen; es wird ihm verheißen, daß er sich dadurch die Hebung der christlichen Religion in seinem ganzen Reiche verdienen werde. Er unternimmt also (im fünften Buche) diese Fahrt und bringt als Unterpfand des verheißenen Segens die Kelch- und Glockenform heim.

In dem kurzen sechsten Buche hören wir vom Grale nichts, obschon doch Lanzelots Eroberungen thatsächlich die Verbreitung der Religion zur Folge haben, also auch insofern im Dienste des Grales ausgeführt werden. Denn das ist nach dem bisherigen unzweifelhaft, daß dem Grale vor allem durch Vertheidigung, Ausbreitung und Erhöhung der wahren Religion gedient wird.

Das letzte Buch endlich beschäftigt sich fast ausschließlich mit Parzival, dem Gralkönige, welcher die Feinde der Religion und der allgemeinen Wohlfahrt allerorten aufsucht und vernichtet.

Dieser wesentliche Inhalt des Romanes läßt erkennen, daß derselbe eine echte Graldichtung darstellt, in der das wunderbare Heiligthum nicht etwa bloß nebensächlich behandelt wird, sondern als eigentlicher Ziel- und Mittelpunkt gilt.

266. Das Gesagte belehrt uns auch bereits über die Bedeutung und das Wesen jenes Kleinodes, an welches

die höchste Wohlfahrt der Reiche und Völker geknüpft ist. Der Gral erscheint als ein gewisses Palladium des Gottesreiches, oder richtiger des Christusreiches, also der christlichen Kirche. Der Sieg des „vom Großen Propheten verkündeten Neuen Gesetzes" über das Heidenthum ist ja die große Aufgabe, welche nicht nur Parzival als eigentlicher Gralritter, sondern ihrestheils auch Gawan und Lanzelot, welche dauernd dem Hofe des Königs Artus angehören, und dieser selbst, zu lösen haben. Mit dem vollständigen Triumphe des Christenthums im verwüsteten Gralreiche, im Lande des Artus und in der übrigen Welt (d. h. im ganzen Inselreiche Großbritannien) schließen je das vierte, fünfte und siebente Buch des Romans. Das Gralreich kann nach allem dem nur als das Reich Christi auf Erden betrachtet werden, das die Bestimmung hat, sich siegreich über die ganze Welt zu verbreiten, die Menschheit von dem Joche der Dämonen zu befreien und zum wahren persönlichen und gesellschaftlichen Glücke zu führen. Zur Verwirklichung dieser Bestimmung sollen alle „guten Ritter" Arbeit und Leben einsetzen, wie der Roman schon in einem seiner ersten Sätze und später wiederholt ausspricht.

Christus ist der unsichtbare König des Grals; das Bild des Gekreuzigten prangt darum über dem Eingang der Gralburg; das Kreuz kennzeichnet Parzivals Schild und die Fahne, mit welcher er das Schloß erobert. Der sichtbare Graltönig ist nur der Stellvertreter des Erlösers, er ist der Nachfolger jenes „Fischers", den der Heiland vor allen zur Ausbreitung seines Reiches berufen hat (Nr. 245). Gutritter insbesondere wird uns als Abbild des Welterlösers in seiner ganzen Lebensaufgabe geschildert (Nr. 227). Daher erklärt es sich auch, daß wiederholt die Welterlösung durch

Christus im Hintergrunde der Haupthandlung durchschimmert (Nr. 236, vgl. 227).

Christus ist im Grale, beziehungsweise der Gral selber. Als das Heiligthum vor den Augen Gawans seine Geheimnisse enthüllt, sieht er ein liebliches Kind und einen gekrönten, mit einer Lanze durchstochenen König in dem Gefäße (Nr. 48). Das erklärt sich nicht nur daraus, daß einst das Blut des Gekreuzigten im Grale aufgefangen wurde, sondern vornehmlich daraus, daß in dem zum Opferkelche gewordenen Gefäße nunmehr die Eucharistie, d. h. der für die Menschen geborene und am Kreuze geopferte Christus auf mystische Weise wahrhaft wiedergeboren und geopfert wird. Die Gralfeier ist daher keine andere als das Meßopfer (Nr. 153). Sofern wir also das heilige Gefäß nicht äußerlich und stofflich, sondern nach seinem Inhalte, der allein ihm die Bedeutung gibt, auffassen und würdigen, so stellt sich uns der heilige Gral dar als der am Kreuze auf blutige, in der heiligen Messe auf unblutige Weise geopferte Christus, oder als der in der Eucharistie seiner Kirche stets gegenwärtige Erlöser, welcher ihr eben als solcher, nämlich durch die Gnade des Sacramentes und Opfers der Altäre, die Kraft zur Erfüllung ihres Berufes auf Erden mittheilt.

267. Damit ist die Heiligkeit des Grales von selbst gegeben. Wer sich also in schwerer Sünde befindet, wie Lanzelot, darf ihn nicht einmal schauen. Auch Gawan lebte vor seiner Gralfahrt nicht so rein, daß ihm die Lösung der höchsten Aufgabe bei dem Heiligthume vergönnt wäre; er wird daher nicht einmal zur Gralfeier in der heiligen Kapelle zugelassen (Nr. 49). Nur der jungfräuliche Parzival kann König des Grales werden. Rein wie der funkelnde

Edelstein auf der Brust des Engels am Eingang des Gralschlosses muß ja der Gralkönig sein (Nr. 46). Unser Roman legt daher dem Grale durchweg die Bezeichnung „heilig" oder „hochheilig" bei und gesellt ihm eine Reihe der ehrwürdigsten Reliquien zu.

268. Die Wirkung des heiligen Grales kann daher nur eine heiligende sein. Am Schlusse des Romanes sehen wir Parzival, Sepp und die übrigen Personen durch die Nähe des Heiligthums zur höchsten christlichen Vollkommenheit gefördert. In der nächsten Umgebung des Schlosses blüht das strenge Einsiedlerleben. Gawan wird durch den bloßen Gedanken an seine Pilgerfahrt zum Grale gegen alle Verlockung zur Sünde sichergestellt. Ehe überhaupt die Verbindung des Königs Artus mit dem Grale möglich ist, muß seine Bekehrung stattfinden; dieselbe kann mit Recht als eine Wirkung der zuvorkommenden Gnade des Grales betrachtet werden, der ja gleich nachher seine Botinnen an den Hof sendet. Die Gralfahrt des Königs übt auch die glücklichste Rückwirkung auf das religiöse Leben seiner Unterthanen aus. Ueber alles aber müssen hier die Leistungen der Gralritter, Lanzelots, Gawans und namentlich Parzivals, zur Herstellung von Glauben, Sittlichkeit und Ordnung berücksichtigt werden; denn daß diese Leistungen im Dienste und in der Kraft des Grales vollbracht werden, ist im allgemeinen, zumal bei Parzival, nicht zu läugnen. Auch die Erneuerung des Ritterthumes in seinem Geiste und Streben geschieht durch den anfangs verborgenen und später offenkundigen Einfluß, der von der Gralburg aus auf Artus und seine besten Ritter ausgeübt wird. Religiös, sittlich und geistig zugleich ist also dieser Einfluß. Was Wunder, wenn derselbe, poetisch gesprochen, sich selbst auf die leibliche Wohlfahrt und auf die Schönheit der körperlichen Welt ausdehnt, ja dieselbe zu einem Paradiese umschafft?

Der Ritter, welcher dem Grale dient, altert spät (Nr. 17. 48); den Eremiten im Walde wird wunderbare Speise zugetragen (Nr. 37), und Sepp fristet in der Gralburg mit himmlischer Nahrung sein Leben. Diese Bilderſprache, welche in demſelben Sinne ſo ſchön im deutſchen „Parzival" zur Anwendung gekommen iſt, muß als dichteriſcher Ausdruck der kirchlichen Lehre betrachtet werden, daß die Euchariſtie ſelbſt in den verweslichen Leib den Keim der Unſterblichkeit ſenkt und ſo ein Unterpfand der zukünftigen, glorreichen Auferſtehung wird[1]. Endlich ſcheint die Natur ſelbſt die Nähe des Grales zu fühlen. Während um das Schloß des Schwarzen Eremiten Wald und Boden verwüſtet und verbrannt ſind, ſehen wir in dem Gebiete des heiligen Grales ein neues Paradies erblühen (Nr. 152). Die Beziehung des Ueberfluſſes der Gralburg auf die Wonne des urſprünglichen Paradieſes begegnet uns auch bei Wolfram von Eſchenbach. In den Schätzen, welche das Altarsgeheimniß birgt, erkannte nämlich die Chriſtenheit von jeher Früchte vom Baume des Lebens wieder, und in der Kirche Chriſti den Garten der Wonne, den Gott mit eigener Hand pflanzte und aufs herrlichſte ausſtattete (Geneſ. 2, 8 ff.). Daher auch Dante gerade im irdiſchen Paradieſe die ſtreitende Kirche erſcheinen läßt und uns an dem Baum des Lebens das Kreuzesopfer vor Augen ſtellt, deſſen Vergegenwärtigung und unblutige Erneuerung nach katholiſcher Lehre das Opfer der Meſſe iſt.

Unſer Dichter erweitert die Vorſtellung von der Kirche als dem irdiſchen Eden, ganz im kirchlichen Sinne, noch durch die Beziehung auf ein verklärtes Idealbild derſelben. Wie Dante in ſeinem „Paradies" zuerſt (Geſ. X—XXVI) in Einzel-

[1] Das verheißt auch der Heiland dem an ihn und ſein heiliges Sacrament Glaubenden ausdrücklich (Joh. 6, 39. 40. 44. 50. 55. 59).

bildern die ideale Geſtalt der Kirche und dann (Geſ. XXX ff.) in einem Geſammtbilde ihre letzte Vollendung vorſtellt[1], ſo zeichnet auch unſer Dichter noch das Bild einer idealen Gralburg auf dem „Wundereilande“ und gibt uns hier eine Vorahnung von der himmliſchen Herrlichkeit, welche den wackern Gottesſtreiter erwartet (Nr. 259 f.). Paradies, Kirche und Himmel ſind eben nach chriſtlicher Auffaſſung nahe ſich berührende Begriffe, inſofern der „Garten der Wonne“ ein Ort ungetrübter Seligkeit, ein ſchwaches Abbild des Himmels war, die Kirche Chriſti aber eine Wiederherſtellung der weſentlichſten Güter Edens, nämlich der Freundſchaft und Kindſchaft Gottes, und ſomit gleichſam ein Vorhof des Himmels iſt, zu welchem ſie das Erbrecht durch Chriſti Gnade vermittelt. Hinwiederum ſchien der Himmel ſich in das Paradies herabgeſenkt zu haben, als Gott mit den erſten Menſchen wandelte und ſprach, und ebenſo weiß die heilige Kirche im Sacrament und Opfer des

zugleich so offen und so dichterisch ausgesprochen wie in unserm Romane.

269. Dies läßt sich um so eher behaupten, weil auch die Erwerbung des Grales und seiner Güter, ganz der Wahrheit gemäß, als harter Kampf, ja als ein Kampf auf Leben und Tod geschildert wird. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich" (Matth. 11, 12). Die prächtige Allegorie des Ritterkampfes bot sich also wie von selbst; steht doch der Christ in der That keinen geringeren Feinden als den Mächten der Finsterniß gegenüber, gegen die er allzeit auf der Hut sein, sich gewappnet halten und streiten muß: das ist kein poetisches Bild, sondern eine ernste, alltägliche Wahrheit. Der Apostel mahnt ja: „Deshalb leget an die Waffenrüstung Gottes, damit ihr zu widerstehen vermöget am bösen Tage und in allem vollkommen Stand zu halten. Stehet denn, die Hüfte umgürtet mit Wahrheit, angethan mit dem Panzer der Gerechtigkeit, beschuht in der Bereitschaft des Evangeliums, das den Frieden schafft. Zu allem ergreifet den Schild des Glaubens, mit welchem ihr die brennenden Pfeile des Bösen auszulöschen vermöget; empfanget den Helm des Heiles und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes" (Eph. 6, 13—17).

Da haben wir das Bild des Gottesstreiters vor uns, wie es unser Dichter in bunten, mannigfach wechselnden Gestalten und Lagen vorführt. Dem Reiche des heiligen Grales steht ein anderes, das des Teufels, des Todes und der Bosheit, gegenüber. In dem Schlosse des Schwarzen Eremiten und im Kupferschlosse scheinen die Dämonen leibhaftig zu wohnen; die Tollburg und das Drehschloß sind gleichfalls Bollwerke der Hölle. Der Drachenritter trägt einen Dämon auf dem Schilde, und aus der Asche der schwarzen Ritter,

welche Artus, Gawan und Lanzelot im Walde überfallen, kriechen Teufelchen hervor. Aber auch die anderen Feinde der Gralritter (als solcher!) sind Gottes- oder Menschenfeinde, Ungläubige oder Frevler, voll der Bosheit und Tücke. Nur in Scenen, in welchen die Beziehung auf den Gral zurücktritt, oder sonst nur ganz nebensächlich, erscheinen politische oder persönliche Feinde. Im allgemeinen ist der dargestellte Kampf nichts als ein Kampf des Göttlichen mit dem Dämonischen, des Guten mit dem Bösen. Mit der Ausrottung alles Unglaubens und alles unverbesserlichen Frevelmuthes, der sich an Gott und der Religion, an Sittlichkeit und geordnetem Rechte vergreift, endet daher auch die Erzählung des Romanes.

Die „Guten Ritter", zumal Parzival, haben oft einen schweren Stand und mühen sich ohne Rast und Ruh, sind aber auch des göttlichen Beistandes zum endlichen Siege allerorten versichert. Besonders augenfällig wird der Kampf auf Leben und Tod beider Principien in der Eroberung der Gralburg durch den König vom Todesschlosse und in der Rückeroberung durch Parzival. Jene bezeichnet den Triumph des gottfeindlichen Princips, hat sie ja doch die Ausrottung des Glaubens im eigenen Reiche des Grales zur Folge; diese bahnt den endgiltigen Sieg der Sache Gottes an. Wenn hier als der schlimmste Feind Gutritters sein eigener Oheim auftritt, so ist auch dies im Sinne der Sage sehr bedeutsam: es beleuchtet die Stelle des Evangeliums, wo Christus der Herr zum Gottesstreite selbst gegen die nächsten Verwandten auffordert: „Glaubet nicht, daß ich gekommen sei, den Frieden auf die Erde zu bringen; ich bin nicht gekommen, den Frieden, sondern das Schwert zu bringen. Denn gekommen bin ich, Feindschaft zu setzen zwischen einem Menschen und seinem eigenen Vater, zwischen Tochter und Mutter, Schwiegertochter

und Schwiegermutter, und die Feinde des Menschen, das sind seine Hausgenossen" (Matth. 10, 34 ff.). Diese Worte wiederholt Parzival dem Sinne nach, wenn er zur Mutter sagt: seit der Oheim Feind Gottes geworden, habe er aufgehört, sein Oheim zu sein (Nr. 112). Der Dichter selbst knüpft an den Tod des bösen Oheims die Erwägung, es sei seit Kains und Abels Zeiten nichts Ungewöhnliches, daß die nächsten Verwandten sich als Todfeinde gegenüberstehen (Nr. 133). Damit eröffnet er uns noch einen Blick auf den Kampf des Guten und Bösen in der ganzen Weltgeschichte. Denn in der That, sobald Gottes Offenbarung und Gottes Gebot mit ihrer unerbittlichen Forderung an Verstand und Willen des frei geschaffenen Menschen sich vernehmen ließen, haben sich die Kinder Adams in zwei Heerlager geschieden. Für oder wider Gott — das war und ist die Losung im Kampfe. Durch Christi Auftreten gegen das siegreiche Princip des Bösen entbrannte ja der Streit nur heftiger, wie sein eigener Kreuzestod und das Martyrium seiner Apostel und so vieler Blutzeugen in allen Jahrhunderten lehrt.

Die ebenso wahre als erhabene Auffassung dieses großen Kampfes in der Geschichte der Menschen zwischen dem Gottesreich und dem Reich des Teufels, der sich zum Fürsten dieser Welt aufwirft, ist ein hervorragendes Verdienst unseres Dichters. Er hat es nicht übersehen, daß ein solcher Kampf in einem Gralgedichte gar nicht umgangen werden darf, weil der Widerspruch der Welt gegen die Religion des Kreuzes nicht ausbleiben kann, weil somit der Kampf zu den Daseinsbedingungen der Kirche gehört, und Christus und Widerchrist sich nothwendig in der Welt, im Staate, in der Familie und im Herzen des Einzelnen die Herrschaft streitig machen. Sowie also ein Gralreich in die Wirklichkeit tritt, steht ihm ein Teufelsreich gegenüber; zum Kampfe muß sich der mitten

inne gestellte Mensch willig oder unwillig entschließen, nur die Wahl der Partei bleibt seiner Freiheit überlassen. Der Ausgang bringt natürlich den endgiltigen Sieg der Sache Christi; unser Roman gestaltet sich daher zu einer großartigen Beleuchtung der Worte, die auf einem verwirklichten Graltempel prangen: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.

270. Auch in den Mitteln, durch welche die Erwerbung und Behauptung des Grales mit allen seinen Gütern ermöglicht wird, hat sich der Verfasser nicht versehen. Es ist einmal die Hilfe des heiligen Grales selbst. Demgemäß wird immer wieder von neuem betont, daß Gutritter von Gott erwählt ist, von ihm geleitet und selbst wunderbar unterstützt wird; dasselbe gilt nach Verhältniß von den anderen Gralrittern. Der höhere Beistand ist jedoch an die menschliche Mitwirkung gebunden; denn der auszufechtende Kampf auf dieser Erde bleibt stets auch wesentlich des Menschen eigene und persönliche Aufgabe. Da tragen nun die Helden des Romanes vor allem den „Schild des Glaubens", der sie unüberwindlich macht. Es braucht nur an Artus' Pilgerfahrt zur Augustinus-Kapelle, an die Gralfahrten Gawans und Lanzelots und ihre Beichten vor dem Eintritt in das Gralschloß, an Parzivals Schild mit dem Kreuze und den Reliquien erinnert zu werden. Das Gesicht, welches Artus bei der Meßfeier in jener Kapelle tröstet, die eingehenden Belehrungen, welche Gawan und Parzival über die Geheimnisse der Religion erhalten, die Erscheinungen des heiligen Grales und so vieles andere beweist, daß ein „guter Ritter" vor allem mit den Wahrheiten des Glaubens vertraut gemacht werden soll. Bei Lanzelot fällt die nähere Belehrung fort, da er aus anderen Gründen nicht zum Grale gelangt.

Der Glaube muß aber durch die Liebe wirksam sein, wenigstens insoweit, daß das Herz von schwerer Sünde rein bleibt. Gawan tilgt daher durch eine reumüthige Beichte seine Verirrungen. Parzival braucht sich der Buße nicht zu unterziehen, weil er alle Zeit in Unschuld gelebt hat. Lanzelot aber wird aus keinem andern Grunde der Gnade beraubt, den Gral zu schauen, als weil er hartnäckig in der Sünde verharrt. Daß die Sünde Lanzelots (und Gawans) gerade in der unerlaubten Liebe und Parzivals Herzensreinheit gerade in jungfräulicher Keuschheit veranschaulicht wird, hat unter anderm darin seinen Grund, daß die Keuschheit eine ganz besondere Beziehung zum heiligen Grale, d. h. zur Eucharistie hat, und daß namentlich die Jungfräulichkeit dem Gralkönige, wie dem Diener des Altares, geziemend ist.

Hohe Gnaden werden aber gewöhnlich auch nur großem Verdienste als Lohn zu theil. Deshalb sind ausgezeichnete Leistungen erfordert, um den Weg zum Grale zu finden und im Dienste desselben würdig befunden zu werden. Parzival, Gawan, Artus und zum Theil Lanzelot unterziehen sich daher um des Grales willen großen Mühen und Gefahren. Aus der Wiedererzählung ihrer Abenteuer sollen daher „die guten Ritter und alle wackeren Gottesstreiter lernen, wie daß sie sich Leiden und Mühen unterziehen müssen zur Förderung des Gesetzes Jesu Christi, welches er durch seinen Kreuzestod zu erneuern sich gewürdigt hat" (Nr. 1). Solche Thaten sind die Probe der Liebe zum Könige des heiligen Grales.

Eine eigenthümliche Zierde des christlichen Helden bildet noch die Demuth inmitten der Erfolge und des Ruhmes. Mehrere bemerkenswerthe Züge beweisen, wie der Dichter seine Gralritter auch zu dieser Tugend zu erziehen sucht. Erinnern wir uns nur an Artus' Verdemüthigung vor der Augustinus-

fällt, an die A
die Gralburg e
vergessen; die H
oder in einer Kl
ritt ihre Reise
seinen Entscheidu
unterstützen. Au
lichen Gottesstreite
spiegel vorgehalten

271. In Par
Erfüllung seines th
gänzung der genam
keit dargestellt. W
Schluß des Gedichte
blicken, so sehen wir i
und die strengste Abt
und sein Sohn sind g
In der Ehre, welche d
erkennen wir zugleich
der Achtung

blutigen Kampf führen dürfen und darum selbst als unverletzlich gelten, so läßt der Dichter doch aus launigem Interesse für Sepp diesen einen Schritt über die Schranken seines Berufes hinausgehen.

Neben diesen Büßern des Waldes vervollständigen das Bild christlicher Vollkommenheit noch die Tugenden einiger weiblichen Personen. Parzivals Mutter und Schwester beschleunigen durch ihre Sehnsucht und ihr Gebet die Ankunft des Guten Ritters; die alte Wittib legt eine rührende Frömmigkeit und Milde an den Tag, und Dindrane sucht den Bruder unter großen Mühsalen und Gefahren. Die Gralbotinnen nehmen an der traurigen Lage der öffentlichen Verhältnisse herzlichen Antheil, unterziehen sich freiwillig der Buße für fremde Sünde und sind als Vermittlerinnen aller Orten zur Hand. Endlich übt die Frau des widerwillig Vermählten eine wundervolle Liebe und Treue um des „Gotteslohnes" willen (Nr. 215).

272. Doch wir müssen noch einmal zu den Rittern zurückkehren und sie nicht mehr vornehmlich als Gottesstreiter im ascetischen Sinne, sondern als eigentliche Helden des Schwertes betrachten. Als solche haben sie eigenartige Vorzüge, welche zum Theil allerdings ethischer Natur sind, wie die bisher genannten, zum Theil aber auch sittlich gleichgiltig oder schlechthin physisch und äußerlich sind. Der Verfasser des Romanes hat das Bild des Ritterkampfes ja keineswegs bloß als Allegorie des geistlichen Streites, den jeder Christ, der Priester und Einsiedler so gut wie der Ritter, das Weib so gut wie der Mann, durchzufechten hat, verwenden wollen oder können, sondern beabsichtigt nicht zum wenigsten eine Charakterzeichnung des Ritterstandes und stellt den Helden des Schwertes das ihnen besonders entsprechende ideale Lebensziel vor Augen. Wie konnte er auch anders mitten in der

Blüte der Ritterzeit, er, der selbst Ritterpriester oder geistlicher Ritter war (Nr. 2)? Von seiner Freude an Rittertämpfen und echter Rittertugend legt auch jede Seite seines Buches Zeugniß ab. Wir können hier davon absehen, wie er in eigenem Namen und mit ausdrücklichen Worten die Vorzüge kennzeichnet, die ein echter und rechter Ritter haben soll (vgl. unter anderem die durch den Druck hervorgehobenen Rittertugenden S. 428—435). Fassen wir nochmals die in seinen Helden verkörperten Züge wahrer Ritterlichkeit zusammen.

Der Ritter ist in seiner äußern Haltung stolz und kühn, wie König Artus bei seinem ersten Auszug aus Kardeil (Nr. 6), oder Parzival im Angesichte des Drehschlosses (Nr. 119); er gewinnt alle durch Schönheit der Gestalt und Feinheit des Benehmens, so daß z. B. die Zeltkönigin aller Trauer vergißt beim Anblick Parzivals, der ihr doch das größte Leid angethan hat (Nr. 66); dennoch soll er auch mit Frauen so unbescholten verkehren, wie sich Artus, Gawan, Parzival und selbst Lanzelot in den mannigfachen Scenen dieser Art bewähren. Ein unwiderstehlicher Thatendrang beseelt ihn; in Parzivals Kindheit äußert dieser sich als unbesonnene Kampflust, bei seiner ersten Begegnung mit Lanzelot wenigstens noch als ungestümes Bedürfniß nach Erprobung der Kraft. Wenn sich dagegen Artus der schlaffen Muße ergibt, so gereicht ihm das zur größten Schande und führt die Versäumung aller frohen Ritterfeste und durch böses Beispiel den Verfall des ganzen Standes herbei. Gawan mit seinem durchstochenen, verwitterten Schilde und abgemergelten Rosse (Nr. 14) zeigt besser, wie ein Held sich rastlos bemühen muß „um der Ehre willen". Das Ehrgefühl muß in ihm so lebendig sein, daß er mit Lanzelot lieber eine tüchtige Wunde davonträgt, als sich ein Barthaar krümmen läßt (Nr. 54). Dennoch lehrt ihn die Bescheidenheit, stets

jedem andern Helden den Vorzug zu geben (Nr. 179), und die Versöhnlichkeit, selbst die schwersten Beleidigungen zu verzeihen, wie wir dies an Lanzelot bei der Entlassung aus seiner Kerkerhaft bewundern. Der Muth des Helden bewirkt, daß er nicht ohne Selbstbeschämung dem Kampfe mit vierundzwanzig Rittern ausweicht, um sich durch eine von wilden Thieren bewachte Cisterne durchzuschlagen (Nr. 160, Ende). Im Kampfe offenbart er eine riesige Körperstärke und achtet schwerer Wunden kaum; muß er einmal des Schlafes und der Nahrung entbehren, so schmerzt es ihn beinahe mehr, daß auch sein treues Roß hat fasten müssen (Nr. 56). Bei allem dem steht er wie ein williges Kind vor einem ehrwürdigen Priester und läßt sich von ihm rathen und belehren. Er straft unverbesserliche Frevler mit grauenerregender Gerechtigkeit, schont aber des besiegten Ungläubigen, wenn er sich zu Gott bekehrt, wie Gutritter bei der Erstürmung der Gralburg davon ein schönes Beispiel gibt. Die Treue des Wortes gilt ihm als unverbrüchlich, muß er auch mit Lanzelot seinen Nacken dem Beile darbieten (Nr. 142). Der Vasall ist mit dem Lehnsherrn, der Ritter mit seinem Könige durch ein unverletzliches Band vereint; sie stehen mit Kraft und Blut für einander ein. Wenn wir Gawan und Meliot in ihrer gegenseitigen Freundschaft betrachten; wenn wir hören, wie im Rathe des Königs von dessen Pflicht gegen seine Ritter gesprochen wird (Nr. 176); wenn wir sehen, wie Lanzelot seinem Herrn die Treue wahrt, sein Wort in keiner Lage brechen will, durch die Unwandelbarkeit seiner sündhaften Neigung zu Ginevra doch wenigstens gegen jede andere Verlockung geschützt wird; wie er endlich in der gewaltsamen Vermählung jenes Ritters auch diesen die Heiligkeit des gegebenen Wortes lehrt, und wie die von ihm so vermählte Dame eine heldenhafte Gattentreue übt: wenn wir dies alles

zuſammennehmen, ſo erkennen wir leicht, daß auch unſer Dichter ſowohl überhaupt das Ideal eines Ritters glücklich zeichnet, als auch namentlich ein Sänger der ritterlichen Treue iſt, wie nicht leicht ein beſſerer gefunden wird[1].

273. Er weiß der Thatenluſt und den trefflichen Anlagen ſeiner Helden auch ein würdiges Ziel zu ſtecken. Das zweckloſe Abenteuern, wie es ſonſt in der Ritterepik und zumal in den britiſchen Rittererzählungen herrſcht, erſetzt er durch das bewußte Streben, eine edle Sache zu ſchützen und zu vertreten. Wenn wir diesfalls den deutſchen „Parzival“ vergleichen wollten, ſo würde das Urtheil weitaus zu Gunſten des Romanſchreibers ausfallen müſſen. Dieſer ſtellt zunächſt in ganz anderer Weiſe als Wolfram dem Ritter jenen Schutz der Wehrloſen zur Aufgabe, der im Rittereide ſtets ausdrücklich zur Pflicht gemacht wurde. Es iſt überflüſſig, die zahlreichen Beiſpiele von opferwilliger Erfüllung dieſer Pflicht

Romanes angebahnt wird, hat, wie es sich im fünften Buche herausstellt, für das Reich des Königs vor allem einen Aufschwung der Religion zum Zwecke; daher auch die Wallfahrt des Königs zum Nationalheiligthume seine Sinnesänderung einleitet. Desgleichen sind die folgenden vier Gralbesuche wirkliche Pilgerfahrten, die zu einem religiösen Zwecke unternommen werden. Ueber den Charakter der letzten Thätigkeit Parzivals endlich kann kein Zweifel sein.

Ohne Frage schwebten dem Dichter bei dem Kampfe des Gottesreiches gegen das Reich des Bösen und der Hölle irgendwie die Kriege der christlichen Ritterwelt gegen die Ungläubigen, vielleicht insbesondere die Züge zur Wiedereroberung des heiligen Landes vor. Denn wenn etwa die erste Abfassung des Gedichtes bald *nach* der Zeit des ersten Kreuzzuges fällt, so scheint es bei der in die Augen springenden Aehnlichkeit sicher, daß ein Buch wie das vorliegende nicht ohne bewußten Rückblick auf denselben verfaßt wurde. Hier wie dort sind ja die kämpfenden Parteien christliche Ritter und Ungläubige; die einen streiten für die Kirche Gottes und die Wohlfahrt der christlichen Völker, die anderen haben gegen dieselben den Vernichtungskrieg unternommen. Hier wie dort geht ein Gott besonders geweihtes Land verloren und wird wiedergewonnen. „Das Kreuz nehmen" bedeutete einst den Beginn der Fahrt ins heilige Land; ein Eremit predigte den ersten Kreuzzug und nahm theil daran: so holt auch Parzival vor seiner Gralfahrt den Schild mit dem Kreuze darauf aus Artus' Rittersaal, und Eremiten stehen ihm mit Rath und That bei. Endlich war Gottfried von Bouillon ohne Zweifel das rechte Vorbild, um den Charakter Gutritters zu zeichnen; beide sind sich durch Tugend, besonders Keuschheit, und durch Tapferkeit sehr ähnlich, und beide werden Könige des eroberten Landes. Uebrigens hat ein

Fortsetzer Chrestiens von Troyes Parzival ausdrücklich zu Gottfried von Bouillon in Beziehung gebracht (Nr. 360). Wenn aber die Abfassung unseres Romans am Ende des elften Jahrhunderts anzusetzen ist, so dürfen wir mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß derselbe geradezu in der Absicht geschrieben wurde, die christlichen Könige und Ritter aus ihrer saumseligen Gleichgiltigkeit bezüglich der vom Morgenlande her drohenden Gefahr aufzurütteln und sie zu einem Kreuzzuge zu begeistern. Unter Voraussetzung der spätesten annehmbaren Abfassungszeit endlich ergibt sich eine ähnliche Combination. Da nämlich nach dem ersten Kreuzzuge die Gefahr bald wieder größer und größer wurde, so würde sich hieraus die Voraussetzung des Gedichtes, daß trotz und während der ersten Anstrengungen der Ritterwelt der Gral immer mehr gefährdet wird, angemessen erklären; am nächsten läge sodann die Vermuthung, daß der Roman nach der Wieder-

Honig fließend", ein gewisses Abbild des verlorenen Paradieses und Vorbild des Himmels darstellt.

274. Den reichen Ideenkreis unserer Graldichtung haben wir nun überblickt; es erübrigt noch, auch der Kunst der Darstellung eine kurze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nach welchen Vorlagen der Dichter arbeitete, bleibt ungewiß, so daß die Auswahl und Anordnung des Stoffes lediglich aus ihm selbst zu beurtheilen ist. Fassen wir zuerst den Hauptgegenstand, die eigentliche Gralsage, ins Auge. Offenbar gab es vor ihm Bearbeitungen der Gralmythe; denn er setzt die Bekanntschaft mit derselben voraus. Wir können jedoch soviel zu seinem Ruhme sagen, daß er gerade das für sein Buch Genügende und Bedeutsame über die Geschichte und das Wesen des Grales und die mit demselben in Beziehung tretenden Personen ausgewählt hat und es mit gutem Kunstgeschmack nicht in breiter Erzählung, sondern in gelegentlichen, knappen Bemerkungen zur Kenntniß des Lesers bringt. Die Einleitung führt mit spannender Kürze in die Sache ein, so daß wir sofort mit Aufmerksamkeit der beginnenden Handlung als einer hochbedeutsamen folgen; eine homerische Schlichtheit gewinnt uns zu gleicher Zeit für den Erzähler. Später wird das Nöthige über das Gralreich und dessen Feinde, sowie über neu eintretende Personen nachgetragen, jedoch immer nur so weit, als es das Bedürfniß des Augenblicks erfordert, ohne den Zusammenhang zu unterbrechen und die Spannung aufzuheben. Erinnern wir uns nur, wie der Erzähler bei jedem Besuch auf der Gralburg durch neue Züge das Bild derselben vervollständigt und schließlich doch für die ähnlichen Verhältnisse des Wundereilandes noch eine anziehende Schilderung aufbewahrt hat, oder rufen wir uns wieder ins Gedächtniß, wie allmählich er uns mit seinem Haupthelden bekannt macht, und wie gerade dadurch das

Interesse für denselben gesteigert wird. In dieser Kunst, den Stoff nach Ort und Zeit mit Rücksicht auf die jedesmal beabsichtigte Wirkung zu vertheilen, offenbart sich der Meister; alle Theile des Parzivalromanes aber geben Zeugniß von dieser Geschicklichkeit in der Wahl und Anordnung des Gegenstandes. Wie sich auch im Plane des Ganzen künstlerische Berechnung kundgibt, haben wir oben schon zur Genüge dargethan; rücksichtlich der herrschenden Ideen vgl. die vorausgehenden Nummern; bezüglich der Haupttheile und einiger wichtigeren Punkte Nr. 224. 227 f. 238. 241. 250. 252. 257. 259. 263 f. Man ist nicht gewohnt, bei einem französischen oder deutschen Epiker des Mittelalters ein so feines Kunsturtheil zu finden, und wir dürfen die Behauptung wagen, daß der Verfasser des Parzivalromanes durch die Kunst der Composition, durch die Tiefe und Fülle der Ideen und die ascetisch-theologische Durchdringung seines Stoffes sich würdig macht, mit dem Dichter der Göttlichen Komödie verglichen zu werden.

275. Allerdings entfernt er sich weit von ihm durch die beim ersten Lesen verwirrende Menge willkürlich ersonnener Abenteuer. Das Abenteuer ist Dante fremd, und hier beherrscht es die Bühne ganz. Gewiß waren von den bunten Bildern und Scenen manche leicht entbehrlich; nicht selten beleidigt uns anfangs ihre Seltsamkeit, und es konnte wohl eine noch straffere Ordnung unter den aufgenommenen durchgeführt werden. Alles dieses zugegeben, dürfen wir aber doch die verhältnißmäßige Sorge nicht verkennen, welche auf die Bedeutsamkeit, die Abwechslung und die Steigerung der Scenen im Laufe der ganzen Erzählung verwendet worden ist, so daß obiges günstige Urtheil im allgemeinen auch rücksichtlich der Abenteuer zu Recht besteht. Wir haben in der Auslegung versucht, die Angemessenheit

des Einzelnen überall aus dem Zusammenhange nachzuweisen; dieselbe ist jedenfalls nur selten ganz wegzuläugnen. Freilich muß man sich erinnern, daß wir es mit dem britischen Märchenstile zu thun haben, welcher das Willkürliche, Bunte und Seltsame liebte, und mit einem Rittergedichte, in welchem auch bei Franzosen und Deutschen das Abenteuerliche eine große Rolle spielte. Daher fehlt es denn auf den ersten Blick an jeder geordneten Vertheilung selbst der größeren Massen; wir mußten durch Buchüberschriften und Inhaltstitel nachhelfen, und manches war zur Aufhellung des Zusammenhangs noch in der Erklärung beizufügen. Der Dichter hat offenbar den Schein einer gewissen Unordnung oder Willkür gesucht, um sich an die Sitte und den Geschmack seiner Zeit und seines Volkes anzuschließen. Daraus erklärt sich zum Theil die Verschränkung und Verschlingung der Scenen; eine begonnene Handlung wird auch plötzlich durch fremdartige Auftritte unterbrochen, eine Person erscheint, verschwindet, taucht unerwartet wieder auf und verweilt kaum so lange auf der Bühne, um wiedererkannt zu werden. Der Erzähler scheint auf neckische Weise mit dem Leser spielen und ihn durch ein regelloses Vielerlei absichtlich verwirren zu wollen. Dem ist auch in gewissem Sinne wirklich so; es hat aber den Zweck, dem Charakter des Roman- und Märchenstiles gemäß dem Geschmacke der Zeit treu zu bleiben. Den nachdenkenden Leser überrascht dann aber die theils im einzelnen bald zu erkennende, theils nach längeren Abschnitten nicht mehr zu verkennende Zweckmäßigkeit um so angenehmer — wie man es immer erfährt, wenn aus der scheinbaren Disharmonie die Harmonie plötzlich hervorblitzt. Man schätzt nun den Dichter um so höher, der die bunten Massen mit solcher Sicherheit beherrscht und seinen Absichten dienstbar macht, der Kindern abenteuerliche Mären, in denen es möglichst wirr

und regellos hergehen muß, zu erzählen ſcheint, und doch zugleich Erwachſenen und Gebildeten viel zu denken gibt. In der That liegt in der Anwendung des Märchen- und Romanſtiles auf ſo erhabene Gedanken, wie ſie in dem ganzen Gedichte vorgetragen werden, ein ähnlicher Reiz, wie in der Verbindung des Volksthümlichen mit dem Kunſtvollen, des Einfachen und Kindlichen mit dem Großen und Tiefſinnigen. Ueberdies ſtimmen zu der mythiſchen Gralſage ſchon an und für ſich die Sprache und die Wundergeſchichten und die Glücksträume des Märchens ganz vortrefflich. Ebenſo ſcheinen die Ritterkämpfe um und für den Gral die Darſtellungsform des Romans zu erfordern. Welche andere Vortheile ſich insbeſondere aus der eigenthümlich zerriſſenen Erzählung öfters ergeben, haben wir unter anderem Nr. 249 Ende, 258, 263 angedeutet.

276. Die planmäßige Berechnung des Dichters gibt ſich

ſondern nur herzliches Bedauern zu finden. Er gibt ſich uns ſchon bei ſeiner erſten Erſcheinung als unverdroſſenen Arbeiter in ſeinem Berufe zu erkennen und hat ſpäter anſehnliche Leiſtungen im Dienſte des Grales aufzuweiſen. Wie nahe er Parzival ſteht, offenbart er unter anderem durch die innige Sehnſucht, mit welcher er deſſen Freundſchaft ſucht, und noch zuletzt in der Betrübniß bei der Entführung Parzivals übers Meer. Ihm und Artus ſendet auch Gutritter ſeinerſeits den letzten Gruß. — Lanzelot, der dritte Gralſucher, ſtellt ein ganz anderes Bild von einem Helden dar. Er iſt ſcharf zu tadeln in einem Punkte und ſinkt dadurch ſozuſagen von der Glanzhöhe eines geiſtlichen Gralritters zu der mittlern Höhe eines weltlichen Hofritters herab. Als ſolcher weiſt er aber alle Vorzüge auf, welche ihn uns nur immer empfehlen können (Nr. 241 und 256). Der Dichter bringt ihn auch gern in ſolche Lagen, in welchen wir uns für ihn in heiterer oder theilnehmender Weiſe intereſſiren müſſen: ſo auf dem Bart- und Greifenſchloſſe, bei den Räubern und in der Menſchenleeren Stadt; endlich beſonders in ſeiner Verhaftung und Befreiung. Wenn wir zuletzt ſeinen bewundernswerthen Edelmuth gegen König Artus ſehen, ſo können wir nicht umhin, vorauszuſetzen, daß nun wohl auch von jener böſen Neigung zu der längſt verſtorbenen Ginevra, welche ihm die Gunſt des heiligen Grales verwirkte, die letzte Wurzel aus ſeinem Herzen geriſſen ſein dürfte; wir ſchenken ihm unſer ungetheiltes Wohlwollen. Freilich wird durch nichts ausdrücklich auf eine ſolche innere Umwandlung hingewieſen. — Auch in Artus, dem ſtarken Ritter und ſchwachen Könige, dem Urbilde des zu erweckenden und des erwachten Heldenſinnes, welchen nichts bedenklicher als die Muße des Hofes und die Schmeichelei bedroht; in Meliot, der als unſchuldiges Kind eines ſchuldigen Vaters ohne Gefährde den Löwen reitet, als ſtarker

Ritter Artus und Gawan rettet und ein Bild edelster Vasallentreue darstellt; in Hasenherz, der, umgewandelt, sich als Löwenherz bewährt; in Dindrane, dem Typus weiblicher Sorge und Opferwilligkeit, zarter Liebe und Frömmigkeit, der würdigen Schwester Gutritters, jungfräulich rein wie er; kurz in fast allen Personen, welche im Romane eine gewisse Rolle spielen, bis zu dem tückischen und vorlauten Zwergmännlein herab, sehen wir scharfe Charakterzüge in ansehnlicher Mannigfaltigkeit ausgeprägt.

277. Stellen wir die übrigen künstlerischen Vorzüge des schönen Gedichtes in knapper Uebersicht zusammen. Es ist in Wirklichkeit, trotz aller Freiheit und gelegentlichen Nachlässigkeit der Form, eine durchaus poetische Leistung. Man könnte die Frage aufwerfen, ob es nicht ursprünglich in gebundener Dichtform geschrieben worden sei, und ob nicht eine leicht und frei sich bewegende metrische Uebersetzung demselben angemessener wäre. Freilich unterliegt es doch großen Bedenken, wenn man sich das lateinische Original in Versen geschrieben vorstellt, zumal dann wohl auch der französische Uebersetzer aus der angehenden Blütezeit der Trouveres eine metrische Form vorgezogen haben würde. So viel ist aber gewiß, der Roman erweist sich durch seine echt dichterische Fassung und Gestaltung sowohl im ganzen als in nahezu allen seinen Theilen als das Werk eines poetisch hochbegabten Geistes. Nur ganz selten streift er den nüchternen Lehrton oder auch nur den bilderlosen, eigentlichen Prosastil. An kunstreichen Erfindungen einer lebendigen Einbildungskraft, tiefen Empfindungen eines lyrisch gestimmten Gemüthes und dramatischen Kunstgriffen ist sein Werk überreich. Rücksichtlich des letztern braucht nicht noch einmal auf die geschickte Abwechslung, Verkettung und Verschlingung der Scenen (die allerdings zum Schaden der Ein-

heit oder doch der Klarheit dem Romanstil zu viel Raum gibt) hingewiesen zu werden; aber den Kunstgriff, den Aristoteles an Homer nachdrücklich rühmt, und in welchem er einen wesentlichen Vorzug der erzählenden Poesie erkennt (Poet. Kap. 24), nämlich die dramatische Gesprächsform, hat unser Erzähler mit ungewöhnlicher Gewandtheit allüberall zur Anwendung gebracht. Die naive Gemüthlichkeit, welche uns in seinem Romane so wohlthuend anheimelt, beruht zu einem großen Theil auf dem schlichten Wechselgespräche oder liebenswürdigen Selbstgespräche der auftretenden Personen. Noch eine seltene Gabe besitzt der Dichter des Romanes, die uns nicht minder lieblich anmuthet, nämlich einen überaus reichen Humor, der nirgends zur Satire wird, sondern eben nur ein Ausfluß gemüthlicher Heiterkeit ist, auch nicht etwa in ein Haschen nach überraschenden Witzworten ausartet, sondern nur ein unmittelbares, harmloses Interesse an Personen und Dingen offenbart und mit gutem Geschmack und Glück verwendet wird. Nehmen wir dazu die jungfräuliche Reinheit, die kräftige Gesundheit und die anspruchslose, edle Würde der Darstellung, so ergibt sich uns eine Summe ästhetischer Vorzüge, welche ein hervorragendes Meisterwerk der erzählenden Dichtgattung kennzeichnet.

Wir haben gar keine Veranlassung, das Lob des großen Parzivalromanes auf Kosten des deutschen „Parzival" zu übertreiben. Da man aber unsere ruhige Beurtheilung des letztern (Klassische Dichter II. Band) einer gewissen Parteilichkeit zu dessen Ungunsten hat zeihen wollen, so weisen wir hier auf einige der wichtigsten Gesichtspunkte hin, unter welchen einem jeden die Vergleichung desselben mit dem ältesten und besten Zeugen über die Gralsage leicht werden muß. Man frage sich, in welchem der beiden Gedichte die ursprüngliche Gestalt und der echte Geist der Sage, die würdigste Schilderung des mittelalterlichen Ritterthumes, die größte religiöse und sittliche Vertiefung, die kunstvollste Anordnung des Stoffes, die beste Charakterzeichnung, der größte Reichthum an herrlichen Einzel-

wir gehen nicht polemisch
stören, sondern aufbauen,
den Abschnitte nicht mehr
sehr werthvolles Epos zuri

Die Gralſage und ihre innere Entwicklung.

278. Unſere nächſte Abſicht bei Ueberblickung der Gralbichtungen kann keine andere ſein, als ein Geſammtbild jener chriſtlichen Mythenſchöpfung, deren Mittelpunkt der Gral iſt, zu entwerfen, mit anderen Worten, den reichen vielſeitigen Inhalt der überlieferten Graldichtungen zu einem leicht überſchaulichen Ganzen zuſammen zu ordnen. Es iſt für die Kenntniß und Würdigung der Legende von untergeordneter Bedeutung, ob literariſch dieſer oder jener Zug früher oder ſpäter aufgenommen, beziehungsweiſe hinzugedichtet wurde. Die Löſung dieſer Frage iſt auch auf allzu verſchiedenen Wegen geſucht worden und dürfte wohl nie mit völliger Sicherheit gefunden werden, da die Zeit ſowohl der Handſchriften als der Abfaſſung bei den einzelnen Gedichten oder Romanen vielfach zu unſicher iſt, innere Kennzeichen aber meiſt keinen Anſpruch auf Untrüglichkeit machen. Dagegen iſt es eine leichte und lohnende Aufgabe, alle Verzweigungen des einfachſten Grundſtockes der Sage zu überblicken und möglichſt zu einem Einheitsbilde zu vereinigen. Eine Anſchauung von der innern Entwicklung der Sage wird dadurch allerdings auch ermöglicht, nicht aber zugleich von der äußern oder literariſchen Entwicklung.

Man irrt, wenn man die einfachere und kunſtloſere Geſtalt der Gral- und Ritterſage in einem beſtimmten Literaturwerke für ein völlig ſicheres Kennzeichen älterer Abfaſſung anſieht. Denn da die Erzählungen von den Leidensreliquien

... zu einer
bleibt uns zudem
Gegenstandes völli
den Bearbeitungen
andere, sei es in de
vorangingen. In
und auch zu einande
zum öftern nicht be
wir die Verzweigung
sachliche Ausgestaltun
entwicklung, über der
Zur Ergänzung des
kann die von einem
Einleitung dieses We

279. Zunächst be
denen Graldichtungen[1].
der Gralgeschichte
genannt. Als Dichter
bezeichnet, dessen Persön

[1] ...

Sein nur in einer Handſchrift erhaltenes Gedicht behandelt in vierthalbtauſend Verſen nur die älteſte Geſchichte des Grals und Joſephs von Arimathäa. Doch enthalten die weiteren fünfhundert Verſe den plötzlich abbrechenden Eingang einer anderartigen, zur Artusſage gehörigen Erzählung.

Dasſelbe Werk liegt in einer proſaiſchen Bearbeitung vor, und zwar iſt es in mehreren Handſchriften durch einen ausgeführten zweiten Theil „Merlin“ oder noch durch einen dritten, welcher die „Gralſuche“ (Queste) durch Parzival berichtet, erweitert. Birch-Hirſchfeld hält die poetiſche, Hucher die proſaiſche Faſſung für älter; die beiderſeitigen Gründe ſind nicht entſcheidend, obwohl man geneigt iſt, erſterem beizuſtimmen. Der proſaiſche „Merlin“, deſſen Anfang genau zu dem Bruchſtück am Schluß des Gedichtes ſtimmt, wird in einer Handſchrift ebenfalls Boron zugeſchrieben. Vielleicht iſt auch die genannte kürzere „Gralſuche“ einheitlich mit den erſten beiden Theilen verbunden zu denken, ſo daß ein und derſelbe Dichter die Geſchichte Joſephs, Merlins und Parzivals, d. h. eine vollſtändige Gralgeſchichte, verfaßt hätte, entweder urſprünglich in Verſen, von denen dann nur viertauſend erhalten wären, oder in ungebundener Rede, wie wir die drei Theile, wenigſtens in einer Handſchrift, vereinigt vorfinden. Da dieſelben eine auffallende Verwandtſchaft aufweiſen, ſo dürfen wir ſie immerhin als Einheit betrachten und durch den Namen Borons kennzeichnen. Dennoch halten wir perſönlich (mit Böttticher, „Parzival“) dafür, daß die kurze poetiſche Legende Borons von einem oder zwei Fortſetzern auf viel breiterer Grundlage weitergeſponnen wurde; denn das Verhältniß des erſten Theils zu den Fortſetzungen ſpricht unſeres Erachtens gegen die Annahme eines einzigen Dichters. Zu dem gleichen Schluſſe führt die Beobachtung, daß der „Merlin“ in den Handſchriften ſich meiſtens an den

Helinandus' (um 12(
„Hoc tempore[1] in
monstrata fuit mira
de Joseph decurione
de cruce, et de cati
minus coenavit cum
heremita descripta e
Gradalis autem vel gr
et aliquantulum profu
vitibus solent apponi
alium in diversis ordini
greal, quia grata et a
tum propter continens,
alia pretiosa materia,
ordinem multiplicem da
riam Latine scriptam i
gallice scripta habetur
facile, ut aiunt, tota

[1] Man kann

erwähnte Viſion mit der Zeitbeſtimmung findet ſich nur in jenem ausführlichen Proſaroman vom Gral. Nach den meiſten Handſchriften hat Robert von Boron auch dieſes Buch geſchrieben; da aber der Verfaſſer ausdrücklich ſagt, er wolle ſeinen Namen nicht nennen, und da zwei bei gleichem Inhalt ſo verſchiedene Schriften, wie der „Große heilige Gral" und Borons Gedicht, ſchwerlich aus einer Feder hervorgehen können, wird dieſes Zeugniß aufzugeben ſein; ebenſo die vereinzelte Notiz, Boron und Gautier Mapes hätten gemeinſchaftlich gearbeitet. Man erkennt aber leicht, daß Boron, der ſo oft genannt wird, um die Bearbeitung der Gralſage ſich hervorragende Verdienſte erworben haben muß. Dem erwähnten Gautier Mapes gehört unſer Roman noch viel weniger an.

281. Dagegen hat man mehr Grund, dieſem angeſehenen Archidiakon von Oxford (unter Heinrich II. von England, † 1210), dem angeblichen Verfaſſer des Romans von Lanzelot, eine zweite größere „Gralſuche" (Queste) zuzuſchreiben, in welcher ſtatt Parzivals der Hauptheld Galaad, der Sohn Lanzelots, iſt. Dieſes Werk, wie der vorausgehende „Große heilige Gral", zu dem es ſachlich die Fortſetzung bildet, ſcheint viel geleſen worden zu ſein; das dürfen wir aus der großen Zahl der Handſchriften und der frühen Drucke ſchließen. Beide zuſammen führen in weiterem Rahmen aus, was die einfachere Boron'ſche Form der Sage vom Gral und deſſen Finder (hier Parzival) erzählt. Doch muß es als ausgemacht gelten, daß dieſe Queste nicht in unmittelbarem Anſchluß an den „Großen Gral" geſchrieben wurde, ſondern vielmehr eigentlich die Fortführung des Romans von Lanzelot iſt; das hat Birch-Hirſchfeld aus dem indirecten Zeugniß der Handſchriften und anderen Gründen augenfällig dargethan. An die Queste ſchließt ſich ein gleichfalls den Namen Gautier Mapes' tragender „Tod des Artus", in welchem das Endſchickſal der

Gral- und Artusritter berichtet wird. Lanzelot, Gralſuche und Tod des Artus dürfen wir demnach als ein Ganzes anſehen. Die große „Gralſuche" und der „Große Gral" ſtimmen in mehreren Abſchnitten faſt wörtlich überein; wahrſcheinlich gehörte erſtere zu den Vorlagen des letztern.

282. Auch der gefeierte nordfranzöſiſche Epiker Chreſtien von Troyes ſang vom Gralſucher Parzival. Man erwartet von einem ſo gewandten Erzähler ein Gedicht von planmäßigerer Anlage, ſtrafferer Einheit und wirkſamerer Durchführung. Sein Conte du Graal, auch eine Gralſuche, weiſt in der That ſolche Vorzüge auf, iſt aber leider nur zur größern Hälfte vollendet worden. Chreſtien arbeitete nach einer ältern Quelle, welche wir unten näher kennzeichnen werden. Wir möchten ihn auch nicht ſo beſtimmt, wie das geſchehen iſt, von der „Großen Gralſuche" unabhängig machen, ſehen vielmehr in der Stellung dieſer zu dem Conte du Graal eine durchaus offene Frage. Das Anſehen eines ſolchen Dichters mußte übrigens ſehr viel dazu beitragen, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Gralſage zu lenken.

283. Daher finden wir, daß unſer deutſcher Dichter Wolfram von Eſchenbach Chreſtien kannte, und es für nöthig hielt, ſeine Abweichungen von jenem durch das Anſehen eines beſſern Gewährsmannes nachdrücklich zu vertheidigen. Einige haben gar vorausgeſetzt, er habe den Namen Kyot zu jenem Zwecke bloß erfunden, da er ſelbſt anſcheinend Schritt für Schritt dem Chreſtien'ſchen Fragmente folgt, ſoweit dieſes reicht (bis Chr. V. 10600, W. 15000); nur die Geſchichte Gahmurets (V. 1 u. 2) entnahm der deutſche Dichter ſicher einer andern Vorlage[1]. Schwerwiegende Gründe

[1] Die Abhängigkeit Wolframs von Chreſtien läßt ſich leicht durch Vergleichung beider erkennen. Dieſelbe iſt ſo groß, daß ſchon

ſprechen indeſſen dafür, daß Wolfram vorzugsweiſe dem Gedichte Kyots folgte und Chreſtien nur als zweite Quelle benützte. Jenes Gedicht iſt freilich ſpurlos verſchollen, und die genaue Uebereinſtimmung Wolframs mit Chreſtien nicht leicht erklärlich, es ſei denn, jener Kyot habe nach Chreſtien geſchrieben und deſſen Fragment, nur wenig umgeſtaltet, in ſein Werk aufgenommen; denn es lag umgekehrt für den berühmteren Epiker gewiß die Verſuchung einer ſolchen Entlehnung aus Kyot oder aus einer gemeinſamen franzöſiſchen Quelle nicht ſo nahe. Bei Wolfram wie bei Chreſtien iſt Parzival der Gralſucher, und es tritt neben ihm als Artusritter nur Gawan beſonders hervor. Die merkwürdigen Abweichungen, welche wir allein aus einer zweiten franzöſiſchen Quelle (nämlich Kyot) genügend erklären können, betreffen die ganze Stoffmaſſe der beiden erſten Bücher, die Weiterentwicklung der Geſchichte Gawans und Parzivals von dem Punkte an, wo Chreſtiens Gedicht abbricht, den eigenthümlichen Bericht von der Herkunft des Grales, die Auffaſſung der Gralritterſchaft, die ganz verſchieden lautende Frage an den kranken König und die Beſtimmtheit der (meiſt romaniſchen) Namen, mit welchen von Anfang bis zu Ende die bei Chreſtien unbenannten Perſonen auftreten. Darüber noch Einiges weiter unten. Die entſcheidenden Zeugniſſe Wolframs lauten alſo:

Da dieſer Einſpruch war gethan,
Trat in die Näh' des Königs Mann,
Der Liddamus geheißen war:
So nennt ihn Kyot ſelbſt fürwahr.
Denn Kyot jener Sänger hieß,
Den ſeine Kunſt nicht ruhen ließ,
Bis er in Wort und Lied erneut,

Bartſch „Parzival und Titurel" (S. XI) richtig ſagt, das Original müſſe jenem von Abſchnitt zu Abſchnitt vorgeleſen worden ſein.

Des noch gar mancher ſich erfreut[1].
Und Kyot war ein Provenzal',
Der dieſe Mär' von Parzival
Arabiſch aufgezeichnet fand;
Und ich erzähl' dem deutſchen Land,
So mir Verſtand und Witz verblieb,
Was er davon franzöſiſch ſchrieb (416).
Von Troja Meiſter Chriſtian,
Hat Unrecht der dem Lied gethan,
Was Wunder, wenn ihm Kyot grollt,
Der uns die Wahrheit treu entrollt?
Endgiltig ſingt der Provenzal',
Wie Herzeleidens Kind den Gral
Erwarb, wozu ihn Gott erkor,
Seitdem Anfortas ihn verlor.
Von der Provence in deutſches Land,
Iſt rechte Märe uns geſandt
Und dieſer Sage End' und Ziel (827).

Die Beſtimmtheit der Zeugniſſe läßt offenbar nichts zu wünſchen übrig, zumal wegen des Zuſatzes, daß ſich an Kyots Gedicht „noch jetzt gar mancher erfreue"; ſo hätte doch Wolfram nicht von einer erdichteten Perſönlichkeit zu reden gewagt. In letzterer Stelle ſcheint vor allem die Vollendung des Chreſtien'ſchen Gedichtes durch Kyot, dann aber auch die Verbeſſerung desſelben angedeutet zu werden[2]. Die tiefgrei-

[1] Den sin kunst des niht erliez,
Er ensunge unde spraeche sô,
Des noch genuoge werdent frô.

[2] Ob von Troys meister Christjân
Disem maere hât unreht getân,
Daz mac wol zürnen Kyôt,
Der uns diu rehten maere enbôt.
Endehaft giht der Provenzâl u. ſ. w.
Von Provenz in tiuschiu lant
Diu rehte maere uns sint gesant
Und dirre aventiur endes zil.

ſenden ſachlichen Beziehungen auf Spanien und das mittlere Frankreich bei Wolfram und im jüngern Titurel (Nr. 351. 361 f.) weiſen nicht minder deutlich auf den Provenzalen hin.

284. Als Fortſetzer im engern und eigentlichen Sinne werden in den Handſchriften des Chreſtien'ſchen Gedichtes Gautier de Doulens (Doudain, Dons, Denet), Maneſſier und Gerbert genannt; außerdem finden ſich noch zu einzelnen Theilen ſehr abweichende Recenſionen und umfangreiche Interpolationen. Gautier de Doulens fügte den 10 600 Verſen des erſten Dichters weitere 24 300, Maneſſiers noch mehr als 10 000 zu, und Gerbert ſchob zwiſchen beide Fortſetzungen noch 15 000 Verſe ein, ſo daß das Rieſenepos ſchließlich unüberſchaubar wurde und ſeine künſtleriſche Einheit gänzlich einbüßte.

285. Auch Wolframs Gedicht fand nach der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Ergänzung durch Albrecht von Scharfenberg im „Titurel". Einige von dem großen Meiſter hinterlaſſenen Bruchſtücke (am vollſtändigſten bei Bartſch, Parzival und Titurel III.) werden hier zu einer Urgeſchichte des Gralkönigthums erweitert. Der Dichter des umfangreichen Werkes ſtellt ſich viel entſchiedener als ſein Vorbild auf den ascetiſch-theologiſchen Boden und gewinnt der Sage neue Seiten ab, welche weniger eine Bereicherung des Stoffes, als des Sinnes und der Bedeutung ſind. Beſondere Erwähnung verdient, daß er die Urgeſchichte des Grales, welche bei Wolfram verdunkelt iſt, wieder in das rechte Licht ſtellt, und eine prächtige Beſchreibung des Graltempels nebſt einer ganz überſchwänglichen einer Liebfrauenkirche liefert. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß Albrecht auch franzöſiſche Quellen benützt hat. Er dichtete gleichſam in der Maske Wolframs, ſo daß man im Mittelalter ſeine Arbeit für deſſen Werk hielt. Zugleich ſchloß er ſich noch enger an den Geiſt und die

Richtung der Zeit an; daher wurde der „Titurel" das angeſehenſte und geleſenſte der deutſchen Ritterbücher.

286. Zu allen dieſen Dichtungen über den heiligen Gral kommt nun noch der von uns erklärte große Proſaroman. Derſelbe heißt in der Unterſchrift (eine Ueberſchrift fehlt) „Roman von Parzival, dem Sohn des Fiſcherkönigs"; dieſe Worte ſind aber ohne Werth, weil die Benennung „Sohn des Fiſcherkönigs" falſch iſt. Der Vater Gutritters war Beſitzer von Kamaloth und heißt nirgends Gral- oder Fiſcherkönig; ja es deutet auch nichts auf eine unmittelbare Beziehung desſelben zum Grale hin. Der Text verſpricht zu Anfang die „Geſchichte des hochheiligen Gefäßes, welches Gral genannt wird"; wir haben das Buch „Parzival und der heilige Gral" betitelt und citiren es als den „großen Parzivalroman". (Die Berner Fragmente beginnen: Ici commence li histoires del saint Graal.) Das Alter und die Herkunft dieſer ſchönen Dichtung anlangend, dürfen wir uns nach der vollſtändigen Ueberſetzung und Erklärung derſelben eine nähere Unterſuchung, wenn auch in möglichſt knapper Form, nicht verdrießen laſſen. Zwei Meinungen ſtehen ſich hier auf weiteſter Entfernung gegenüber. Der Herausgeber des Romans verſetzt die Abfaſſung desſelben ins elfte Jahrhundert, Birch-Hirſchfeld hingegen („Sage vom Gral" S. 135 ff.) um 1225 oder „vielleicht etwas ſpäter" (ebendaſ. S. 242); von anderen Gelehrten iſt über die Zeit des überhaupt wenig bekannten und berückſichtigten Romanes eine eingehende Unterſuchung nicht angeſtellt worden.

Einen feſten Anhaltspunkt für die Beurtheilung bietet zunächſt die Nachſchrift des altfranzöſiſchen Textes (oben Nr. 221), welche beſagt, die romaniſche Ueberſetzung des lateiniſchen Originals ſei vom Biſchof („Herrn") von Cambrai für einen „Herrn Jean de Neele (Nesle)" beſorgt worden. Es wird

beigefügt, daß nur eine, kaum noch leſerliche „Behandlung“ des Buches in romaniſcher Sprache vorhanden ſei. Potvin (Perceval le Gallois I. p. 353 ss.) verſteht nun dieſe „Behandlung des Buches“ als die erſte franzöſiſche Bearbeitung des Stoffes, die dem Verfaſſer der Nachſchrift bekannt geworden, und ſchließt dann weiter: „Die angeführten Worte geſtatten uns nicht, dieſen Herrn (von Nesle) nach dem Jahre 1200 zu ſuchen. Denn um dieſe Zeit .... waren die Werke Chreſtiens von Troyes bekannt und berühmt und blieben es durch mehrere Jahrhunderte. Von den zwei Jean de Nesle alſo, die Caſtellane von Brügge waren, muß man ſich an den Vater halten, welcher das Amt von 1170—1212 bekleidete. Demgemäß hat man in dem Biſchof von Cambrai Roger von Wavrin, den Sohn eines Seneſchalls von Flandern, zu erkennen. Wir finden dieſen mit Johann von Nesle im Jahre 1187 in Paläſtina vor Saint-Jean d'Acre.“ In dieſem Umſtande ſieht Potvin eine Beſtätigung ſeiner Schlußfolgerung: „Nichts war geeigneter als ein ſolcher Roman, um die hohen Herren zu beſtimmen, das Kreuz zu nehmen, und man darf vorausſetzen, daß der Biſchof dem Caſtellan ſein Buch überreichen ließ, bevor er mit ihm den Kreuzzug unternahm. Der Biſchof ſelbſt ſtarb vor der genannten Stadt im Jahre 1189, nach anderen 1191. Uebrigens ſollte Johann von Nesle noch einmal mit Balduin von Konſtantinopel am 23. Februar 1200 das Kreuz nehmen, und im Jahre 1204 die Flotte befehligen, welche Maria von Champagne nach Ptolemais brachte. Er war perſönlich ein Liebhaber der Literatur; findet man doch Chanſons von Audefroi le Bâtard ihm gewidmet.“ Endlich ſchließt Potvin, es werde die vorausgehende, ſchon vergilbte erſte Bearbeitung des Stoffes wohl in den Anfang des 12. Jahrhunderts und das lateiniſche Original noch etwas höher zurückzuverlegen ſein.

Diese Ausführungen sind, zumal wegen der beigebrachten geschichtlichen Beleuchtung (vgl. Nr. 273), im ganzen sehr annehmbar. Indessen ist einmal die Rückverlegung des Grundtextes in das elfte statt in das zwölfte Jahrhundert ziemlich unsicher; in der erwähnten Notiz liegt jedenfalls keine Nöthigung, denselben so weit hinaufzurücken. Ferner könnte man zweifeln, ob die „Behandlung des Buches" mit einer „Bearbeitung des Stoffes" gleichbedeutend sei, oder ob etwa nur die Uebersetzung des vorliegenden Gralgedichtes aus der Urschrift verstanden werden müsse. In letzterem Falle würde sich aus der Berühmtheit des Chrestien'schen „Parzival" seit 1200 kein Rückschluß machen lassen. Birch-Hirschfeld geht in der That über diese Beziehung auf den großen Epiker mit Stillschweigen hinweg. Indessen wird man doch wohl nicht umhin können, in den Ausdrücken: cest livre fust troitiez und li latins de coi ceste estoire fust traite, wie es etwas früher heißt, eher die Potvin'sche Auffassung begründet zu finden. Die gebrauchten Verba deuten zunächst auf eine nicht ganz unselbständige Bearbeitung hin, und wir finden wirklich, daß der Grundtext öfter indirect angeführt wird (z. B. Nr. 1. 3. 138. 141. . . .). Sodann beruht das weitaus größte, um nicht zu sagen, das einzige Interesse des Buches für den französischen Uebersetzer auf dem Stoffe desselben, insofern es ein Gralgedicht, und nicht insofern es ein Ritterroman oder Märchen ist; das beweist schon die Einleitung, nicht minder aber die gleich folgenden Worte der Nachschrift selbst. (Vgl. auch Nr. 306 über retreire.)

287. Birch-Hirschfeld denkt dennoch an den andern Johann von Nesle, „der im Jahre 1225 seine Burgvogtei zu Brügge an die Gräfin Johanna von Flandern verkauft hat", und meint sogar, weil der Titel Burgvogt fehle, so rücke man

das Buch wohl beſſer noch etwas weiter herab (S. 143). Er glaubt zudem in demſelben Entlehnungen aus Chreſtien und deſſen Fortſetzern zu erkennen, deren letzter ſeiner Anſicht nach etwas vor 1225 dichtete.

Nun läßt ſich aber kaum an die Entlehnung aus irgend einer der uns erhaltenen Gralbichtungen denken, wenn die Notiz über eine erheblich ältere Bearbeitung oder Ueberſetzung und beſonders die über einen lateiniſchen Grundtext auf Wahrheit beruht. Denn Birch-Hirſchfeld ſetzt die älteſte Gralbichtung zwiſchen 1170 und 1189. So ſieht denn dieſer Gelehrte auch hier ſtillſchweigend von der erſten romaniſchen Ueberſetzung und dem in Wales (Avalon) geſchriebenen Original ganz ab. Sein Stillſchweigen iſt uns unerklärlich, wenn wir erwägen, daß eine Reihe ſeiner Aufſtellungen über das Verhältniß unſeres Romanes zu anderen Darſtellungen der Gralſage mit der Annahme einer lange Zeit vor 1225 angefertigten Bearbeitung hinfällig werden. Er muß alſo wohl, ohne es ausdrücklich zu ſagen, jene Notiz für eine willkürliche Erdichtung gehalten haben. Bezüglich des lateiniſchen Textes läßt ſich dieſe Anſchauung in der That aus verſchiedenen Stellen ſeines Buches leicht erſchließen. Birch-Hirſchfeld ſpricht nämlich über alle Berufungen der Gralerzähler auf eine ſolche Vorlage mit ziemlich großer Verachtung. Wenn z. B. zwei Stellen des Großen heiligen Grals auf die lateiniſche Grundlage verweiſen, ſo heißt es einfach: „Es ſind dies wieder dieſelben über einen Leiſten fabricirten Angaben von der Ueberſetzung aus lateiniſchem Original; beide Stellen ſind in die Augen ſpringende Interpolationen“ (S. 236). So leicht ſollte man ſich aber handſchriftlicher Zeugniſſe nicht entledigen. Was ſetzt man auch Beſſeres an die Stelle, als eine vorgefaßte willkürliche Meinung, die jeder ſeinerſeits das Recht hat, zu beanſtanden? Iſt es doch von vornherein all-

die Queste wird n
geführt, ja zuletzt selb
lateinische Chronik vor
die Abfassung des G
Helie de Boron aber s
Courtois, daß die Er
der Reihe nach aus einer
Hirschfeld S. 230 f.)[1].
Zeugnisse jener Zeit rüc
da eben seit dem zwölften
der bisher in lateinischer
durch Bearbeitung, Ueber
tigten[2]. Der Chronist Heli
der oben (Nr. 280) ange
nischen Grundtext nicht hab
sei, eine Gesammterzäl
Gesicht zu bekommen. In
die Ueberzeugung aus, es s
nur Bearbeitungen je

[1] Vgl. auch unter
Staff-

einer großen lateinischen Rittergeschichte niedergelegten Sage. Das ist genau auch die Anschauung Helie de Borons (a. a. O.), sowie unseres Parzivalromans. Mindestens sechs Zeugen muß man also abweisen, um, gegen alle sonstige Wahrscheinlichkeit, eine lateinische Grundlage der Graldichtung wegzuläugnen. Vgl. noch die Art, wie Boron von seiner Quelle redet Nr. 306. Helinand bezeugt freilich zugleich, daß der lateinische Text, zumal als vollständige Gral- oder Artusgeschichte, in Nordfrankreich schwer zu finden sei, aber das ändert am Wesen der Sache nichts.

288. Nach allem dem scheint es allzu große Willkür zu sein, wenn man die uns erhaltenen nordfranzösischen Gralromane und Gralgedichte als die ursprünglichen ansieht; sie können nicht einmal mit Sicherheit als die ersten in romanischer Sprache geschriebenen betrachtet werden. Um wieder auf unsern Roman zurückzukommen, so bezeugt er ja eine bereits viel frühere französische Uebersetzung eines in Großbritannien vorhandenen lateinischen Originals. Die Worte (Nr. 221) haben eine solche Fassung, daß man so gut jedes handschriftliche Zeugniß verwerfen kann, wie dieses; ein Grund für die Unechtheit wird nicht einmal beigebracht. Nun ist es aber ganz wahrscheinlich, daß der vorliegende Text über 1190 hinaufreicht; die erste Uebertragung ins Romanische könnte also recht wohl der älteste von allen französischen Texten sein. Ganz abzuweisen wäre diese Möglichkeit nicht einmal bei der Annahme des Jahres 1225 für die Abfassung des erhaltenen altfranzösischen Textes; denn warum könnte die fast unleserlich gewordene erste Uebersetzung nicht vierzig Jahre höher hinaufreichen und so das Alter des Boron'schen Gedichtes haben? Jedenfalls glauben wir aber an einem in Wales verfaßten lateinischen Texte, der uns nach mäßiger Berechnung in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts

zurückführt, festhalten zu sollen. Der dritte Kreuzzug (1189) muß auf alle Fälle als der jüngste Zeitpunkt angesetzt werden, welcher mit dem Zeugniß der Nachschrift rücksichtlich des lateinischen Urtextes noch vereinbar bleibt. Unter solcher Voraussetzung fiele dann die erste französische Uebersetzung noch ins zwölfte Jahrhundert und die zweite um 1225. Es ist dabei auch nicht zu vergessen, daß die Voraussetzung, der erwähnte Johann von Neele könne nur der jüngere sein, in keiner Weise bewiesen wird. Unser Roman erreicht also wenigstens in seiner ersten Gestalt ohne Zweifel das Alter des Boron'schen Gedichtes und darf mit großer Wahrscheinlichkeit der älteste und authentischste Zeuge über die Gralsage genannt werden. Nur durch Wegläugnung des lateinischen Originals und der ersten französischen Behandlung, und durch die Voraussetzung, daß die zweite Bearbeitung für den jüngern Johann von Neele angefertigt sei, erreicht man es, dem vorliegenden Romane die letzte Stelle anzuweisen. Man muß dieses Verfahren für ganz unberechtigt erklären.

289. Wir wollen dasselbe indes noch etwas näher beleuchten. Birch-Hirschfeld drängt das Buch vornehmlich darum in das erste oder gar zweite Viertel des 13. Jahrhunderts hinab, weil er in dem Romane Entlehnungen aus Chrestien und allen dessen Fortsetzern, aus der großen Gralsuche, aus dem Großen heiligen Gral und endlich auch aus Boron erkennen will. Deshalb kümmert er sich um die Nachschrift des Romanes und Potvins Ausführungen im Grunde gar nicht, außer daß er die Widmung des Buches an einen Johann von Neele festhält. Er stützt sich ausschließlich auf die inneren Kriterien, die wir sogleich kennen lernen werden.

Aber auch hier scheint er uns zunächst die durchschlagendsten zu übersehen. Denn nicht nur ist der in vielfachster Weise gekennzeichnete Schauplatz der Erzählung in England, d. h. in

Wales und Logrien mit den benachbarten Inseln und Meeren zu suchen, sondern es finden sich auch noch andere ganz besondere Beziehungen, welche durchaus britisches Nationalbewußtsein des Dichters verrathen, in ziemlicher Anzahl. Vor allem sehen wir Artus zur Kapelle des ersten Apostels der Briten pilgern, einen Leuchter nach der (604 erbauten) Paulskirche in London stiften und von der Gralburg Glocken- und Kelchform, „die bis dahin im Inselreiche unbekannt waren", in seine Heimat bringen. Dabei wird durch den Namen „Gregor" verständlich genug an die von Gregor dem Großen nach England gesandten Missionäre erinnert (Nr. 136. 153). Mehrere Male werden zudem geographische und lokale Beschreibungen eingelegt oder Bemerkungen gemacht, an welche ein französischer Dichter schwerlich gedacht hätte (vgl. Nr. 124. 163. 194...). Es gilt auch als Wegmaß durchweg die wälsche Meile. Ferner findet die Dreizahl in unserm Romane eine so häufige, fast zur unverbrüchlichen Regel gewordene Anwendung, daß man dabei wohl nur an die geläufige keltische Dichtform der Triaden denken kann. Endlich sind auch die so vorherrschende Märchenform der Erzählung und die merkwürdige Rolle, welche dem Einsiedlerleben zugewiesen wird, kaum französisch.

290. Gegenüber solchen inneren Kennzeichen fallen die widersprechenden, von Birch-Hirschfeld angeführten ganz und gar nicht ins Gewicht. Gehen wir sie einzeln durch. Die aphoristische Weise, so heißt es, in welcher der Vorgeschichte des Grales Erwähnung geschieht, beweist, daß der Roman nicht eine der ältesten Graldichtungen ist; denn wenn ein noch ganz unbekannter Stoff eingeführt wurde, so konnte man doch einige Aufklärung mehr über Natur und Herkunft des Grales und der Lanze erwarten. Der Fehler dieses Schlusses besteht in der Voraussetzung, daß der ersten uns überlieferten Dichtung keine Darstellung der Herkunft und Schicksale des Grales vorausgegangen sei; das muß aber dahingestellt bleiben, ja ist im Grunde nichts weniger als wahrscheinlich. Außerdem wird dem Leser auf

Schritt und Tritt durchaus das für ſeinen Zweck Genügende geboten, und zeugt die unzuſammenhängende Form, in welcher es nach Bedürfniß von Ort und Zeit mitgetheilt wird, nur von künſtleriſcher Berechnung (Nr. 274). Bei einem hervorragenden Dichter, wie es der Verfaſſer allerdings war, liegt alſo nicht einmal eine ſtrenge Nöthigung vor, zur Erläuterung des Textes irgend welche Vorausſetzungen zu machen. Doch es werde immerhin angenommen, was die knappe Behandlung der Vorgeſchichte des Grales freilich ſehr nahe legt, der Verfaſſer ſei keineswegs der erſte Erzähler derſelben, ſo kann er doch der erſte ſein, deſſen Werk uns erhalten iſt. — Ganz nachdrücklich gegen das Alter des Buches ſoll ferner das Vorkommen der blutenden Lanze ſprechen; dieſe ſei erſt durch Chreſtien in die Sage eingeführt worden, und Chreſtiens Conte du Graal ſei älter als der Proſaroman. Auf das Letzte kommt es hier an, da ſonſt von ſelber dem Romane die Priorität auch rückſichtlich der Lanze zuerkannt werden muß. Es folgt alſo der Beweis: „Gewiſſe Einzelheiten und Züge, die gerade nur bei Chreſtien in anſchaulichſter Darſtellung unmittelbar vor unſere Augen treten, erſcheinen im Romane in verblaßter Wiedergabe wie Anklänge an eine frühere Erzählung, und nicht im natürlichen Zuſammenhange der Erzählung gibt der Verfaſſer des Romanes jene Einzelheiten wieder, ſondern aus dem Munde einer in ſeiner Geſchichte auftretenden Perſönlichkeit erfahren wir dieſelben, ſo daß kein Zweifel mehr darüber herrſchen kann, was für älter zu halten iſt: die vor unſeren Augen ſich abſpielende Handlung Chreſtiens, oder der die Vergangenheit recapitulirende Bericht des Romanes.“ Zuvörderſt bemerken wir dazu, daß wir hier mit einem überaus ſchwankenden Criterium zu thun haben, bei welchem der ſubjectiven Willkür ein allzu weiter Spielraum bleibt. Wenn der Romanſchreiber irgend einen Zug flüchtiger oder farbloſer behandelt, als Chreſtien, ſo folgt noch durchaus nicht, daß er nur „Anklänge“ an deſſen Erzählung bringe; unſeres Erachtens ſucht er vielmehr in allem, was den Gral und Parzival betrifft, durch knappe Kürze größere Spannung und die Wirkung des Geheimnißvollen zu erzielen. Ohnehin pflegt Birch-Hirſchfeld ſonſt nicht dem Vorgänger, ſondern dem Nachfolger die größere Breite und Ausſchmückung der Darſtellung zuzuweiſen. Die mittelbare Wiedergabe einzelner Thatſachen aber hat nach unſerm Ermeſſen ganz andere Gründe. Nehmen wir das beigebrachte Beiſpiel. „Bei Chreſtien ſehen wir Parzival in der Wildniß aufgewachſen, ohne Kunde

ritterlichen Lebens in der Hut seiner Mutter. Dann wird uns seine erste Begegnung mit den Rittern erzählt, und wie er seiner Mutter Haus verläßt, an Artus' Hof reitet und den rothen Ritter mit dem ‚gaverlot' erschlägt. Alles dies weiß auch der Verfasser des Romans; aber er beginnt seine Erzählung erst mit der Annahme, daß Parzival schon einmal auf der Gralburg gewesen ist und die verhängnißvolle Frage zu thun versäumt hat; dann aber läßt er die zu Artus gesandte Botin des Grales aus Parzivals Knabenzeit Dinge berichten, die lebhaft an Chrestien erinnern." Allein hier beweist die Anordnung der Begebenheiten nur das Kunstgeschick des Romanschreibers, der uns gemäß jener alten Kunstregel gleich mitten in die Sache versetzt, um dann gelegentlich aus der frühern Zeit das Dienliche nachzutragen. Ist nun aber dieses selbst dem von Chrestien Erzählten nicht unähnlich, so kann ebensowohl dieser aus dem Roman, oder unseres Bedünkens vielmehr aus einer ähnlichen Quelle geschöpft haben. Chrestiens Darstellung stimmt ja genau mit dem keltischen Märchen von Peredur, welches wir für seine mittelbare oder unmittelbare Vorlage halten. „Aber die Erziehung in der Einsamkeit, die Unkenntniß des Knaben in Bezug auf ritterliche Verhältnisse", so hören wir weiter, „ist im Romane durchaus nicht motivirt, da in demselben noch der Vater beim Wegritt des Knaben lebend gedacht ist. Im weitern Verlaufe der Erzählung muß er gestorben sein, denn der Verfasser des Romans adoptirt aus Chrestien die Benennung der Mutter als la Veve Dame (Wittib). Diese oft verwandte Bezeichnung stellt sich so recht offenbar als Entlehnung aus Chrestien dar, dessen bekannte Liebhaberei es ja ist, seine Helden und Heldinnen ohne Namen zu lassen und nur mit allgemeinen Appellativen zu benennen." Der letzte Umstand beweist schon darum nichts, weil z. B. der doch nicht aus Chrestien entlehnte König des Todesschlosses auch niemals anders bezeichnet wird, die Mutter Parzivals aber wenigstens noch ihren eigenen Namen Iglais führt. Mehr Gewicht hat das Vorausgehende. Das bei Chrestien benützte Motiv ist ja recht angemessen, um zu veranschaulichen, wie wenig die mütterliche Sorge das Erwachen des ritterlichen Geistes in Parzival zu verhindern vermochte. Aber warum sollte nicht Chrestien, oder sein Vorgänger, das Motiv erdichtet haben? Dasselbe ist in der That so wirksam, daß es auffallend wäre, wenn ein Nachahmer Chrestiens es hätte fallen lassen; eben hieraus könnte man eher den Schluß ziehen, der Romanschreiber habe ihn durchaus nicht gekannt.

...ursprungl
unbewiesene Behaupt
Romanschreiber ein in
Abenteuer auf einen f
nicht wohl zweifeln kö
Romanes aus einem
und nur zu einem beſ
ordnet worden ſind.
knüpft, ſcheint uns dur
derſelben ein beliebiges
Nur die Abſicht des
(z. B. beim Frageſchlo
(z. B. beim Schwarzen
kennzeichnen, beſtimmte
Zur Charakterzeichnung
muß, jenes Abenteuer au
iſt gewiß ſehr glücklich erre
der Erfinder dieſes Abent
oder ein älterer Märchend
die folgende Beweisführung
Fortſetzer Chreſtiens, ſchil
Ritters in einen kühnen
nicht, auch nicht ſeine Bege
Deutung, die von ihm gema
weitere Ausführung der Ab
mane ſpricht gewiß ſchon f
ganz unwahrſcheinl

für übereinstimmende Abenteuer ist Birch-Hirschfeld selber in anderen Fällen nicht abhold. Ohnehin kann man ja nicht anders, als in dem keltischen Märchenschatze die allgemeine Quelle für die französischen Erzähler finden; im Einzelfalle ist also von vornherein eine Entlehnung aus derselben vorauszusetzen. — Weiter soll der Drachenritter des Romans aus Gerberts Interpolation des Conte du Graal entnommen sein; ebenso das weiße allegorische Thier und die zwei Priester mit dem Kreuze. Die erstere Behauptung wird gar nicht bewiesen. Zu der zweiten wird gesagt: die weiße Hinde und die in ihrem Bauche lärmenden Jungen seien schon daran als originale Erfindung Gerberts zu erkennen, daß bei ihm die Deutung auf die in der Kirche schwätzenden Bauern viel ansprechender sei. Uns scheint im Gegentheil diese Auslegung recht läppisch, dagegen die Deutung im Romane (Nr. 126), wenn auch nicht eben schön und natürlich, so doch ernst und sinnvoll und, so gut wie die Allegorien in Gawans Geschichte, auf Zweck und Idee des ganzen Romanes klug berechnet. Im allgemeinen muß zudem die satirische Deutung als die spätere angesehen werden, zumal der Romanschreiber überhaupt noch keine Satire, sondern nur echten Humor kennt, was ihn sehr scharf von der Zeit Gerberts absondert. — Die Erzählung von dem Kreuze und den zwei Priestern in derselben Scene, statt an ganz anderer Stelle, wie bei Gerbert, soll sich im Romane nur daraus erklären, daß „die Umdeutung des einen Gleichnisses die Verbindung beider nothwendig machte". Mit demselben Rechte läßt sich sagen, daß Gerbert durch Umdeutung des Thieres zur Trennung der beiden Allegorien genöthigt wurde. Wer sieht aber nicht, daß solche Schlüsse überhaupt ganz unsicher sind, da recht gut auch der dritte Fall angenommen werden kann, daß ein paar Erzählungen eines alten Märchenbuches unabhängig zugleich vom Romanschreiber und von Gerbert benützt worden seien.

292. Noch bei einer Bemerkung Birch-Hirschfelds müssen wir einen Augenblick verweilen. „Alle jene entlehnten Züge des Romanes erscheinen in ganz anderem Zusammenhange und stark umgestaltet gegenüber den Originalen. Sie sind untereinander so verwebt, daß man nicht größere Partien ausscheiden und sagen kann: hier ist der Verfasser diesem, hier ist er jenem gefolgt." Das ist eine sehr wahre Beobachtung, und wäre der Verfasser des Romans ein Nachahmer, so verdiente er jedenfalls ein hochbegabter Nachahmer genannt zu

werden, der die meisten, um nicht zu sagen alle seine sieben oder mehr Vorbilder durch geistvolle Verwendung, Deutung und Verkettung der geborgten Einzelzüge übertroffen hätte. Liest man sein Buch, so macht die große Mehrzahl der äußerlich so leicht trennbaren oder verschiebbaren Abenteuer dennoch den Eindruck originaler Erfindung: so frisch und wohlthuend ist der Lebenshauch, der uns aus der Erzählung anweht. Bei längerem Nachdenken wird man ferner von der planmäßigen Anordnung des bunten Vielerleis angenehm überrascht: man entdeckt Spuren so zweckmäßiger Berechnung, als ob die Reihe der Märchengeschichten lediglich für den Zweck erfunden wäre. Daher denn auch alle oben erwähnten sogenannten Entlehnungen, die allerdings zum Theil aus älteren Quellen herrühren werden, in einer Weise verwendet sind, daß sie mit erheblicher Aenderung und eigenartiger Bedeutung dem Ganzen des Romanes sich ungezwungen, angemessen und künstlerisch einfügen.

Diese Beobachtung müßte nun aber unseres Erachtens die Entlehnungstheorie mit Recht verdächtig machen. Ein so gewandter Schriftsteller muß als Meister und nicht als Nachahmer betrachtet werden, so lange das Gegentheil nicht augenfällig erwiesen ist; davon sind wir aber noch weit, sehr weit entfernt. Die ganz schwache Wahrscheinlichkeit, welche man in den beigebrachten Beweisproben finden mag, ließe sich leicht durch stärkere Gegengründe entkräften, ja niederwerfen. Nach allen Voraussetzungen, die von Birch-Hirschfeld gemacht wurden, wäre ja der eigentliche Verfasser des Romanes ein Franzose gewesen; dies aber wird durch ansehnliche Beweisgründe widerlegt (Nr. 289). Ferner ist die wesentliche Anlage der nur zu weit ausgesponnenen Erzählung mit ihren wichtigsten Momenten nach allem, was wir wissen, dem Verfasser so eigenthümlich, daß er durchaus unabhängig seinem eigenen Genius zu folgen scheint; dies wird sich durch die unten folgende Vergleichung immer deutlicher zu erkennen geben. An zahlreichen Stellen muß ferner die ästhetische Kritik das Urtheil fällen, daß der Erzähler bei seiner ungewöhnlichen Begabung gar nicht nöthig hatte, sich auf fremde Schultern zu stellen. Auch bezüglich der Abenteuer wird man zwar unwillkürlich die Benützung eines volksthümlichen Märchenschatzes voraussetzen, aber die verhältnißmäßig äußerst wenigen Berührungspunkte mit den angeblich benützten sieben Quellen sprechen eher gegen eine Kenntniß derselben, und der offenbar ungewöhnlich reichen

Phantasie des Dichters wird man viel eher die Erfindung der meisten seiner Abenteuer zutrauen.

Wenn nun Birch-Hirschfeld eben die auffallende Selbständigkeit des Romanschreibers gegenüber seinen sieben oder mehr Quellen lieber als einzeln stehende Ausnahme betrachtet, statt bei diesen allen eine gleich freie Benützung des großen Prosaromans anzunehmen, so geht er dabei von der richtigen Beobachtung der Kunst des Romanes aus, übersieht aber, daß alle Uebereinstimmungen vielleicht aus einer gemeinsamen oder aus verwandten Quellen zu erklären sind, und daß eine wirkliche Wahrscheinlichkeit für die Abhängigkeit des einen von den vielen mit allen beigebrachten Belegen nicht erwiesen worden ist, oder doch leicht durch Gegengründe von größerem Gewichte wieder aufgewogen werden kann[1].

293. In Kürze hat sich uns bisher Folgendes ergeben:

1. Die uns vorliegende altfranzösische Uebersetzung oder Ueberarbeitung des Romanes stammt wahrscheinlich aus der Zeit kurz vor dem dritten Kreuzzuge (1189), spätestens aus den Jahren 1220—1230. Eine ältere romanische Bearbeitung, welche jener wohl zu Grunde gelegt wurde, gehört einer viel frühern Zeit an, da sie bereits fast unbrauchbar geworden war.

2. Die Quelle des Parzivalromans war ein ausführlicheres lateinisches Gral- und Artusbuch in einem Kloster (Glastonbury) auf der Insel Avalon. Dieses Werk hat einen Ritter-Priester oder einen gewesenen Ritter unter den Mönchen jener berühmten Abtei zum Verfasser und muß, wenn nicht früher, in der Zeit nach dem ersten Kreuzzug bis etwa 1150, spätestens um die Zeit des dritten Kreuzzuges entstanden sein.

[1] Auf die von dem verdienten Gelehrten S. 141 u. 142 noch zusammengestellten Einzelheiten gehen wir nicht weiter ein, um endlich zur Darstellung der Entwicklung der Gralsage überzugehen.

294. Aeußere Grü
geſchichte ohne Beimiſchu
als eine der älteſten von
erkennen (Nr. 279). Es
von uns überſetzten Proſa
die bemerkenswerthen Züge
daran unſere Erörterungen
Entwicklung der Sage noch
verfahren wir in zweiter Li
und dem „Merlin“ und endl
ſuche“. Die Vergleichung der
eingelegten Erläuterungen mac
haltes der einzelnen Gralbichtur
doch iſt dieſem Uebelſtande dur
Mittel, ſo gut es anging, abz
die bereits in der Einl
das Fehlende erſetzen. Zunächſt
Gedichte.

Die Menſchen waren durc
Hölle überliefert, durch die Jun
von Gott der Erlöſer geſchenkt.
doch ſelbſt im Dienſte des Pilatu
Oberſter von Jüng

er vermeinte dabei den zehnten Theil von dreihundert Silberstücken einzubüßen. Darum verkaufte er seinen Meister an die Juden und löste genau die verlorene Summe von dreißig Silberstücken. Der Handel betrübte Joseph tief. Als nun Jesus am Donnerstage im Hause Simons sein letztes Mahl hielt, sprach er zu den Jüngern die Worte: „Ich kann euch nicht alles sagen, aber eines wisset: Einer, der mit mir ißt und trinkt, wird mich dem Tode überliefern.“ Da fragte Judas, ob er ihn damit meine, und der Herr erwiederte: „Judas, wie du sagst.“

295. Es war aber in dem Hause ein sehr schönes Gefäß, in dem Christus das Sacrament consecrirte. Das fand und nahm ein Jude nach der Gefangennehmung weg und brachte es zu Pilatus, der inzwischen den Heiland richtete und kreuzigen ließ. Die Verurtheilung erfüllte Joseph mit Schmerz und Unwillen; er eilte zu Pilatus und sprach: „Herr, ich und meine fünf Ritter haben dir gedient, ohne Sold zu erhalten; auch begehre ich keinen Lohn, aber ich bitte um eine Gabe, die du mir leicht gewähren kannst.“ Pilatus sagte dieselbe zu, und Joseph sprach: „Ich verlange den Leichnam Jesu, den man mit Unrecht ans Kreuz geschlagen hat.“ Pilatus wunderte sich, daß er nichts Größeres verlange, und willfahrte und gab ihm noch, als die Wachen Schwierigkeiten machten, aus seiner Umgebung den Nicodemus bei, ja schenkte ihm wegen seiner großen Liebe zu Jesus auch das Gefäß; denn er selbst wollte dem Verdacht entgehen, als habe er etwas zurückbehalten. Nicodemus brachte Zange und Hammer mit, und so nahmen sie den Herrn vom Kreuze. Beim Waschen bluteten die Wunden von neuem. Da gedachte Joseph, wie der Felsen geborsten war durch die Kraft des Blutes, das vom Kreuze darauf niederrann. Schnell griff er zu seinem Gefäße und fing das Blut darin auf. Nachdem er nun die

Wunden der Hände und Füße und der Seite gewaschen und das Blut gesammelt hatte, begrub er den heiligen Leib in einer Felsengruft, die für seinen eigenen Gebrauch bestimmt war. Diese That empörte die Juden, und ihr Hoher Rath beschloß, die beiden Männer umzubringen. Nicodemus entrann durch die Beihilfe eines Freundes; Joseph aber wurde nächtlicherweile ergriffen und in ein Thurmverließ gesperrt und an eine Kette geschlossen. Das Verschwinden Josephs verdroß sogar den Pilatus.

296. Der Herr vergaß seines treuen Dieners nicht: in der Frühe des Auferstehungstages erschien er ihm im Gefängnisse, das heilige Gefäß in der Hand, das da mit seinem Glanze den ganzen Raum hell erleuchtete. Joseph wurde beim Anblick des Gefäßes mit hoher Freude und mit der Gnade des Heiligen Geistes erfüllt. Als der Heiland sich zu erkennen gab, fragte Joseph, ob er ihn nicht befreien werde. Es erwiederte aber der Herr: „Pilatus hat dich für alle Dienste bezahlt, da er dir meinen Leib und mich selbst schenkte.“ — „Ach nein, Herr,“ rief Joseph, „sage nicht, daß du in meinem Besitz und meiner Obhut seiest.“ — „Doch, Joseph, wahrlich, ich sag' es dir: ich gehöre den Guten und die Guten mir.“ Nun reichte ihm Christus das große, kostbare Gefäß mit dem hochheiligen Blute dar; es wunderte sich aber Joseph sehr, weil es in seinem Hause verborgen gewesen. Sprach aber der Herr: „Joseph, bewahret dies, du und der, dessen Händen du es anvertrauen wirst! Hüte es treu und befiehl es nicht mehr als dreien anderen an. Sie sollen es empfahen im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und müssen alle glauben, daß diese drei Personen Eins sind.“

Joseph nahm das Gefäß entgegen, und der Herr fuhr fort, also zu reden: „Du weißt, Joseph, daß ich am Donnerstage

bei dem Abendmahl im Hause Simons Wein und Brod für meine Freunde segnete und ihnen sagte, daß sie im Brode mein Fleisch äßen und im Weine mein Blut tränken. Joseph, die Abendmahlstafel wird in manchem Lande erneuert werden. Wie du mich vom Kreuze abnahmst und im Grabe beisetztest, so werden mich die, so mich opfern, auf den Altar legen. Das Tuch, in welches mein Leib gehüllt war, wird Corporale heißen, und das Gefäß, in welches du das Blut meiner Wunden sammeltest, wird Kelch genannt werden. Die Patene auf demselben bedeutet den Stein des Grabes, unter dem ich versiegelt ward." Verhieß ihm dann der Herr noch, daß, wer dieses Gefäß anschaue, in seiner Gemeinschaft sein, und daß ewige Freude und seligste Wonne das Herz dessen erfüllen solle, der solche Worte begreife und annehme; vor Richterstühlen werde er sie schützen und in Schlachten unbesieglich machen.

* * *

297. Auf die letzten Worte des Herrn, bei denen wir zunächst stehen bleiben müssen, legt der Verfasser des Gedichtes so großes Gewicht, daß er beifügt:

Und solches könnt' ich nicht berichten,
Und wünscht' ich selbst es noch so sehr,
Wenn mein das große Buch nicht wär',
Wo ich die Mär' geschrieben fand
Durch hoher Priester Kunst und Hand:
Das groß' Geheimniß allzumal
Steht dort, das man benannt den Gral.

Es ist kein anderes Geheimniß als das der mystischen Grablegung Christi beim Opfer der Messe, die gläubig erfaßte Bedeutung dieser Feier, die Gnade und Wonne, welche dieser Gemeinschaft mit Christus in Kraft seines Leidens entströmen, endlich die Zuversicht und Sicherheit, welche

also hier als Sinnbilder
nerstag zu jeder Zeit un
ristische Gedächtnißfeier d
sogar mehr als Symbol,
mit dem vom Herrn am
und dasselbe noch dauern
willkürliches Zeichen, sonde
bild und Wirklichkeit zugleid
der That nach kirchlicher Leh
als unblutige Erneuerung d

298. Die sinnbildliche
Kelch und Patene als Grab
und Schlußstein entsprid
bei deren Feier sie dienen,
fassung in der Kirche. Der
ist das Opfer der Messe aud
Kreuzestodes, also der Altar
stammes, so ist die Erneu

[1] „Tamquam leones

weſentlich eine unblutige und die Art ſeiner Gegenwart, ſozuſagen, eine zwiſchen Leiden und Verklärung vermittelnde. Daher kann recht wohl die den Tod des Herrn und ſeine glorreiche Auferſtehung vermittelnde Grablegung zur heiligen Meſſe in beſondere Beziehung geſetzt werden. Dies ſcheint um ſo eher ſtatthaft, als das Opfer des Altares zugleich Sacrament iſt mit der Beſtimmung, ſei es in dem Tabernakel aufbewahrt, ſei es in den Mund der Gläubigen, als in ein myſtiſches Grabmal, gelegt zu werden. Noch iſt weiterhin nicht zu überſehen, daß ſchon deswegen leichter von der Vergleichung des Altares mit dem Kreuze (was näher zu liegen ſcheint) abgeſehen werden kann, als das Meßopfer doch unmittelbar die Erneuerung des Abendmahles iſt, und von Alters her das Crucifix auf dem Altare genugſam an das Kreuz erinnert[1]. Kurz, die Gralſage verbindet in ſolcher Weiſe die doppelte Symbolik des Altares als Opferſtätte und als Speiſetiſch, daß ſie den Grabesfelſen mit überragendem Kreuz — man wird ſich Chriſti Grab ja in der That ganz nahe neben oder unter dem Kreuz des Golgathahügels denken müſſen — und andererſeits die Abendmahlstafel mit dem Kelch, der Schüſſel und dem übrigen Geräthe in und auf dem Altar der chriſtlichen Kirche einheitlich dargeſtellt ſieht. Die Geläufigkeit dieſer Symbolik möge hier nur Dr. Nic. Gihrs zuverläſſiges Zeugniß beweiſen[2]. „Der Altar iſt ferner ein Bild jenes ehrwürdigen Tiſches,

[1] „Ab aspectu crucis sacerdoti celebranti passio Christi in memoriam revocatur, cuius passionis viva imago et realis repraesentatio hoc sacrificium est, mortem cruentam Salvatoris nostri incruente exprimens, tamquam idem sacrificium, quod in cruce oblatum est, quamvis diverso modo offeratur.“ Bona, Rer. liturg. I, 25, 8.

[2] Das heilige Meßopfer, dogmatiſch, liturgiſch und ascetiſch erklärt. Freiburg, Herder.

an dem Chriſtus mit ſeinen Jüngern das euchariſtiſche Opfer und Opfermahl feierte; er wird auf die ſteinerne Grabeshöhle bezogen, in welcher der durchwundete Opferleib Chriſti ruhte; er weiſt zurück auf die hohe Opferſtätte Chriſti, nämlich auf den Kalvarienberg und das Kreuz, wo in der Fülle der Zeit das blutige Opfer der ewigen Erlöſung vollbracht wurde: der mit dem Crucifixe geſchmückte Altar iſt das myſtiſche Golgatha." Und wiederum: „Der Kelch iſt das Grab, während die Patene der Stein iſt, womit jenes verſchloſſen war; das Corporale iſt dann das Leintuch, worin der heilige Leib, die Palla aber das Schweißtuch, worin das blutüberronnene Haupt Jeſu gewickelt war." Der Verfaſſer ſtützt ſich hierfür auf die Zeugniſſe des Suarez (In III. dist. 81, 7, 1) und des Durandus (Ration. 4, 29, 4)[1]. Authentiſch iſt das Zeugniß des Weihegebetes der Kirche über Kelch und Patene, „daß ſie ein neues Grabmal für den Leib und das Blut des Herrn werden mögen".

299. Zwei Dinge mögen in ſolcher Deutung auffallen. Erſtens kommt die Beziehung auf das Grab zweimal vor, im Altare und im Kelche. Allein das iſt eben nothwendig, da auf dem Altare wenigſtens für die Weingeſtalt ein beſonderes Gefäß unerläßlich wird. Die Unangemeſſenheit der doppelten Symbolik kann aber leicht dadurch umgangen werden, daß man den Kelch als die Gruft denkt, welche den Leib des Herrn unmittelbar umſchloß, und den Altar als den ganzen Felſengrund, auf dem ſich Grabmal und Kreuz zuſammenfanden. Auf dem Altare ſehen wir ja das Crucifix und den Kelch vereinigt.

Sodann bedarf die Patene, welche mit dem Kelche verbunden erſcheint, offenbar nicht minder als der Kelch einer

[1] Andere ſchlagende Belege ſiehe Birch-Hirſchfeld S. 221.

Beziehung auf den Abendmahlstisch; die auf das Grab allein will schon darum nicht genügen, weil die Tafel des Abendmahls in der Gralsage eine so hervorragende Bedeutung hat. Boron spricht eine solche Beziehung nicht aus; er sagt nur: „Die Patene bedeutet den Stein des Grabes." Es ist aber für die folgenden Erörterungen nicht unwichtig, ihr den Platz auf der Abendmahlstafel anzuweisen. Gihr bemerkt, die Patene sei ein offenes Gefäß, das mehr Weite als Tiefe habe[1]. „Sie wurde wohl schon in der apostolischen Zeit zur Opferfeier verwendet. Zur Aufbewahrung des Chrisma's gab es früher auch sogen. patenae chrismales, die selbstverständlich hohler und vertiefter waren. Der heilige Discus der Griechen ist bedeutend größer und tiefer, als unsere Patene; er wird deshalb nie auf den Kelch gelegt, sondern steht immer neben dem Kelch, aber auf einem etwas niederern Fußgestell." Nun scheint die Vermuthung nahe zu liegen, die Patene sei nichts anderes als die etwas weitere und tiefere Schüssel, deren sich der Herr beim letzten Mahle bediente; diese wäre dann später, zumal in der abendländischen Kirche, so verkleinert worden, daß sie vielmehr den Namen „Schale oder Scheibe" (patena, discus) verdiente[2]. Als Kelchdeckel bildete sie nun (im Abendlande) die natürliche Ergänzung zu dem das Grab sinnbildenden Gefäße und wurde mit dem Schlußstein des Grabes verglichen.

300. Boron gibt eine solche Erklärung, wie gesagt, nicht, so leicht sie gerade ihm sich aufdrängen mochte. Das letztere erhellt aus folgender Erwägung Birch-Hirschfelds (S. 215 f.): „Von der Gnade des Gefäßes sind die Sünder ausgeschlossen, und Strafe trifft den, der, Verrath im Herzen

[1] Das bezeichnet auch im classischen Sprachgebrauch patina und πατάνη.

[2] In der Schrift heißt sie paropsis, τρύβλιον.

bergend, trügeriſch an der Gnade theilnehmen will. Dieſen Gedanken führt der Dichter aus in der Geſchichte von Moſes, li faux disciples[1]. Aber er gedenkt dabei der Schilderung des letzten Abendmahles Chriſti, das er im Anfang ſeines Gedichtes in Anlehnung an das Matthäus-Evangelium erzählt hatte (v. 319 ff.). In dem Abendmahle glaubt er nun einen Vorgang zu erkennen, bei dem die Wahren von den Falſchen, die Treuen von den Ungetreuen geſchieden werden. Judas hat ſich zu dem Mahle trüglich hinzugedrängt und ſitzt unter den Getreuen, da taucht der Heiland mit ihm in die Schüſſel, und der Verräther wird erkannt, Matth. 26, 23: Er aber erwiederte und ſprach: Wer die Hand mit mir in die Schüſſel langt, wird mich verrathen. Aus dieſen Worten leitete Boron die Bedeutung her, die er ſeinem Grale beſonders beilegte, denn ſchon beim letzten Mahle Chriſti ſchien ihm die Schüſſel dazu gedient zu haben, den Verräther zu überführen." Die genauen Worte des Dichters lauten:

„Er ißt und trinkt am gleichen Tiſch,
Der mich verkauft verrätheriſch."
Da er geſprochen dieſes Wort,
Frug Judas unſern Herrn ſofort:
„Sprichſt du das Wort von mir allein?" –
„Es iſt, wie ſagt die Rede dein!"

Alſo die an die Abendmahlsſchüſſel von ſelbſt ſich knüpfende Idee, daß ſie die Kraft und die Beſtimmung habe, Reine und Unreine zu ſcheiden, hat Boron zu einem leitenden Gedanken ſeines Gedichtes gemacht; ſein Gral und ſeine Tafelrunde haben eben dieſe Kraft, zu ſcheiden zwiſchen Gut und Bös. Allein es iſt nichtsdeſtoweniger unläugbar, daß ihm die genannte Beziehung nicht völlig klar vorſchwebte, und es iſt wahrſcheinlicher, daß er weniger an die Schüſſel des

[1] Das wird die weitere Erzählung Borons unten ergeben.

Abendmahlstisches, als an die Tafel selbst und die an derselben abgespielte Scene dachte. Gerade die Schüssel nennt er ja in den angeführten Worten nicht, und jene Wirkung verbindet er thatsächlich mit dem Kelche. Daher nimmt denn auch Birch-Hirschfeld eine stillschweigende Verwechslung der Schüssel mit dem Kelche durch Boron an. Das wäre nun sicher ein Zeichen so großer Unklarheit in der Auffassung, daß wir Anstand nehmen, ihm dieselbe zuzutrauen. In der That führt er sein wunderbares Gefäß das erste Mal eher im Gegensatz zu der Schüssel ein, aus der Judas aß (Nr. 295). Wir nehmen also lieber an, daß er nur im allgemeinen die Theilnahme am Abendmahle Christi die Wirkung ausüben läßt, Gute und Böse zu unterscheiden, weshalb es auch später, wie wir sehen werden, nicht die Berührung oder der Anblick des Grales, sondern bloß der Sitz an der Tafelrunde ist, welcher dem falschen Jünger verderblich wird. Es folgt also, daß Borons Gedicht die Schüssel des Abendmahls gar nicht berücksichtigt, sondern einfach an den Kelch anknüpft, in welchem Christus seinen Jüngern im Abendmahlssaale sein kostbares Blut zu trinken gab, und daß er das Beispiel des Judas nur insofern benützt, als er damit die Worte des kirchlichen Hymnus erläutert:

Guten, Bösen wird's beschieden,
Doch nicht beiden ist's zum Frieden;
Leben wirkt es und Verderben.

Es bleibt bei ihm die Beziehung der Patene zum Abendmahlstische unausgesprochen, so nahe die Worte Christi über Judas sie ihm in der That legten. Er gebraucht ganz einfach das Wort graal, welches man „Schüssel" zu übersetzen pflegt, auch für den Kelch; dieser ist bei ihm das einzige Gralgefäß.

301. Nun gehen aber andere Graldichtungen gerade von der Schüssel des letzten Abendmahles aus und legen dieser

...s heiliges
sich unter dem Wei
Die natürlichste Au
neben dem Kelche
consecrirten Brodes be
beim letzten Abendma
gemeinschaftlichen Schi
und austheilte", und
noch „in eine Schüssel
sich als heilige Reliquie
gebrauchte man nicht m
Aufnahme des geweihten
zum Bedecken des Kelches,
oder zur Austheilung der
genlande. Dennoch werde
auch beiden Schüsseln bege

302. Möglich war es
Schüssel der Kelch ganz vers
die Schüssel neben dem Kel
sächlich vor. In diesem Fal
ganz außer Berühr...

so vertrat sie einfach die Stelle des Kelches. Alle diese Möglichkeiten, die wir hier ein für allemal zusammenstellen wollten, sind in der Gralsage zum Ausdruck gekommen (Nr. 308. 319. 336. 351. 357 ff.).

303. Kehren wir nun zum Boron'schen Gedichte zurück. Das Ergebniß unserer bisherigen Betrachtung ist folgendes: Die Symbolik des Grales betrifft das Opfer der heiligen Messe als mystische Grablegung Christi und als Erneuerung des Abendmahles, bei welchem das heilige Gefäß zuerst gebraucht wurde; die Heiligkeit desselben schreibt sich außerdem von der Aufnahme des Blutes her, welches aus den Wunden des Herrn floß, und seine Kraft besteht darin, Reine und Unreine ebenso zu scheiden, wie der Herr beim Abendmahle aus den zwölf Jüngern den Verräther aussonderte.

304. Es erübrigt noch, daß wir die von Boron gesetzte Verbindung Josephs von Arimathäa und Nicodemus' mit dem Grale verstehen. Die Grundlage dazu bot die heilige Schrift selbst. Joseph und Nicodemus besorgten das Begräbniß des Heilandes. Wurde nun das Gralgeheimniß als Symbol der Grablegung aufgefaßt, so mußten jene beiden Männer irgend einen ehrenvollen Dienst beim Grale behalten. Allerdings wird Nicodemus nach der ersten Einführung fallen gelassen, und weiter nur von Josephs Einkerkerung erzählt. Diese nämlich mitsammt der Erscheinung Christi in der Auferstehungsnacht fand der Dichter bereits in der Ueberlieferung berichtet. In den Gesta Pilati nämlich, dem ersten Theile des uralten sogenannten Nicodemus-Evangeliums[1], spricht Joseph vor dem Hohen Rathe also: „Am Charfreitag um die zehnte Stunde schlosset ihr mich in den Kerker ein, und ich blieb darin den ganzen langen Sabbath. Um Mitter-

[1] Wülcker, Evangelium Nicodemi.

Er entgegnete: Ich
latus erbeten und i
Schweißtuch über d
neues Grabmal geleg
gewälzt. Dann erwie
mir den Ort, wo ich
zeigte mir die Stätte d
ich untergelegt, und da
Antlitz bedeckt hatte, un

Den Schluß dieſer G
gänger?) ſo abgeändert,
die Stelle des gezeigten
Symbol desſelben, der
Dieſer aber iſt in der
Meſſe; daher ſpricht der
Worte der Gesta Pilati
heiligen Gefäßes bezüglic
demnach", ſagt Birch-Hirſ
wo der Dichter einſetzte,
zu bringen. Wir

Dieſe kann recht wohl aus anderen Quellen abgeleitet werden (Nr. 379). Alſo die Erzählung des Evangeliums vom letzten Abendmahle, ſodann von Joſeph und Nicodemus als Beſorgern des Begräbniſſes Jeſu, die Legende in den Gesta Pilati und die Ueberlieferung von der Leidensreliquie, endlich die Myſtik der Meßfeier bilden den Grundſtoff zur Grallegende. Der Nachdruck, mit welchem die „geheimen Worte“ Chriſti hervorgehoben und immer von neuem wiederholt werden, zeigt deutlich, daß die auf das Altarsgeheimniß bezügliche Myſtik den Grundgedanken des Boron'ſchen Gedichtes ausmacht; näher beſtimmt wird aber weiterhin dieſes Geheimniß als ein dem Unreinen unnahbares und dem Verwegenen verderbliches: das iſt die zweite Idee, welche dem Stoffe abgewonnen wird.

305. Die Frage indeſſen, ob wirklich der Verfaſſer unſeres Gedichtes (wenigſtens in Frankreich) der erſte war, welcher die Grallegende ſchuf oder in die Literatur einführte, möchten wir nicht ſo unbedingt bejahen. Es iſt allerdings wahr, daß uns keine franzöſiſche Graldichtung vorliegt, für die ein höheres Alter ſtreng zu erweiſen wäre. Denn wie ſchon die proſaiſche Faſſung desſelben Textes mit gutem Grunde als jünger betrachtet wird, ſo läßt ſich auch keinerlei Abhängigkeit von einer uns erhaltenen Gralgeſchichte wahrſcheinlich machen, und ſtimmt der ſchlichte Stil des Gedichtes ganz mit der Annahme ſeiner Urſprünglichkeit. Auf der andern Seite iſt aber nicht zu überſehen, daß ſolche Erwägungen nur den Werth negativer Beweiſe haben. Denn ſelbſt die Einfachheit und Natürlichkeit der Darſtellung kann recht wohl in der Perſönlichkeit des Schriftſtellers allein begründet ſein, und es mag umgekehrt wohl auch einmal ein erſter Bearbeiter eines Stoffes den größten Reichthum an Phantaſie, Gedanken und

Kunst aufweisen. Am wenigsten aber läßt sich entscheiden, ob nicht etwa ältere verlorene Bearbeitungen der Gralsage der Boron'schen vorausgingen. „Von der reichen Literatur", sagt Herz[1], „ist uns vieles erhalten; noch mehr scheint verloren, und die lückenhafte Ueberlieferung gibt uns manches Räthsel auf." In der That weisen uns die vorliegenden Gralgeschichten immer und immer wieder auf ältere verlorene Quellen zurück, und sind obendrein selbst so verschiedenartig nach Stoff und Ideen, daß unseres Erachtens bereits mehrfache unabhängige Fassungen des Gegenstandes zum Ausdruck gekommen waren, ehe jene geschrieben wurden, die uns vorliegen. Keinesfalls kann man sie alle auf das Boron'sche Werk, selbst wenn man die ganze prosaische Fortsetzung dazu nimmt, als einzige Quelle zurückleiten.

306. Boron selbst deutete schon Nr. 297 auf ein Buch des grands clercs hin; noch einmal sagt er gegen Ende des Gedichtes, daß er die Fortsetzung einem andern Buche zu entlehnen gedenke. Die merkwürdige Stelle enthält freilich zugleich die Behauptung, „die große Geschichte vom Gral sei bis dahin von keinem sterblichen Menschen behandelt worden". Diese näher zu betrachtenden Worte lauten:

Die vier Geschichten[2] zu verbinden,
Muß man sich einzeln unterwinden
Der Theile erst, und wohl ich meine,
Daß keiner sie gehörig eine,
Der nicht die höh're Mär' vom Gral
Erzählen hörte schon einmal,

[1] Die Sage von Parzival und dem Gral S. 5.

[2] Es handelt sich um die Geschichte von vier Personen, von welcher am Schluß des Gedichtes die weitere Entwicklung erwartet wird; der Verfasser entschuldigt sich, warum er dieselbe vorderhand fallen lassen müsse.

Die Mär', die laut're Wahrheit ſagt,
Daran ein Zweifel unterſagt.
Doch zu der Zeit, da ich's berichte
Und bei Herrn Gautier friedlich dichte,
Der ſich von Mont-Belial genannt,
Iſt keine Dichtung noch bekannt
Zur großen Sage von dem Gral:
Kein Sterblicher traf dieſe Wahl.
Doch jedem ich in Treuen ſag',
Der ſolch ein Buch begehren mag:
Wenn mich der Herr geſund erhält,
So iſt mein Wille drauf geſtellt,
Die Theile einmal zu verbinden,
Kann ich in einem Buch ſie finden [1].

Wir glauben, daß hier Boron ein unabweisbares Zeugniß dafür ablegt, daß er nach älteren Vorlagen arbeite oder doch ſolche vorausſetze. Was er am Schluß von der noch zu

[1] Ces quatre choses rassembler
Couvient chaucune et ratourner
Chascune partie par soi
Si comme ele est; meis je bien croi
Que nus hons ne's puet rassembler,
S'il n'a avant oi conter
Dou Graal la plus haute estoire,
Sanz doute ki est toute voire.
A ce tens que je la retreis,
O mon Seigneur Gautier en peis,
Qui de Mont-Belyal estoit,
Unques retreite este n'avoit
La grant estoire dou Graal
Par nul homme qui fust mortal;
Meis je fais bien a touz savoir
Qui cest livre vourront avoir
Que se Diex me donne sante
Et vie, bien ei volonte
De ces parties assembler,
Se en livre les puis trouver.

zu leſen iſt, bis hierher
weg, dieſer Folgerung au
ein bedeutungsloſes Vor
bisher nicht berückſichtigt
wäre ein ſolches Vorgebe
doch nur ſchwerwiegende
ſolches vorauszuſetzen, un
Märe vom Gral", welche
wird, iſt feierlich genug,
zähler, wie Boron ſich ern
beziehung glauben zu laſſe
worte auf einer neuen E
Denn daß es ſich hier un
man daraus ſchließen, daß
auch in der Proſa-Bearbei
wie die obigen Worte in
es hier auf dieſe Frage w

Nun erwäge man noch
ein „Buch vom heiligen G
geſchrieben, als Quelle ha-

ſcheinbar enthaltene Widerſpruch. Es muß alſo wohl eine, wahrſcheinlich lateiniſch abgefaßte Viſion in Umlauf geweſen ſein, welche die Geſchichte des heiligen Gefäßes in ähnlicher Faſſung enthielt, und deren poetiſche Ueberarbeitung (retreire[1]), ſo weit Borons Kunde reichte, noch nicht unternommen war. Somit braucht er ſelbſt, der doch ſonſt keinen Ueberfluß an Erfindungstalent verräth, die Sage durchaus nicht erſt geſchaffen zu haben.

Einige Verſe, welche bald auf die citirten folgen und von den gleichen Perſonen reden, ſcheinen ſogar eine allgemeine Bekanntſchaft mit der Gralgeſchichte vorauszuſetzen:

Ich weiß, wird man ſie hier vermiſſen,
Iſt niemand doch von ſolchem Wiſſen,
Der wähnte, daß ſie ſei'n verloren,
Dem nicht ihr Schickſal kam zu Ohren,
Und unbekannt blieb, was ich meine,
Wenn ich ſie hier nicht gleich vereine[2].

Es iſt alſo höchſtens ſo viel aus Borons Worten zu entnehmen, daß ihm eine eigentliche poetiſche Bearbeitung der in der Hauptſache vorliegenden Gralſage unbekannt war.

Vielleicht iſt es auch nicht ohne Bedeutung, daß er gerade am Schluß der Legende, alſo dort, wo es ſich um die An-

[1] Traire und troitier, ſagte unſer Roman; er kannte nur eine romaniſche Behandlung der Sage (Nr. 287); bei dem Worte clerc denkt man auch zunächſt an eine lateiniſche Quelle.

[2] Dies muß der Sinn der allerdings ſchwierigen Worte ſein:

Mais se je or les leisse a tant,
Je ne sai homme si sachant
Qui ne quit que soient perdues
Ne qu'eles serunt devenues
Ne en quele senefiance
J'en aroie feit dessevrance.

Das ne-ne bedeutet „entweder — oder"; die beiden letzten Satztheile mit ne ſind aber ſo conſtruirt, als ob das im Sinne liegende qui ne sache ausdrücklich geſetzt wäre.

Buche zu forſchen. Er
nichts weiter behaupten,
oder die „höhere“ (la
durchgeführte Geſchichte v
nommen ſei, obſchon er
ſprechenden, etwa lateinis
ſogar als bekannt voraus
das homme mortal nic
prägnanten Sinne genom
das auf ſich beruhen.

307. Zur Ergänzung bi
„Großen heiligen Gral
wie folgt:

Der Verfaſſer dieſes Buch
es war in der Nacht vom Grün
Jahres 717 nach dem Leiden
eine Stimme dreimal ſeinen N
ſchlug, ſah er die leuchtende G
Der Einſiedler hatte aber kurz
heiligen Dreieinigkeit nachgehang
und ſtreng. Dann übergab er i
Hand geſchrieben hatte, und von

las die heilige Messe und verschloß das Büchlein in ein Kästchen, und gedachte am Ostertage weiter zu lesen. Doch sieh, als das Fest erschien, fand er das Buch nicht mehr, und eine Stimme vom Himmel rief ihm zu, er müsse dasselbe erst mühsam wieder verdienen. Er hat eine wunderſame Reise zu machen, nach deren Beendigung ihm Christus den Befehl ertheilt, das Buch bis zum Himmelfahrtstage abzuschreiben.

308. Der Inhalt wird nun mitgetheilt. Unter den wenigen Anhängern Christi, „so meldet die Schrift vom heiligen Grale", fand sich ein edler Ritter, Joseph von Arimathäa; er hatte auch einen Sohn Joseph, doch ist dies nicht jener, den die Urkunde so oft als Zeugen aufführt, sondern ein anderer, eben so gelehrter. Da Joseph, der Gute Ritter, seinen Heiland, der gekreuzigt war, nicht mehr lebend haben konnte, eignete er sich alles zu, was dessen heiligen Leib berührt hatte. Im Abendmahlssaale fand er die Schüssel (Schale, escuele), aus welcher der Herr mit den Jüngern gegessen hatte. Von Pilatus aber, dem er volle sieben Jahre gedient hatte, erbat er sich als Lohn den Leichnam Christi. Da er ihn erhalten, legte er ihn in sein Felsengrab. In der Schüssel aber sammelte er das den Wunden entströmende Blut und trug es nach Hause. Die Bestattung reizte den Zorn der Juden, und diese schleppten ihn nachts in ein festgebautes Haus des Kaiphas außerhalb Jerusalems. Nach der Auferstehung entzog ihm Kaiphas jegliche Nahrung. Allein schon hatte der Herr sich des wackern Ritters erinnert, ihn zuerst von allen Menschen heimgesucht und mit der Zusicherung von Leben und Befreiung getröstet. Indessen sollte letztere nicht sogleich erfolgen; es brachte ihm darum der Heiland „zur Gesellschaft und zum Troste" die heilige Schüssel mit dem Blute.

Beachtenswerth ist in dieser Erzählung die Angabe der visionären Quelle, welche sich an den Namen Joseph knüpft. Josephus hieß auch der Gewährsmann im großen Parzival-Romane. Dieser Name bietet einen festen Anhaltspunkt für die oben (Nr. 306) ausgesprochene Ansicht, es sei eine berühmte Vision über den Gral Anlaß zu den erhaltenen Graldichtungen geworden. — Statt des Kelches gilt im Großen Gral die Abendmahlsschüssel als heiliges Gefäß. — Sehr bezeichnend ist die Beziehung der heiligen Dreieinigkeit auf den Gral, wie bei Boron (oben Nr. 296). Der Parzival-Roman hebt desgleichen immer wieder von neuem im Namen der Dreifaltigkeit an. Dieses Geheimniß ist (wie es auch

309. Sehen wir
weiteren Schickſale Jo
dichte. Wir finden hie
angezogen. Die Gesta
ſelbſt befreit werden; z
rung mochte aber eine St
Sueton Anlaß geben, die
Gefangenen, Namens Jo
kerung auf das beſtimmteſt
dem er zur Kaiſerwürde
(Veſp. 5). Der Krieg Ve
gegen die Juden (68—70
gern als Rachezug für die K
bei Dante); dabei war ma
beiden Kaiſer unklar genug
Herrſcher, bald Titus als de
Sohn zu betrachten. Ein Wu
nehmen die Veranlaſſung gege
Legende war (in anderer Fa
neben Veſpaſian regierenden S

lebend erwähnt[1]. Boron dichtet nun nach ſolchen oder ähnlichen Vorlagen (es gab auch eine beſondere Narratio Josephi Arimathiensis) folgendermaßen:

310. Veſpaſian, der Sohn des Kaiſers Titus zu Rom, litt am Ausſatze. Es kam aber ein Pilger aus Judäa heim, der noch Chriſtus den Herrn geſehen hatte und ſich all der von ihm gewirkten Wunder wohl erinnerte. Selbiger Pilger meinte nun zuverſichtlich, es werde auch der kaiſerliche Prinz geheilt werden, wenn er nur einen Gegenſtand, welcher Chriſtus gehört habe, berühre; er ging ſo weit, dem Kaiſer ſeinen Kopf zum Pfand der Heilung zu ſetzen. Nun wurde er in Rom gefangen gehalten, und kaiſerliche Boten an Pilatus abgeordnet, um von ihm eine Reliquie des Herrn zu fordern. Pilatus erzählte dieſen im geheimen von dem Leben, den Wundern und dem Tode Jeſu, auch vom wackern Joſeph, der ihn beſtattet habe, dann aber verſchwunden ſei. Seine Erkundigungen führten auf das Bildniß, welches im Beſitz der Veronika war, die es nur mit Widerſtreben herausgab und darauf beſtand, ſelbſt die Boten nach Rom zu begleiten. Kaum erblickte Veſpaſian das heilige Tuch, als der Ausſatz von ihm wich. Es beſtimmte ihn aber die Dankbarkeit, mit ſeinem Vater (!) Titus nach Judäa zu ziehen, um den Tod des Propheten an ſeinen Feinden zu rächen.

Zuerſt forſchte er im Lande genau nach den Umſtänden der Verurtheilung und Kreuzigung, auch nach Joſeph, der Jeſum begraben hatte. Ein Jude zeigte ihm den Thurm, in dem man ihn eingeſperrt; es meinten aber alle, er ſei darin verhungert. Der Kaiſer ging hinein und fand ihn zu ſeinem Erſtaunen noch wohl und geſund. Erzählte ihm dieſer aber gleich von der Weltſchöpfung durch den einen Gott, vom

[1] Siehe Birch-Hirſchfeld a. a. O. S. 217 f.

311. Joseph began
verbreiten. Zuerst bek
Gemahl Bron, und ver
glauben sollten, um ihr
Heuchelei, die nichts nütz
und Acker und Vermöge
mit ihnen in ein fernes
zusammen, und es ging
aber wich der Segen vo
Elend um. Das kam vo
Sinnenlust (luxure), der

312. Ihre Noth rühr
hilfe. Dieser suchte also
Gottessohne Rath. Die S
ihm, das Gefäß mit dem
zu stellen und sie zu erpr
habe Christus das Wort g
rathen werde, esse mit ihm
Judas sich voll Scham zurü
getrennt. Nach dem Muste
andere

auf die Seite den Fisch. Er rief nun seine Leute zur Tafel, setzte sich selbst an Christi Platz und ließ Bron zu seiner Rechten niedersitzen, jedoch so, daß zwischen ihnen ein Platz leer blieb: das ist die Stelle, welche einst Judas einnahm, und welche erst von einem Nachkommen Brons wieder besetzt werden soll. Es ließen sich also die, welche an die Trinität und an Christi Lehren und Gebote glaubten, an der Tafel nieder, und „ihre Herzen wurden ganz von Wonne und Süßigkeit erfüllt"; sie vergaßen sogar ganz auf ihre Umgebung. Doch fragte hernach einer derselben, Petrus mit Namen, die, welche sich nicht gesetzt hatten, was sie empfänden; sie erwiederten: „Gar nichts." Das waren die Sünder, die auf besagte Weise erkannt wurden. Joseph führte den „Dienst" des Grales zu Ende und ordnete an, daß die Reinen sich von nun an täglich so zusammenfinden sollten, um der „Gnade" Christi theilhaftig zu werden. Die anderen aber wollten doch den Namen des Gefäßes wissen, das so viel Glückseligkeit bewirkte. Petrus entgegnete: „Wer es mit dem rechten Namen bezeichnen will, wird es Gral heißen; denn niemand sieht den Gral, dem dieser nicht Annehmlichkeit und Wonne bereitete; denn Gral bedeutet Wonne." [1]

* * *

313. Halten wir hier wieder einen Augenblick inne. Joseph hat also durch die Wunderkraft des Gefäßes sein Leben im Kerker lange gefristet. Er bekehrt Vespasian zum Glauben an die Dreifaltigkeit, den Sündenfall und die Er-

[1] Die letzten Worte fügen wir zum Verständniß bei; im Französischen steht das Wortspiel von Graal, Gréal mit agréer = annehmlich, wonnevoll sein. Der Name des Gefäßes wird also vom lateinischen gratus abgeleitet und soll unmittelbar auf das höchste Glück hindeuten, das in demselben beschlossen ist.

...fahrt wird, e
Die Guten sondern
entzückender Wonne t
volle Tischgemeinschaft
„Wonne". Der Jud
jedem Eindringling V

Der Große heilig
gibt mit einigen Abände
wieder. Aber wie er ober
die Deutung des Meßritus
der Guten und Bösen und
Verfalles angefertigten Ta
ohne Speise im Kerker zu,
Tage. Nach Vespasians Rü
den Befehl, hinauszuziehen
Doch empfängt er gemäß der
vom Apostel Philipp die Ta
ganz schweigt und poetisch au
Werk der Glaubensverbreitung
Große heilige Gral einen gleich
hat den Zweck, weiter unten
Vaters Stelle zu setzen. (Von
wähnung.) Joseph zog nun na
Angehörigen ins

Anfertigung desſelben geboten, und verheißen, daß er mit ihm reden wolle, ſo oft er den Schrein im geheimen eröffne, doch ſolle außer ihm und ſeinem Sohne niemand die Schüſſel berühren. Joſeph verſuchte, den König der Stadt, Evalach mit Namen, zu bekehren; da derſelbe aber an die Geburt des Gottesſohnes aus einer Jungfrau und an das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht ſofort glauben konnte, verlangte er, Joſeph ſolle mit den heidniſchen Weiſen darüber disputiren.

Zuvor betete dieſer nun mit den Seinen vor dem Gralſchreine. Da erblickte ſein Sohn in demſelben den gekreuzigten Heiland und fünf Engel mit den Marterwerkzeugen. Ein Engel durchbohrte mit einer Lanze die Seite des Erlöſers, und es floß Waſſer und Blut heraus in die an der Erde ſtehende Schüſſel. Der Vater hatte dieſe Erſcheinung nicht, nahm aber einen roth überdeckten Altar und auf demſelben außer einer blutigen Lanzenſpitze und drei Nägeln einen goldenen Becher oder Kelch wahr. Engel näherten ſich mit Rauchfäſſern, einer aber brachte auf grünem Tuche die heilige Schüſſel. Nun trat der Heiland im Meßgewande an den Altar und weihte den jüngern Joſeph zum Biſchofe, lehrte ihn die Bedeutung der biſchöflichen Inſignien und ließ ihn die erſte Meſſe feiern. Der Kelch mit Wein und ein Teller mit Brod befanden ſich auf dem Altare. Bei der Wandlung verwandelte ſich das Brod auf dem Teller in Fleiſch und der Wein des Kelches in Blut, und der Biſchof ſah im Kelche die Geſtalt eines Kindes. Nach der Communion ſtellten Engel den Kelch mit dem Teller darauf in die heilige Schüſſel. Chriſtus hieß den Prieſter alltäglich dieſe Geheimniſſe feiern und allerorten Prieſter und Biſchöfe weihen. Das Oel aber, mit welchem der Heiland die Biſchofsweihe vollzogen hatte, diente ſeitdem zur Salbung aller Könige Britanniens (der „Bretagne") bis auf den Vater des Artus.

In der anberaumten Disputation vertheidigte Joſeph ſiegreich die Jungfräulichkeit der Gottesmutter und das Geheimniß der drei göttlichen Perſonen in Einer Natur. Dem Könige, welcher eben von dem ägyptiſchen Ptolomäus mit Krieg überzogen wurde, gab er einen Schild mit einem rothen Kreuze darauf: in dieſem Zeichen werde er obſiegen. Derſelbe nahm in der That den feindlichen König gefangen und bekehrte ſich bald zum Chriſtenthume.

314. Gemeinſame Züge der beiden Darſtellungen, die für das Verſtändniß der Gralſage Bedeutung haben, beziehen

... und letz
burg dargestellt. Der
göttlichen Inhalte des
als Eucharistie unaufh
Unterpfand der leiblich
(Nr. 268). Die Bezieh
Graldienste, der an d
Boron gehalten wird, o
doch um so weniger ver
ihm schon oben als mit
deutet wurde. Der Groß
nicht vorausgeschickt hatte
heilige Messe selbst feiern
unter bestimmtester Beziehu
der andere Prosaroman,
in der Augustinus-Kapelle
ähnlichen Wundern als my
Herrn, und wiederholte bei
Gawan (Nr. 48) genau di
Identität der Gral- und M

315. Diese Gleichstell...

löſungsgnade als auf die euchariſtiſche Vermittlung derſelben nur in Kürze hin, nämlich: durch die Symbolik des Charfreitags und der Hoſtie und durch den Inhalt der katechetiſchen Belehrung Trevrizents über Erlöſung und Prieſterthum. Verweilen wir hier einen Augenblick, um handgreiflich zu erkennen, wie die Gralſage in Deutſchland, Frankreich und Britannien *weſentlich denſelben Charakter aufweiſt*. Der Charfreitag kommt in den Graldichtungen immer wieder vor. Bei Wolfram wird dem Parzival an dieſem Tage die Gnade der Bekehrung zu theil oder doch angeboten, und die Hoſtie auf dem Gralſteine wird an demſelben Tage erneuert. Im Texte des Großen Grals hat der Einſiedler in der Nacht vom Gründonnerstage auf den Charfreitag ſeine Viſion. Bei Chreſtien thut Parzival von dieſem Tage bis Oſtern Buße in der Klauſe ſeines Oheims. Im großen Proſaroman aber zieht Gutritter in der heiligen Woche aus dem Vaterhauſe, um ſeinem höhern Berufe zu folgen, und der Kleine Gral oder Borons Gedicht berichtet gleich eingangs die hiſtoriſchen Geheimniſſe des erſten Gründonnerstags und Charfreitags. Die Beziehung auf das *Leiden Chriſti* iſt dem Gral in der That vor allem weſentlich; denn alle Gnade des Chriſtenthums gründet im Blute des Erlöſers; dieſes iſt es, welches den Gralkelch oder die Gralſchüſſel einſt durch Berührung geheiligt hat und noch jetzt durch fortdauernde Gegenwart anbetungswürdig in ihrem Inhalte macht. So im Kleinen und Großen Gral und in dem Roman von Gutritter. Wenn nun auch Wolframs Gral als Edelſteinplatte einer (ausgeſprochenen) Beziehung auf das Leiden des Erlöſers entbehrt, ſo iſt, wie geſagt, ein gewiſſer Erſatz dafür in der immerhin verſtändlichen Symbolik des Charfreitags gegeben; ob außerdem noch in der Lanze, die wir eben als Leidenswerkzeug erwähnen hörten, wird ſich unten (Nr. 344) ergeben. Es

wird hier aber völlig klar, warum in den drei obgenannten Gralerzählungen das Leiden des Gottessohnes immer und immer wieder erwähnt oder in Bildern (z. B. auf dem Thore der Gralburg, oben Nr. 46) veranschaulicht wird.

316. Die Hostie (Oblate) bei Wolfram ist nun aber ein unwidersprechlicher Beweis, daß der Dichter auch nicht die stete Erneuerung und Zuwendung der Erlösung durch die Eucharistie übersehen, sondern als eine wesentliche Idee in der Gralsage betrachtet hat. Damit erhält zugleich seine mit den köstlichsten Speisen besetzte Graltafel ihre feste Bedeutung als nachgeahmte Abendmahlstafel und Communiontisch, zumal die Symbolik der Speisen und ihrer Wirkungen auf dieselbe Vorstellung führt. Viel deutlicher war, wie schon ausgeführt, in den französisch-britischen Graldichtungen der Gral zum Opfer und Sacrament des Altares in Beziehung gesetzt. Ja, die durchaus herrschende Anschauung verband den Gral unmittelbar und ursprünglich so gut mit der Abendmahlstafel als mit dem Kreuze des Herrn, und öfter stellte man ihn noch außerdem auf eine nachgeahmte Abendmahlstafel; beim Abendmahle wurde aber eben die Eucharistie als Opfer und Sacrament eingesetzt. Das Priesterthum ist zu derselben heiligen Zeit mit der Verwaltung desselben betraut worden; es spielt daher gleichfalls in den Graldichtungen mit Recht eine große Rolle. Bei Boron, der überhaupt Scheu zeigt, überdeutlich zu werden, tritt es nicht aus dem mysteriösen Hintergrund hervor. Die anfängliche Deutung der heiligen Meßgeräthe genügte wirklich, um später den Dienst des Grals als Meßfeier erkennen zu lassen, und entsprechend wird also einfach vorausgesetzt, daß Joseph des priesterlichen Amtes walte. Der Große Gral befleißt sich einer größern, vielleicht nicht ganz so poetischen Deutlichkeit und läßt in Josephs Sohne einen Priester auftreten, der als jungfräulicher Diener

des Altares eine ideale Gestalt ist und sogar bald den Vater aus seiner Rolle verdrängt. Der große Parzival-Roman aber führt Einsiedler-Priester ein, deren Würde doppelt ehrwürdig erscheint. Bei Chrestien und Wolfram endlich wirkt gleichfalls ein Einsiedler-Priester die Bekehrung des Haupthelden; aus Wolfram sei außerdem an die Schlußermahnung Trevrizents an Parzival erinnert, in welcher die Würde des Opferpriesters in warmer Rede geschildert wird (Parz. 502).

Endlich verbindet die Gralsage Erlösung und Eucharistie auch in den gelegentlichen Belehrungen, welche der Erzählung eingefügt werden. Sehr augenfällig ist dies bei Wolfram an der angeführten Stelle. Der Oheim hält ihm eine förmliche Katechese in poetischer Form über die Erlösung durch Christus, um sodann mit der Anweisung zu schließen, den „von Gott gesegneten" Priester hochzuhalten: denn dessen „Mund verkünde Christi Tod, der leidend endet' unsre Noth", und dessen „geweihte Hand greife ans allerhöchste Heilespfand, das Gott uns für die Sünde biete", d. h. dessen Hand durch Verwaltung der eucharistischen Gnade uns Gottes Huld erwerbe. Aehnlich findet sich im ältern Parzival-Roman eine Belehrung des Königs Artus über die Meßgeheimnisse (Nr. 7), welcher Gawans und Parzivals Unterweisung über die Erlösung durch Christus zur Seite geht. Bei Boron endlich sind es „geheime Worte" über die Symbolik der Gralfeier, welche der jedesmalige Gralhüter dem Nachfolger zur Belehrung über Christi blutiges und unblutiges Opfer überliefern soll. Wir hören davon sogleich.

317. Indem wir nach dem kurzen Ausweis über zwei der wesentlichsten Ideen der Gralsage, deren Verbindung gemäß allen Zeugnissen den Kern derselben bildet, wieder zum Texte Borons und des Großen heiligen Grals zurückkehren, treten uns noch ein paar andere schöne Ideen entgegen. In beiden

...ttes- oder
des im Heide
entgegensteht u
unsere Augen.
Die ausgeführtest
Roman auf. De
welche den Apostel
Kirche stets gegen
sie eine immer wei
begründeten Gottesg
318. Dennoch
sofort zerstört; es w
Geister herbeigeführ
derben und zur Aufer
Zeichen, dem widersp
danken vieler Herzen off
Wahrheit stellt Voron e
wirkt aber diese Scheidu
Glaubens" (mit Vorzug
secrationsformel so genann
fern hält.

Lanze auftritt, so dürfen wir mit Wahrscheinlichkeit Kelch und Teller auch als Leidensreliquien, d. h. als Geräthe der ursprünglichen Abendmahlstafel auffassen; dies um so eher, als der „Teller" zur Aufnahme des Brodes sonst auffällig wäre. Wir hätten also hier in größter Vollständigkeit die Gefäße des Abendmahlstisches vereinigt (Nr. 301).

* * *

320. Verfolgen wir die weitere Entwicklung der Sage bei Boron. Der Gral wirkt Ausscheidung auch dann, wenn sich unter dem Schein des Glaubens und der Tugend ein Unwürdiger geradezu unter die Tischgenossen drängt, gemäß dem Hymnus vom eucharistischen Mahle:

Guten, Bösen wird's beschieden;
Doch nicht beiden ist's zum Frieden:
Leben wirkt es und Verderben.

Von den falschen Leuten blieb ein gewisser Moses zurück und gewann das Volk für sein Verlangen, einen Platz an der Tafel zu erhalten. Joseph weigerte sich und warnte vor Heuchelei und Selbstbetrug. Auf das Drängen des Volkes, das den Moses hochhielt, öffnete er aber den Gralschrein und erhielt vom Heiland die Antwort: Moses möge nur, wenn er so gut sei, wie er sage, sich an die Tafel setzen; dann werde man sehen, was mit ihm geschehe. Moses betheuerte nochmals seine Aufrichtigkeit und Würdigkeit und setzte sich, da alle anderen Plätze von den übrigen eingenommen wurden, an den Judasplatz. Da that sich die Erde auf und verschlang ihn. Auf des Petrus Bitte befragte Joseph den Gral über das Schicksal des Moses. Die göttliche Stimme erwiederte, derselbe sei vom Abgrund verschlungen worden, weil er sich trügerisch und ohne Glauben genaht habe. Uebrigens solle ihn der wiederfinden, der einst den leeren Platz

kann aber", heißt
das wenige merkt,
verstehen, was da
soll sich aber bald
ziehen; sein Sohn
diese Auserwählung
haben; denn er alle
nehmen, und wird
Herrn seiner Brüder
sich später nach Gotte
Vater des Erharrten
in seiner kurzen Redew
Brüdern, denen pünktlid
in ferne Länder und p

Das heilige Gefäß
nächst in Brons Besitz
„Theile ihm mit, wie de
kam und es dir übergab,
so süß und lieb, so hul
und sind die Geheimn
Fischer"

Weſten und zwar nach Avalon; er ſo gut wie Bron und Alan erwarten dort den Verheißenen. Joſeph dagegen blieb im Lande, wo er geboren wurde; er gab nur dem Bron die einſt von Chriſtus im Gefängniſſe geſprochenen Worte ſchriftlich mit und legte ihm die Geheimniſſe aus; dieſe erzählte er dem Volke nicht.

Der Dichter ſucht nun in den oben (Nr. 306) theilweiſe mitgetheilten Worten eine geheimnißvolle Spannung zu erregen bezüglich der Schickſale von Alan, Petrus, Bron und Moſes; er wolle aber zuerſt von einem fünften reden, und jeder könne das Weſentliche über die Wiedervereinigung jener ſchon ahnen und das Geheimniß ihrer Trennung errathen. Schließlich folgt der plötzlich abbrechende Uebergang zur Geſchichte Merlins (Nr. 329).

* * *

322. Heben wir aus dem Geſagten einige wenige Punkte ihrer Bedeutung wegen aus. Der ungetreue Moſes am Judasplatz wird von den übrigen Ungläubigen abgeſondert; er muß wohl, woran auch ſein Name erinnert, Vertreter der an Chriſti Geheimniſſe ebenſo wenig glaubenden, aber dennoch ſich an Gottes Tafel drängenden Juden ſein. Seine Strafe dauert nur bis ans Ende der Welt; dann werden ja nach der Verheißung die Juden ſich bekehren und zu Gnaden, d. h. zur Gnade des Grales zugelaſſen werden, welche ſie eine Zeit lang ertrotzen wollten. Das beſagen andeutungsweiſe die Worte Borons im Epilog ſeines Gedichtes:

.... Und was des Moſes Schickſal iſt,
Den man ſo lange Zeit vermißt:
Nun, man muß ihn, ſo ſagt' man ja,
Auf Grund des Wortes finden da,
Wohin der reiche Fiſcher geht[1].

[1] Que Moyses est devenuz,
Qui fu si longuement perduz:

In dem kleinen „Parzival“, der ſich füglich als Fortſetzung des Boron'ſchen Gedichtes betrachten läßt, heißt es entſprechend, Moſes werde zur Zeit des Antichriſts wiedererſcheinen. Der Große heilige Gral, welcher nach langen Epiſoden dem beſprochenen Gedichte wieder parallel geht (von Kap. 48 an), ſtellt die Sache ſo dar, daß Moſes auf dem leeren Sitz (der hier Chriſti Platz iſt) von Teufeln ergriffen und in einem Flammenwirbel entführt wird. Alan und der jüngere Joſeph (der Biſchof) kommen ſpäter zu einem brennenden Hauſe, in dem der falſche Moſes leidet, weil ihn die Teufel nicht in die Hölle entführen durften; ſie erlangen von Gott, daß das Feuer zur Hälfte erliſcht (ein Theil der Juden bekehrt!). Die volle Erlöſung erfolgt, wenn einſt der „Vollender der Gralabenteuer“ an den Ort kommt, d. h. am Ende der Tage.

Wir glauben mit dieſer Deutung nicht nur das Räthſel des Moſes zu löſen, ſondern gleichzeitig der Gralſage eine neue Idee abzugewinnen. Die Gralabenteuer zielen auf nichts anderes ab, als auf die Verbreitung der Religion Chriſti auf der ganzen Erde. Wird nun einſt mit dem Abſchluß der Heidenbekehrung die Maſſe derer an Chriſti Tiſch ſitzen, die der Graltafel den Rücken wandten, ſo muß auch Iſraels Reſt, der „ungetreue Jünger“, geladen werden. Die Gnade wird ja darum zuerſt den Heiden zu theil, weil die Juden ſich durch „Unglauben“ die Verſtoßung zugezogen haben. Der „wilde Oelbaum“ (die heidniſche Welt) wird alſo an erſter Stelle dem fruchttragenden (nämlich Chriſtus) eingepfropft: aber wenn die „Fülle der Völker“ eingeſenkt iſt, wird auch „Iſrael ſelig“. Das iſt der großartige Ausblick, den der Apoſtel Paulus über die Weltgeſchichte eröffnet (Röm. Kap. 9 ff., namentlich 11, 13—36); ihm folgt Boron. Man begreift nun, warum derſelbe am Schluß und ſchon

Trouver le couvient par reison
De parole, ainsi le dist-on
Lau li riches Peschierres va.

Das „Wort“ iſt das Schriftwort.

früher sagt, aus seinen Andeutungen müsse man „alles“ oder „hundertmal mehr“ verstehen; die Bedingung aber, die er stellt, ist, daß man das wenige „merke“ und nicht allzu „gelehrt“ sei nach den Begriffen der ungläubigen Welt, sondern die Gelehrigkeit und Einfalt des Glaubens mitbringe; er setzt aber voraus, daß „niemand von solchem Wissen sei“ (je ne sai homme si savant, oben Nr. 306) — ein bei anderer Deutung ganz unbegreifliches Wort. Es erinnert an das Schriftwort: „Ich preise dich, Vater, daß du dies den Weisen und Klugen vorenthalten und den Kleinen geoffenbart hast“ (Matth. 11, 25).

323. Bezüglich des Petrus bleibt etwas mehr Dunkel. Der Große Gral hat jene erste Scheidung von Guten und Bösen nicht und führt, wie schon gesagt, die Graltafel nur gelegentlich, als selbstverständlich, nicht aber bei einem besondern Anlaß, wie Boron, ein. So fehlt denn dort Petrus ganz[1]. Boron seinerseits sucht ihn und zwar ihn allein unter den Gläubigen auszuzeichnen (Nr. 312. 321). Sein Name und diese Auszeichnung nun deuten auf den Apostelfürsten, den Mann des Glaubens, der in der heiligen Schrift, wie hier im Gedichte, auch mit seinem Worte den anderen immer voran ist. Boron läßt ihm den Beruf zur Glaubensverbreitung im Abendlande in ganz eigener Weise zukommen: es wird ihm nämlich ein Brief vom Himmel zugesandt, diesen liest er und verlangt nun, in den Westen zu ziehen. Er soll das Schreiben aber bewahren, bis er Alans Sohn findet, und bis der kommt, der ihm den Brief wieder liest; eher wird er nicht sterben. Es wird betont, daß er der Belehnung Brons mit dem Grale beizuwohnen hat, bevor

[1] Es erscheint zwar unter Josephs bevorzugten Freunden auch ein Petrus; aber diesem fällt doch eine sehr verschiedene Rolle zu; von seinem Stamme soll der Artusritter Gawan entsprossen.

[illegible] Joseph ab
also der Verheißen
welcher selbst oberſ
nun, wie mit der J
boles Christi, die V
neben Bron, dem
scheinbar eine Neben
sein soll, während
geheimnisse die Hut
sein und der übrige
Boron'schen Dichtung
zu Ende erzählt, un
mit Mühe wiederfind
dem kleinen Boron'ſ
(wenn sie ihm zugehö
deutet die in Geheimn
Personen Alan, Petr
den letzten Gralhüter,
mand kennt (man find
und Eine Heerde" sein
[illegible]

Blick geworfen auf Parzivals Erscheinen; es soll zuvor der Beginn des Gottesreiches eingehend veranschaulicht, also die Vorgeschichte des Grales dargestellt werden. Noch ein anderer Unterschied fällt in die Augen. Im Prosaromane wurde das große Heilswerk noch rückschauend auf die vorchristliche Welt ausgedehnt; das erkannten wir bei der Deutung der 152 Ritterhäupter, die Parzival wiedergewinnt (Nr. 227). Dagegen fehlte der vorschauende Blick in den Lauf der Weltgeschichte bis zu deren Ende; denn es wurde im Grunde nur der Triumph des Christenthums in Großbritannien, also dessen zweite Christianisirung mit patriotischer Begeisterung besungen; die Handlung lag in der Vergangenheit, und nur sozusagen vorbildlich war in ihr die Geschichte des Gottesreiches aller Zeiten und Orte beschlossen. Eine leise Andeutung, aber nicht mehr, weist auch bei Boron auf Britannien; doch kann sein „Avalon" auch im allgemeinen Sinne vom Reich des Sonnenuntergangs (avaler = zu Thal gehen), also des Abendlandes verstanden werden, wie aus dem Wortspiel mit dem Eigennamen und dem Verbum, und aus dem Umstand, daß Petrus nach Avalon geht, füglich zu erschließen ist. Nur den Ursprung der „hohen Märe" wird man aus der Nennung des Namens Avalon mit Wahrscheinlichkeit erkennen; Borons Quelle stammt nämlich allerdings wohl aus Britannien, wohin auch Helinand die bekannte Vision verlegt und wo der große Parzival-Roman spielt. — Wir scheiden nunmehr von dem Gedichte Borons und entheben dem Großen heiligen Grale neue Ideen zur Würdigung der Gralsage.

* * *

324. Die Berufswahl der zwölf Söhne Brons kommt auch im Großen heiligen Grale vor, jedoch mit einer Aenderung. Der jüngste Sohn Alan bleibt dort für sein ganzes Leben jungfräulich, wird an seines Vaters Stelle von dem jüngern Joseph, dem ebenfalls Jungfräulichen, zur Hut des Grales bestellt und soll sich später einen Nachfolger erwählen dürfen. Wie also der unvermählte Joseph statt seines Vaters zu dem Besitz des Grales gelangt, so der unvermählte Alan statt seines Vaters Bron. Die darin sich aussprechende Idee

Dichter, die Ju
entsprechender, z
325. Wir m
Große Gral in
einigen Worten er
zu gelangen. Ob
Joseph und sein S
fallen sollte, einen
ihm mittelst eines
den Sieg über den
Schild behielt der J
als er später in eine
Jüngere, der seinem
nach ihm nur Galaa
tragen. Wir erinnern
Roman mit einem solch
erwähnte König mußt
Evalach mit Mordrain
der sich nach der Bekehr
beiden Personen, mit Je
sich nun

Theil nach ſchweren Prüfungen ihres Glaubens und ihrer Tugend, in das „Land der Verheißung“, nämlich nach Großbritannien, verſetzt. Auch hier ſcheint die Sage wieder ihre nahe und urſprüngliche Beziehung zu dem weſtlichen Inſelreiche bekunden zu wollen: gibt ſie doch dem Grale ſo früh, ehe derſelbe im Oriente etwas Anſehnliches geleiſtet hat, ſeine Beſtimmung für den fernſten Weſten als das eigentliche „Land der Verheißung“. Borons Gedicht wahrte ſich wenigſtens durch die Symbolik des Moſes und des Petrus, ſowie durch das Zurückbleiben Joſephs im Morgenlande, eine gewiſſe Univerſalität; doch alles drängte auch bei ihm vorwiegend nach dem äußerſten Weſten oder mindeſtens im allgemeinen nach dem Abendlande hin.

326. Die Meerfahrten werden zum Theil auf dem Schiffe Salomons gemacht. Dieſes bedeutet nach dem Texte des Romans ſelber „die heilige Kirche, in welche nur der Reine eintreten darf“. In dem Schiff ſteht ein Bett, deſſen drei Spindeln aus dem Holz des paradieſiſchen Lebensbaumes verfertigt ſind; die verſchiedenen Farben derſelben ſinnbilden die Jungfräulichkeit, Geduld und Liebe des Erlöſers. Es braucht nicht geſagt zu werden, daß das Ruhebett in dem Schiffe auf Chriſtus als den Bräutigam der Kirche Bezug hat, als welchen ihn Salomon im Hohenliede feiert. Der Prieſter Joſeph ſetzt ſeine Schaar nach Großbritannien über, indem er ſein Unterkleid über das Meer breitet; aber nur die Keuſchen und Reinen dürfen es betreten; ein gewiſſer Simon (offenbar wieder ein Jude!) vermißt ſich deſſen ohne Glauben und verſinkt[1]. Der Leibrock Joſephs, des Stell-

[1] Noch ein anderer Vertreter des Judenthums, nämlich des Moſes Vater Simeon, der gegen den Biſchof ſich vergangen hat, büßt in einem feurigen Grabe, wird aber dereinſt durch Galaad erlöſt werden. So in der großen „Gralſuche“ (vgl. oben Nr. 322).

vertreters Chriſti, erinnert an den ungenähten Rock des Heilandes, welcher nach der herrſchenden myſtiſchen Auslegung ebenfalls Symbol der Kirche iſt. Die Beziehung auf die Kirche Chriſti liegt eben im Weſen der Gralſage tief begründet; nicht minder eine gewiſſe Erinnerung an das Paradies, die ſich in dem Holz der Spindeln ausſpricht.

327. Die heilige Lanze kehrt in der Geſchichte des Grales mehrmals wieder. Im Großen heiligen Gral ſpielt ſie eine ſymboliſche Rolle. Der Biſchof Joſeph wird mit ihr wegen einer Säumigkeit in Spendung der Taufe verwundet. Der Vorfall weckt in den Heiden das Verlangen nach der Taufe, deutet aber zugleich auf den baldigen Anfang der Abenteuer in dem Lande, wohin Joſeph geführt wird und „wo die wahren Ritter ſich von den falſchen ſcheiden, und die irdiſche Ritterſchaft ſich in eine himmliſche umwandelt". Die Lanze blutet, da ſie aus Joſephs Wunde gezogen wird, und beim wirklichen Beginn der Gralabenteuer ſoll ſie abermals Blut tropfen, auch große Wunder wirken und zur Erkenntniß des heiligen Grales führen. Letztere iſt aber nur einem Helden, der alle Tugenden in ſich vereinigt, vorbehalten. „Es ſpricht nun der Gekreuzigte, daß der erſte und der letzte ſeiner Diener durch die Lanze ſoll beſtraft werden zum Gedächtniß an den Lanzenſtich, den er ſelbſt, ſeine Liebe zu beſiegeln, am Kreuze empfangen habe." — Neben der Lanze tritt noch ein Schwert auf, welches neben dem Ruhebette Salomons gefunden wird; die Scheide desſelben heißt in der großen Gralſuche „Blutgedenken" (mémoire de sang). Wir haben ſchon früher gewagt, das Gralſchwert als Johannisſchwert zu deuten (Nr. 233); das „Blutgedenken" würde ſich dann als Erinnerung an das erſte für Chriſtus vergoſſene Blut erklären, inſofern der Täufer öfter nicht dem Alten,

sondern dem Neuen Testamente zugezählt wurde. Die Zurückführung des Schwertes auf Salomon kann ebenso wenig auffallen, als die der Glocke, welche Artus beim Grale empfing (Nr. 153); daß aber der „Friedensfürst" Salomon doch auch ein guter Ritter, wenn auch in besonderer Art, gewesen, verstand sich von selbst. Das Schwert zerbricht durch die Schuld des Besitzers, wird aber wieder zusammengefügt; Galaad, der ersehnte Ritter, legt es in der „Gralsuche" an. Den Graldichtern selbst scheint übrigens dessen ursprüngliche Bedeutung nicht immer klar gewesen zu sein; daher sie denn auch von mehreren Schwertern in verschiedenem Sinne reden. Wie im Großen Gral, so geht auch bei Chrestien und Wolfram das Schwert in den Besitz des erwarteten Ritters über; das Zerbrechen spielt dort gleichfalls eine Rolle; eine (profane) Deutung des Schwertes siehe Nr. 359. Die Verbindung mit dem Gral und der heiligen Lanze aber läßt durchaus auf eine ehrwürdige Reliquie schließen, wenn es thatsächlich auch meistens nur als Ritterschwert mit besonderen Eigenschaften und einer geheimnißvollen Geschichte verwendet wird. — Der Gral selbst wirkt eine doppelte wunderbare Speisung; von der zweiten wird ausdrücklich bemerkt, daß von ihr die Sünder ausgeschlossen bleiben. Diesen aber wird ein Fisch zur Nahrung gereicht, den Alan, der Gralhüter nach Joseph, gefangen hat. Alan heißt von dem Fange dieses Fisches, der wunderbarerweise eine ganze Schaar sättigt, der „reiche Fischer". Die Bedeutung dieses Namens ist also hier ebenso wie die des Schwertes verdunkelt (vgl. Nr. 312); bei Wolfram fischt der kranke Gralkönig, um sich zu beschäftigen und zu zerstreuen — ein ähnlicher bedeutungsloser Nothbehelf. Ohne Zweifel ist der Fisch ursprünglich ein Symbol des Apostolates und erinnert, insofern er mit dem Grale auf der heiligen Tafel sich befindet, an Christus, gemäß einer

uralten Auffaſſung der chriſtlichen Myſtik[1]. — Auf den letzten Gralhüter als Vollender aller Abenteuer, welcher hier Galaad heißt, wird immer wieder hingewieſen, meiſt in der märchenhaften Form einer ihm allein vorbehaltenen Leiſtung; darin liegt nun zugleich die Andeutung der allgemeinen Erwartung ſeiner Ankunft: der Allerſehnte, der Allvollender muß er als Bild des einſt wiederkehrenden Weltheilandes ja wohl ſein. Er wird, wie ſchon bemerkt, hier nicht ein Sohn des jungfräulich bleibenden Alan, ſondern vielmehr der neunte Nachkomme von Nasciens Sohne Célidoine, d. h. Himmelsgabe, genannt, und ſoll nach mehr als dreihundert Jahren als „des Stammes Letzter", alſo wohl am Ende einer bedeutenden Epoche, nämlich der Wunderzeit, den Gral nach Sarras zurückbringen. Im Eingang der großen „Gralſuche" tritt die Zeit der Erfüllung mit dem Jahre 454 nach dem Leiden Chriſti ein; man dachte dabei wohl an die Zeit des Königs Artus, an den auch ſchon im Großen Gral erinnert wird; zuvor ſoll aber mit dem Schlage eines gewiſſen Schwertes (oben: mit dem Bluten der heiligen Lanze) eine abenteuerliche Zeit anheben bis zur Erſcheinung des letzten Sprößlings aus Nasciens Stamme (vgl. über die Zeit oben Nr. 254). Alſo nur bei Boron findet ſich die weitausſchauende Beziehung auf das Weltende; bei den übrigen Dichtern ſpielt ſich die Gralgeſchichte in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters aus. Der Gralhüter iſt ſeit Alans Zeit, d. h. ſeit der dauernden Niederlaſſung des Grals, zugleich Landesfürſt in einer Provinz Großbritanniens (in Logrien). Mit der Verwundung eines „Fiſcherkönigs" beginnt eine Zeit der verheerendſten Kriege. Gleich von Anfang wird auf dieſe

[1] ΙΧΘΥΣ verſtand man als Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ, und durch Verbindung der Buchſtaben kam man auf ἰχθύς und das Bild des Erlöſers.

Zeit der Noth hingedeutet und in Galaad der Erretter verheißen.

328. Von diesem selber wird gesagt, er sei einem Strome vergleichbar, in dem sich Christus mit ganzem Leibe untertauche; denn ihm allein sollen alle Wunder des Grals sich offenbaren. Sein Stammvater Célidoine, Nasciens Sohn, wird, wie auch der Gral, vor allen übrigen nach Großbritannien versetzt. Bei einem Herzoge, der Vasall des Königs von Northumberland ist, finden ihn später der Bischof Joseph und die anderen. Damit beginnt die apostolische Eroberung des Landes. Der Herzog bekehrt sich; der König von Northumberland aber wird von Nascien mit Waffengewalt besiegt; desgleichen werden die vom Könige von Norgals gefangen gesetzten Apostel durch einen Heereszug Mordrains, den der Gekreuzigte im Traume dazu auffordert, wieder befreit. Auf diesem Punkte erkennt man nun deutlich, zu welcher Absicht der Große Gral die beiden fürstlichen Freunde Josephs und die auf sie bezüglichen Episoden in die einfachere Geschichte des Kleinen Grals eingefügt hat: es soll das Ritterthum sich im Waffendienste des Grals bewähren. Die Schranke dieses Berufes wird sinnbildlich recht angemessen also bestimmt: beide Helden nahen sich weiter, als gestattet, dem heiligen Gralschreine und werden zur Strafe des Eingriffs in das Heiligthum mit Blindheit gestraft. Mordrain erbittet sich die Gnade, bis zur Ankunft des „Guten Ritters" zu leben; sie wird ihm gewährt, und er zieht sich — auch ein König-Eremit — in die Einsamkeit zurück. — Die Eroberung der beiden angelsächsischen Königreiche erinnert an die zweite Christianisirung Englands im siebenten Jahrhundert. Dieselbe wird aber mit der ersten zusammengeworfen, und daher Artus erst noch erwartet; Célidoine schlägt auch die nach Britannien kommenden Sachsen, und

arrus und einige
zival, hingewiesen;
in feurigem Grabe
bekannte Charakteri
ergebener, aber sonst

329. Zur Ausfüll
zehn Geschlechtern wird
des Boron'schen Kleinen
Wir besitzen den Merlin
auch ins Deutsche über
demselben müssen hier, d
ist recht breitspurig angel

Der „Merlin" läßt
fachen Grundlage des Bo
der Höllenfahrt Christi h
sie dem Untergang ihrer
doch niemals geglaubt, daß
uns angehören sollte, und
Ei wie kommt es wohl, d
daß wir ihn versündigten, so
Sie meinen zu erkennen, daß
des Heiligen Geistes aus eine
ebenfalls einen Menschen a
sie, alle

willen auch die Vorausſicht der zukünftigen Dinge und in der Taufe die Gnade verleiht, ſich zu Gott ſtatt zum Teufel zu wenden. So wurde die Hölle durch ihre eigene Liſt betrogen; denn das Kind iſt beſtimmt, die Kunde vom Gral zu erneuern und die Suche nach dem ſegenbringenden Heiligthume anzuregen.

Dieſe Grundidee des „Merlin“ paßt trefflich zur Gralſage. Es kann die Hölle ja nicht gleichgiltig laſſen, wenn Chriſtus ihr Reich mit völliger Vernichtung bedroht. Der Teufel iſt aber der Affe Gottes, und ſo ſucht er Gottes Werke in ſeiner Weiſe nachzumachen, bleibt aber immer der „dumme“ Teufel, der in die Grube ſtürzt, welche er ſelber gräbt; das kommt von dem Vorherwiſſen Gottes und von der allvermögenden Bethätigung ſeiner Allmacht und Gnade her. Alſo die Vereitelung der Anſchläge der Hölle gegen das Gottesreich wird als Grundgedanke dem „Merlin“ untergelegt.

330. Die Ausführung verliert ſich aber alsbald in dem Berichte von den Weisſagungen des Wunderkindes und von der ältern Geſchichte des Artusreiches. Der kleine Merlin erwuchs ſchnell und konnte ſchon mit achtzehn Monaten reden und ſetzte mit dem ſiebenten Jahre alle Welt in Staunen. Um dieſe Zeit nämlich wurde er aus der Verborgenheit hervorgezogen. Vortigern war damals König von Britannien, nachdem er den älteſten Sohn des vorigen Königs Conſtans hatte ermorden laſſen. Doch die beiden jüngeren, Pendragon und Uter, waren nach Frankreich in Sicherheit gebracht worden. Vortigern[1] wollte einſt einen feſten Thurm bauen, der wiederholt einſtürzte. Die Aſtrologen, welche um den Grund befragt wurden, fanden in den Sternen diesmal gar keine Auskunft, ſchauten aber darin das Bild eines ſiebenjährigen Knaben, welcher ihr Leben bedrohte. Sogleich faßten ſie den ruchloſen Plan, das Blut des Kindes zur Abſtellung des Zaubers zu fordern. Dasſelbe wurde geſucht und verrieth ſich freiwillig, da es alles vorausſah. Es überführte die Aſtrologen des Betruges und der Tücke. Der König wollte ſie dafür am Leben ſtrafen; Merlin aber verhieß ihnen unter einer

[1] Der erſte König der Briten (ſeit dem Abzug der Römer 410) war Eugenius (Owain), Sohn des Gegenkaiſers Maximus; ihm folgten der Reihe nach Conſtantius, Conſtans und Vortigern (Gwtheyrn); Arthur herrſchte bis 537. S. Walter, Das alte Wales, S. 75 f.

Bedingung Schonung: „Versprecht und schwöret mir, eure Kunst nicht mehr zu treiben; geht, bereuet und thut Buße euer Leben lang, versöhnt euch mit Gott, damit eure Seele noch Rettung hoffen dürfe.' Die Astrologen schwuren voll Freude alles, was Merlin von ihnen verlangte. Da der König und die Edlen des Volkes sahen, wie sanftmüthig Merlin den Astrologen verziehen, und welche Worte der Weisheit er zu ihnen geredet hatte, bekamen sie eine noch höhere Meinung von ihm."

Diese erste große Niederlage der Hölle in der Abschaffung des Aberglaubens hat sie sich wieder selbst durch die Verleitung der Astrologen zu dem Mordplane bereitet. Gottes Werk war es natürlich, daß dieselben auf die Frage des Königs keine Antwort erhielten.

Inzwischen kehrten Pendragon und Uter aus der Verbannung heim und stürzten Vortigern vom Throne. Merlin stand ihnen in den nun folgenden Kriegen mit den Heiden als weiser Berather zur Seite; er lehrte sie auch im rechten Geiste Krieg führen: „Beichtet und empfangt den Leib unseres Heilands, ruft den Herrn um Hilfe an und betet zu ihm um Stärke in der Schlacht gegen eure Feinde. Denn ihr sollt die Christenheit beschützen gegen die Heiden; wer in dem Streite für den Glauben fällt, ist selig" (Schlegel a. a. O. S. 95). Die Feinde wurden überwunden, doch Pendragon fiel in der Schlacht; ihm folgte sein Bruder, der sich von nun an Uterpendragon nannte.

Es wird ferner berichtet von der Geburt des Artus, welcher Uters Sohn ist. Die Erzählung fanden wir schon in knapper Form im großen Parzival-Romane (Nr. 140). Merlin hat hier einmal seine Tugend verläugnet und als Zauberer zu Uters Sünde geholfen. Dennoch weiß Gott alles zum Guten zu lenken. Jener hat sich in Voraussicht der Zukunft die Erziehung des jungen Artus ausbedungen; er bringt ihn zu einem braven Ritter, bei welchem er mit dessen Sohne Key unbekannt aufwächst. Nach Uters Tod fügt es der Himmel, daß Artus durch eine wunderbare Schwertprobe König des Landes wird und seine hohe Bestimmung erfüllt.

Die Abenteuer unter Artus' Regierung und die Schicksale Merlins werden sodann noch weit ausgesponnen. Letzterer kehrt wieder mehr die Natur des Zauberers hervor, wird aber schließlich durch die eigene Kunst in einen unentrinnbaren Bann geschlossen. „Ich, der weiseste der Menschen, bin auch der thörichtste," so gesteht er;

„denn ich liebe eine andere mehr, als mich ſelbſt, und lehrte ſie, wie ſie mich feſſeln könne, und nun kann mich keiner befreien.“ So fällt die Wundergeſtalt, welche eine Weile als Werkzeug des Guten gedient hat, als unnatürliche Schöpfung der Hölle wieder in ſich zuſammen. So weit in dieſem Buche. Bald werden wir ihn wiedererſcheinen und die Gralſuche anregen ſehen. Der Widerſpruch ſowohl im Charakter wie in der Geſchichte des Zauberers erklärt ſich wohl daraus, daß die chriſtliche Umgeſtaltung der altheidniſchen Sage nur unvollkommen gelang.

331. Wir wollen aus dem größtentheils werthloſen Buche nur noch zwei weitere Punkte kenntlich machen. Bezeichnend für die Auffaſſung des Ritterkönigthums iſt Artus' Wahl und Krönungseid. Es war in der Weihnachtsfrühmeſſe, während alles Volk Gott um eine glückliche Königswahl anflehte, ein himmliſches Zeichen erſchienen: man fand vor der Kirchthüre drei breite ſteinerne Stufen, die zu einem eiſernen Amboß führten, und in dieſem ſtak ein Schwert mit der Aufſchrift: „Derjenige, welcher dieſes Schwert aus dem Amboß zieht, ſoll König dieſes Landes ſein auf Geheiß Jeſu Chriſti.“ In den acht Tagen bis Neujahr verſuchten nun alle Ritter, die von weit und breit kamen, vergeblich, die Schwertprobe zu beſtehen. Zufällig erſchien auch Artus und zog die Waffe aus dem Amboß, und wiederholte die Probe vor dem Erzbiſchofe und allen hohen Herren. Der Prälat umarmte ihn voll Freuden und ſtimmte das Te Deum an, und als einige murrten, ſprach er das kühne Wort: „Wäre die ganze Welt gegen dieſe Wahl, und Gott der Herr hat ſie beſchloſſen, ſo wird er König!“ Er hat aber große Mühe, die Fürſten und Mächtigen zu beſtimmen, den hergelaufenen Knappen als ihren Herrn anzuerkennen. Die Huldigung muß zuerſt bis Oſtern vertagt werden, und da Artus an dieſem Feſte die Schwertprobe wiederholt, wollen die Fürſten noch die Weisheit des jungen Königs einer Prüfung unterziehen. Sie ſtellen ihm daher vor, er möge doch die Krönung noch bis Pfingſten anſtehen laſſen, aber inzwiſchen ſchon die üblichen Belehnungen und Spenden vornehmen. Der Jüngling erwiedert ſehr artig, daß er unmöglich vertheilen könne, was er noch nicht ſein nenne; aber gegen den Aufſchub habe er nichts; „denn ich bin weit entfernt, die Krönung oder das Reich zu verlangen, wenn es nicht Gottes und euer Wille iſt.“ Man brachte ihm nun Geſchenke aller Art dar; er aber wollte nichts behalten, ſondern ſpendete reichlich nach allen Seiten wieder aus und

wußte dabei einem jeden nach Stand, Verdienst, Amt und Sinnesart gerade das zu geben, was ihn am meisten freuen mußte. So ward an ihm keinerlei Mangel erfunden. Am Tage vor dem Pfingstfeste kamen wieder alle Fürsten, Edlen und Ritter zusammen, und nachdem sie sich nochmals vergeblich an dem Schwerte versucht hatten, schlug der Erzbischof den Artus zum Ritter. Dieser durchwachte die Nacht in der Kirche bei seinen Waffen. Des Morgens trugen ihn die Großen nach einer feierlichen Abbitte ihrer langen Zögerung auf ihren Armen zum Altare, wo man ihn mit den königlichen Gewändern bekleidete. Dann sagte zu ihm der Erzbischof, er müsse nun hinausgehen, „das Schwert der Gerechtigkeit zu holen, womit er die Kirche und die Christenheit[1] beschützen solle, sobald sie seiner Hilfe bedürftig würde; denn unser Erlöser, da er die Gerechtigkeit auf Erden brachte, habe sie in ein Schwert gelegt". Nun zogen alle Versammelten in Procession zum Amboß. Ehe aber Artus hinaufstieg, hieß ihn der Prälat den Krönungseid ablegen: „So schwöre bei Gott, dem allmächtigen Schöpfer, bei der Jungfrau Maria, bei dem hl. Petrus und bei allen Heiligen, daß du unserer heiligen Mutterkirche getreu, sie in allem aufrecht erhalten und ihr in Nöthen beistehen, ihr beständig die ihr gebührende Ehrfurcht erzeigen und ihren Frieden erhalten wirst; daß du dein Volk beschützen und schirmen und gegen jeden vertheidigen willst; daß du, solange du lebst, jedem einzelnen, wie allen zusammen, Treue und Redlichkeit halten, niemand in seinem Rechte beeinträchtigen und den Frieden und die Freiheit erhalten willst; auch daß du nach deiner Macht die Gerechtigkeit pflegen willst, so wie es einem jeden gebührt" (Schlegel S. 155). Artus sprach den Eid nach, zog das Schwert zum letztenmal aus dem Amboß, trug es in die Kirche und wurde mit der Königskrone geschmückt. Der Erzbischof las die Messe, und nach derselben war vor der Kirche nichts mehr von den Stufen und dem Amboß zu sehen.

Man sieht, welches Ideal von einem ritterlichen, gottgesetzten und mit einem wundervollen Schwerte zum Schutze der Kirche, des Volkes und der Wehrlosen umgürteten Ritterkönige der Erzähler sich gebildet hatte. Ein solcher muß ja Artus, unter welchem die Gralabenteuer anheben und vollführt werden, nothwendig sein.

[1] Dem Romanschreiber schwebt die große Kaiseridee des Mittelalters vor.

Auf welche Weise er aber in nähere Beziehung zum Grale gesetzt wird, soll erst ein weiteres Buch berichten. Der „Merlin“ bahnt jedoch die Gralsuche bereits an durch die unter Uterpendragon eingeführte, von Artus vollzählig zu machende Tafelrunde. Hierbei ist der wundersame Zauberer nicht minder als bei Artus' Erziehung und Wahl betheiligt.

332. Eines Tages kam Merlin zum Könige Uter und sprach: „Mein König wisse, daß, nachdem unser Heiland war gekreuzigt worden, ein frommer Ritter, mit Namen Joseph von Arimathäa, kam und den Leichnam Christi von Pilatus kaufte und begraben ließ. Dieser Ritter liebte Christus so sehr, daß die Juden ihn deshalb verfolgten und ihm viel Leid anthaten. Nachdem Christus auferstanden, zog Joseph von Arimathäa nach einer Wüste, nebst den meisten von seiner Familie und mehreren anderen Menschen. Dort litten sie große Hungersnoth, so daß viele von ihnen Hungers starben. Da murrten sie gegen den Ritter, der ihr Meister war. Der Ritter sah die Noth seines Volks und betete voll Inbrunst zu unserm Herrn Christus, daß es ihm gefiele, dieser Hungersnoth seines Volks ein Ende zu machen. Unser Herr befahl ihm darauf, eine Tafel zu errichten, so wie die war, an welcher er mit den Aposteln das Abendmahl genoß. Diese Tafel solle er wohl ausschmücken und mit weißen, feinen Tüchern bedecken; darauf solle er einen goldenen Kelch stellen, den er ihm selber sandte, und dieses Gefäß wohl bedecken und in Acht nehmen. Wisse ferner, mein König, daß dieser Kelch, von Gott gesandt, die Gemeinschaft der Guten und der Bösen bedeutet; die Guten aber, welche an dieser Tafel zugelassen wurden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Ein Platz blieb immer leer an dieser Tafel, das bedeutete den Judas, der unsern Herrn verrieth und sich mit den Aposteln zum Abendmahle setzte .... Diese Tafel ward von allen denen, welche dazu gelassen wurden, sehr in Ehren gehalten, und sie nannten dieselbe Gral. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willst du mir also folgen, mein König, so errichte du die dritte im Namen der Dreifaltigkeit. Ich will dir in diesem Werke helfen; es wird ein Werk werden, wofür du dir die Gnade Gottes erwirbst, und alle diejenigen, welche an der Tafel Platz nehmen, läßt du daran theilnehmen. Jenes Gefäß aber und seine Hüter sind gegen den Occident hin gezogen; die Hüter wissen aber selber nicht mehr, wo

es eigentlich hingerathen iſt, ſondern ſie ſind ihm nur in jene Gegend nachgezogen" (Schlegel a. a. O. S. 101; vgl. S. 38 f.). Dieſe dritte Tafel wurde zu Kardeil in Wales errichtet und mit fünfzig Rittern nach Merlins Wahl beſetzt. Dieſelben gewannen einander durch ſolche Tiſchgemeinſchaft ſo lieb, wie ſich Vater und Sohn haben; ſie wollten ſich gar nicht mehr trennen, ſondern mit ihren Familien nach Kardeil ziehen. „Der König und alle, die zugegen waren und dies hörten, waren voll Erſtaunen über dieſes Wunder." Auch an dieſer Tafel iſt ein leerer Platz, welcher einem großen Helden vorbehalten iſt; ein Unwürdiger, der ſich eindrängt, wird auch hier von der Erde verſchlungen. König Ufer ließ nun im ganzen Reiche bekannt machen, daß er an den vier Hauptfeſten, Weihnachten, Oſtern, Pfingſten und Allerheiligen, immer Hof halten werde zu Kardeil. Merlin hatte ihm dieſe Hoffeſte zur Hebung des Ritterthums ſehr anempfohlen. — Hiermit iſt die geſuchte Verbindung der Gral- und Artusſage genugſam vorbereitet.

* * *

333. Unter Vermittlung des „Merlin" ſind wir nunmehr von dem einen Kreiſe der Graldichtungen, welcher die Urgeſchichte und das Weſen des Heiligthums umfaßt, hinübergeführt worden zu dem andern Kreiſe, in welchen alle diejenigen gehören, die man allgemein als „Gralſuchen" bezeichnen kann. In dieſen ziehen die Artusritter aus, um nach dem Grale zu forſchen. Die poetiſchen Vortheile einer ſolchen Faſſung der Gralſage liegen auf der Hand. Erſt hier kann ſich ja recht eine Handlung entfalten, da ihr ein beſtimmtes und hohes Ziel geſteckt iſt; hier können ſich Charaktere entwickeln, da eine ganz feſte Stellungnahme zu dem erſtrebten Ziele, zu den Mitteln wie zu den Hinderniſſen der Erreichung desſelben erfordert wird; hier können die Gegenſätze von Gut und Bös, die uns ſchon wiederholt vor Augen geſtellt wurden, in offenen Kampf gebracht werden; hier endlich tritt ein Dichter des zwölften Jahrhunderts gleichſam in ſeine eigene Gegenwart, nämlich in die Ritterzeit, ein und

findet zur anziehendſten Schilderung derſelben auf jedem Schritte Gelegenheit. Dabei iſt nicht ausgeſchloſſen, daß alle die großen Ideen, welche dem Kernſtoff der Sage eigen ſind, zur Verwendung kommen. Freilich liegt die Gefahr ſehr nahe, daß dieſelben verdunkelt werden. Denn die Aufmerkſamkeit bleibt ja nicht mehr ungetheilt auf den Gral gerichtet, ſondern wendet ſich naturgemäß der Handlung zu, die in Fluß begriffen iſt, während jener nun als ruhend gedacht wird. Wir ſahen ſchon im Großen Gral, wie den Erweiterungen der einfachen Gralgeſchichte der weitaus größte Raum zugewieſen war. Dazu kommt, daß der neue Stoff leicht zur Verflachung der frommen Legende führen mußte. Dies iſt ſchon im „Merlin“, der doch auch als zur Gralgeſchichte gehörig betrachtet wird, ganz offenkundig; denn er ſchweift nicht nur ganz ungehörig von dem Gegenſtande ab, ſondern weiſt auch nur ſehr wenig von der religiöſen Färbung der vorausgehenden Bearbeitungen auf. Sowohl eine den geſchloſſenen Zuſammenhang gefährdende Breite, als auch die Verweltlichung der urſprünglichen Sage, wurde beſonders dadurch veranlaßt, daß nach dem Geſchmacke der Zeit die Abenteuer der ritterlichen Märchenwelt, wie im „Merlin“, oder der eigentlichen Rittergeſchichten, wie in den meiſten Gralgedichten, eine ungebührliche Rolle beanſpruchten und ihren ausgeprägt weltlichen Charakter mitbrachten. Vortheile und Nachtheile der neuen Verbindung zwiſchen dem Gral- und dem Ritter- und Märchenſtoffe heben ſich demgemäß doch theilweiſe wieder auf.

334. Wir haben eine vortreffliche Bearbeitung der Gralſuche in dem großen Parzival-Roman kennen gelernt, welcher dem religiöſen Geiſte der Legende durchaus treu blieb und nur durch eine zu große Breite der märchenhaften Ritterabenteuer an Ueberſchaubarkeit verlor. Der Geſammteindruck

wie und warum
Tafel", welche seh
Gral, den Christus
jetzt im Lande un
„reichen Fischerköni
und krank, und kö
geheilt werden, „der
Helden gegen Gott
viel Waffenthaten voll
Welt sei"; sobald d
Grales Bestimmung,
Bezauberung Großbrit
heißung in Erfüllung

Zu derselben Zeit
Todesbette durch die Sti
seinen jungen Sohn Pa
damit er dort erfahre,
Gralhüter, finden und
nach Alans Tode zu Ar
geschlagen. In einem Pf

und mit ihm alle Tafelrunder gestraft werden sollen: „Wisse aber jetzt, König Artus, daß unser Herr dir verkündet, das Gefäß, welches Joseph im Gefängniß gegeben ward, sei im Hause eines reichen Mannes, so der reiche Fischerkönig heißet und schwerem Siechthum verfallen ist, und nicht eher sterben kann, bis einer der dreißig Ritter, die hier sitzen, so viel Waffenthaten vollbracht hat, daß man ihn für den besten Ritter der Welt hält. Ist er so hoch gestiegen, so wird unser Herr ihn zur Wohnung des reichen Fischerkönigs bringen, und dieser läßt sich dann vor die Augen aller Burgbewohner tragen, und der Ritter muß fragen, wem man mit dem Gefäße diene, und sofort wird der König gesund werden. Er wird aber binnen drei Tagen vom Leben zum Tode übergehen und zuvor dem Ritter das Gefäß übergeben und ihn die geheimen Worte lehren, die er von Joseph lernte, und dieser wird mit der Gnade des Heiligen Geistes erfüllt werden, und die Zauber Britanniens werden aufhören."

Damit ist den Rittern ein schönes Ziel gesteckt: zunächst Heilung des kranken *Fischerkönigs*, der dann erst, wie zu Alan gesagt wurde, „zur großen Freude seines (himmlischen) Vaters gelangen kann, dem er immer gedient hat"; sodann Erwerbung des heiligen *Gefäßes* und damit Einweihung in die Geheimnisse Christi und Erfüllung mit der Gnade des Heiligen Geistes; endlich Erlösung des *Vaterlandes* aus dem Bann der Zauber, unter dem hier wohl nur die Irrthümer des Heidenthums zu verstehen sind. Dem herrlichen Ziele entspricht die Forderung an den Helden, welcher dasselbe zu erreichen hofft: er muß an der dritten *Graltafel* gesessen haben, *Gott und der Kirche* ergeben sein und durch Waffenthaten den Namen des *besten Ritters* verdienen. Es ist bemerkenswerth, wie stark hier der religiöse

Dache zubr
Jungfrau,
der Stolze
zival besiegt
Hof. In ei
unsichtbaren
das Spiel in
Maid daran
er mit einem
Er besiegt bei
der aus einen
er ins Vaterha
Mutter aus Sd
sei, kann ihn
stehen.

Beide mache
Einsiedler gewor
er bei dem reiche
Heiligen Geistes
gegeben

gestorben. Ich bitte dich, denke daran, dich von Sünden rein zu erhalten und das Rechte zu thun; denn du bist von einem Stamme, den unser Herr sehr liebt, und den er so hoch geehrt hat, indem er demselben sein eigenes Blut zu behüten gab."

336. Nach einigen Abenteuern kommt er zu einem schönen Baume, auf welchem zwei Kinder sitzen. Diese sagen, daß sie aus dem irdischen Paradiese kommen und vom Heiligen Geiste entsandt seien, ihm den Weg zum Grale zu weisen. Das thun sie und verschwinden dann mitsammt dem Baume. Parzival schlägt die angegebene Richtung ein und findet auf einem Flusse ein Schiff mit drei Männern, deren ehrwürdigster ihn in sein Haus einlädt und ihm den Weg dahin angibt. Nach langem Ritte kommt er zur Burg des Fischerkönigs. Während er mit diesem an der Tafel sitzt, erscheint nach dem ersten Gerichte ein Knappe mit einer blutenden Lanze; darauf eine Jungfrau mit zwei silbernen Tellern und Tüchern; endlich ein Knappe mit einem Gefäß, welches das Blut unseres Herrn enthält. Parzival hätte gern eine Frage gestellt; aber der fromme Priester, dem er gebeichtet (sein Oheim), hat ihn vor neugieriger Geschwätzigkeit gewarnt, weil viele unnütze Worte dem Herrn mißfallen. Der Wirth bemühte sich vergeblich, ihn zum Fragen zu bestimmen. Er ging bald darauf zur Ruhe, und am Morgen traf er niemand mehr im Schlosse an, sein Roß mit den Waffen aber fand er im Burghof. So ritt er in den Wald zurück.

Eine klagende Jungfrau (dieselbe wie oben) verflucht ihn, weil er die heil- und glückbringende Frage versäumt habe, verheißt ihm aber, er werde einst wieder hinkommen und durch die Frage seinem Großvater die Heilung, sich selbst aber die Fülle des Glückes in der Gemeinschaft des Grales erwerben.

vor Betrübniß
keine Kirche mei
Ritter auf einer
einem so heiligen
an Gott und geht
läßt er sich noch
hört, daß beim Tu
Sache heimgekehrte
gibt sich gleichfalls
Gawan und Melia
Hand der jungen (
gleichsam als Wappe
am folgenden Tage
Tochter des Ritters,
er sich als der beste
nicht um die Erbin d
weist es weit ab; denn
darauf tritt ein alter
„Du Thor, du solltes
du hast auch dein Gel
einem

zu mahnen; denn unſer Herr wolle, daß er ſein koſtbares Blut behüte, und rechne ihm ſeine Sünden um der Gebete des Oheims willen nicht ſo hoch an, wie er verdiene; ehe ein Jahr vergehe, finde er den Gral.

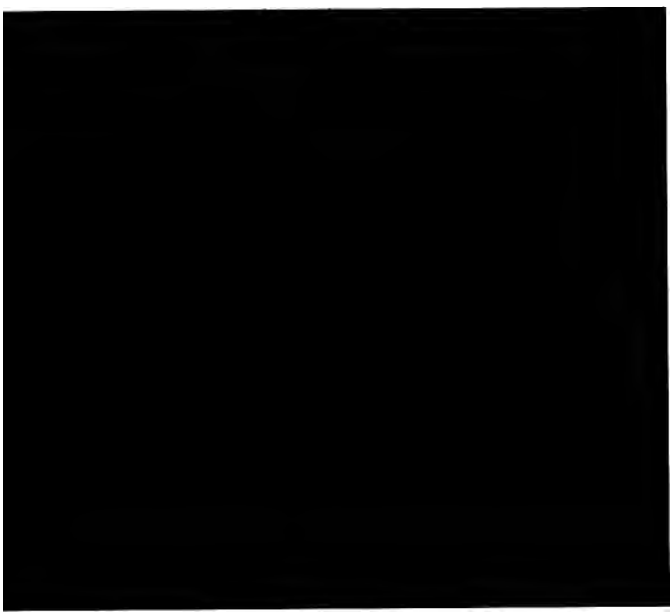
Parzival ſchlägt den von Merlin ihm bezeichneten Weg ein und gelangt zu ſeiner Ueberraſchung noch an demſelben Tage auf der Gralburg an. Er ſtellt beim Mahle, während der Gral vorübergetragen wird, die Frage, „wem man mit dieſem Gefäße diene“. Im Augenblick iſt der König geheilt und verjüngt. „Lieber Enkel,“ ſpricht dieſer, „wiſſe, daß dies die Lanze iſt, mit der Longin Jeſus Chriſtus verwundete, den ich ſelber noch als ſterblichen Menſchen gekannt habe, und daß dieſes Gefäß das Blut enthält, welches Joſeph auffing, als es zur Erde herniederfloß. Wir nennen ſelbes Gefäß den Gral, weil es frommen guten Menſchen annehmlich iſt, allen denen nämlich, die in ſeiner Gemeinſchaft verharren; es ziemt ſich aber nicht, in dieſer Gemeinſchaft zu ſündigen.“ Eine Stimme verkündet die Erfüllung der Verheißung; der König muß Parzival die geheimen Worte mittheilen, die der Heiland Joſeph im Gefängniſſe und dieſer ihn ſelbſt lehrte. Zu derſelben Zeit ſchließt ſich an Artus' Tafelrunde die früher entſtandene Erdkluft. Merlin verkündet das Geſchehene und führt den Einſiedler Blaſius zu Parzival und läßt ihn in ſeiner Geſellſchaft zurück. Der Wundermann hat ſeine Aufgabe vollendet.

338. Man erkennt hier leicht einen erſten guten Entwurf zu einem Epos von halbdramatiſcher Wirkung. Parzivals Erſcheinung an der Tafelrunde, die rügende und weis-

dictirt. „Der ſchrieb's nieder und aus ſeiner Schrift wiſſen wir's noch“, ſo heißt es ſofort auch hier. Nach dem Schluß des „Merlin“ ſollte man freilich ſein Wiedererſcheinen nicht erwarten; inſofern widerſpricht der „Parzival“ dem „Merlin“.

[illegible] innere Entwicklung.

[illegible] welche sie im Kreise der [illegible] der Gralburg, die Gott- [illegible] die Rückkehr zu Gott und der [illegible] alles sehr wirksame poetische. [illegible] doch sowohl in der Hand- [illegible] Entwicklung vor sich die [illegible] führt, und ist mit der ersten [illegible] zur Fortentwicklung bis zum [illegible] klar vor Augen gestellt wird. [illegible] gründet. Als untergeordnete [illegible] des Oheims, des pro- [illegible] Jungfrau; in der Person [illegible] Entschluß, rastlos zum Grale [illegible] der tragen Ruhe, zu der ihn [illegible] die Liebe zur Jungfräulichkeit [illegible]. Die Auffassung des Grales



339. Vergleichen wir hier gleich die verwandte oder vielmehr ganz ähnliche Darstellung bei unserm Wolfram; die beiden Dichtungen beleuchten sich gegenseitig. Die wesentliche Anlage des deutschen „Parzival“ ist völlig gleich[1]. Der Artusritter Parzival versäumt auf der Gralburg die entscheidende Frage, zieht sich scharfe Rüge zu, verfällt in Verzweiflung an Gott und Religion, wird von seinem Oheim bekehrt und wird schließlich an Stelle des von ihm geheilten Gralhüters König des Grals. Die klagende Jungfrau kommt (als Sigune) fast in gleicher Weise vor, das Turnier an dem Weißen Thurme in etwas veränderter Fassung (Melianz, Gawan und Parzival vor Beaurocher; sogar der Aermel kehrt hier wieder). Der Held entsagt der verbotenen Minne ebenso entschieden und will zu der Ruhe des häuslichen Herdes nicht zurückkehren, ehe er den Gral gefunden. Der pilgernde Ritter, dem Parzival am Charfreitag begegnet, thut ihm denselben wesentlichen Dienst; statt des prophetischen Merlin, des Wundermannes, erscheint bei Wolfram die wunderſame, ungestalte Gralbotin (Kundrie). Endlich gibt zur Unterlassung der Frage den nächsten Anlaß die Warnung vor unnützem Fragen, während der tiefere Grund in Parzivals Sündhaftigkeit gefunden wird. Charakteristisch verschieden ist bezüglich der eigentlichen Gralsage folgendes. Die Frage auf der Gralburg lautet nicht: „Wem dient man mit dem Grale?“, sondern: „Oheim (statt: Großvater), was fehlet dir?“ An Stelle des religiösen Interesses für die Bestimmung und Bedeutung des Heiligthums tritt also Mitleid und Theilnahme. Damit

[1] Nachdem wir im II. Band der „Klassischen Dichter und Dichtungen“ das Werk des Eschenbachers eingehend dargelegt und gewürdigt haben, beschränken wir uns an dieser Stelle auf die Zusammenstellung der Berührungspunkte mit den besprochenen französischen Dichtungen und der Abweichungen von demselben.

ganzen wieder
nicht ohne ein
ſie uns ſoeben
der Gralfindun
der weltgeſchicht
ſagung aus Jo
Tafel hergeſtellt
Weſen und Gel
ſelben für die 2
klaren Ausdruck.
Symbole von d
Augen, als daß g
des Herrn voraus
Boron'ſchen Par
Wolfram betont
Moment der Sag
des Gralſuchers ſch
ſichtlich des Zieles
auch hier eine ge
läugnen. Der Hel
beſtimmte Vorſtellu
Fahrt lange nichts

stimmt ganz zur Heiligkeit des Grales und nicht minder zu der Periode der Kreuzzüge, in welcher die Sage ihre Ausdichtung fand; leider tritt es jedoch nirgends recht in Thätigkeit.

340. Die Krankheit des Gralkönigs wird bei Wolfram vielleicht besser als sonst begründet. Eben wurde dieselbe lediglich, wie es schien, aus der auch den Gralhüter nach Jahrhunderten beschleichenden Altersschwäche hergeleitet; noch einmal sollte nun durch Parzival das Wunder der Verjüngung gewirkt und darauf Bron in den Himmel aufgenommen werden; von einer Schuld des Gralkönigs oder einer von Gott verhängten Strafe war nicht die Rede. Wolfram hingegen sagt, Anfortas sei von einer Heidenlanze verwundet worden zur Strafe dafür, daß er um verbotene Minne geworben habe. Darin wird nun auf das schönste veranschaulicht, wie strafbar an dem Diener des Heiligthums der Mangel an Reinheit sei. Es lag demgemäß nahe, die Heilung durch einen würdigern Nachfolger bewirken zu lassen, so daß auch für die Uebertragung der Würde ein angemessener Grund gefunden ist. Bei der Unterlassung der Frage kommt hingegen der deutsche Dichter wieder in Nachtheil, da weder der Leser noch Parzival über die vorausgegangene Schuld genügend unterrichtet ist; erst nachträglich bezeichnet Trevrizent den Tod Ithers und der Mutter als die tiefer liegende Verschuldung. Das oben berichtete kecke und vermessene Auftreten Parzivals an der Tafelrunde und die gleich folgende Ankündigung schwerer Strafe erklären hingegen dem Einsiedler schon vor dem Mißerfolg auf der Gralburg die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit desselben: „Wisse, deine Sünden sind schuld, daß du Brons Wohnung noch nicht gefunden.“ Auch weiterhin verletzt Parzival sein Gelübde und wird von Merlin deswegen scharf getadelt. So drängt sich die nöthige Erklärung des

In der poetisch
Zweifel dem Eschen
heiteren Bildern e
seiner Zeit in jenen
seiner Leser lieben
viel vollständiger, w
insofern nämlich die
vom heiligen Grale a
zurückwirkte.

341. Wolfram
Gawan-Abenteu
heblich erweitert. An
Gawan und Parzival
sagte nur weiter aus,
zu Parzivals Streben.
wissen, wenn der Gege
große Breite vermieden
auch an die rechte Stel
zival wegen seiner Gott

Breite kann der Dichter indeſſen nicht entgehen, zumal er den Schluß des Gedichtes durch ein Anhängſel über Loherangrin und den Anfang durch die lange Geſchichte von Parzivals Vater entſtellt. In letzterer verdient die friedliche Stellung des Chriſtenthums zum Heidenthum in Vergleich zu dem in der Gralſage weſentlich begründeten feindlichen Gegenſatze beachtet zu werden. — Eine überaus liebliche Scene eröffnet aber gleich darauf Parzivals Leben: er wird als Knabe in einſamer Waldeinſamkeit vorgeführt, in welche ihn die Mutter geflüchtet hat, um ihn vor den Gefahren des Ritterlebens ſicher zu ſtellen; plötzlich erwacht beim erſten Anblick von Rittern in ihm der Sinn des Vaters, es hält ihn nicht länger in der Verborgenheit; er zieht zum Schmerz der Mutter in die Welt hinaus, um von Artus zum Ritter geſchlagen zu werden, und die Narrenkleider, die ihm Herzeleide angezogen hat, ſind trotz des Spottes der Leute nicht im Stande, ihn wieder heimzuführen. Durch eine ganz ähnliche, treffliche Erzählung ſchilderte uns der große Parzival-Roman den angeborenen Beruf des Knaben zum Ritterleben (Nr. 11).

* * *

342. Eine Hauptquelle für Wolfram war wohl nächſt und neben dem uns unzugänglichen Kyot (Nr. 283) der berühmte Epiker Chreſtien de Troyes (Nr. 282). Soweit deſſen Conte du Graal erhalten iſt (10 601 VV.), kommt er meiſtens ſogar in Einzelheiten mit dem Wolfram'ſchen „Parzival" überein. Die Geſchichte des Vaters iſt (wenn ſie überhaupt echt ſein ſollte) bei Chreſtien allerdings ſehr kurz — in 500 Verſen — abgethan. Zwölf Brüder desſelben haben im Streite ihr Leben verloren, auch er ſelbſt findet in einem Turnier, dem er trotz der Bitten ſeiner Gattin

das Ritterthum l
und reitet, wie ein
Hof zu Caerleon.
die breite Vorgesc
im übrigen weicht
Beziehung auf Wa
in Nantes umsetzt.
derungen, da sie
britischen Quelle k
Element, selbst w
sagungen und ähn
ausgemerzt, dageg
gefügt worden. D
die zwölf im Kam
„Parzival" fehlen,
Gottes und der R
Geiste der alten S
wie Wolfram, du
lichen und weltl
entfernen. Der Ein
Romanes ebenfalls
Knaben in der Ver

wie der gefeierte Epiker, einer Biographie ähnlich geſtaltet, ſondern die ganze Jugendgeſchichte des Helden in homeriſcher Weiſe gelegentlich nachholt, dafür aber ſofort mit der Haupthandlung beginnt. Schon beim Boron'ſchen „Parzival" haben wir die dramatiſche Wirkung einer ſolchen Anordnung hervorgehoben.

Dieſelbe Beobachtung findet Anwendung auf die folgenden Scenen. Parzival zieht, einige Ermahnungen der Mutter wohl oder übel befolgend, an Artus' Hof; hier erlegt er, um den König zu rächen, den „rothen Ritter". Dieſen Zug hat der Parzivalroman in die obige Scene im Walde verflochten. Wir dürfen aber aus der Aehnlichkeit aller Züge in der Jugendgeſchichte des Helden ſchließen, daß auch dem Romanſchreiber, wie dem Chreſtien und Wolfram, für dieſen Abſchnitt dieſelbe Quelle mittelbar oder unmittelbar vorlag. Von nun an aber beſchränkt ſich das Gemeinſame ungefähr auf die Belehrung Parzivals durch einen Einſiedler, der ſein Oheim iſt, auf den Mißerfolg beim erſten Beſuch auf der Gralburg und auf die Erwerbung des Gralkönigthums am Schluſſe. Doch gibt ſich in der Behandlung dieſer Scenen eine ſehr große Selbſtändigkeit, wenn nicht völlige Unabhängigkeit, zu erkennen. Parzival erſcheint zudem im Romane als ſittlich ganz untadelig, ja als Muſter jungfräulicher Keuſchheit; die Gralabenteuer geſchehen lediglich „zur Erhöhung des Geſetzes Unſeres Herrn"; endlich wird der Stoff der Abenteuer zum größern Theil vielmehr der Märchen- als der Ritterwelt entnommen. Auch ſind es drei Helden, die den Gral ſuchen, während Chreſtien und Wolfram neben Parzival nur Gawan und dieſen nicht als eigentlichen Gralritter auftreten laſſen. Sie ſtellen ſodann vorwiegend das weltliche Ritterthum dar. Der Held weiß bei beiden lange nichts vom Grale. Er bekommt nach dem erſten Beſuch an Artus' Hof nur eine ritter-

Geſchichte bis zur Ank
die als „Mabinogi
unter den Märchen des
halten iſt[1]. Die Einw
des Buches gemacht wo
demſelben finden wir
bis jetzt von Parzival
ſchließung des Knaben
„Engel“ an. Im folg
gegenüber ſofort eine ch
auf, in welchem die Ere
(Peredur) nicht etwa z
doch in den wenigen Sce
die einem Gralritter nich
bei der Begegnung mit
freilich vermählt dann fein
keine Makel mehr auf ih
ſondern auch der deutſche T
Liebe, ſelbſt in bedenklichen
Gralbichter die Jungfräuli
Einfluß jenes Minneculteſ,
ſo viel beigetragen hat.

---

[1] Ueberſetzt von San
Märchen des rothen Buches
[2] Letztere

Wie gesagt, hat das Märchen von Peredur keine Beziehung zum Grale. Der Held kommt nach der Erprobung im Turnierkampfe und der Belehrung über Ritterſitte auf das Schloß des „Lahmen Königs", welches die Gralburg vertritt. Er wird unbewußt vom Schickſal zu dem Berufe erzogen, für den König, ſeinen Oheim, Rache zu nehmen, wird bei ſeinem erſten Beſuche noch nicht reif befunden und kann erſt bei ſeiner ſpätern Rückkehr ſeine Beſtimmung erfüllen. Das erſte Mal muß er bei dem Lahmen Könige eine dreifache Tüchtigkeitsprobe beſtehen. Es wird ihm nämlich ein Schwert in die Hand gegeben, mit welchem er einen Eiſenhaken zerhauen muß. Er thut es. „Nun lege die beiden Theile aneinander und verbinde ſie!" ſpricht der König. Das Wunder geſchieht. Auch ein zweites Mal beſteht Peredur die Probe; beim dritten jedoch gelingt die Wiedervereinigung nicht. Der König ſpricht alſo zu ihm: „Jüngling, komme jetzt und ſitze nieder, und mein Segen komme über dich! Du fichtſt beſſer mit deinem Schwert, als irgend einer im Königreich. Du haſt zwei Drittheile deiner Stärke erlangt, doch das letzte Drittheil haſt du noch nicht erreicht. Und wenn du zu deiner Vollkraft wirſt gekommen ſein, ſo wird niemand im Stande ſein, mit dir zu wetteifern. Ich bin dein Oheim, deiner Mutter Bruder." Darauf wird ein mächtiger Speer vorgetragen, von deſſen Spitze drei Blutſtröme auf den Boden rinnen, und eine große Schüſſel mit einem blutigen Menſchenhaupte. Die Umſtehenden jammern laut. Peredur fragt nach der Bedeutung nicht, weil ihm das neugierige Fragen als ungeziemend verboten worden iſt, und niemand ſagt ihm von ſelbſt den Sinn der Symbole. Er ſcheidet des folgenden Morgens in Frieden. Bald darauf aber ſchilt ihn ein bei der Leiche ihres Gemahls klagendes Weib [1], daß er am Tode der Mutter ſchuld ſei, da ſie aus Gram über ſeine eigenwillige Entfernung geſtorben ſei. Nach einer Reihe, theilweiſe eigenartiger, Abenteuer kommt Peredur an Artus' Hof. Da erſcheint ein ſcheußliches Weib und tadelt ihn wegen der Verſäumniß beim Lahmen Könige. „Hätteſt du nach den dort geſchauten Wundern *gefragt*, ſo wäre der König wieder geſund, und wären ſeine Vaſallen wieder zufrieden geſtellt

[1] Auch dieſe Perſon haben Chreſtien und Wolfram mehr im Sinne der Minnezeit in eine um den *Geliebten* klagende Jungfrau umgeſchaffen.

worden. Seitdem muß er Fehden und Kämpfe beſtehen, ſeine Ritter kommen um, die Frauen werden Wittwen, die Töchter bleiben unausgeſtattet, und das alles durch dich!“ [1]

Als er danach auf Charfreitag einem Prieſter begegnet und um deſſen Segen bittet, wird er von dieſem getadelt, weil er an einem ſolchen Tage bewaffnet reite. Er ſteigt nun wenigſtens ab und zieht ſein Roß nach. Bald trifft er am Eingange eines Schloſſes denſelben Geiſtlichen. Dieſer behält ihn bis nach Oſtern bei ſich und weiſt ihn dann auf den Weg zum Wunderſchloſſe ſeines Oheims. Nach weiteren Heldenthaten kommt er wirklich zum Lahmen Könige. Ein ſchöner Jüngling tritt hier vor ihn hin und ſagt, er ſei es, der einſt Schüſſel und Lanze vorgetragen, der in der Geſtalt eines häßlichen Weibes ihn geſcholten und ihm die Anläſſe zu den größten Thaten dargeboten habe, „und der Kopf auf der Schüſſel war der deines Vetters, der durch die Hexe von Glouceſter getödtet wurde; ſie hatte auch deinen Oheim gelähmt. Ich bin dein Vetter. Eine Prophezeiung ſagt, du ſeieſt zur Rache für alles das berufen.“ Peredur fand den Ritter Gawan (Gwalchmai) ſchon im Wunderſchloſſe vor; derſelbe hatte mit ihm Artus' Hof wegen eines andern Unternehmens, welches das häßliche Weib den Rittern empfohlen hatte, verlaſſen und war ihm zuvorgekommen. Mit ihm und Artus erſchlug er ſodann alle Hexen von Glouceſter. „Das iſt die Erzählung von dem Wunderſchloſſe.“

* * *

344. Dieſes Mabinogi über Peredur iſt eine großentheils in lebendiger Geſprächsform geſchriebene, vorwiegend märchenhafte Erzählung, die ganz das Ausſehen einer alten nationalen Sage hat. Die Charaktere ſind kräftig gehalten; das Ziel der Handlung iſt eine Blutrache an gewiſſen unheimlichen Weſen, welche nach einer Stelle (Kap. 12) bereits „das ganze Land erobert und verwüſtet haben“. Nimmt man nun, was füglich geſchehen kann, dieſe Sage als alt

[1] Der Tod der Mutter wird nicht ausdrücklich als Grund des Unglücks bezeichnet.

und urſprünglich an, ſo liegt hier auf das deutlichſte vor Augen, wie die Gralſage mit den Ritter- und Märchengeſchichten Großbritanniens verbunden worden iſt: man ſetzte einfach im Kern der Erzählung an die Stelle des blutigen Hauptes eines Königsſohnes, für welchen Rache zu nehmen iſt, den Gralkelch mit dem Blute des Gottesſohnes, und an die Stelle des verwundeten Königs und des blutigen Speeres den kranken Gralkönig und die heilige Lanze. Merkwürdig iſt hierbei, daß Wolfram die Lanze nicht einmal als Reliquie, ſondern als den Speer eines Heiden betrachtet, mit welchem der Gralkönig verwundet worden ſei; Chreſtiens Fragment ſpricht ſich nicht über die Herkunft der Lanze aus, läßt aber auch den König ſeine Wunde in einer Schlacht erhalten. Somit hätten gerade jene beiden Dichter, welche ihre meiſten Abenteuer dem Mabinogi verdankten, auch den Gralkönig und die Lanze ziemlich unangetaſtet gelaſſen.

Diejenigen indeſſen, welche ein hohes Alter des Peredur-Märchens nicht anerkennen, ſind zu der Annahme genöthigt, ein ſpäterer britiſcher Erzähler habe der Gralſage, und zwar genau in der Chreſtien'ſchen Faſſung, wieder einen profanen, dafür aber vielleicht einen nationalern Charakter gegeben. Einer ſolchen Annahme wird man aber nur aus den zwingendſten Gründen beipflichten können. Insbeſondere wäre noch die Umgeſtaltung der Minneſcenen auffallend, wenn der Erzählung doch einmal gefliſſentlich eine weltliche Färbung gegeben werden ſollte. Der ganze Ton und Charakter des Märchens erinnert aber ſchon, wie geſagt, an eine ältere Zeit. Auf eine Entlehnung aus dem Mabinogi deutet unſeres Erachtens namentlich der kranke König in den Graldichtungen, in welchen er überall eine etwas auffallende Perſon iſt, unverkennbar hin; das Königthum ſcheint überhaupt zu dem Grale in ſehr entfernter Beziehung zu ſtehen und kommt auch nirgendwo zu

Verſchuldung, verwu
Neuerung zu ſein ſche
große Parzival-Roma
haben übrigens beide
ganz ähnliches bereits
alſo allem Anſchein nac

345. Der große P
gedichtet, als daß er un
der Verbindung von
genügenden Aufſchluß g
Mabinogi oder eine nal
geſchichte Parzivals ben
flüchtig und nebenſächlich
zu dem Stoff des Roma
Bruchtheil bei. Einen Ei
man aber nur vielleicht
Ritter- oder Märchenaben
Verſuche, erworben wird.
eine allzu entfernte, als
der Anlage mit Sicherheit
der kleine Boron'ſche „Parz

Peredur-Märchens sowohl in den Abenteuern wie in der Anlage der ganzen Erzählung sehr bemerkbar. Der Grund der Verweisung von der Gralburg, wie derselbe von der klagenden Jungfrau angegeben wird, ist besonders beachtenswerth; er wird, wie im Mabinogi, in der allgemeinen Unreife des Ritters gefunden: „Wohl weiß ich, weshalb du dieses Gut verloren hast: weil du nicht so weise und tapfer bist, noch so viele Waffenthaten vollbracht hast, um würdig zu sein, das Blut unseres Herrn zu bewahren." Bei Wolfram war der Grund anfangs unklar gekennzeichnet, und zuletzt wurden der Tod der Mutter und des rothen Ritters genannt, obwohl doch die Verschuldung in diesen beiden Fällen nicht eben bedeutend schien. Auch im großen Parzival-Roman blieb es allzu dunkel, warum der Held das erste Mal sein Ziel verfehlte. Wir fanden den Grund vornehmlich in der Unwürdigkeit des ganzen Ritterstandes, dem er angehörte. Jetzt können wir beifügen, daß das Mabinogi ausgesprochenermaßen seinen Helden selber erst durch Ritterthaten zur Vollreife sich entwickeln ließ. Gehörte dasselbe aber zu den Vorlagen des großen wie des kleinen „Parzival", so konnte in jenem wie in diesem der anfängliche Mißerfolg zugleich darin begründet sein, daß der Ritter, obwohl ohne Schuld, doch noch nicht vollkommen und fertig war für seinen so hohen Beruf. In der That erhielt Gutritter erst nachher von seinem Oheim den Namen Selbermannfertig, und mußte auch dann noch durch eine Reihe von Thaten sich erst vollkommen würdig machen. Eine solche Erziehung des Helden in dem Gedichte selbst ist dramatisch wirksam, findet sich auch bei Wolfram (bei vorausgesetzter Schuld) gut durchgeführt und würde, wenn sie im großen Parzival-Roman stillschweigend angenommen werden könnte, eine merkliche Schwäche desselben weniger fühlbar machen. Denn die Fortentwicklung des ganzen Ritter-

ſtandes zu beſſerem Geiſte und höheren Leiſtungen kann doch die perſönliche Entwicklung im Helden ſelbſt nicht ganz erſetzen. Dieſe kann recht wohl auch ohne eigentliche Schuld ſtattfinden, wenn ſie nichts als eine Heranbildung zu einem höhern Berufe, wie in dem britiſchen Märchen, zum Ziele hat.

346. Das Mabinogi vermittelt uns alſo, um es mit zwei Worten zu ſagen, zunächſt eine Einſicht in die Verbindung der Gralſage mit der Artusſage und der britiſchen Märchenwelt, außerdem aber in die Schuld des Helden und die Bedeutung der Frage. Denn die Unterlaſſung derſelben erſcheint nun bloß als Sinnbild der Unfähigkeit für einen Beruf, nach deſſen Beſchaffenheit und Geheimniß nicht einmal geforſcht wird. Die Anwendung auf die Gralſage ergibt dann unmittelbar die ſchöne Idee, daß der Menſch ſich erſt ernſtlich um die Geheimniſſe und Gnaden der Religion bekümmern muß, ehe er daran Antheil bekommt, und daß die volle Erkenntniß als himmliſche Gunſt dem vorbehalten iſt, der es an der ausreichenden Vorbereitung nicht fehlen ließ. Manche bringen für die ausgezeichnetſten Gunſtbezeigungen des Himmels „zwei Drittheile“ der Vorbereitung mit, wie etwa Gawan im großen Parzival-Roman, oder gar nur ein Drittheil, wie Lanzelot, aber nur Selbermannfertig hat die Vollreife und iſt darum der einzig Auserwählte. Wenn nun der Anlaß zur Verſäumung der Frage in einer (weltklugen) Scheu, zudringlich zu ſcheinen, geſucht wird, ſo offenbart ſich darin die Unzulänglichkeit der Weltklugheit für die höchſten Aufgaben des Lebens.

* * *

347. Kehren wir zu Chreſtien zurück, um abzuſchließen. Wir ſtanden an dem Punkte, wo Parzival die Dame in Schutz nimmt, mit welcher er ſich bei Wolfram vermählt

(Condwiramur, oben Nr. 342, Schluß). Der franzöſiſche Dichter verſäumte es, ſeine Helden wenigſtens als Muſter der ehelichen Keuſchheit darzuſtellen. Wolfram und ſelbſt einer der Fortſetzer Chreſtiens (Nr. 360) hielten mit Recht das Verhältniß Parzivals zu Condwiramur für anſtößig genug, um ihn für immer vom Gralkönigthum auszuſchließen. Sie laſſen ihn daher zuvor eine chriſtliche Ehe eingehen. — An ſeinem weitern Wege findet nun der Gralſucher auf einem Waſſer einen Kahn, in welchem ſich zwei Männer befinden. Der eine derſelben, welcher die Angel auswirft, lädt ihn in ſeine Wohnung ein und weiſt ihm ſelbſt den Weg dahin. So gelangt er zur Burg des Fiſcherkönigs. Er findet denſelben als ehrwürdigen Greis auf einem koſtbaren Ruhebette mitten im Kreiſe von vierhundert Burgbewohnern. Hier wird von Knappen ein wunderſames Schwert, das nur in einem einzigen Falle zerbrechen kann, vorübergetragen; ſodann eine blutende Lanze; hinter zwei zehnarmigen brennenden Leuchtern trägt ferner eine Jungfrau „einen Gral", der mit ſeinem Glanze die Lichter verdunkelt[1]; endlich folgt eine Jungfrau mit einem ſilbernen Teller. Parzival hält eine Frage für ungeziemend. Danach wird ein köſtliches Mahl aufgetiſcht, und bei jedem Gericht trägt man den Gral vor; aber keine Frage erfolgt. Am andern Morgen iſt die Burg wie ausgeſtorben.

Der Ritter zieht in den Wald zurück und wird von der klagenden Jungfrau ſcharf getadelt wegen ſeines Verſäumniſſes; auch ſei ſeine Mutter aus Schmerz über ſeine Entfernung geſtorben. Nach einem Abenteuer, das wieder im Mabinogi enthalten iſt, kommt er in die Nähe von Artus'

[1] Der Dichter ſagt „einen Gral", weil für ihn die Bedeutung des Wortes als „Schüſſel" noch klar iſt.

Lager. Hier folgt eine liebliche Scene, welche aus derſelben Quelle ſtammt. Von einem verwundeten Vogel fallen drei Blutstropfen in den Schnee; beim Anblick derſelben gedenkt Parzival der verlaſſenen Geliebten (bei Wolfram der angetrauten Gattin) und ſteht lange entzückt da. Mehrere kommen aus dem Lager des Königs und ſprechen ihn vergeblich an; erſt da man Gewalt braucht, wehrt er ſich kräftig, verſinkt aber jedesmal gleich wieder in tiefes, minniglicheſ Nachſinnen. Gawan gelingt es, ihn freundſchaftlich wegzuführen.

348. An der Tafelrunde des Königs zu Caerleon (bei Wolfram zu Nantes) erſcheint nun das häßliche Weib und verflucht Parzival. Darauf wendet ſie ſich an den König und die übrigen Ritter und ermuntert ſie, auf der Stolzenburg (Castel Orguellous) Abenteuer zu ſuchen, oder noch beſſer, auf Klarbergen (Montesclaire) gefangene Jungfrauen zu erlöſen. Gawan entſchließt ſich zu dem letztern Unternehmen; Parzival aber will nun nicht ruhen, bis er Gewiſſes über die blutende Lanze erfahren. *So ſcheiden ſich die Wege der beiden größten Helden.* Parzival alſo, welcher ſchon auf eine ganz eigenartige Weiſe Ritter an Artus' Hof und an der Tafelrunde geworden iſt, erhält hier einen beſondern höhern Beruf, während den Artusrittern weltliche Abenteuer vorgeſtellt werden. Chreſtien und Wolfram bemühen ſich, dieſen Gegenſatz durchzuführen; es gelingt jedoch nur zum Theil, wie wir weiter ſehen werden. Hier haben wir zunächſt zu beachten, daß der Anlaß zur Abſonderung Parzivals für eine höhere Aufgabe und die Uebertragung der erſten Rolle unter den eigentlichen Artusrittern an Gawan (Gwalchmai) bereits im Mabinogi beſtimmt angebahnt iſt. Das häßliche, ſchwarze Weib (welches vom Schloß des Lahmen Königs, wie bei Chreſtien von der Gralburg, kommt) ſtachelt durch ſeine Rüge Parzival an, ſeinen Beruf beim Oheim

zu erfüllen, und weiſt Artus und ſeine Ritter auf ein „ſtattliches“, ihm wohlbekanntes Schloß hin: „Wer Ruhm erwerben will in Waffen, Zweikampf und Schlacht, wird ihn dort erlangen, wenn er ihn verdient. Und wer den Gipfel des Ruhmes und der Ehre erklimmen will, für den weiß ich den Ort, wo er ihn finden kann. Da iſt ein Schloß auf luftiger Höhe (= Klarbergen), worin ein Mädchen gefangen gehalten wird; wer ſie befreit, wird den höchſten Preis erwerben. — Gwalchmai ſprach: Wahrlich, nie will ich hier wieder ruhig weilen, bevor ich nicht verſucht, das Mädchen zu befreien. Darauf ſprach aber Peredur: Wahrlich, ich will nicht ruhig weilen, bis ich die Geſchichte von dem Speere kenne, von dem das ſchwarze Weib ſprach.“ Von Gawans Thaten wird nun im Mabinogi ſehr wenig berichtet, und da er ſchließlich mit Parzival an dem gleichen Ziele zuſammentrifft und die Rache an den Hexen von ihm und Artus und Parzival gemeinſchaftlich vollzogen wird, ſo verwiſcht ſich der ſkizzirte Gegenſatz wieder völlig. Chreſtien und Wolfram (oder ein Vorgänger) haben erkannt, von wie hohem poetiſchen Werthe derſelbe war, und die ganze Anlage des Gedichtes danach näher beſtimmt. Eine Anzahl der Gawan-Abenteuer wird vor Parzivals Bekehrung und andere (bei Wolfram) nachher ſymmetriſch eingeſchaltet und, was die Hauptſache iſt, denſelben ein eigenes, ganz verſchiedenartiges Ziel vorgeſteckt. Die Gralſuche gewinnt alſo folgende treffliche Anlage: Parzival kommt als ganz weltlich gebildeter Ritter, der vom Grale nicht einmal weiß[1], zum Fiſcherkönig, wird ſchmählich abgewieſen und verfällt in Verzweiflung — nun tritt Gawan auf, um einem untergeordneten, gegenſätzlichen Berufe nach-

[1] Auch im Mabinogi iſt Parzival ſich anfangs ſeines Berufes nicht bewußt.

zuſtreben — für Parzival kommt die Stunde der Bekehrung und er forſcht in neuem Geiſte nach dem Grale — Gawan erfüllt auf der Zauberburg ſeinen Beruf — Parzival erreicht das höhere Ziel. Dieſe ſchöne Anlage kennt der ſogenannte Boron'ſche „Parzival" noch nicht.

349. Merkwürdigerweiſe aber ſcheint ſich gerade an dieſer Stelle das genannte Gedicht als zweite Vorlage Chreſtiens und Wolframs zu verrathen. Den Stoff nämlich für die erſte Gawan-Partie entnehmen beide zum Theil aus dem kleinen „Parzival", nur daß hier der Held ſelbſt die Hauptrolle ſpielt; dieſe mußte er natürlich an Gawan abtreten, obwohl er bei Wolfram doch auch ſelbſt nicht ganz verſchwindet. Wir meinen die Erzählung, in der neben Gawan noch Meliant und die Tochter eines Burgherrn auftreten (ſ. oben Nr. 337). Das übrige wird hier aus dem Mabinogi herübergenommen, nämlich die Herausforderung Gawans wegen eines Mordes und die Scene, in welcher er ſich mit einem Schachbrett vertheidigt. Dagegen ſind, wahrſcheinlich wegen der Erweiterung der Gawan-Scenen, viele vorausgehende Abenteuer Parzivals nicht aufgenommen worden (Mabin. Kap. 15—25). An Gawan ſuchen nun Chreſtien und Wolfram die weltliche „Minne" wieder recht ausgiebig darzuſtellen, in dem letzten Abenteuer auf ziemlich anſtößige Weiſe, und zwar wird zu dieſem Zwecke das Mabinogi umgeſtaltet, ſo daß die Abſicht recht augenfällig wird.

Es folgt Parzivals Bekehrung. Auch hier erinnert der Ritter im Bußgewande, welcher ihm am Charfreitag begegnet, an den Boron'ſchen Parzival, ebenſo die Beichte; beides findet ſich in der ſonſt ganz ähnlichen Scene des Mabinogi nicht. Der Held zieht, ſittlich umgewandelt, von neuem aus, den Gral zu ſuchen.

Inzwiſchen führen Chreſtien und Wolfram das Abenteuer Gawans aus, welches im Mabinogi nur angedeutet iſt, nämlich die Befreiung der gefangenen Jungfrau auf der luftigen Höhe. Beide faſſen den Stoff ſo, daß Gawan eine Zauberburg, in welcher Hunderte geraubter Frauen ſich befinden, zu erobern hat. Als Einleitung dazu und als Fortſetzung wird Gawan im Minnedienſte der Orgeluſe vorgeführt. Man wird für alle dieſe Scenen wieder eine neue Quelle anſetzen müſſen; nicht minder auch für das letzte Fünftheil des Gedichtes bei Wolfram, während das Chreſtien'ſche Werk an dieſer Stelle unvollendet abbricht.

Der deutſche Dichter läßt Parzival auf dem Wege zum Grale noch einen dreifachen Heldenkampf mit Gawan, Gramoflanz und mit dem eigenen Bruder Feirefiß beſtehen, und dann auf der Gralburg durch Stellung der Frage: „Oheim, was fehlet dir?“ Anfortas von ſeinen Leiden erlöſen und das Gralkönigthum erwerben.

* * *

350. Unſere letzten Betrachtungen haben wieder neues Licht verbreitet über die muthmaßliche Hauptquelle der Parzival-Geſchichte, durch deren Vermittlung die Gralſage mit der Artusſage in Verbindung tritt. Parzival gehört nämlich ſeiner Beſtimmung nach der erſtern an, kommt aber doch frühzeitig an den Hof des Ritterkönigs, ſo daß er gleichſam das geiſtliche und das weltliche Ritterthum in ſeiner Perſon vereinigt. Das rein weltliche Heldenthum tritt zu ihm in Gegenſatz. Schon im Mabinogi zählte Peredur nicht ſo urſprünglich, wie etwa Gawan, zu den Artusrittern und zeichnete ſich vor allen aus durch den Beruf, ſeinen Oheim und Vetter und das ganze Land an den Hexen von Glouceſter zu rächen. Die Grallegende ſetzte an die Stelle nationaler Rache den

Kampf um ein religiöſes Heiligthum, an welches aber gemäß der höhern und weitern Auffaſſung in dem kleinen und großen Parzival-Roman das Heil des Vaterlandes geknüpft war. Letztere große Idee ließen Chreſtien und Wolfram ganz fallen, wie ſie denn auch in der ganzen Behandlung der Gralſage und ſelbſt des Ritterthums eine weltlichere und flachere Anſchauung bekunden. Eine Erinnerung an den Hexenwahn ſcheint der Boron'ſche Roman zu bewahren in dem Zauberbann, aus welchem Parzival Britannien befreien ſoll[1]; dem Sinne nach aber bedeutet er wohl die Macht des Heidenthums und der Hölle, welche gebrochen werden ſoll. Wir wagen die Vermuthung auszuſprechen, daß das britiſche Märchen nicht viel anders zu verſtehen iſt. Wir ſehen darin nach Aehnlichkeit des Merlin zugeſchriebenen „Apfelgartens", eines allegoriſchen Gedichtes über die Leiden des Vaterlandes und die Hoffnung baldiger Erlöſung, eine politiſche Allegorie. Der kranke König, bei dem das Haupt eines Erſchlagenen mit der Lanze vorgetragen wird, iſt Sinnbild des leidenden Vaterlandes, und die Heren von Glouceſter, gegen die vom großen Erretter der König Artus mit allen ſeinen Rittern aufgeboten wird, vertreten die heidniſchen Feinde der chriſtlichen Briten, alſo die Macht des Heidenthums und der Hölle. Und hier gibt der große Parzival-Roman, annähernd in dem von dem ältern Peredur-Märchen beabſichtigten Sinne, die erhabenſte Darſtellung von dem Widerſtreite zweier Weltmächte, der Macht des Guten und des Böſen, des Gottes- und Teufelsreiches. Er legt alſo in das alte Märchen, das in irgend einer Geſtalt auch ihm als untergeordnete Quelle diente, den vollſten chriſtlichen Sinn, wie

[1] Vgl. die Zauberburg bei Chreſtien und Wolfram, die freilich Gawan erobert.

ihn das Weſen der Gralſage fordert. War aber jenes blutige Menſchenhaupt im Märchen urſprünglich vielleicht gar eine Art nationalen oder religiöſen Palladiums, ſo iſt vollends die Umdeutung in dem großen, britiſchen Romane die nächſtliegende und zutreffendſte auch nach dem Geiſte der eigentlich weltlichen Sage, mit welcher die Grallegende verbunden wurde; denn in dem Kampfe des guten und des böſen Princips, des Gottesglaubens und des Heidenthumes, der Kirche und der Hölle muß als eine Art Palladium, nämlich als ſchönes Wahr- und Siegeszeichen des Chriſtenthums, die Reliquie aus dem Leiden des Herrn und das durch dieſelbe ſymboliſirte Altarsgeheimniß angeſehen werden. Das Mabinogi bot aber auch in ſeinen Abenteuern und deren Anordnung ſchon den ganzen Entwurf für ein gutes Epos über Parzival den Gralſucher, ſo daß Chreſtien und Wolfram (bezw. Kyot) nur einen Punkt, nämlich die Rolle Gawans, beſſer auszugeſtalten hatten. Die Anlage des Märchens gewährte auch den Vortheil einer halbdramatiſchen Faſſung, und zumal ſtimmte die Entwicklung des Helden von der Unreife zur Vollendung ſehr gut zu der geiſtig-ſittlichen Erziehung eines Gralſuchers für ſeinen hohen Beruf.

Es ſcheint, daß die Graldichter durch Vertauſchung des Namens „Peredur“ noch ſchärfer gerade darauf hinweiſen wollten, daß der zukünftige Gralritter ein ſelbſtthätig und vollkommen durchgebildeter Held werden müſſe. Es drängt ſich uns nämlich bei tieferem Eindringen in die Gralſage und ihre Entwicklung immer mehr der Gedanke auf, daß der Name „Parzival“ ein Bedeutungsname ſei mit dem Sinne: „vollkommener Ritter“. Wir wagen dieſen neuen Erklärungsverſuch den bisherigen beizufügen. Wenn man ſonſt Perceval, Parceval, Parcival aus den romaniſchen Sprachen erklärt, ſo überſieht man vielleicht, daß die Graldichtungen

auf lateiniſche Quellen zurückgehen. Iſt nämlich der Name nicht aus der Volksſage, ſondern aus einer bedeutſamen Vertauſchung des celtiſchen „Peredur" zu erklären, ſo muß in demſelben eine lateiniſche Wortform erkannt werden. Sehr nahe liegt nun für die ältere Schreibart das lateiniſche Per-se-valens, d. h. „Durch-ſich-ſtark". Dasſelbe beſagt der in dem großen Parzival-Roman ihm vom Oheim gegebene Name Par-lui-fait = Selbermannfertig. Es hätte alſo dieſer wahrſcheinlich älteſte Roman noch die Erinnerung an die urſprüngliche Bedeutung des Namens erhalten, und damit den Charakter und die Vorzüge des Helden ganz im Geiſte des alten Märchens als allſeitig ausgebildet und vollendet bezeichnet (ſ. oben Nr. 29). Sehr verwandt iſt der in demſelben Romane und ſonſt oft vorkommende Beiname Gutritter (bon chevalier), was auch als Ueberſetzung von Per-se-valens angeſehen werden kann, zumal da Par-lui-fait mit Parfait wechſelt. Mit dieſem Namen hängt ferner ſehr enge der Grund zuſammen, weshalb das Ziel bei der erſten Begegnung mit dem zu erlöſenden Könige verfehlt wird: der Held iſt ſeines Namens noch nicht allſeitig werth, und ſo erklärt ſich noch deutlicher, mit Hilfe des Mabinogi, die wahre Bedeutung des Nicht-Fragens, als eines äußern Zeichens der Unfähigkeit oder Unwürdigkeit (ſ. oben Nr. 346).

In engſter äußerer Verwandtſchaft mit dem alten Märchen ſtehen, wie ſich ergab, Chreſtien und Wolfram, obwohl dieſelben doch auch vom Boron'ſchen „Parzival" und letzterer gewiß noch von einer oder mehreren anderen Quellen abhängig iſt. Sie zeichnen einen ſehr guten Weg zur Behandlung der Gralſuche vor, führen auch im Helden eine individuelle Entwicklung recht pſychologiſch durch; ſchade nur, daß ſie dem Geiſte der Legende minder treu bleiben, und das von ihnen recht gefliſſentlich geſchilderte Ritterthum

nicht genug von ſeiner idealen Seite auffaſſen. Sie nehmen aus der Legende den Gral, die Tafelrunde (welche im Märchen ſehr bezeichnend noch nicht erwähnt wird) und das Bewußtſein von dem höhern religiöſen Berufe eines Gralritters herüber; Wolfram aber läßt ſchon die heilige Lanze fallen, und beide erklären die Verwundung des Königs ähnlich wie im Märchen. Doch gibt der deutſche Dichter einen Grund dafür an, welcher aufs ſchönſte zur Gralſage paßt, und vielleicht iſt er da glücklicher als alle anderen Graldichter. Wenn nämlich Boron zu verſtehen gibt, daß das gebrechliche Alter des Gralkönigs ſeine Krankheit herbeigeführt habe, ſo erſcheint das faſt als bloßer Nothbehelf, um den in der Sage gegebenen leidenden Zuſtand des Königs zu erklären (Nr. 340). Nicht viel glücklicher wird in dem von uns überſetzten Romane das Siechthum des Fiſcherkönigs zu den Folgen der Verſäumniß des Ritterthums gezählt, ohne daß eine weitere Erklärung gegeben wäre.

351. Bezüglich Wolframs muß ſchließlich noch ein Wort über den Gralſtein und die Hoſtie beigefügt werden, da wir hierin eine ganz eigenartige Geſtaltung der Sage erkennen. Jedenfalls muß die Abweichung von der gangbaren Auffaſſung aus einem wichtigen Grunde beabſichtigt ſein. Gleich auf den erſten Blick erinnert die Hoſtie (Oblate) an die Euchariſtie, wie ſie nach dem herrſchenden Gebrauche der Kirche als Sacrament ausgeſpendet wird, während der Kelch mehr auf die Euchariſtie als Opfer und das heilige Gefäß oder die Abendmahlsſchüſſel auf die Leidenstage des Erlöſers hinweiſt. Da nun Wolfram (bezw. Kyot) den Gral überhaupt nicht als Leidensreliquie kannte oder kennen wollte, ſo war für ihn zunächſt nur die Beziehung auf die Euchariſtie weſentlich; eine ſolche liegt aber in der Hoſtie ſo gut wie in dem Kelche, nur daß der letztere unmittelbarer an das Meßopfer und ſomit auch an das Kreuzopfer erinnert. Daß Wolfram (oder Kyot) dieſer Erinnerung geradezu ausweichen wollte und darum den Kelch durch die Hoſtie erſetzte, iſt ſchon darum nicht anzunehmen, weil er durch Erwähnung des Charfreitags die unmittelbare Beziehung des Gralmyſteriums auf die Erlöſung wieder

herstellt. Ein Anlaß zu der Aenderung der Sage mochte bei Chrestien gefunden werden. Dieser nannte ohne weitere Erklärung Gral, Teller und Hostie. Wenn nun der Gral nicht als Kelch, sondern eigentlich als Schüssel aufgefaßt wurde, und die Bedeutung des Tellers unerfaßt blieb, oder wenn man sich enger an den kirchlichen Gebrauch, das Sacrament nicht unter beiden Gestalten aufzubewahren, anschließen wollte: so war es das einfachste, die „Schüssel" fallen zu lassen und die Hostie auf den flachen Teller als Patene zu legen. Der Teller konnte nun füglich eine etwas vertiefte Edelsteinplatte sein und doch den Namen Gral (meist = Schüssel) erhalten. Siehe über den Discus der Griechen Nr. 299. Ein weiterer Grund zur Abänderung der gewöhnlichen Auffassung darf aber in einer besondern Bedeutung gefunden werden, die dem Steine beigelegt wurde. Eine Aufklärung darüber kann man nun mit Recht in jener Urgeschichte des Grales suchen, durch welche uns Wolfram über die Herkunft der ihm eigenthümlichen Auffassung poetische Rechenschaft abzulegen scheint. Er stützt sich auf Kyot den Provenzalen, und dieser soll zwar das historische Material zu seinem Buche, nämlich die Geschlechtsregister der Könige von Britannien und des Artus, sowie der Könige von Anjou und des Parzival, endlich der Gralkönige und des Anfortas im mittlern Frankreich gefunden, aber über die Herkunft des Grales selbst durch die Schrift eines Arabers, der mütterlicherseits ein Jude aus Salomons Stamm war und im spanischen Toledo lebte, unterrichtet worden sein (Parz. 453 bis 455). Engel, so heißt es weiter, trugen das Kleinod auf die Erde; das waren nach einer Erdichtung Trevrizents (a. a. O. 471, vgl. 798) jene Engel, welche im Kampfe Lucifers gegen den dreieinigen Gott unthätig blieben. Nun wird auch im „Wartburgkriege" gesagt, aus der Krone des besiegten Lucifer sei ein Stein herausgebrochen, und diesen nenne man Gral. Nehmen wir noch dazu die mohammedanische Fabel von dem Steine in der Kaaba zu Mekka, der ein Edelstein aus dem Paradiese und mit Adam auf die Erde gekommen sein soll, so ergibt sich als sehr wahrscheinliche Quellengeschichte für Wolframs eigenthümlichen Gralmythus die folgende: Ein provenzalischer Dichter im mittlern Frankreich (er schrieb nach Wolfram nordfranzösisch und kam nach Anjou) war durch die engen Beziehungen der Provenzalen zu Spanien auf einen mohammedanisch-jüdischen Mythus von einem heiligen Edelsteine als Wunschkleinod oder Unterpfand alles Glückes gekommen, und vielleicht kannte er

außerdem eine verwandte chriſtliche Erzählung, wie die im „Wartburgkriege“ iſt. Andererſeits war ihm die britiſch-franzöſiſche Gralſage geläufig, und er ſuchte nun derſelben durch Heranziehung eines fremden Elementes eine andere Geſtalt und den Reiz der Neuheit zu geben. Der Stein fügt ſich auch durchaus angemeſſen in die Grallegende, ſobald man denſelben als Edelſteinplatte denkt. Denn „die Patene bedeutet den Stein des Grabes“, ſo hieß es ſchon bei Boron (Nr. 299). Der Grabſtein mochte in der Gralſage nun auch die Form eines flachen Tellers oder einer flachen Schüſſel haben und die Brodſchüſſel des Abendmahles vertreten (ſ. oben Nr. 301). Die Leſer Kyots wurden daran erinnert, ſo oft er nur vom „Grale“ ſprach; bei Wolfram freilich, der das Wort „Gral“ nur als Eigenname zu kennen ſcheint, ſtößt es uns, wenn wir immer nur von einem „Steine“ hören. War Kyot, wie wir vermutheten (Nr. 283), ein Ueberarbeiter Chreſtiens, ſo mußte ihm bei ſeiner ſonſt ſklaviſchen Abhängigkeit von demſelben jene freilich weit hergeholte und nicht eben glückliche Aenderung ebenſo willkommen ſein, wie die vorgeſetzte noch unglücklichere Gahmuretgeſchichte und die minder ungeſchickten, vielmehr im ganzen völlig angemeſſenen Zuthaten, welche die Vollendung des Chreſtien'ſchen Werkes forderte. Auf einen bewußten Gegenſatz Kyots zu Chreſtien deuten Wolframs Worte am Schluß des Parzival: wohl möge ihm Kyot wegen unrichtiger Darſtellung des Gegenſtandes zürnen, er, der die rechte Märe bis zu deren Abſchluß uns entboten habe (Nr. 283). Auch den Graltempel verlegte der Provenzale nun nach Spanien; ſo viel wird mindeſtens aus „Titurel“ Kap. 3 zu erſchließen ſein, und mehrere Andeutungen weiſen auch bei Wolfram darauf hin. Den Helden Parzival durfte er mit geringerer Kühnheit aus ſeiner nähern Heimat herleiten, weil ſchon die gangbare Sage ihn nicht als urſprünglich zu Artus' Tafelrunde gehörig zu betrachten ſchien. Daß Kyot aber nicht etwa einer eigentlichen Sage ſich anſchloß, wenn er jene Aenderungen vornahm, ſondern willkürlich ſchaltete, wenn er eine arabiſche Fabel mit der Grallegende verquickte, müſſen wir wohl daraus entnehmen, daß er mit ſeiner Auffaſſung und den zugefügten Abenteuern ganz allein ſteht, und ein doppelter Urſprung der Legende doch nicht ohne zwingende Gründe anzunehmen iſt. Kyot ſelber gibt uns ja zu verſtehen, daß das Geſchichtliche der Sage, ja ſogar der Haupthelb dem mittlern Frankreich entſtammen. Er ſelbſt ſchrieb nordfranzöſiſch (Parz. 416). Die uns erhaltenen Gralbichtungen weiſen durch ihre Sprache ebenfalls

also in Frankrei
den Weg gezeigt.

352. Ob wi
der Sage durcha
Freilich sagt Kyo
nien, in Irland u
gesucht, bis er sie
und danach wäre n
gewesen. Allein f
Irland" nach einer
vermuthete. Ohneh
nämlich eine Vorli
bestimmen, wenn e
Heimatsschein ausst
französischen, noch
Literatur irgend etw
nischen Ursprung de
Anzeichen auf eine b
(Nr. 287. 288. 306)
welche man nachdrück
Lateinischen ebenso gu
bezeugt, und „Parziv
(vgl. oben Nr. 350)
doch sehr entschieden n
nands die berühmte
großen Parzival-Rom

und ſeine Darſtellung auf urſprüngliche Treue keinen Anſpruch machen kann.

* * *

353. Nach der Beſprechung jener Gedichte, welche die Gralſuche vorwiegend in der Kunſtform des Mabinogi darſtellen und zu gleicher Zeit vom Boden der Legende ſehr entſchieden auf den des weltlichen Ritterthums, vielfach zum Schaden des echten Geiſtes der Gralſage, übertreten und auch in anderen Dingen eine Entfernung von der urſprünglichen Quelle bekunden, müſſen wir nun zu einer weitern Klaſſe von Gralbichtungen übergehen, in welcher mehr Anklänge an die Urgeſchichte des Grales, der frömmere Geiſt der Legende, eine reichere chriſtliche Symbolik und deutlichere Spuren der zur Sage ſo wohl paſſenden Mythen- und Märchendichtung erhalten ſind. So viele unverkennbare Merkzeichen machen eine Abſonderung ohne Zweifel rathſam oder nothwendig.

Der Boron'ſche „Parzival" (Nr. 334 ff.) kann bei beiden Gattungen zum Ausgangspunkt dienen, da er beiden verwandt iſt. Zum Verſtändniß der zweiten iſt die Rückerinnerung an den Großen Gral von Bedeutung (Nr. 313. 324 ff.). Die „Große Gralſuche", welche wir zunächſt betrachten wollen, zeigt nach Stoff und Geiſt eine auffallende Verwandtſchaft mit demſelben (Nr. 281). Der eigentliche Gralfinder iſt auch hier nicht Parzival, ſondern der im Großen Gral verheißene Galaad, der in Sünde geborene Sohn des bekannten Artusritters Lanzelot. Doch ſpielt Parzival immer noch eine ſo hervorragende Rolle, daß es den Anſchein gewinnt, als habe er durch den neuen Nebenbuhler nur mit Mühe verdrängt werden können. Der Name des „Guten Ritters" iſt an ſich ſehr gleichgiltig, und es läßt ſich ſchwer ſagen, was zu der Zurückdrängung Parzivals, der ja doch das ältere Recht zu haben ſcheint, geführt haben mag. Der lange, durch neun

oder zehn Generationen hinaufgeführte Stammbaum Galaads legt den Gedanken nahe, daß er den Guten Ritter in irgend ein britisches Königs- oder Adelsgeschlecht habe einreihen sollen; ähnlich machte ja Kyot ihn zu einem Fürstensohn von Anjou. Die sündige Geburt Galaads soll vielleicht, wie die des Artus und Gawan im großen Parzival-Roman (Nr. 140. 155), zu verstehen geben, daß der Gute Ritter alles durch die Gnade geworden sei. Die hll. Hieronymus und Chrysostomus heben ja selbst im Geschlechtsregister des Erlösers, dessen Abbild Gutritter ist, als besonders merkwürdig hervor, daß unter den Stammmüttern des Herrn nur sündige Frauen genannt werden. Daher nun das Bild: Acht Ströme gehen vom Stammvater Nascien aus, der neunte größer als die anderen acht zusammen und so reißend, daß nichts ihm widerstehen kann; dieser erscheint anfangs schlammig und kothig, dann wird er klar und schließlich ganz hell und rein und schön; der Heiland kommt vom Himmel und badet in den acht seine Hände und Füße, in dem neunten aber den ganzen Leib.

Doch steht Galaad in seinem Berufe keineswegs allein: Merlin hat geweissagt, daß drei Ritter die Gralsuche vollenden werden, zwei jungfräuliche (Galaad und Parzival) und ein keuscher (Boort). Der Roman baut sich also, ebenso wie der von uns übersetzte und erklärte Parzival-Roman, auf viel breiterer Grundlage auf, zumal auch alle anderen Artusritter zu dem großen Unternehmen berufen werden und nur wegen sittlicher Makeln das Ziel verfehlen.

354. Wir geben eine kurze Uebersicht des Bedeutsamsten und Lehrreichsten. Lanzelot wird von der Tafelrunde aufgerufen, seinen jungen Sohn abzuholen, zum Ritter zu schlagen und an den Hof zu bringen. Auf dem gefährlichen Sitze liest man die wunderbare Ankündigung: diese Pfingsten werde er seinen Herrn finden. Da erscheint ein alter Mann (Merlin)

und führt den „erſehnten Ritter aus dem Stamme Davids und Joſephs von Arimathäa“ ein, und der Platz zeigt die Schrift: „Galaads Sitz“. Der Held ſetzt ſich und entläßt ſeinen Führer mit einem Gruße an den Fiſcherkönig und König Pelles, ſeinen Großvater. Dann zieht er aus einem hergeſchwommenen Marbelſteine ein Schwert, das für den „beſten aller Ritter“ beſtimmt iſt. Ein Eremit kündet die Erſcheinung des Grals an. Unter ſonnenhellem Glanze, bedeckt mit weißem Sammt, umſchwebt derſelbe die runde Tafel und füllt ſie mit den köſtlichſten Speiſen nach eines jeden Geſchmack. Als er verſchwunden, ſchwören gegen 150 Ritter, ein Jahr und einen Tag nach dem Heiligthum zu forſchen. Sie wollen ihre Damen auf die Gralfahrt mitnehmen; allein ein Prieſter verbeut es; „denn die weltliche Ritterſchaft ſoll ſich in eine geiſtige umgeſtalten“.

Galaad erhält in einer Abtei einen weißen Schild: das iſt derjenige, den der Biſchof Joſeph (oben Nr. 325) dem Evalach-Mordrain verehrte und den er vor ſeinem Tode mit einem blutigen Kreuze bezeichnete; er hat dabei geweisſagt, nur Einer werde ihn ungeſtraft umhängen. Ebendaſelbſt hebt der Ritter einen Grabſtein auf und findet einen Leichnam in ritterlicher Rüſtung: dieſer ſinnbildet die Verweſung des Judenthums. In einer Kapelle verlangt eine himmliſche Stimme die Abſchaffung des „böſen Brauches“ beim Jungfernſchloſſe, wo von ſieben Rittern jede vorüberziehende Maid gefangen geſetzt wird; Galaad ſtellt den Brauch ab. Bald darauf beſiegt er bei der Wohnung einer Klausnerin, unerkannt, Lanzelot, ſeinen Vater, und Parzival.

355. Von der Incluſe unterrichtet, reitet Lanzelot dem Sohne nach, ohne ihn einzuholen. Darauf kommt er zu einer Kapelle, in welcher der Gral erſcheint. Anfangs ſieht er nur einen Altar mit brennenden Lichtern; er verſucht ver-

geblich, zu demſelben vorzudringen, und legt ſich draußen unter einem Kreuze ſchlafen. In halbwachem Zuſtande ſieht er nun einen kranken Ritter herantragen; dieſer klagt: „Ach Herr Gott, wann wird das heilige Gefäß kommen, durch deſſen Kraft mein ſchwerer Schmerz geſtillt werden ſoll; nie litt ein Mann wie ich!“ Doch ſieh, der Altartiſch mit den Leuchtern und mit dem heiligen Grale ſchwebt heran; die Berührung des Gefäßes ſtärkt den Kranken, ſo daß er Lanzelots Rüſtung anzieht und ſein Pferd beſteigt und ſchwört, nach dem Grunde forſchen zu wollen, warum der heilige Gral an ſo manchen Orten Logriens erſcheine und wer ihn nach England gebracht habe. Lanzelot tritt nach Entfernung desſelben an das Gitter der Kapelle, wird aber von einer Stimme hart geſcholten ob der Verwegenheit, dem heiligen Orte zu nahen. Ganz zerknirſcht, geht er fort und kehrt bei einem Einſiedler ein, der eben die Meſſe lieſt; reuig ſinkt er neben dem Altare nieder und bekennt ſeine ſchwere Sünde, nämlich ſeine Liebe zur Königin Ginevra. Der Beichtiger macht ihm Hoffnung auf Vergebung, wenn er die Wurzel der Sünde aus dem Herzen reiße. Das gelobt er und hält ſich im übrigen auf ſeiner Gralfahrt ganz muſterhaft. Noch ein anderer Eremit ſpricht ihm jener Neigung wegen ſehr zu Herzen. Später wird ihm in dem oben erwähnten Bilde ſeine Herkunft mitgetheilt. In einem Kampfe zwiſchen weißen und ſchwarzen Rittern ſchlägt er ſich auf die Seite der erſteren, wird von letzteren gefangen, aber bald wieder befreit. Eine Einſiedlerin erklärt ihm: die Weißen ſeien Gottesſtreiter, die Schwarzen Teufelsritter, aus deren Gefangenſchaft er bald ſolle erlöſet werden. Das ſcheint im Romane nicht mehr zu geſchehen. Nach mancherlei Erlebniſſen nämlich kommt er zu dem Schloſſe Corbenik, wo der heilige Gral aufbewahrt wird, darf aber die Wunder des heiligen Gefäßes nicht

aus der Nähe ſchauen und zieht beſchämt an Artus' Hof zurück.

In dieſem ganzen erſten Abſchnitt ſtimmt die Darſtellung offenbar ſehr gut zum großen Roman von Parzival. Wir kennen aus dieſem ſchon den Schild Gutritters, die „böſen Bräuche", Lanzelots Sünde und Mißerfolg, die Gottes- und Teufelsritter und die ganze religiös-ascetiſche Auffaſſung der Sage. Neu iſt die Erſcheinung des Grals ſowohl am Hofe als das andere Mal, wo ein Kranker geheilt und ſo eine Probe von der Kraft des Grales gegeben wird.

Die übrigen Gralritter theilen meiſt das Schickſal Lanzelots. Gawan und Hektor haben nach zweckloſen Fahrten einen Traum, in welchem beide drei weiße und viele gefleckte Stiere auf einer Weide ſehen. Ein Eremit erklärt ihnen, das ſeien die Gralſucher, von denen nur drei ohne Sünde ſeien: Galaad, Parzival und Boort; die erſten beiden ſeien ganz rein, Boort habe nur einmal geſündigt, und darum habe der dritte weiße Stier einen ſchwarzen Fleck auf der Stirn gehabt. Die Sünder, ſo räth der Klausner, möchten nur lieber umkehren; ſie würden doch nichts ausrichten. Und ſo geſchieht es auch.

356. Boort beichtet einem Prieſter auf deſſen Zureden ſeine Sünde und wird losgeſprochen. Dann ſetzt er durch Beſiegung Priadams, „des Schwarzen", eine Dame wieder in den Beſitz ihres Erbes. Einmal ſieht er zu gleicher Zeit den eigenen Bruder und eine Jungfrau gefangen wegführen; nach kurzem Schwanken erkennt er es als ſeine Ritterpflicht, zuerſt der letzteren beizuſtehen. Aus dem aufgenöthigten Kampfe mit dem bald befreiten und nun gewaltig zürnenden Bruder errettet ihn der Himmel. Bald danach finden wir ihn mit Parzival und Galaad in demſelben Schiffe.

Parzivals Abenteuer werden ſehr ausführlich berichtet. Von der Klausnerin, bei deren Wohnung er, wie auch Lanzelot, mit Galaad gekämpft hat (Nr. 354, Ende), wird er über den Guten Ritter und die drei heiligen Tafeln belehrt: die erſte errichtete das Lamm ohne Makel, das zu unſerer Erlöſung geopfert wurde; die zweite Joſeph, „der in dieſes Land das Chriſtenthum brachte“; an dieſer eigentlichen Graltafel war ein Platz, auf welchem ſich nur Joſephs Sohn „als der Hirt und Meiſter der Gläubigen und Nachfolger Chriſti“ niederlaſſen durfte; ein Eindringling wurde von der Erde verſchlungen; endlich hat die dritte oder runde Tafel Merlin geſtiftet und einen Sitz an derſelben dem erwarteten Gralfinder, dem beſten von dreien, beſtimmt. Der Gute Ritter erſchien um Pfingſten, weil auch Chriſtus an dieſem Tage den Apoſteln im Feuer erſchien. Die Incluſe ermahnt ſchließlich Parzival, ihren Neffen, zur Reinheit und Jungfräulichkeit. — Bei einem Einſiedler findet er Mordrain wieder, der hier Jahrhunderte nach ſeiner Blendung (Nr. 328), nur vom Leibe des Herrn genährt, ſein Leben friſtet und nun der baldigen Ankunft des erlöſenden Ritters harrt. — Parzival rettet weiter aus mehreren ſchweren Verſuchungen des Teufels ſeine jungfräuliche Reinheit.

357. In einem Schiffe finden ſich ſchließlich Boort, Parzival, Galaad und Parzivals Schweſter zuſammen; es iſt das Schiff Salomons, deſſen Schwert Galaad umlegt. Die Schweſter Parzivals gibt ihr Blut und Leben für die Geneſung einer Kranken, die nicht anders als durch das Blut einer Jungfrau geheilt werden kann. Den größten Theil ſeiner weitern Fahrt macht Galaad, fünf Jahre lang, mit Parzival, ſeinem unzertrennlichen Begleiter. Bei dem Schloß Corbenik treffen ſie auch Boort wieder. Galaad erprobt ſich hier durch Zuſammenfügung des zerbrochenen

Schwertes (Nr. 327) als Auserwählten. Sogleich erſchallt unter brauſendem Sturme eine Stimme: „Alle, ſo an Chriſti Tafel nicht ſitzen dürfen, ſollen ſich entfernen; denn bald werden die wahren Ritter erfüllt werden mit der Speiſe des Himmels.“ Es bleiben außer den Gralfindern nur König Pelles, ſein Sohn und ſeine Nichte. Nun tragen drei Maiden den ſiechen Gralkönig herein, der ſeinen Erretter begrüßt; weiter drei Engel einen Biſchof, den ſie vor dem heiligen Grale niederſetzen; auf deſſen Stirn ſteht: „Joſeph, erſter Biſchof der Chriſtenheit, den unſer Herr zu Sarras weihte“. Andere Engel kommen mit brennenden Lichtern, einem rothſammtenen Tuche und einer Lanze, von der Blut in ein untergehaltenes Gefäß tropft[1]. Biſchof Joſeph deckt über den Gral, gleichſam als Kelchtuch, den rothen Sammt und beginnt die Meſſe. Indem er aus dem Gralgefäße eine Hoſtie hervorlangt, ſchwebt vom Himmel ein Kind mit hellglühendem Antlitz hernieder, und das Brod verwandelt ſich in dasſelbe. Joſeph hebt es lange empor und legt es wieder in das Gralgefäß. Nach der Meſſe, als ſich alle an den Tiſch geſetzt haben und Joſeph verſchwunden iſt, ſteigt aus dem Grale ein Mann empor, begrüßt ſeine „Ritter und Diener“, verſpricht ihnen nunmehr Antheil an ſeinen Reliquien und Geheimniſſen und reicht Galaad des Erlöſers „Denkmal“, d. h. die himmliſche Speiſe; ebenſo den anderen. Galaad muß aber das heilige Gefäß bald darauf nach Sarras zurückbringen. Er fährt mit Boort und Parzival im Schiffe Salomons übers Meer. Der kranke König aber iſt mit dem

[1] Hier erſcheint neben dem Gralgefäß (einer tiefen Schale, wie es ſcheint) noch ein zweites, ſowie beim letzten Abendmahle gewiß zwei Schüſſeln oder Schalen gebraucht wurden. Ohne dieſes zweite Gefäß mit dem heiligen Blute hätten wir, wie ſich ſofort ergibt, nur den Gral mit der Hoſtie, ganz wie bei Kyot-Wolfram.

Blute der Lanze geheilt worden und dann ins Kloſter gegangen; ſchon früher hat Mordrain das Augenlicht wieder erlangt und dieſes Leben mit dem beſſern vertauſcht. Zu Sarras wird der Gral in den „Geiſtlichen Palaſt“ gebracht; ebenſo der heilige Leib der Schweſter Parzivals. Galaad läßt als König der Stadt für das Heiligthum einen Schrein von Gold und edlen Steinen verfertigen. Vor dieſem ſieht er einſt Joſeph die Meſſe leſen, und bei dieſer Gelegenheit darf er die Geheimniſſe des Grales unverhüllt ſchauen und genießen. Das iſt ein Vorgeſchmack des Paradieſes, in welches er nach dem Abſchied von den Gefährten eingeht. Gral und Lanze werden von unſichtbarer Hand entrafft. Parzival geht in die Einöde, Boort zieht zu Artus zurück und zeichnet für ihn alles auf. — Die Schrift liegt zu Salisbury in der Abtei; König Heinrich hat ſie aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche übertragen laſſen.

Eine Verwandtſchaft mit anderen Dichtungen außer mit dem Großen Gral iſt in dieſem zweiten größern Theil des Romanes kaum noch erkennbar; nur der Geiſt iſt derſelbe theologiſch-asceticſche, wie im großen Parzival-Roman, jener andern „Gralſuche“ mit drei Hauptheldeu, und bei Boron in dem Gedichte und dem kleinen Parzival. Durch die vorwiegend weltliche Richtung ſondern ſich die Werke Chreſtiens und Wolframs ab, deren Nachfolger ſich jedoch bemühen, in die alte Bahn wieder einzulenken, und deshalb ſoll über ſie an letzter Stelle auch noch ein Wort beigefügt werden.

* * *

358. Chreſtien brach ab, als Gawan das Wunderſchloß oder die Zauberburg erobert hatte. Gautier de Doulens erzählt einen Zweikampf zwiſchen Gawan und Gramoflanz, der an das von Wolfram auf dieſem Punkte der Handlung Erzählte erinnert. Es kommt weiter ein Ritter vor, der ſich den Kopf abſchlagen läßt unter

der Bedingung, daß in Jahresfriſt Vergeltung erfolge, welche dann doch verhindert wird, wie in Lanzelots ähnlichem Falle (Nr. 291). Gawan kommt zur Gralburg und ſieht das Heiligthum die Tiſche umkreiſen und reichlich bedienen, ferner die Lanze in ein anderes Gefäß Blut träufeln. Ein gekrönter König reicht ihm ein zerbrochenes Schwert, und da er es nicht zuſammenfügen kann, ſagt jener ihm, er ſei vergeblich gekommen. Auf Gawans Fragen erklärt derſelbe, daß mit dieſer Lanze, die bis zum Jüngſten Gerichte bluten werde, einſt der Gekreuzigte ſei durchbohrt worden. Bezüglich des Grales wiederholt er die Legende von Joſeph (und Nicodemus), von der Ueberfahrt nach England und der Erſcheinung des Grales daſelbſt, ſowie von den Erben des Kleinods bis auf Parzival. Gawan ſchläft darüber ein und findet ſich morgens am Meeresſtrande wieder.

Parzival zieht vom Eremiten (Trevrizent) weiter, den Gral zu ſuchen. Es begegnet ihm, was nach dem Mabinogi der Boron'ſche „Parzival" vom Schachſpiel, der Hirſchjagd und dem Ritter des Grabgewölbes berichtet (Nr. 335). Wie dort, ſo gelangt er hier (nach weiteren Abenteuern) zum Vaterhaus im Einſamen Walde und beſucht mit der Schweſter ſeinen Oheim, den Eremiten. Eine Gralbotin kreuzt öfter ſeine Fahrt und beſtimmt die Richtung derſelben. Er ſchaut einmal in dunklem Walde ein großes Licht: der Fiſcherkönig iſt in Begleitung des Grales hindurchgezogen; wer den Gral ſieht, kann an demſelben Tage keine ſchwere Sünde begehen. Die Fragen über die Geheimniſſe des Grales will die Jungfrau nicht beantworten, weil darüber nur ein geweihter Prieſter reden könne. Inzwiſchen erhält ſich Parzival nicht ſittlich rein; eine beharrliche Sinnesänderung wird in der Folge dennoch nicht recht dargeſtellt. Der Dichter ſcheint dieſelbe aber vorauszuſetzen. Denn Parzival kommt ſchließlich zur Gralburg, fügt die Stücke des Probeſchwertes zuſammen und wird von dem (noch nicht geheilten) Könige für ſeinen und ſeines Hauſes Herrn erklärt. Auch die Deutung mehrerer Abenteuer theilt er ihm mit, unter anderm habe ein Kind auf einem Baume ihm wegen ſeiner Sünden nicht antworten wollen.

Der Gewinn aus den faſt 25000 Verſen Gautiers iſt für uns vor allem die Erkenntniß, daß er die Märe von Gawan und Parzival in ähnlicher Folge, aber unendlich breiter als Wolfram fortführt, jenen auch einmal zur Gralburg kommen, aber unverrichteter

[illegible] innere Entwicklung.

[illegible] mit Entschiedenheit auf die [illegible]
[illegible] minder durch das Ritter

[illegible] zunächst einen ziemlich lange
[illegible] von Gautier. Die Geschichte von
[illegible] wird auch hier wiederholt. Dann
[illegible] Geschichte des Schwertes. Ein g
[illegible] den Bruder des Fischerkönig
[illegible] Waffe zersprang beim Morde. M
[illegible] Gralhüter selbst unversehens die Wund
[illegible] Er hat dieselben aber aufbewahr
[illegible] die Rache übertragen wird. Diese Deu
[illegible] welche Wolfram von der Lanze gibt
[illegible] Schwerte wie bei der Lanze eine tiefere aus
[illegible] Grallegende selbst herzuleiten (s. Nr. 327).
[illegible] Rache an Partinial muß nun Parzival
[illegible] des gewiß schon genügend langen
[illegible] abgeschlossenen Epos beschäftigen;
[illegible] Ueberflüssiges mit unter. Die Ge

danach aber erübrigt dieſem noch das ganze Werk der Rache, wie es Maneſſier ausführt. In der Epiſode will aber Gerbert den Helden, der bisher keineswegs untadelig war, wenigſtens auf die ſittliche Höhe führen, auf welcher er bei Wolfram ſteht, nämlich daß er „in rechter Ehe“ treu erfunden werde. Die Fuge in dem Schwerte iſt nämlich darum zurückgeblieben, weil er noch ſündhaft iſt; aus demſelben Grunde findet er ſich am Morgen nach der von Gautier beſchriebenen Ankunft auf der Gralburg mitten im Felde wieder. Sieben Jahre muß er umherirren, obwohl er doch überall findet, daß die zuvor öde Gegend infolge ſeiner glücklichen Frage bereits wieder bevölkert und bebaut iſt. Er kommt zu Artus nach Caerleon und ſetzt ſich an der Tafelrunde auf den goldenen Stuhl, den eine Fee geſchenkt hat und nur der künftige Vollender der Gralabenteuer einnehmen darf. Sechs Vermeſſene hat die Erde verſchlungen. Parzival läßt ſich nieder, der Grund kracht und klafft auf, aber der Ritter verſinkt nicht, ja die früher Verſunkenen kommen wieder herauf (vgl. die ähnliche Scene Nr. 334). Auf dem Jungfernſchloß erzählt die Herrin, Parzivals Nichte, daß ſie und die Mutter den Gral übers Meer gebracht, daß ihn aber wegen der Sünden des Volkes Engelhände zu dem Fiſcherkönig getragen hätten. Später wird die ganze Geſchichte Joſephs bis zur Blendung Mordrains erzählt, und bemerkt, daß Joſeph den Gral nach England gebracht, Parzivals Mutter aber den Teller und die andere Frau die Lanze. — Der alte Erzieher Gurnemanz räth dem Helden, durch *Vermählung* mit ſeiner Geliebten ſeine Sünde wieder gut zu machen, und nun wird ihm in einem Traumgeſichte die Beſtimmung, *durch Lohengrin Stammvater Gottfrieds von Bouillon zu werden*, der Jeruſalem, das heilige Grab und das Kreuz des Herrn wiedererobern wird. Dieſe Auserwählung muß er ſich aber durch eine neue Gralfahrt *verdienen*. Er hat auf dieſer die Erſcheinung der beiden Prieſter bei dem Kreuze und des merkwürdigen Thieres (oben Nr. 291) und beſiegt mit dem heiligen *Schilde*, den ihm eine Jungfrau bringt, den *Drachenritter*, welcher aber vor dem Tode getauft wird (vgl. Nr. 291). Nach anderen Erlebniſſen gelangt er zur Gralburg, und die Fuge des Schwertes iſt nicht mehr zu ſehen. Die Rache an Partinial wird ihm aufgetragen. So mündet die Erzählung in die des Maneſſier wieder ein. — Unverkennbar hat Gerbert ein würdiges Ziel für die neue Gralfahrt gefunden, und die Ueberleitung auf die hiſtoriſchen Kreuz-

Ueberarbeiter, Albr
wieder in die Fuß
in der Gralſage ei
und zugleich ein P
bekundet ſchon die
in ſich aufnimmt,
ſeiner Huld gegen
ſodann, auf Kyot u
fahren Parzivals, d
derſelben wird aus
in Verbindung geſetz
an den Juden bei (ſ.
Frankreich, ſeine Brü
500 Jahre und mehr
das Chriſtenthum aus
die Heiden von Galici
Sohn Tituriſone K
Schlachtruf Karls d
Sein Sohn, den die

[1] Albrecht läßt ebenf
für Mitter

Grabe von Gott erflehten, erhielt den Namen Titurel. Deſſen hohe Beſtimmung verkündeten Engel bei ſeiner Geburt: keuſch und rein ſolle man das Kind erziehen; denn es werde vor aller Falſchheit und Sünde bewahrt bleiben, ein mühevolles Ritterleben führen, das Chriſtenthum gegen die Heiden vertheidigen und dann ſelbſt den Engeln zugeſellt werden. Des Knaben Sinn ſtand nicht auf Wiſſenſchaft, ſondern auf Ritterthaten; davon las und hörte er am liebſten. Vor der „Minne“ machte die Mutter ihm ſo bang, daß er ſich bei dieſem Namen bekreuzte; ſpäter lehrte ihn der „Meiſter“ unterſcheiden: Minne müſſe man zu vielen Dingen haben; vor allem müſſe man Gott minnen und durch ſolche Minne ſich von allen Sünden rein erhalten; eine aber heiße man Minne, die beſſer Unminne genannt werde, die verpfände die Seligkeit. Als Jüngling machte Titurel einen Zug gegen die aufſtändiſchen Heiden in Averne und Navarra mit; alle Verſtockten büßten ihren Unglauben mit dem Tode. Da Titurel zugleich eine edle Demuth bewahrte, ſo war er nun würdig, von einem Engel zur Hut des heiligen Grales abberufen zu werden. Er verließ ſeine Eltern und erhielt nun zunächſt den Auftrag, dem Gral jenen Tempel zu bauen, deſſen Beſchreibung die Glanzſtelle des „Titurel“ iſt und hier ihrer Bedeutung halber etwas ausführlicher mitgetheilt werden ſoll.

362. Ein Land liegt in Spanien, Salvaterra genannt, reich an Gold und Erz; wer je nach St. Jakob in Galicien wallfahrte, dem iſt es bekannt, und es bedeutet das Wort Schirm- oder Heilsland und erinnert an den Heiland, der uns errettet hat und ſchirmt. Es liegt ein Wald drinnen, Floreiß-Salvatſch oder Schirmwald genannt, und in ſelbigem, gerade in der Mitte, Montſalvatſch oder beſchirmter Berg. Den Weg durch das verſchlungene Dickicht des Waldes

findet nur der, den Engel führen; es sind aber volle dreißig Meilen vom Saum zur Mitte, wo die Heimat wahren Friedens ist. Hier baute nun Titurel zuerst eine Burg mit Ritterhallen und Thürmen. Er hatte aber eine zahlreiche Dienerschaft, in Zelten lagernd, vorgefunden, und der Gral lieferte ihnen alles, was zum Bau des Schlosses und der Ringmauern nöthig war. Dann aber beschloß er, Gott und dem Grale einen Tempel zu errichten, dem keine Kirche der Erde an Pracht gleichkäme[1]. So ließ er also die Plattform des Bergkegels, die eben war, abschleifen und glätten, daß sie glänzte wie der lichte Mond. Er fand aber danach auf dem Onyxfelsen den Grundriß des Gebäudes wunderbar vorgezeichnet. Die Höhe der Edelsteinfläche betrug ein Klafter, der Abstand der Tempelmauern bis zu den Aufgangsstufen des Felsens fünf Klafter. Die Rotunde erhielt nach dem Grundriß zweiundsiebzig Kapellen, die als Achtecke vortraten. Auf ehernen Säulen wölbte sich der Bau so schön, daß die Freude des Beschauers nie welken könnte. Es wurden keine Stoffe außer Gold, Edelgestein, Perlen und Aloeholz fürs Innere verwendet. Die Wände schimmerten in mannigfachen Farben; an der Schwibbogen Krümmung und an den Säulenknäufen war erhabene Arbeit von seltener Kunst angebracht. Besonders herrlich waren die Engelgestalten an den Säulen, welche jubelnd vom Himmel herzufliegen schienen und so voll Leben waren, daß sie leicht einen einfältigen Betrachter täuschen mochten. Man schaute auch ein Bild des Gekreuzigten dort mit Unserer Frau unter dem Kreuze, wodurch das Herz zu Freude und Jammer zugleich gestimmt ward. Die Altarsteine waren aus der kostbarsten Art des Saphirs; es hat dieser aber die Kraft, zur Reue zu stimmen und die Sünden-

[1] S. Boisserée, Abhandl. der Münch. Akad. 1835 B. I.

vergebung zu vermitteln; auch zu jeglicher Art von Tugend leitet er an, seit Gott dem Moses auf zwei Saphirtafeln die Gesetze schrieb. Auf jedem Altare sah man Tafeln, Bilder, Reliquienkästchen und ein auf Säulen erhöhtes Tabernakel. Sammtvorhänge hielten rings den Staub ab; doch wenn der Priester die Messe singen wollte, zog man selbe mit einer seidenen Schnur zurück, und nun flog eine Taube mit einem Engel vom Gewölb herab. Die Taube glich dem Heiligen Geiste, und geschah solches um der hohen Würde der Messe willen, daran aller Christen Heil zumeist geknüpft ist. Die Fenster bestanden aus lauter Krystallen und Beryllen, und war deren Glanz so stark, daß das Auge erblindet wäre, hätte man nicht durch Bildwerk das Licht gemildert und zu Gottes und des Grales Ehre die Pracht noch erhöhet. Verwendete man aber statt der Farben lauter Edelsteine: Lasur, Smaragd, Amethyst, Jaspis und Rubin, und war es eine Augenwonne, zu den Fenstern emporzublicken. Wie Gott einst Salomon beistand, da er den Tempel für den Thron des Allerhöchsten baute, so daß auch kein widerwärtiger Hammerschlag in Jerusalem vernommen wurde, so offenbarte er auch hier seine Huld an reinen Seelen: eine Schrift an dem Grale nannte Stoff und Art für jede Arbeit, und fand man alsdann vor dem Heiligthume, wessen der Meister begehrte. Dankbar gegen solche Gnade, legte man um so rüstiger Hand ans Werk. Die Decke aus blauem Saphir war mit Sternen von lichten Karfunkeln besetzt; die goldene Sonne und der silberne Mond wandelten hin und wieder an diesem Gewölbe, und hatte man solches durch Uhrwerke so kunstvoll eingerichtet, daß das Auge nichts von dem Umgange der Räder gewahrte, und doch die Zeiger sich schön bewegten, und zu den sieben kirchlichen Andachtstunden goldene Cymbeln die Templeisen riefen und mahnten. Dann richteten diese alle ihre Gedanken hin

zum hehren Throne und vergaßen aller irdischen und sündhaften Gedanken; wer es versäumet, der wäre an Leib und Seele geschädigt worden. Die Bilder der vier Evangelisten waren vor allem geeignet, ihr Herz zu Gott zu erheben. Auch keine Spanne blieb in dem Tempel frei, die nicht ein Kunstwerk, gegossen, gehauen oder eingegraben, aufgewiesen hätte. Der Gemälde konnte man entrathen; denn die kunstreichste Mosaik trat an ihre Stelle. Bei all dieser Herrlichkeit, die bloß von Gottes unverdienter Huld kam, gereichte es aber doch zu hohem Ruhm der Gralritter, daß sie nur bestrebt waren, Gott und dem Gral sich wohlgefällig zu machen.

Die Altäre waren alle so gerichtet, daß der Priester nach Osten blickte, wenn er der Christen Heil und Gottes Ehre durch das Opfer der Messe mehren wollte. Ebenso hatten die meisten Kapellen eine Richtung nach Osten hin, da auf dieser Seite keine Pforte den Kreis unterbrach; von selbigen Kapellen war aber die mittlere, wie auch der ganze Tempel, dem Heiligen Geiste geweiht. Die nächste führte den Titel der Jungfrau, die da Mutter war des Kindes, das Himmels und der Erde und des Ingesindes beider waltet. Patron des dritten Chores war Johannes der Apostel, und die Chöre seiner elf Genossen reihten sich beiderseits an. Die Außenwände schmückten Kampfscenen, welche darstellten, wie die Templeisen alltäglich unverdrossen stritten im Dienst und zum Schutz des Grales. Die äußeren Strebepfeiler hatte man walzenförmig abgerundet und mit Reben, Bäumen und seltsamen Meerungeheuern bedeckt. Die vorspringenden Pfeiler trugen je zwei noch einen Glockenthurm, sechs Stock hoch und von ungemeiner Pracht, wie der Tempel selbst: zehn Könige würden die Kosten nicht erschwingen. Die Thürme waren, wie die Kapellen, auf denen sie ruhten, achteckig und in jedem Stock mit drei Fenstern versehen. Das Werk mochte wohl

das Auge auf dem Wege zur Sonne gefangen nehmen. Es war aber jedes Dach nach dem Muster des Tempeldaches geformt und geschmückt; es trug einen strahlenden Rubin als Knauf und auf demselben ein hohes, schneeweißes Kreuz aus Krystall, den Teufel zu verscheuchen; denn diesem war hier Schach und Matt gesagt mitsammt allen seinen Räthen und Helfershelfern, und es war des Grales Hofgesinde gegen alle Hauptsünden sicher gestellt. Schwebte auch noch über den Kreuzen je ein Goldaar, die Schwingen wie zum Fluge ausgebreitet, und benahm durch seinen Glanz dem Kreuze fast seine weiße Farbe.

Mitten auf dem Tempel stand ein Thurm, an den aus mancher Goldschmiede wundervolle Gebilde und viel tausend hellschimmernde Edelsteine verwendet waren; an Pracht und Höhe kam er zwei anderen gleich, und es leuchtete von der Spitze ein Karfunkel weit über den Wald hin, um den etwa verirrten Rittern nachts die Herberge anzuzeigen. Noch manche wie Kohlen glühende Steine umgaben den Karfunkel: des Siebengestirns ward neben ihnen nicht mehr gedacht. Kühn machte das Herz des Beschauers der Steine und des Grales Kraft, er mußte denn durch Sündenmakel die Gnade verwirkt haben. Aller Töne Krone heißt der Harfenklang; doch lieblicher klangen die zwei Glocken mit goldenem Klöppel in diesem Thurme. Es rief die eine Glocke zum Gottesdienste, die andere zur Versammlung der Brüder, sei es zu Tische, sei es zu Ritterkämpfen; mehr Glocken verbot aber die Klosterregel.

363. Noch erhob sich inmitten des Domes in ganz gleichen Verhältnissen ein kleinerer Tempel; doch hatten dessen Chorkapellen keine Altäre, und nur ein Altar stand in der Mitte, und es dienten statt der Glockenthürme Säulenthürmchen mit Heiligenbildern. Dieses Tempelchen umschloß den Gral, der

[illegible] und ihre innere Entwicklung.

[illegible] daß ein weiter, heller Unterraum [illegible] An den vier Ecken der Mitte sah ma[illegible] [illegible] in verjüngten Standbildern. De[illegible] [illegible] Gewölbes bildete ein Smaragd[illegible] [illegible] gebildet mit rother Fahne: das i[illegible] [illegible] Heil erstritten und Lucifers Mach[illegible]

[illegible] Tempels führten zwei kostbare Thüren [illegible] der Hauptaltar erhob und rings herum [illegible] Säulen, zwischen denen die Bilder der Zwölf[illegible] [illegible] Jungfrauen, Martyrer, Patriarchen un[illegible] [illegible] erbauliche Dinge las man auf Spruch[illegible] [illegible] Chore waren mit Gitterwerk abgeschlossen [illegible] mit Säulen verziert, auf deren Bogen [illegible] mit Vögeln, beides aus Gold, angebrach[illegible] [illegible] und doch grünbemalte Reben hinge[illegible]

denen Engel sie hielten; dazu brannten zur Seite noch zahlreiche Kerzen auf güldenen Kronleuchtern, von Engelhänden emporgehoben. Ward das heilige Amt zu Gottes Ehre und der Menschen Frommen gefeiert, so brannten zwei Wachskerzen auf dem Altare und Balsamlichter zu allen Zeiten. Jede Stimme aber, welche im Tempel erklang, hatte einen so lieblichen Nachhall, wie im Mai der Vogelsang im Walde.

Die drei Tempelthore lagen nach Norden, Süden und Westen. Südwärts gegenüber befanden sich Wohn- und Schlafräume der Ritter; ein Kreuzgang verband sie mit dem Gotteshaus. Das Nord- und Westthor hatten Vorhallen. Es waren aber die Thore aus rothem Gold getrieben und mit edlem Gestein eingelegt. Im Westen stand auch ein Orgelwerk mit manchem süßen Tone, womit man an hohen Festen das Amt verherrlichte, wie man noch pfleget weit und breit in der Christenheit. Von Gestalt war es ein riesiger Baum aus Gold mit Laubwerk, Zweigen und Aesten voll der sangreichsten Vögel, die je in ihrer Weise sich hören ließen, sobald der Wind eingelassen wurde, doch immer genau nach der rechten Töne Höhe und Art: „der Meister wohl erkannte den Schlüssel, je danach die Vögel sungen“. Auf den äußersten Aesten ließen vier Engel die Gerichtsdrommete erschallen und winkten mit einer Hand, ganz als ob sie schon „Wohlauf ihr Todten alle!“ riefen.

Da stand das jüngste Gerichte
Gegossen, nicht gemalet,
Der Sünder Reu-Gesichte
Und Mahnung, wie man zahlet
Das Süße mit dem Sauern.
Darum soll man in Freuden
Gedenken an dies Trauern.

Der glatte Onyxstein bildete den Estrich; man sah darin wie in einem See Fische und Wunderthiere wimmeln, als

...und die Altäre
Tempels müssen
geheuren Burg den
und mit Mauern

364. Die Bed
zunächst darauf, daß
gotischen Baustils ist
werke desselben hervo
13. Jahrhunderts na
in Nordfrankreich blüh
senberg muß sich den
selben eingelebt haben,
kannte, oder er entlel
dann seinerseits der B
Domkirchen einen frühe
bare Beweise für die
aus der Blütezeit jenes
der vor allem die Temp
und gewürdigt hat, folg
vortretenden Kapellen, die
und dem

den Templern nachgebildeten arabischen Moscheen (an Stelle des salomonischen Tempels zu Jerusalem) zurück. Erinnerungen aus den Kreuzzügen müssen zum Theil die märchenhafte Pracht des Gebäudes erklären; die Phantasie der Abendländer wurde ja durch die Wunder des Orientes bereichert und entzündet. In dieser Hinsicht ist auch Görres' Hinweisung auf die Sophienkirche in Constantinopel („Lohengrin“, Einl. XVI ff.) ganz annehmbar. Dieser Rundbau auf viereckigem Grundriß zeigt ebenfalls Säulen von dem schönsten farbigen Gestein, Mosaik und Goldschmuck an Wänden und Gewölben und einen prächtig eingelegten Fußboden. Manches muß sodann willkürliche Schöpfung des Dichters sein, dem namentlich der salomonische Tempel mit seiner Wunderpracht und das himmlische Jerusalem der Apokalypse (21, 18 ff.) vorschwebte. Beide Vorbilder wirkten überhaupt näher oder entfernter auf die christlichen Dombauten ein; denn das jüdische Jerusalem mit seinem Heiligthum galt von jeher als Typus der Kirche Christi und ihrer Tempel und das himmlische Jerusalem als deren letzte Vollendung.

365. Damit haben wir schon den tiefern Sinn der Tempelbeschreibung im „Titurel“ angedeutet. Alles weist darauf hin, daß das Heiligthum des Grales gewissermaßen als Vorhof des *Himmels* betrachtet wird. Die überschwängliche Pracht desselben scheint ja nicht mehr dieser Erde anzugehören, noch weniger die Wunderwerke, die es umschließt, oder gar die reine Wonne in Gott, die man dort genießt, und die Sicherheit vor den Gefahren der Welt und der Hölle; der beschirmte Berg im Heilslande, dem der Teufel nicht nahen kann, ist im vollsten Sinne ohne Zweifel derjenige, auf welchem das himmlische Jerusalem gebaut ist. Andererseits stellt der *Tempel Salomons* mit seiner Pracht und als Mittelpunkt des Jehova-Dienstes in einer gottentfremdeten Welt ein zutreffendes

Vorbild dar des einſamen Graltempels inmitten einer profanen Welt, in welchem eine heilige Ritterſchaft dem Erlöſer würdig dient; auf den ſalomoniſchen Tempel wird daher ausdrücklich angeſpielt. Die nächſte Symbolik bezieht ſich indeſſen auf die chriſtliche Kirche. Sie iſt ja das Gottesreich, in welchem der Herr in beſonderer Weiſe wohnt, das Reich der Auserwählten, die aus der Gemeinſchaft der Welt zu himmliſcher Reinheit und paradieſiſchem Frieden berufen ſind. Und dennoch bleibt es die ſtreitende Kirche, die alltäglich den Kampf mit den Feinden Gottes beſteht, wie die Gralritter mit den Heiden. Die Abgeſchloſſenheit der Gralburg deutet auf die Geheimniſſe und Räthſel des übernatürlichen Gebietes und mehr noch auf die Unnahbarkeit desſelben, ſofern nicht die Gnade dahin ruft und leitet. Das Kerngeheimniß der Kirche bildet das Sacrament und Opfer des Altares, deren Sinnbild der Gral und der feierliche Gottesdienſt auf Monſalvatſch ſind. Der Heilige Geiſt lenkt und lehrt die Kirche, wie ihm der Graltempel geweiht iſt. Die Gottesmutter, die Apoſtel und die Evangeliſten nehmen einen hervorragenden Platz in der chriſtlichen Gemeinſchaft ein; doch ſchwebt über allen das Bild des Lammes mit der blutigen Fahne, des Lammes, „das uns Heil erſtritten und des Teufels Macht vernichtet hat“. Der kleine Tempel zur beſondern Hut des Kleinodes, welches unſer geiſtiges Lebensbrod ſinnbildet, iſt die römiſche Kirche, deren Mittelpunkt Dante ähnlich in dem Lebensbaum ſeines Paradieſes, an welchen der Wagen der Geſammtkirche gebunden wird, wieder erkennt; um dieſe Centralkirche ſchließen ſich im Kreis die übrigen, doch werden alle von dem gemeinſamen Oberbau überdeckt. An die Herrlichkeit des erſten Paradieſes, deſſen Erneuerung die Kirche Chriſti geiſtigerweiſe darſtellt, erinnern die märchenhafte Schönheit des Graltempels und die Wunder ſeiner Ausſtattung.

Es ist aber das Reich Christi nach Gottes Absicht ein geistiges Weltreich, daher der Gottesdom auf Monsalvatsch ein Bild der Welt und wie diese in seinen Theilen aufgebaut. Das Estrich stellt im harten Onyx und in der belebten See die feste Erde und das Meer mit seinen Bewohnern vor, das saphirblaue Gewölbe mit den Gestirnen den Himmel, der reiche Pflanzenschmuck und die Vögel in den Baumkronen die Vegetation der Erde und die Bewohner der Luft. Der Schöpfer selbst und seine Engel lassen sich in diese sündenfreie Welt, in dieses erneuerte Eden herab. Von dieser Stätte leitet sich, insofern sie die hier beschriebene göttliche Stiftung ist, keinerlei Sündenverderbniß, sondern alles Heil der Gnade her; von hier geht nicht durch menschliche Zeugung, sondern durch geistige Kraft ein neues Geschlecht aus, die Welt zu bevölkern.

366. Die moralische Bestimmung des Graltempels und des Dienstes in demselben geht dahin, für den heiligen Gottesstreit, sei es im eigentlichen Ritterkampf gegen die offenkundigen Widersacher Christi, sei es im geistigen Kampf gegen Fleisch, Welt und Hölle, zu erziehen. Wir erkennen das klar aus der Anleitung, welche Titurel zu theil ward, um ihn zum Gralkönigthum vorzubereiten, und aus den Lehren, welche er den Seinigen vor seinem Tode gibt: Das männliche Streben der Templeisen lehrt die sündigen Triebe des Herzens ebenso kühn und kräftig bekämpfen; die zehn Balsamlichter eines Tempelchores sinnbilden die zehn Gebote Gottes, deren Beobachtung uns wahrhaftig erleuchtet und weise macht; zwei Thüren führen zum Hofchore, wie zwei Straßen zu Gott, die blumige der Unschuld und dornenvolle der Buße; die drei Tempelpforten bedeuten Glauben, Liebe und Liebeswerke, deren einigendes Band die Stetigkeit ist; die Edelsteine erinnern, wie jene zwölf des Hohenpriesters Aaron, an die hohen Tugenden, die Gottes Sohn seine Apostel zur fruchtbringenden Glaubens-

verkündigung ſelber lehrte; die Geſtirne des Gewölbes gemahnen, allezeit zu Gott emporzublicken; die Bilder der Außenſeite ſinnbilden die weltlichen Tugenden, die inneren zeichnen uns den Weg vor zum Paradieſe.

367. Titurel hatte nach Vollendung des Tempels die Freude, daß ein Engel den Gral in den Tempel brachte. Eine Schrift auf demſelben geſtattete ihm, um eine von Gott erwählte Braut in Spanien zu werben. Er lebte dann noch 400 Jahre und diente Gott „unter dem Schilde“ und behielt das Anſehen eines vierzigjährigen Mannes. Dann alterte und ſtarb er; ſeinen Sohn Frimurtel beſtimmt die Wahl des Grales zu ſeinem Nachfolger. Eine Tochter desſelben, Herzeleide, wird, mit Gahmuret von Anjou vermählt, Mutter Parzivals, der von Anfortas, Frimurtels Sohne, die Gralkrone übernimmt.

Es liegt der Gralſage fern, was nun weiter noch aus der Vorgeſchichte und den Vorausſetzungen der Wolfram'ſchen Gralſuche in ſehr breitſpuriger Erzählung berichtet wird: von Anfortas' und Herzeleidens Schweſter Tſchoiſiane, von deren Tochter Sigune und ihrem Verlobten Tſchionatulander; von dem Brackenſeile und dem Raube der edelſten Frauen des Artus-Hofes durch Klinſchor, den Zauberer; von Orilus und Gahmuret; von Feireſiß und Secundille u. dgl.

368. Mit Uebergehung der Gralſuche Parzivals wird ſodann aber noch die Entrückung des Grales und des Graltempels in den Orient geſchildert. Das Abendland hat ſich der hohen Ehre, den Gral zu beſitzen, mit der Zeit unwürdig gemacht. Die Hüter desſelben müſſen mit ihm in den Oſten ziehen. Feireſiß, der im Morgenland ein großes Reich gegründet und ganz zum Chriſtenthume bekehrt hat, zieht den Templeiſen, dem alten Titurel und Parzival entgegen und erzählt vom Prieſterkönige Johannes in Indien ſolche Wunderdinge, daß

die Hüter des Grales in deſſen ungeheures Reich zu ziehen beſchließen. Sie finden bald, daß die Größe, Herrlichkeit und Macht desſelben den vorausgegangenen Ruf noch übertreffen, und bleiben dort. Auf ihr inbrünſtiges Gebet wird auch der Tempel von Munſalwäſche dahin entrückt. Titurel, der Träger der ganzen Gralgeſchichte, erzählt dieſe nun dem Könige Johannes. So erfahren wir ſchließlich auch Albrechts Anſicht von des Grales Herkunft: es iſt die der meiſten übrigen Graldichter, nämlich daß derſelbe eine von Joſeph überlieferte Leidensreliquie ſei. Um jedoch den Widerſpruch mit Wolfram auszugleichen, fügt Albrecht hinzu, daß urſprünglich ein Edelſtein von Engeln auf die Erde gebracht, daraus erſt die Abendmahlsſchüſſel gefertigt, und dieſe von Joſeph unmittelbar auf Titurel ſei übertragen worden.

369. Wenn ſo der Nachahmer des Eſchenbachers ſo gut wie die Fortſetzer Chreſtiens zu der Legende und der frommen ſymboliſchen Auffaſſung derſelben zurückkehrt, ſo dürfen wir darin wohl eine Beſtätigung finden für die früher gewonnene Anſicht, daß jene beiden Dichter (mit Kyot) trotz ihrer hervorragenden Begabung ihrem Stoffe nicht ganz gerecht geworden ſind. Wir ſind zu gleicher Zeit in der glücklichen Lage, ihnen auch eine künſtleriſch vollendete Behandlung der Gralſage gemäß dem von ihnen mehr oder minder verkannten echten Geiſte entgegenſtellen zu können. Denn nach Betrachtung aller übrigen Graldichtungen in ihrer jeweiligen poetiſchen Bedeutung dürfen wir wohl zuverſichtlich wiederholen, daß der große Proſaroman von Parzival, alles in allem genommen, die werthvollſte Leiſtung genannt werden muß. Dennoch werden wir geſtehen, daß die tiefſinnige Sage nicht ausgeſungen iſt und noch einer Bearbeitung mit allen Mitteln moderner Kunſt und Kunſterfahrung harrt.

Die Gralſage im Lichte der Geſchichte und Ueberlieferung.

370. Um die Erwartung des Leſers nicht zu hoch zu ſpannen, ſei hier zum voraus bemerkt, daß für die Gralſage, wie für die meiſten anderen Volkserzählungen, nur eine gewiſſe Grundlage und Beſtätigung, keineswegs aber eine allſeitige Erklärung in der ſicher beglaubigten Geſchichte zu ſuchen iſt. Dennoch drängt ſich jedem von ſelbſt die Frage auf, welches der Kern der Wahrheit ſei, der nothwendig einer ſo allgemeinen Ueberlieferung zu Grunde liege, ohne den ſie unmöglich in ihrem Daſein und Einfluß auf die Ueberzeugung oder die Einbildungskraft ganzer Völker begriffen werden kann. Es ſoll nun hier nicht abermals von dem *idealen* Inhalte der Graldichtungen die Rede ſein und von dem in der geſchichtlichen Wirklichkeit des Chriſtenthums und ſeiner Geheimniſſe ſich von ſelber darſtellenden Hintergrunde des poetiſchen Bildes; wir haben oft genug an die Thatſachen des Abendmahles Chriſti, ſeines Kreuzestodes und Begräbniſſes, an die ebenſo offenkundige Wirklichkeit des auf dieſe Geheimniſſe ſich ſtützenden Chriſtenthumes, an die Wahrheit des Opfers und Sacramentes des Altares, in welchem jene Geheimniſſe ſich myſtiſch erneuern, an den apoſtoliſchen Beruf der Kirche, endlich an das uns Chriſto verähnlichende Tugendleben in der Kirche erinnert. Es erübrigt aber die Unterſuchung, inwiefern die in der Gralſage hervortretenden *Perſonen* und die im An-

schluß an dieselben erwähnten Leidensreliquien eine beglaubigte Geschichte haben, welche die Erzählung der heiligen Schriften mit denen der Gralsdichter irgendwie verbindet und für die letzteren einen Erklärungs- oder Beglaubigungsgrund abgibt.

371. Ueber Joseph von Arimathäa sind die in den Evangelien mitgetheilten Züge oben (Nr. 223) zusammengestellt worden. Darüber hinaus lassen die Bollandisten (zum 17. März) nur noch folgende innerlich wahrscheinliche und allem Anschein nach wesentlich orientalischer Ueberlieferung entstammende Erzählung als unverwerflich gelten. Dieselbe enthält eine merkwürdige Bestätigung der Gralsage, welche, allerdings vor diesem Berichte, im Abendlande sich ausbildete. Dem Könige Heinrich III. von England wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts von Jerusalem aus eine Reliquie übersandt, die als „Blut Christi" bezeichnet wurde. Matthäus Parisius, der Verfasser der Historia Angliae, schrieb nun darüber aus dem Munde Roberts, Bischofs von Lincoln, folgenden Bericht nieder:

„Joseph von Arimathäa nahm trotz der Unzufriedenheit der Juden den heiligsten Leib Christi, verwundet und zermartert wie er war, auf ehrenvolle und ehrerbietige Weise vom Kreuze ab. Um den so ehrwürdigen Leichnam nicht mit bloßen Händen zu berühren, hatte er ein feines Linnen bei sich, das er sich um Hals und Schultern gehängt hatte und mit dem er die hochheiligen Wunden, aus denen noch halbflüssiges Blut rann, sorgfältig und andächtig reinigte. Auch trocknete er die Wundmale, aus welchen er die blutigen Nägel gezogen hatte, indem er sich abermals statt des Schwammes jenes linnenen Tuches bediente. Dann trug er den Leib Christi zu dem Grabe in der Nähe von Golgatha, um ihn zu bestatten; es war der Ort, wo man noch jetzt das heilige

Grab verehrt .... Hier wuſch er den Leib, und um nicht das Waſſer, welches ganz vom Blut geröthet und durchtränkt wurde, abfließen zu laſſen, ließ er es in ein ganz reines Gefäß rinnen. Mit beſonderer Ehrerbietung ſammelte er das unvermiſchte Blut, das den Wunden der Hände und Füße entquoll; vor allem aber fing er mit ehrfurchtsvoller Scheu das Blut und Waſſer, welches, wie er glaubte, dem Herzen des Herrn zu unſerm Heile entlockt und entſtrömt war und aus der rechten Seite floß[1], in einem prächtigen Gefäße auf, um es für ſich und ſeine Nachkommen als ganz beſonders werthvollen Schatz aufzubewahren .... Als er dieſes Werk ebenſo fromm als verſtändig zu Ende geführt, kam Nicodemus herbei .... Nachdem dann beide ſich wieder vom Grabe entfernt hatten, theilten ſie als Zeichen ihrer Freundſchaft und gemeinſamen Jüngerſchaft unter ſich die genannten Flüſſigkeiten, welche ſie als koſtbaren Erwerb betrachteten. Der Beſitz dieſes werthvollen Schatzes vererbte ſich weiter von den Vätern auf die Söhne, und von Freunden auf Freunde, bis er nach Verlauf vieler Jahre in den Beſitz des Patriarchen von Jeruſalem und der Kirche kam, welcher dieſer jetzt, 1257, vorſteht. Wegen der Gefahren des Heiligen Landes aber, das die Chriſten zu verlieren fürchteten, und aus Achtung vor der Frömmigkeit des Königs von England und dem in dieſem Lande herrſchenden frommen Sinn überſandte beſagter Patriarch in ſeiner Weisheit den genannten Schatz des Blutes Chriſti dem Könige Heinrich III. von England, damit ſelber unter deſſen Obhut würdiger verehrt und ſicherer bewahrt werde. Er that aber ſolches nach Rückſprache mit ſeinen Suffraganen, den Großmeiſtern der Templer und

[1] Quem censuit praecordialem a latere dextero feliciter eliquatum et expressum.

Hospitaliter und anderen angesehenen Männer dort jenseits des Meeres, die Zeugniß der Wahrheit gaben oder dieselbe mit ihrem Siegel bekräftigten oder eine zustimmende Bestätigung übermitteln ließen."

372. Hier liegen also kirchliche Zeugnisse über eine Tradition in Jerusalem vor, gemäß welcher Joseph von Arimathäa das aus den Wunden strömende Blut Christi in einem prächtigen Gefäße (vas nobilissimum) auffammelte und an die Kirche zu Jerusalem vererbte; das von dem Lanzenstoß entlockte, durch die Wunde der rechten Seite ausströmende Herzblut des Herrn wird ausdrücklich ausgezeichnet; man erinnert sich dabei an die Stelle des großen Parzival-Romanes, wo die Durchbohrung der Seite Christi bei der Enthüllung der Gralgeheimnisse ausdrücklich genannt, und versteht es, wenn überhaupt die Lanze Longins so oft erwähnt wird. Diese morgenländische Ueberlieferung kann ihre Quelle unmöglich in abendländischen Erdichtungen haben, setzt aber andererseits die ausgebildete Gralsage der Zeit nach voraus; wir erkennen also hier eine unabhängige Tradition über eine Reliquie vom Blute des Herrn, deren Charakter durchaus nicht sagenhaft ist.

Denn es muß festgehalten werden, daß ein lange Zeit öffentlich in der Kirche anerkanntes und verehrtes Heiligthum nicht leichthin der Unechtheit geziehen werden darf, da der Beistand des Heiligen Geistes (wie billig vorauszusetzen ist) einen so folgenschweren Irrthum von der Kirche fernhalten wird. Einzelne Umstände können in einem solchen Glauben und Culte allerdings auf Irrthum beruhen, aber nicht in gleicher Weise das Wesen der Sache. So wird man in unserm Falle nicht zweifeln, daß es das Blut Christi war, welches in Jerusalem verehrt wurde, wird es aber nur für wahrscheinlich erklären, daß es gerade in der besagten Weise gewonnen und erhalten wurde. Denn es liegen freilich überzeugende Beweise in verschiedenen Jahrhunderten vor, daß z. B. einem Crucifixe oder einer consecrirten Hostie Blut entströmte, welches dann mit vollem

Rechte als Blut Christi die Verehrung der Gläubigen genoß. Dennoch sollte man die Einzelheiten jener Erzählung nicht unnöthigerweise für eine Fabel erklären, da gar manches wahr ist, was sich nicht gerade geschichtlich erweisen läßt, und in der Ueberlieferung, besonders in der vom Heiligen Geiste geschützten, immer ein gewisser Beweis der Wahrheit liegt, welcher nicht anders als durch einen stärkern Gegenbeweis entkräftet werden kann. Nun wird man es aber im vorliegenden Falle als höchst glaubwürdig ansehen, daß eben solche Männer, welche, wie Joseph und Nicodemus, die Kreuzabnahme und Grablegung Christi zu übernehmen wagten, auch Glauben genug hatten, um in dem Blute des Herrn und anderen Reliquien einen großen Schatz zu erkennen, und Aehnliches läßt sich von der Andacht und Liebe der nachfolgenden Geschlechter voraussetzen[1]. Es ist also recht wohl glaublich, daß sich auch außer dem heiligen Kreuze noch einige Leidensreliquien bis auf späte Zeiten und sogar bis auf unsere Tage erhalten haben. Die gleiche Richtschnur der Beurtheilung legen wir in unserer weitern Untersuchung noch öfter an. Die gegentheilige Voraussetzung wäre geradezu unwahrscheinlich und unnatürlich.

Es ist für die Beurtheilung der Gralsage von Bedeutung, wenn wir hier erkennen, wie die abendländische Phantasie auf den ersten Kreuzzügen durch Anschauung dieser und so mancher anderen Leidensreliquien, durch den Besuch der heiligen Orte und die Kenntnißnahme von den morgenländischen Ueberlieferungen angeregt werden konnte zu jener poetischen Verherrlichung des leidenden, in der Kirche geistig fortlebenden und in dem mystischen Kreuzopfer und Tode wirklich gegenwärtigen Heilandes und seiner Kirche, sowie auch zur poetischen Verherrlichung des Kreuzritterthums und des geistlichen Gottesstreites gegen die Feinde Christi und seiner Kirche, mit einem Worte — zur Gralsage. Gewiß nicht zufällig fällt die Entwicklung der Gralsage mit jenen Zügen in das Heilige Land der Zeit nach zusammen, und erscheinen in mehreren

[1] Der hl. Augustin legt (Gottesstaat XII. 8) Zeugniß dafür ab, daß selbst die Erde vom Grabe des Herrn zu seiner Zeit in Afrika als kostbarer Schatz in Ehren gehalten wurde.

Gralsdichtungen die Ritter so bestimmt in der Gestalt von Kreuzrittern, welche sich die Bekämpfung der Ungläubigen und die Ausbreitung des Reiches Christi zur Lebensaufgabe gestellt haben.

Viele Reliquien ferner, welche man aus Palästina in die Heimat brachte, erhielten die Erinnerung an die morgenländischen Heiligthümer, Ueberlieferungen und Verhältnisse stets lebendig. So könnte man es ohne weiteres für sehr wahrscheinlich erklären, daß schon vor jener Schenkung an Heinrich III. von England entweder wirklich eine ähnliche Reliquie vom Blute des Herrn nach dem Abendlande kam und der Gralsage ihren Grundstoff darbot, oder auch daß die Phantasie der wirklichen Uebertragung voraneilte und sich im Abendlande ein ähnliches Heiligthum wenigstens im Reiche der Dichtung schuf. In der That wissen wir aber, gemäß den Bollandisten zum 15. März, daß das sogenannte „heilige Blut", welches in der Kirche des hl. Basilius in Brügge verehrt wird, bereits im Jahre 1148 vom Eidam des Königs Balduin von Jerusalem überschickt wurde, und daß die Echtheit dieser Reliquie ihre volle Bestätigung gefunden hat, indem bis zum Jahre 1309 das Blut an jedem Freitage wunderbar flüssig wurde. Schon Karl der Große schenkte ein Onyxgefäß mit dem Blute Christi an das Kloster Reichenau, und so gab es ähnliche Reliquien mancherorts; vgl. Wolfg. Menzel, Christliche Symbolik I. 144, und unten Nr. 376. Näher auf die Gralsage deutet das Blut Christi, welches Nicodemus gewonnen haben sollte und die Mönche von Fécamp besaßen; s. Sepp, Leben Jesu V. 139.

373. Wenn man nun daran festhielt, daß Joseph von Arimathäa, wie es denn durchaus wahrscheinlich ist, das Blut des Herrn sammelte und längere Zeit in seinem Besitze hatte, so blieb er für die dichtende Phantasie der vor allen berech-

tigte Eigenthümer und berufene Begründer der Verehrung, welche dem Heiligthume gezollt wurde. So ließ man ihn denn auch mit ſeinem Schatze ins Abendland wandern und dort unter den erſten das Chriſtenthum verbreiten und dem Erlöſungsblute Chriſti die gebührende Ehre verſchaffen. In ſolcher Weiſe dürfte man gewiß von jener morgenländiſchen Ueberlieferung und den Blutreliquien im Abendlande zur Graldichtung hinüber in Gedanken eine Brücke ſchlagen, wenn ſich auch keine anderen Stützen vorfänden.

Allein es iſt auch ſehr gut beglaubigt, daß der hl. Joſeph von Arimathäa, wenn nicht im Leben, ſo doch nach ſeinem Tode, jene Wanderung in den Weſten wirklich gemacht habe. Zur Zeit Karls des Großen nämlich flüchtete ſich der Patriarch Fortunat von Jeruſalem in das zur Diöceſe Toul gehörige elſäſſiſche Kloſter Moyen-Moutier und übertrug dahin den heiligen Leib Joſephs von Arimathäa. Dieſe aus der Mitte des 13. Jahrhunderts ſtammende Nachricht wird auch von den Bollandiſten nicht beanſtandet. Andere Ueberreſte des Heiligen werden zu Rom und Bologna aufbewahrt.

Eine ſchwer zu widerlegende, wenn auch allerdings verdächtige Erzählung bei mehreren ſpäteren Schriftſtellern läßt Joſeph ſogar zu Lebzeiten mit Lazarus und Martha nach Marſeille kommen und zuerſt in Gallien, dann in England das Evangelium verkünden. Er wird dementſprechend weiter als Stifter der berühmten Kirche und Einſiedelei, ſpäter Abtei Glaſtonbury oder Glaſſenburg bezeichnet. Dieſe Stiftung reicht wirklich allem Anſchein nach in die früheſten Zeiten des Chriſtenthums hinauf; Joſeph von Arimathäa ſoll aber vom Apoſtel Petrus oder Philippus mit zwölf Gefährten entſandt und in England den ſpätern Biſchof Elvanus († um 198) im Glauben unterrichtet und dann das Einſiedlerleben in Glaſſenburg begründet haben. An dieſem Orte (auf der Inſel

Avalon) soll später Artus begraben worden sein, so daß sich hier die zweifelhafte Legende von Joseph mit der Sage von Artus, also Gral- und Artussage unmittelbar berühren.

374. Wie gesagt, ist über die Schicksale Josephs keinerlei geschichtliche Sicherheit zu gewinnen. Allein einmal geben sich doch die Nachrichten über seine Wanderungen in den Westen als historische Wahrheit und treten nicht von vornherein im Gewande der Dichtung auf. Sodann muß die zum Theil sicher unabhängig von der Gralsage und vor derselben entwickelte Legende in irgendwelchen Thatsachen ihre Begründung finden; man könnte aber zweifeln, ob die Uebertragung von Reliquien eine ausreichende Erklärung darbietet. Denn die Allgemeinheit der Verehrung des Heiligen in England und besonders in Glassenburg, wo er nächst der Mutter Gottes als der vorzüglichste Patron galt[1], deutet allerdings auf eine sehr nahe Beziehung desselben zu Großbritannien und gibt obiger Nachricht einen Stützpunkt. Ohnehin ist die sehr frühe Verbreitung des Christenthums in Gallien, Spanien und jenseits des Kanals unläugbar. Die hartnäckige Verfolgung der Juden trug ohne Zweifel dazu bei, auch solche in entfernte Gegenden zu führen, welche unter ruhigeren Verhältnissen wohl in der Heimat geblieben sein würden; sagt doch schon der hl. Lucas (Apostelg. 8, 1): „Es erhob sich eine grimmige Verfolgung gegen die Kirche in Jerusalem, und alle Gläubigen, bis auf die Apostel, zerstreuten sich in die Orte Judäas und Jerusalems", und erzählt noch besonders (12, 1 ff.) von der Gewaltthätigkeit, welche Herodes den Juden zulieb gegen die Christen in Anwendung brachte. Kam nun wenigstens etwas von dem Schatze Josephs, dem heiligen Blute, nach England? Eine gewisse geschichtliche

[1] Butler, Leben der Väter und Martyrer, 17. März.

Grundlage wird man jedenfalls jenen Sagen über die Wanderung Joſephs nach Gallien und England zuerkennen müſſen. Andererſeits fehlen unwiderſprechliche Beweiſe durchaus; die Bollandiſten neigen ſogar zu der Anſchauung, daß erſt die fabelhafte Geſchichte des Königs Artus die Legende von Joſeph ſo geſtaltet habe, wie ſie vorliegt, zumal da der älteſte und beſte Zeuge für deſſen apoſtoliſche Fahrten, nämlich Capgrave, ſich ausdrücklich auf die Artusſage beziehe. Und doch ſcheint auch wieder der umgekehrte Schluß, die Erzählung vom Nationalhelden Artus habe ſich an kirchliche Ueberlieferungen angelehnt, ebenſo berechtigt.

Aeltere fabelhafte Legenden gaben uns ſchon oben einen Ausgangspunkt für die Gralſage ab (Nr. 304. 309). Es mag hier nur noch beigefügt werden, was ſchon Gregor von Tours (6. Jahrh.) aus apokryphen Schriften über die Befreiung Joſephs aus dem Kerker erzählt (Geſch. I. 21):

„Auch Joſeph, welcher den Heiland, in Spezereien eingewickelt, in ſeinem Grabmale beiſetzte, wurde gefangen genommen und in eine Kammer eingeſchloſſen, und es bewachten ihn die Hohenprieſter perſönlich. Denn, gemäß den an Tiberius überſchickten Gesta Pilati, haßten ſie ihn grauſamer als den Herrn ſelber, ſo daß ſie für dieſen Soldaten als Wächter aufſtellten, dagegen perſönlich die Bewachung Joſephs übernahmen. Als aber der Herr auferſtand, und die Wächter durch eine Engelerſcheinung erſchreckt wurden, und man das Grab leer fand, in derſelben Nacht hoben ſich die Wände des Gefängniſſes, in welchem Joſeph verweilte, in die Höhe, er ſelbſt entwich unter dem Beiſtande eines Engels, und die Mauern kehrten in ihre vorige Lage zurück. Die Prieſter ſchalten aber die Wächter des Grabes und heiſchten von ihnen den Leib des Heilandes; allein es konnten ihnen nun dieſe mit der Antwort begegnen: Gebet ihr einmal Joſeph wieder

heraus, ſo ſtellen wir euch Chriſtus zurück! Aber es iſt uns wohl bewußt, daß weder ihr den Mann, der ſich um Gott verdient gemacht, noch wir den Sohn Gottes herauszugeben im Stande ſind."

375. Alle dieſe mehr oder weniger annehmbaren, neben der eigentlichen Graldichtung und vor derſelben auftretenden Erzählungen über Joſeph und das von ihm gerettete Kleinod laſſen nunmehr die Schöpfungen der poetiſchen Phantaſie im Lichte einer Tradition erſcheinen, welche darin gipfelt, daß ſie die Ausbreitung des Evangeliums mit einer Leidensreliquie und deren Hüter in Beziehung ſetzt, mit anderen Worten, dieſelbe in einer für die Poeſie ſehr geeigneten Form, in einem beſtimmten Einzelbilde und doch im reizenden Dunkel des Geheimniſſes vor Augen ſtellt. Die ritterliche Gralſage wird ſo der myſtiſche Inbegriff der Geſchichte der Kirche, wie die heilige Euchariſtie der myſtiſche Inbegriff des Glaubens und der Gnade der Kirche iſt. Durch die Kirchengeſchichte zieht ſich ja der Kampf für und gegen Chriſtus, ſeinen Glauben und die von ihm geſtiftete Heilsanſtalt; die Stärke der kämpfenden Gottesſtreiter, das Ziel der unbefriedigten Sucher und die Wonne der vollendeten Beſitzer iſt Chriſtus der Heiland ſelbſt, welcher ſeiner Kirche unausgeſetzt gegenwärtig bleibt. Das iſt eben auch der Inhalt der Gralſage, wie er mehr oder minder deutlich in allen Dichtungen zur Darſtellung kommt. Die Reiche des Böſen und des Guten ſtreiten um die Herrſchaft der Welt; der Zielpunkt beider iſt der Beſitz eines Kleinods, welches in die nächſte Verbindung mit dem Erlöſer und in den Stand vollkommener Glückſeligkeit verſetzt; jeder Menſch hat in dem Weg zum Grale den Pfad des Heiles zu erkennen. Die Wahrheit von der Erlöſung durch Chriſtus und von dem Geheimniſſe des immerwährenden Opfers und Sacramentes iſt alſo in der Gralſage zu einer

[illegible] werden [illegible]
[illegible] auf den [illegible]
[illegible] die [illegible]
hier die ganze W[illegible]
aus den Wander[illegible]
ihnen bewahrten [illegible]
daß das Christenth[illegible]
ganz und unverkü[illegible]
und sich hier das [illegible]
verjüngtem Maßsta[illegible]

376. Schon di[illegible]
noch die in den G[illegible]
an den hl. Longi[illegible]
sammlung des Blute[illegible]
zugeschrieben wird.
nahme, daß auch L[illegible]
Seite Christi öffnete [illegible]
Durchbohrten bekehrte,
bewahrte. Das setzt [illegible]
als Thatsache voraus.
wurde nämlich in dies[illegible]
ein [illegible]

ihren Gemahl Bonifatius infolge wiederholter himmlischer Mahnung eine Ausgrabung veranstaltet, bei welcher man den Leib des Heiligen und das heilige Blut entdeckte. Ein zweites Mal erhob dieselben Reliquien der deutsche Kaiser Karl IV.; von dem Leibe des Martyrers brachte er einige Theile nach Prag. Merkwürdigerweise wurden diese im Jahre 1644 in die Kreuzkapelle von Karlstein übertragen, die nach San Marte[1] eine Ausführung des im jüngern „Titurel" beschriebenen phantastischen Graltempels zu sein scheint. Jedenfalls dürfen wir das heilige Blut von Mantua, dessen Echtheit durch Wunder bestätigt worden ist, in entfernte Beziehung zur Gralsage setzen. Denn wenn schon durch das Vorhandensein dieser Reliquie ein Anhaltspunkt für die Graldichtung geboten wurde, so erinnert der vorausgesetzte Ursprung derselben an eben jene Scene auf Golgatha, in welcher auch Joseph von Arimathäa eine so hervorragende Rolle spielte.

Die Namen sind in einer solchen Legende ja ziemlich gleichgiltig; es ist aber sehr glaublich, daß sich bei der Auffammlung des Blutes Christi sowohl der bekehrte Soldat Longinus als Joseph und mehrere andere Personen betheiligten. Bei den Griechen findet sich eine andere alte Legende, welche das heilige Blut von einem frommen Gläubigen Jacobus sammeln, aufbewahren und verbergen läßt; von seinen Nachfolgern im Einsiedlerleben sei es dann wieder entdeckt worden und schließlich an den heiligen Eremiten Basipsabas gekommen. Nach Metaphrastes in Baronius' „Annalen" zum Jahre 34 hätten die Gottesmutter und die übrigen heiligen Frauen das aus der Seite Christi strömende Wasser und Blut aufgefangen; Maria habe alsdann dem Joseph das Schweißtuch überreicht und ihn zur Besorgung eines ehrenvollen Begräb-

[1] Wolfram von Eschenbach, II. Band S. 293.

nisses aufgefordert. In St. Maximin (Provence) wird neben den Reliquien der hl. Maria Magdalena ein Fläschchen mit blutgetränkter Erde von Golgatha verehrt, das die Heilige auf ihren Wanderungen stets mit sich führte, und in dem bis zum vorigen Jahrhundert bei gewissen Gelegenheiten das heilige Blut flüssig wurde.

Die näheren Umstände dieser Berichte sind sehr unsicher, da z. B. an einen Martertod des hl. Longinus in Mantua nicht zu denken ist, sondern höchstens an eine sehr frühe Uebertragung seiner Reliquien zu jener Stadt. Allein der Kern der Legenden, nämlich die Auffammlung und Bewahrung des kostbaren Blutes durch die Augenzeugen der Kreuzigung, bleibt sehr wahrscheinlich und kann vernünftigerweise nicht geläugnet werden.

377. Die Lanze, mit welcher im Evangelium der Soldat die Seite Christi durchstach, hat ihre eigene Geschichte. Bekannt ist, daß die Auffindung derselben im Jahre 1098 die Eroberung von Antiochia durch die Kreuzfahrer herbeiführte. In der Folge wurde sie ohne Zweifel dem ganzen Abendlande bekannt, noch ehe die Spitze dem hl. Ludwig von Frankreich zum Geschenke gemacht wurde. Wie hätte diese Reliquie nun nicht mit dem Blute, oder bestimmter, mit dem Herzblute des Herrn, wovon die Longinus- und Josephs-Legende berichtet, in die Graldichtung übergehen sollen? Uebrigens konnte dazu auch die erste Entdeckung der Lanze durch die Kaiserin Helena, die lange Aufbewahrung derselben in der Grabkirche zu Jerusalem, ja selbst der Bericht des Evangeliums genügen. Denn dem aufmerksamen Leser der Leidensgeschichte müssen sich die nachdrücklichen Worte des hl. Johannes tief einprägen: „Aber einer der Soldaten öffnete mit der Lanze seine Seite, und alsbald floß Wasser und Blut heraus; und der es gesehen, gibt Zeugniß davon, und sein Zeugniß ist

wahr, und er weiß, daß er die Wahrheit redet" (19, 34 f.). Auch die allgemein angenommene Bekehrung des Soldaten wies auf die Bedeutung des Lanzenstiches hin. Singt doch schon im vierten Jahrhundert der Dichter einer „Tragödie vom Leiden Christi", welche wohl mit Unrecht Gregor von Nazianz zugeschrieben wird, von der Heilung der Blindheit jenes Soldaten gleich nach dem Lanzenstiche. Die hier vielleicht nur von der geistigen Erleuchtung zu verstehende Heilung faßte man später allgemein als eine Wiederherstellung des durch Blindheit eines Auges oder durch Krankheit geschwächten Augenlichtes.

Sehr lehrreich für das Verständniß der Gralsage ist folgender auf die heilige Lanze bezüglicher Meßritus der griechischen Kirche. Man bedient sich bei der eucharistischen Feier eines lanzettförmigen Messers, um vor dem Opfer das geweihte Brod zu theilen und den zu consecrirenden Theil von dem übrigen zu trennen. Von diesem Messer sagt nun schon der 715 erwählte Patriarch Germanus von Constantinopel in seiner „Theorie": „An Stelle der Lanze, mit welcher Longinus Christum am Kreuze durchbohrte, dient diese Lanze." Da aber der Gral*dienst* eine poetische Darstellung des Meßopfers ist, so lag die Einführung der Lanze auch aus diesem symbolischen Grunde sehr nahe; es wäre demnach die Lanze in ähnlicher Weise wie der als Edelstein auftretende Discus vielleicht nicht ohne Einfluß der morgenländischen Liturgie in die Sage eingeführt worden (s. Nr. 299).

Schließlich sei zur Geschichte des hl. Longinus noch erwähnt, daß derselbe nach den zuverlässigsten Nachrichten in Kappadocien den Martertod erlitt, und daß er ursprünglich wohl einen andern Namen (etwa Cassius) führte, da erst die eben angeführte Stelle bei den Griechen und das dem hl. Augustin zugeschriebene „Manuale" bei den Lateinern des (vielleicht von

eröffnete, im Abendlande vielfc
geſchehen konnte, als nach V
Worte geſprochen zu haben
unſerm Gegenſtande fern.

378. Der hl. Nicodem
tungen nur als gleichgeſinnter
auch in der kirchlichen Ueberlie
als Longinus gefeiert worden.
Mitglied des Hohen Rathes
hatte auch den Muth, ſeinen A
riſäern in Schutz zu nehmen (
von den Juden aus dem Rath
bannt worden ſein. Das Anſe
der Steinigung; bei dieſem fan
kommen bis zu ſeinem Tode.
Gralſage tritt aber als muthm
Evangelium des Nicodemus, we
und ohne geſchichtlichen Werth
(Nr. 304) geſprochen. Nicoden
landes aufbewahrt und auf die
(oben Nr. 372, Ende).

Auch Veronika

Das andere Schweißtuch, in welches das Haupt des Herrn im Grabe eingehüllt war, erhält durch die Verwendung desselben in dem von uns übersetzten Romane (Nr. 106) eine etwas größere Bedeutung. Eben dieses erlangte aber zur Zeit der Kreuzzüge eine besondere Berühmtheit. Es soll ursprünglich in den Besitz eines bekehrten Juden und später in die Hände anderer Juden gekommen sein, bis es Ademar von Monteil, Bischof von Puy, 1098 zu Antiochien wiedergewann; ein Priester seines Gefolges aber brachte es 1117 nach Cadouin in Frankreich[1]. Dieses Ereigniß war sicherlich geeignet, die Phantasie der Graldichter anzuregen.

379. Eine besondere Erwähnung verdient noch die Tradition vom Gralgefäße. Zur Zeit Beda's des Ehrwürdigen zeigte man in Jerusalem den Abendmahlskelch, einen Silberbecher mit zwei Henkeln. Ja noch an verschiedenen anderen Orten wollte man einen solchen besitzen. In Constantinopel erbeuteten die Kreuzfahrer 1204 eine marmorne, mit Silber eingefaßte Schüssel, welche laut der Inschrift dem Heilande beim Abendmahle gedient hatte. Der berühmte catino sacro von Genua wurde wenigstens im 13. Jahrhundert gleichfalls mit der Abendmahlsschüssel identificirt; er war 1101 in Cäsarea erbeutet worden.

Nach allem scheint es, daß die Bekanntschaft des Abendlandes mit den heiligen Stätten und den zahlreichen im Orient aufbewahrten Reliquien, sowie mit den Ueberlieferungen der morgenländischen Kirchen, die Ausbildung der Gralsage bedeutend gefördert, wenn nicht geradezu veranlaßt hat. Das stärkste Zeugniß für einen ältern Ursprung derselben ist das des Helinandus (Nr. 280), wenn anders seine Zurückdatirung der berühmten Vision ins achte Jahrhundert über-

[1] S. Alcide Carles, Histoire du Saint Suaire.

haupt irgend einen Grund hat; merkwürdig wäre es ja freilich, wenn ein um 1200 ſchreibender Chroniſt eine derartige Erſcheinung in eine ſo gar frühe Zeit verſetzte, wofern dieſelbe jünger als der erſte Kreuzzug (1096—1099) wäre. Da nun in der ſehr alten Verehrung Joſephs in Glaſtonbury, in der frühen Sage von ſeinen Wanderungen und der Uebertragung ſeiner Reliquien (Nr. 373), ferner in der Reliquie vom heiligen Blute zu Mantua (Nr. 376) unter Benutzung anderer Legenden und anderweitiger Traditionen ein genügender Erklärungsgrund für die Gralſage gefunden werden mag, ſo wollen wir eine Entſtehung derſelben vor den Kreuzzügen um ſo weniger läugnen, weil der Bericht von einer Viſion raſcher abgewieſen als widerlegt werden kann. Mit größerer Sicherheit iſt die Verbindung der Ritterſage mit der Grallegende in die Zeit der Kreuzzüge zu ſetzen, wie auf der Hand liegt. Jedenfalls mußten die Anſchauung der Heiligthümer im Morgenlande, die Uebertragung derſelben ins Abendland, die neue Begeiſterung für religiöſe Stoffe, zumal wenn ſie mit dem Kreuze und dem Leiden des Herrn in naher Verbindung ſtanden, und zahlreiche andere Umſtände ſtark mitwirken, wenigſtens der Gralſuche die uns jetzt vorliegende Geſtalt zu geben. Wenn die Kreuzzüge dem Weſten ſo manche Dichtſtoffe zuführten, ſo müßte man es faſt unbegreiflich finden, wenn der begeiſterte Kampf für die Sache Chriſti und des Chriſtenthums nicht auch in irgend einer großen Kunſtſchöpfung poetiſche Geſtalt angenommen hätte.

380. Zur Vergleichung mit den erwähnten geſchichtlichen und ſagenhaften Berichten fügen wir hier die leider unvollſtändigen, zerſtreuten Ausſagen der begnadigten Auguſtinerin Anna Katharina Emmerich im Zuſammenhange bei, wie dieſelben aus den Aufzeichnungen des Dichters Clemens Brentano und aus dem Neudruck P. Schmögers C. S. R. bekannt geworden ſind. Man hat ja ſehr guten Grund, denſelben mehr als legendariſchen Werth beizulegen; auf

alle Fälle bilden sie eine willkommene Ergänzung der Sage vom heiligen Grale.

Joseph von Arimathäa war im Anfange der Lehrjahre des Herrn in Jerusalem ansässig geworden. Er war ein stiller, kluger und doch einfältiger Mann, der alles so hin that, was man sonst einen „halbsinnigen" Mann nennt. Er war unverheiratet und wohnte nicht weit von Johannes Marcus in einem kleinen Hause. Es waren aber Gewölbe und ummauerte Räume in der Nähe, worin sehr viele weiße Steine aus seinem Steinbruch lagen. Er handelte damit, arbeitete selbst allerlei aus diesen Steinen, oder ließ sie von Steinmetzen bearbeiten. Er war sehr gut freund mit Nicodemus, der gleichfalls manches in Stein arbeitete. Sie hatten allerlei Unternehmungen zusammen. Ich habe sie auch zusammen das Grab ausarbeiten sehen, worin nachher der heilige Leib des Herrn begraben ward. Nicodemus war ein Wittwer und hatte zwei Kinder. Joseph hatte keine Hauswirthschaft, er aß abwechselnd bei seinen Freunden, meistens bei Nicodemus. Beide empfingen die Taufe des Johannes und hielten es später mit Jesus und fanden sich häufig bei ihm ein. Nicodemus redete fast gar nicht in Jesu Gegenwart; er hielt sich zurück und hörte nur mit Verwunderung zu, während Joseph gerade heraus war und wohl manchmal fragte. Es war aber Nicodemus ein forschender, denkender Mann, der auf Jesum hoffte; er glaubte aber immer stillschweigend, derselbe werde Jerusalem in Besitz nehmen und das Reich der Juden herstellen. Er diente ihm und seiner Sache heimlich. Nach jener nächtlichen Belehrung durch Jesus gesellte sich am Morgen auch Joseph zu ihnen; da demüthigten sich nun beide vor ihm und erklärten, daß sie wohl erkenneten, wie er mehr als ein Mensch sei, und gelobten, ihm zu dienen treu bis ans Ende.

Der Abendmahlssaal gehörte Nicodemus, und es versammelten sich Jesus und seine Freunde öfter dort; an dem großen Gebäude, in dem er sich befand, hatte auch Joseph seinen Antheil. Es war dasselbe Haus, in welchem zu König Davids Zeiten dessen tapfere Helden und Heerführer in den Waffenkünsten sich geübt hatten; auch hatte vor Erbauung des Tempels einmal die Bundeslade eine Zeitlang hier gestanden. In einem unterirdischen Gewölbe desselben war der Prophet Malachias verborgen, als er die Prophezeiungen von dem heiligsten Sacramente und dem Opfer des Neuen Bundes schrieb. Der Speisesaal war ein längliches Viereck, mit einem niedrigen Säulengange umgeben. Er hatte durch die Absonderung eines

Vor- und Hinterraumes eine Aehnlichkeit mit dem Tempel, der eine Vorhalle, ein Heiliges und ein Allerheiligstes enthielt; es stand auch in der Mitte eine Art Altar. Der Saal diente auf Ostern als Festsaal der Ostergäste und war mit dem nöthigen Ostergeräthe versehen. Die Tafel hatte die Form eines Zirkelabschnittes; an der innern Seite des Halbkreises blieb eine freie Stelle zum Auftragen der Speisen.

381. Den Abendmahlskelch empfingen die Apostel von Veronika. Er war ein sehr wunderbares, geheimnißvolles Gefäß, das seit langer Zeit unter anderen alten, kostbaren Geräthen lag, deren Gebrauch und Ursprung ebenso vergessen worden, wie auch bei uns manches alterthümliche, heilige Kleinod durch die Schicksale der Zeit in Vergessenheit kommt. Der Kelch und alles dazu Gehörige, von Veronika gekauft, hatte schon öfter bei Festmahlzeiten Jesu gedient und kam seit dem Tage des letzten Abendmahles in den steten Besitz der heiligen Gemeinde Jesu Christi. Bei jener Gelegenheit stand der große Kelch auf einer Fläche, aus der man noch ein Täfelchen herausziehen konnte, und um denselben sechs kleine Becher; ein kleineres Gefäß befand sich noch im Kelche selber. Auf dem Kelche lag ein Tellerchen und über diesem ein gewölbter Deckel; in dem Fuße war ein Löffel verwahrt, den man herausnehmen konnte. Diese Gefäße, mit feinen Tüchlein bedeckt, standen unter einer Kappe, einem Schirme, woran oben ein Knopf war. Der große Kelch ist bei Jakob dem Kleineren in der Kirche zu Jerusalem geblieben und liegt noch jetzt irgendwo fest bewahrt und wird noch einmal wieder zu Tage kommen. Die kleineren Kelche gehörten Patriarchen; sie tranken das geheimnißvolle Getränk daraus, wenn sie den Segen empfingen und ertheilten. Der große Kelch war schon bei Abraham. Melchisedech brachte ihn aus dem Lande der Semiramis; er gebrauchte selben, da er Brod und Wein opferte, und überließ ihn Abraham. Der Kelch stand schon in der Arche; auch Moses besaß ihn. Er war wie gewachsen und wie von Natur gestaltet und nicht gehämmert; nur Jesus wußte, wovon er war. Zu der Arche hatten ihn drei Gestalten in langen, weißen Gewändern gebracht, wie die drei Männer, welche zu Abraham kamen. Sie trugen ihn aus einer Stadt, die in der Sintflut zu Grunde ging, zu Noe und sagten, da sei etwas Geheimnißvolles, das er mitnehmen solle, damit es in der Flut nicht verloren gehe. In dem Kelche lag ein Weizenkorn, groß wie ein Sonnenblumenkern, und ein Rebzweig. Noe steckte beides in einen gelben Apfel, den er in

den Kelch legte, auf dem kein Deckel war. Es mußte der Zweig herauswachsen.

Nach dem Abendmahle stellte man von dem heiligen Sacramente, nämlich etwas von dem kostbaren Blute im Kelche und consecrirtes Brod auf der Platte, in den Hinterraum, das Allerheiligste. Joseph und Nicodemus bewahrten nun das Heiligthum und den Saal in Abwesenheit der Apostel. Als Jesus am späten Abende vor Kaiphas auch deswegen angeklagt wurde, weil er das Osterlamm einen Tag zu früh gegessen habe, beschied man als Zeugen Joseph und Nicodemus, weil es in ihrem Hause stattgefunden hatte. Diese bewiesen aus Schriftrollen ein altes Recht der Galiläer, es mit dem Osterlamm also zu halten, und zogen sich dadurch den grimmigen Zorn der Pharisäer zu. In der Gerichtsversammlung am Morgen traten sie noch einmal für den Herrn auf und schieden dann aus dem Rathe aus, ohne je wieder zurückzukehren.

Nach Jesu Tode kamen sie überein, den heiligen Leib in dem Felsengrabe unweit des Calvarienberges beizusetzen. Während also Nicodemus Tücher und Spezereien zur Leichenbereitung ankaufen ging, kam Joseph zu Pilatus, den er sehr geängstigt und verwirrt fand, und bat ihn ganz offen und unerschrocken, er möge ihm erlauben, den Leib Jesu, des Königs der Juden, vom Kreuze abzunehmen; denn er wolle ihn in seinem Grabe beisetzen. Pilatus ward noch mehr erschüttert, da ein angesehener Mann so dringend bat, den Leib Jesu, den er so schmählich hatte kreuzigen lassen, ehren zu dürfen. Er wollte nun vielleicht seine Grausamkeit einigermaßen beschönigen, indem er dem Joseph von Arimathäa sogleich einen Befehl ausfertigte, daß er ihm den Leib des Königs der Juden schenke, und daß selber ihm daher zur Abnahme vom Kreuze und zur Beerdigung zu überlassen sei. Er freute sich, hierdurch den Hohenpriestern einen Possen zu spielen, welche Jesum gern mit beiden Mördern ehrlos eingescharrt gesehen hätten. Joseph verließ hierauf den Pilatus und ging zu Nicodemus, der ihn bei einer wohlgesinnten Frau erwartete. Nicodemus hatte viele Kräuter und Gewürze zur Einbalsamirung theils bei der Frau eingekauft, theils hatte diese ihm manche Spezerei, die sie nicht selbst besaß, wie auch mancherlei Tücher und Binden zur Leichenbereitung anderwärts gekauft. Joseph kaufte aber auch sonst noch ein sehr schönes, feines, baumwollenes Tuch, und Diener holten aus einem Schoppen neben dem Hause des Nicodemus Leitern, Hämmer, Bolzen, Wasserschläuche, Gefäße, Schwämme und alles Nöthige zu ihrem Vorhaben.

382. Auf Golgatha ſpielte inzwiſchen Caſſius, nachher Longinus genannt, die Rolle, welche ihm die Vorſehung zugedacht hatte. Er war Unterofficier des Hauptmanns Abenadar, ſpäter Teſiphon, und ein etwas voreiliger, dienſtdringlicher Menſch von 25 Jahren, deſſen ſich wichtig machende Geſchäftigkeit bei blöden, ſchielenden Augen unter ſeinen Untergebenen öfters Geſpötte erregte. Damals aber wurde er plötzlich durch die Gnade eines heiligen Eifers zum Erfüller einer Prophezeiung. Er ſprengte den Kreuzeshügel hinan, und zur Rechten von dem Leibe unſeres Heilandes haltend, faßte er die Lanze mit beiden Händen und ſtieß ſie mit ſolcher Heftigkeit in die hohle, geſpannte rechte Seite des heiligſten Leibes durch die Eingeweide und das Herz, daß ihre Spitze an der linken Bruſt eine kleine Wunde öffnete. Indem er dann die heilige Lanze mit Ungeſtüm zurückriß, ſtürzte aus der weiten Wunde der rechten Seite Jeſu ein reicher Strom von Blut und Waſſer nieder und überſtrömte ſein aufwärts gerichtetes Angeſicht mit Heil und Gnade. Er ſprang vom Pferde, fiel auf die Knie, ſchlug an ſeine Bruſt und bekannte Jeſum laut vor allen Anweſenden. Sogleich aber ergriff auch alle Anweſenden die ehrerbietigſte Rührung vor dem Blute des Erlöſers, das ſchäumend, mit Waſſer gemiſcht, ſich in einer Vertiefung des Felſenbodens unter dem Kreuze geſammelt hatte, und Caſſius, Maria, die heiligen Frauen und Johannes ſchöpften das Blut und Waſſer in Trinkſchalen, die ſie bei ſich hatten, und in Flaſchen und trockneten es mit Tüchern auf. Caſſius war wie verwandelt, er hatte ſein Geſicht voll wieder erhalten und war tief bewegt und gedemüthigt. Longinus predigte ſpäter als Diakon Chriſtum und führte immer von dieſem heiligen Blute mit ſich. Es war vertrocknet, und man fand davon in ſeinem Grabe in Italien. Es war aber die Lanze des Longinus wie zuſammengeſchoben und konnte durch Herausziehen dreimal verlängert werden; ſie hatte Knöpfe an den Abſätzen, die Spitze war oben aufgeſteckt. Er ſelbſt war bei Pilatus weder ganz Soldat, noch ganz Hofdiener, ſondern wie beides zugleich. Er ſprach gegen denſelben die Ueberzeugung aus, daß Jeſus der Sohn Gottes ſei. Pilatus behandelte ihn als Schwärmer, und als er bei ihm die Lanze hinſtellte, befahl dieſer aus Ekel und Aberglauben ihm, ſie vor die Thüre zu ſetzen. Bald hierauf ſprach Longinus mit Nicodemus, welcher ſich bei Pilatus um die Lanze bemühte und dieſelbe empfing. Er zerlegte ſie in ihre Theile, um ſie leichter bewahren zu können. Dieſelbe hat eine ganze Geſchichte.